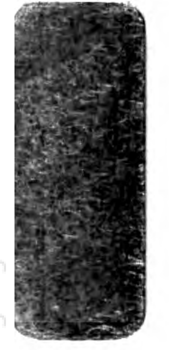



VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT

FÜR WISSENSCHAFT, KUNST UND TECHNIK

BEGRÜNDET VON FRIEDRICH ALTHOFF
HERAUSGEGEBEN VON MAX CORNICELIUS

BAND XIII · 1919

BG

VERLAG UND DRUCK B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN





INHALTSVERZEICHNIS.

I. Mitarbeiter.



II. Abhandlungen und Mitteilungen.



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

13. JAHRGANG HEFT 1 OKTOBER 1918

Friedrich Althoff.

Von P. Kehr.

Vor zehn Jahren starb Friedrich Althoff, der Begründer dieser Zeitschrift. Ich bin gerne der Aufforderung des verehrten Herausgebers nachgekommen, diesem Tag ein Wort der Erinnerung zu widmen. Denn ich war Althoff in herzlicher Verehrung und dankbarer Gesinnung zugetan und habe ihm die Treue auch über das Grab hinaus bewahrt, wie er auch mich immer seines väterlichen Wohlwollens und freundschaftlichen Vertrauens gewürdigt hat. Freilich in seine Geheimnisse bin ich nicht eingedrungen und ich verfüge nicht über die erforderlichen Kenntnisse, weder um die Summe seiner Wirksamkeit noch um alle Einzelheiten seiner Tätigkeit würdigen zu können. Er war mehr als 20 Jahre älter als ich; seine Anfänge fallen vor meine Zeit; ich trat ihm erst gegen das Ende seiner Amtsführung näher. Aber ich sah ihn, besonders während meiner römischen Zeit, jedes Jahr wenigstens einmal, sei es in Berlin oder in seinem geliebten Schierke, auch zweimal mehrere Tage in Rom, und er war dann gegen mich immer von jener herzlichen Güte, die ihm eigen war, wo er glaubte vertrauen zu können. Die Geschäfte waren meist schnell erledigt, und er gab sich dann ganz zwanglos: so habe ich wohl ab und zu einen Blick in das Wesen und die Eigenheiten des seltenen Mannes tun dürfen. Ich selbst — ich will es nicht leugnen — erwiderte sein Vertrauen nicht nur mit aufrichtiger Verehrung; ich empfand für ihn die stärkste Sympathie, und es war mir allezeit eine Freude, den Reiz dieser merkwürdigen Persönlichkeit auf mich wirken zu lassen.

Berufenere, vor allem Männer, die ihn aus seiner früheren Zeit genauer kannten, die seine Entwicklung, sein Aufsteigen zur Macht, seine Wirksamkeit unmittelbar haben verfolgen können, die ihm wohl auch menschlich näherstanden oder seine Mitarbeiter waren, haben bereits seine Persönlichkeit und seine Wirksamkeit geschildert: ich kann da natürlich nichts Neues und jedenfalls nichts Besseres sagen. Aber vorübergehen lassen möchte ich, der Zustimmung seiner alten Freunde, Verehrer und Mitarbeiter sicher, die Wiederkehr seines Todestages nicht, ohne ein Wort pietätvoller Erinnerung, selbst auf die Gefahr hin, den Bekannten nur Bekanntes zu wiederholen.

Althoff war eine durch und durch originale Persönlichkeit. Von seiner Art ist mir weder vorher noch nachher wieder ein Mensch begegnet. Schon äußerlich verriet sich die Originalität des Mannes. Welch ein merkwürdiger Kopf! Die große energisch geformte Stirn, die runden rötlichen Backen, der breite Mund, das starke Kinn, der wunderliche Seemannsbart und die kleinen

listigen und durchdringenden Augen in dem großen durchfurchten Antlitz, so harmonisch sie zusammenpaßten, waren unter keinen Typus zu bringen: so mag früher vielleicht ein alter Schiffskapitän ausgesehen haben oder ein westfälischer Hofschulze, aber nie ein hoher preußischer Beamter. Dazu die hohe, durchdringende, manchmal schrille Stimme: melodiös war sie freilich nicht, aber Ton und Klang blieben haften; sie gehörten wesentlich zu ihm, und wer von Althoff erzählte, versuchte auch seine Stimme und Redeweise wiederzugeben. Denn in seiner Art sich auszudrücken lag etwas ganz Besonderes, und ich möchte beinahe sagen: etwas Groteskes. „Mein lieber Freund", das war die übliche Anrede an alle, an die wirklichen Freunde wie an die Mitbürger niederen Ranges, auch an die Gegner und Neider. Dieser Kopf saß auf einer großen und mächtigen Gestalt, die sich nach ihrem eigenen etwas altfränkischen und derben Stil trug und bewegte. Alles in allem eine Erscheinung, die man nicht wieder vergaß.

Seine Art den Menschen zu begegnen war, besonders wenn es sich nicht um amtliche Geschäfte handelte, überaus freundlich, höflich und gewinnend, von unbefangener Herzlichkeit und zumal Damen gegenüber von einer jetzt altertümlichen Ritterlichkeit. Er war eine gastliche, heitere Natur; ein großer Verkehr war ihm trotz aller Geschäfte ein Bedürfnis; er hatte fast täglich Gäste, entweder in den von ihm bevorzugten Stammlokalen in Berlin, die in der akademischen Tradition weiterleben, oder am häuslichen Tisch, wo er zuweilen die Gattin mit ihnen überraschte. So anspruchslos er war, er liebte den Lebensgenuß und pokulierte gerne, ging auch selbst in die Läden, um allerlei Delikatessen einzukaufen, die er mit den Freunden verzehrte oder der Gattin nach Hause mitbrachte. Es war an und in ihm ein Behagen von ganz ursprünglicher Liebenswürdigkeit und von einer gewissen derben Anmut; er gab sich gerne ungezwungen und natürlich, so wie er war, ohne seinem Temperament und seiner Laune Schranken anzulegen. Aber dabei bewahrte er, bewußt oder unbewußt, doch immer seine geistige Überlegenheit, und brachte sie wohl plötzlich zur Geltung, und es mag manche gegeben haben, die in dieser Art sich zu geben etwas Herausforderndes sahen. Andere nannten sie eine Maske; sie meinten, von einem so hohen Beamten nur korrekte Zurückhaltung erwarten zu dürfen, und sie fanden sich gleich vom ersten Augenblick an verwirrt und verstimmt, während es doch nur die unbefangene Äußerung eines souveränen Geistes und eines warmen Herzens war. So war eben sein Temperament: lebhaft, schnell, fast stürmisch und von ganz ungemeiner Erregbarkeit. So gütig er im Grunde war, so schnell und so heftig ergriffen ihn Zorn und Unwille. Ich erinnere mich einmal einer für sein Temperament sehr charakteristischen Szene. Wir gingen, von seinem niedlichen Hündchen gefolgt, spazieren, das heiter kläffend einen Straßenjungen reizte, nach ihm zu schlagen. Diese rohe Tat riß Althoff zu einem schrecklichen Zornesausbruch hin; mit erhobenem Stock und laut scheltend lief er hinter dem fliehenden Verbrecher her, der sich eilig in Sicherheit brachte. Schließlich blieb Althoff atemlos stehen; der Feind war in die Flucht geschlagen, der Zorn verraucht; er trocknete den Schweiß vom Gesicht, und seine Züge nahmen wieder den früheren heiteren Ausdruck an:

da erinnerte mich seine Art an den unsterblichen Pickwick. Im amtlichen Verkehr war er beherrschter; aber auch da wird doch mancher von dem jähen Wechsel seiner Stimmungen zu erzählen wissen. Wie hätte es da anders sein können, als daß empfindliche Naturen davon oft sich verletzt fühlten; manche meinten gar, wie seine Freundlichkeit und Güte, so sei auch sein Zorn nur eine zum Gebrauch bei Verhandlungen nützliche Maske. Auf jeden Fall war der Verkehr mit ihm nicht leicht und bequem. Nur wer, wie seine Mitarbeiter und Freunde, seine Art und sein Wesen genauer kannte und schätzte, oder wer dieser eigenartigen Persönlichkeit mit verständnisvollem Humor begegnete, vermochte ihm gegenüber das eigene Gleichgewicht zu behaupten. Er selbst war mit einem göttlichen Humor begnadet, und alle Töne einer überlegenen Ironie standen ihm zu Gebote. Es war nicht angenehm, ihn zum Gegner zu haben. Aber er schonte sich selbst so wenig wie Minister und andere hochstehende Herren. Ich kann aus meiner Erinnerung eine für seine joviale und ironische Art sehr charakteristische Anekdote, die auch einen kleinen politischen Nebengeschmack hat, erzählen. Es war in Rom, wo Althoff einige Tage sich aufhielt und ihm nahegelegt wurde, dem Kardinalstaatssekretär seine Aufwartung zu machen, wozu er sich nur ungern entschloß. Als wir im Vorzimmer des Kardinals lange warten mußten und immer neue Besucher, Kardinäle und Bischöfe, Botschafter und Gesandte, die den Vortritt hatten, erschienen, worüber Stunde auf Stunde verrann, brummte Althoff, nachdem er sich durch ein Schläfchen gestärkt, es ginge hier ja zu gerade wie im Wartezimmer des preußischen Kultusministeriums, wo, wie männiglich bekannt, Althoff seine Besucher oft ungebührlich viele Stunden lang warten ließ; er benutzte, immer wiederholend, daß diese Methoden des Kultusministeriums sehr tadelnswert und ganz unzeitgemäß seien, die erste Gelegenheit, um den Rückzug ohne die ihm nicht willkommene Audienz anzutreten.

Der Grundzug seines Wesens aber war Güte und Wohlwollen, wenn er es auch liebte, diese Eigenschaften oft in wunderlichen Formen zum Ausdruck zu bringen oder zu verbergen. Er war vielen ein Wohltäter; besonders für Arme und Unglückliche, für die kleinen Leute aus dem Volke und für die unteren Beamten hatte er ein warmes Herz. Da half er, wo und wie er konnte, und scheute keine Mühe. Er war überhaupt da, wo er Sympathie empfand, von größter, fast zärtlicher Aufmerksamkeit. Er vergaß nie die Leibgerichte seiner Freunde und sorgte dafür, daß sie sie immer bekamen; einmal gab er mir eine große Tüte mit Berliner Pfannkuchen auf die Fahrt nach Rom mit. Er spielte gerne Großen und Kleinen gegenüber den Nikolaus, der für alle etwas in der Tasche hatte; es war ihm ein Bedürfnis, Gutes zu tun und Aufmerksamkeiten zu erweisen, immer aber in seinem besonderen Stil und mit einer gewissen halb graziösen, halb ungeschickten Umständlichkeit.

Er war bei allem, was er dachte und tat, mit seinem Herzen dabei, vielleicht allzusehr. Er hatte das merkwürdige Bedürfnis, mit jedem Menschen, mit dem er in Beziehung trat, sich menschlich auseinanderzusetzen und ein persönliches Verhältnis zu ihm zu gewinnen; es genügte ihm nicht, ihn kennenzulernen, lediglich um ihn für die ihm zugedachte Aufgabe richtig einzuschätzen. Dazu hätte seine

große Intelligenz vollauf ausgereicht. Aber sein Herz, ich möchte sagen: eine Art Neugier seines Herzens, führte ihn leicht über die Grenzen hinaus, die die Konvention gesteckt hat. Er kümmerte sich um alles, was die Menschen, mit denen er zu tun hatte, betraf, um ihre Familienverhältnisse wie um ihre persönlichen Angelegenheiten; er nahm an allem Anteil. Er wollte mich durchaus verheiraten und erörterte dieses wichtige Thema oft ernsthaft und nachdrücklich. Das war natürlich nicht nach jedermanns Geschmack. Auch lag in dieser sehr persönlichen Auffassung seiner Beziehungen zu den Menschen, mit denen er amtlich zu verkehren und zu verhandeln hatte, ein Moment der Unruhe und der Unsicherheit, denn sie konnte nach der Art der Menschen nicht stabil bleiben; sie war Stimmungen, Einwirkungen und Gegenwirkungen und damit Veränderungen ausgesetzt. Es sind daraus manche Irrungen und Mißverständnisse ihm und andern erwachsen. Denn es gab viele, die das Irrationelle eines solchen Verhältnisses lebhaft empfanden und sich gerade wegen dieser starken persönlichen Note zu ihm in Opposition stellten. Er seinerseits schalt sie dann undankbar, während sie sich ihm gar nicht verpflichtet fühlten, da sie ihre Beziehungen zu ihm ganz korrekt nur als rein amtliche ansahen. Ich rühmte ihm einmal einen Gelehrten, aber er wollte von ihm durchaus nichts wissen; er sei auch einer von denen, für die er sich eingesetzt habe und die ihm dafür keinen Dank wüßten; nur nach langem Einreden ließ er sich überzeugen, aber er kam immer wieder darauf zurück. So nachhaltig wirkten in ihm die gemütlichen Erfahrungen und so stark waren Herz und Temperament bei allem beteiligt, was er tat.

Man hat ihm nachgesagt, er sei ein großer Menschenverächter gewesen. Ich habe niemals von ihm eine Äußerung vernommen, die diese Anklage rechtfertige. Im Gegenteil, sein ganzes Wesen war voll Menschenliebe; er war alles andere denn ein Misanthrop. Gewiß, er kannte die Menschen und rechnete mit ihren Vorzügen und Schwächen, aber um sie nach Art eines Menschenverächters zu gebrauchen, dazu fehlte ihm die Kälte des Herzens und die Härte des Verstandes; er irrte viel öfter, indem er sie überschätzte. Jener Eindruck rührt wohl daher, daß Althoff über eine Personalkenntnis verfügte wie kein anderer: er kannte alle und wußte von allen; er besaß dadurch eine große Überlegenheit. Ferner daher, daß das starke Hervortreten seiner persönlichen Auffassung und seiner gemütlichen Beziehungen in der Behandlung der Menschen und Dinge vielfach auch schädlich gewirkt, ihm selbst oft Verdruß und Mißverständnisse, andern aber Enttäuschungen und schwere Verstimmungen eingebracht hat. Indem er die Universitäten nicht allein mittels der bureaukratischen Instanzen regierte, sondern mehr noch durch seine persönlichen Beziehungen, indem er die persönliche Rücksprache am liebsten in ungezwungener Form bei einem Glase Wein der amtlichen Korrespondenz vorzog, drang er zwar in die Dinge und Menschen viel tiefer ein, verletzte aber dabei oft die überlieferten Formen und die Interessen anderer, und schuf so sich und den Beteiligten ebenso viele Hemmnisse und Schwierigkeiten. Dieses System ließ sich überhaupt nicht gleichmäßig durchführen: so wurden die einen bevorzugt, die anderen zurückgesetzt. Gewiß gegen seine Absicht; aber es lag nun einmal in der Konsequenz dieser Methode. Denn

wenn er auch unermüdlich alle zu persönlicher Aussprache und Kenntnisnahme berief, es waren ihrer doch zu viele; der Bescheidene hielt sich zurück, der Strebsame drängte sich heran; und wie hätte Althoff, selbst beim besten Willen, jedem immer gerecht werden können? Er selbst unterlag unvermeidlich der Stimmung und dem Eindruck des Augenblickes; er versprach dann gelegentlich wohl mehr, als er hernach durchsetzen konnte; er erweckte schon durch seine impulsive Art Hoffnungen, die sich nicht erfüllen ließen; er lehnte wohl auch, gereizt durch ein falsches Wort oder durch ein Mißverständnis geärgert, vorschnell das Gute ab. Er hatte in dieser persönlichen Art etwas von Bismarck.

Mit seiner Güte verband sich eine außerordentliche Energie und Willenskraft, die sich, wenn es nottat, bis zu rücksichtsloser Kampflust steigern konnte. Er ergriff die Dinge gleichsam mit einem eisernen Griff und ließ sie nicht wieder los. Nichts reizte ihn mehr als Widerstände zu überwinden; er setzte sich dann mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit ein. Er hatte eine, wenn es nicht anders ging, fast gewalttätige Art zu überreden und zu überzeugen. Er selbst war ein völlig furchtloser Mann. Wenn er nachgab, so war es nur scheinbar, und die kannten ihn schlecht, die ihn darum einen Opportunisten nannten. Es konnte manchmal so scheinen; er schien sich leicht anzupassen, aber das waren nur Fechterkunststücke: an dem, was er für recht und richtig erkannt hatte, hielt er fest. Er war im Kampfe um die Macht in allen Sätteln gerecht, sei es, daß er von langer Hand her operierte, sei es, daß er ungestüm auf das Ziel losging. Das ging dann nicht ohne Püffe und Stöße ab; ihm aber war es doch immer nur um die Sache zu tun, mochten auch die davon Betroffenen über Brutalität klagen. Denn irgendwelche persönlichen Vorteile zu erreichen, lag ihm völlig fern; es hat nie einen uneigennützigeren Menschen gegeben.

So groß wie seine Güte und seine Willenskraft, so groß war sein Verstand. Er war einer der klügsten und kenntnisreichsten Menschen. Eine unermüdliche Arbeitskraft, gestützt durch ein außerordentliches Gedächtnis, ist ihm bis in seine letzten Tage treu geblieben. Wenn einmal seine Korrespondenz und seine Denkschriften zugänglich sein werden, dann erst wird man sich eine zutreffende Vorstellung von der geistigen Leistung machen können, die der Inhalt dieses arbeitsreichen Lebens gewesen ist. Er lebte ganz in der Arbeit; sie begleitete ihn überall hin, in die Sommerfrische und auf Reisen. Es gab für ihn keine Zerstreuung. Er war immer im Dienst. Er kannte da keine Schonung gegen sich. Aber auch nicht gegen seine Mitarbeiter und Gehilfen. Er arbeitete schnell, aber zugleich mit größter Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Immer wieder erwog er, prüfte er, verwarf er seine ersten Entwürfe. So war er auch in der Diskussion. Er hatte, meine ich, eine Art laut zu denken, indem er dem Zuhörer seine Ansichten und Absichten wie ein fertiges Projekt entwickelte, bis er an den kritischen Punkt gelangte, der ihm den Garaus machte. Dann entwickelte er wohl seine Ideen in gerade entgegengesetzter Richtung. Was Wunder, wenn manche davon den Eindruck von Unstetigkeit und Unsicherheit gehabt, zuweilen auch persönliche Enttäuschung empfunden haben; insbesondere exakten Bureaukraten muß diese Art, die doch nur seine höchst gewis-



senhafte Methode war, fatal gewesen sein. Dabei besaß er eine seltene geistige Kraft der Aufnahme und der Ausdehnung. Während die Mehrzahl der geistigen Arbeiter, zumal in höheren Jahren, sich zu einer vorsichtigen Ökonomie gezwungen sieht, indem sie ihre Kraft auf ein begrenztes Gebiet konzentrieren müssen — denn nur so vermögen sie Meister ihres Faches zu bleiben und sich zu behaupten —, griff Althoff immer weiter aus, zog er immer neue Gegenstände in den Kreis seiner Tätigkeit. Er war in der Arbeit nicht nur unermüdlich, er war darin geradezu unersättlich. Die Leitung der Universitäten, die nicht nur eine allgemeine Orientierung über die gesamten Wissenschaften verlangt, sondern auch eine Fülle eingehender Spezialkenntnisse, genügte ihm bald nicht mehr; er ergriff sogleich alle Probleme der gesamten Unterrichtsverwaltung und meisterte sie bald alle. Er war mit den Aufgaben und den Personalien der Technischen Hochschulen ebenso vertraut wie mit denen der Universitäten; er packte die große Schulreform an, als sei sie ihm von Anfang an vertraut gewesen; die Probleme der Wissenschaft, der Technik, der Bibliotheken, der Museen, sie alle und ihre Anwendung in der Praxis beschäftigten ihn unablässig und fanden in ihm ihren Meister. Selbst seine große Intelligenz hätte dazu nicht ausgereicht, wäre ihm nicht eine ebenso starke Phantasie zu Hilfe gekommen. Sie ergänzte fortwährend seine Gedanken und Überlegungen und führte sie in weite Fernen. Sie ist wohl auch die Ursache davon gewesen, daß er mit seiner Zeit nie auskam. Er hatte immer so viel vor, daß er nie zu der bestimmten Zeit da war und einer der unpünktlichsten Menschen gewesen ist. Es war gar nichts Besonderes, daß er zum Frühstück, zu dem er mich auf 1 Uhr eingeladen hatte, erst abends um 7 Uhr kam. Sein Wartezimmer hallte von dem Groll und den Verwünschungen der stundenlang vergeblich Harrenden. Mag die Praxis ihn gelehrt haben, daß die durch langes Warten Erschöpften zu schwierigen Verhandlungen brauchbarer sind; ich glaube doch nicht, daß es immer Absicht war. In dem großen Kreise seiner Beziehungen, in der Fülle seiner Einfälle, in dem Reichtum seiner Gedanken wurde er auf seinem täglichen Wege fortwährend aufgehalten. So groß aber war seine Phantasie, daß, wenn man ihn im vertraulichen Gespräch über die Probleme der Zukunft sich ergehen hörte, man ihn für einen reinen Phantasten halten konnte. Ich erinnere mich eines Gesprächs mit ihm über die Luftschiffahrt; es war, irre ich nicht, bald nach Lilienthals Tode. Da sah er bereits den Himmel voll von Luftschiffen, Kampfgeschwadern und Flugposten; was wir heute staunend als Wirklichkeit erleben, sah er bereits wie eine Vision. Ganz erstaunlich war diese Einbildungskraft und die Schlagfertigkeit seines Geistes, mit der er eine Anregung sofort in ein Projekt umsetzte. Ich erzählte ihm einmal von gewissen Fortschritten in der Technik des italienischen Kriegsschiffbaues; sofort wollte er Näheres wissen und er dachte sogleich an die Errichtung einer neuen Professur für dieses Fach an einer Technischen Hochschule. Man sagt, daß er in seinem geistigen Habitus am meisten dem früheren Finanzminister Miquel ähnlich gewesen sei. Jedenfalls hatte er mit diesem das Interesse an allen öffentlichen Fragen gemein; es gab keine Frage des öffentlichen und sozialen Lebens, mit der er sich nicht befaßt hätte; vorzüglich die

Probleme der allgemeinen Staatsverwaltung und der Selbstverwaltung zogen ihn an. Es würde zu weit führen, auf alles hier einzugehen; ich fühle mich auch der Aufgabe nicht gewachsen. Ich will nur bei seiner Stellung zur Wissenschaft und zu den Gelehrten mit einigen Bemerkungen verweilen.

Althoff hatte vor der Wissenschaft einen heiligen Respekt und er empfand vor den Größen der Wissenschaft, mochte er sich auch zu ihnen im Gegensatz befinden und ihre Schwächen genau kennen, die größte und aufrichtigste Verehrung. Sein persönliches Verhältnis zu Virchow, Mommsen, Schmoller, Harnack ist bekannt. Er suchte ihren Verkehr und ihren Rat. Er fühlte sich doch am wohlsten bei seinen Professoren. Allerdings vor den akademischen Institutionen, den Akademien, den gelehrten Gesellschaften, den Fakultäten, hatte er nur eine sehr bedingte Achtung; er dachte, fürchte ich, von ihnen zu gering. Er schätzte die Tradition und die überlieferten Formen nicht hoch ein, er sah in ihnen leicht etwas Verknöchertes und Veraltetes. Er hat zwar an der Reform dieser Einrichtungen tätig mitgewirkt, aber er versprach sich im Grunde davon nicht viel. Seine Teilnahme galt doch mehr den Menschen und den einzelnen Gelehrten oder neuen Schöpfungen, wo sich seine Initiative freier ergehen konnte. Die größte Freude war ihm vielmehr die Förderung junger Talente, die Entdeckung frischer Kräfte, die Unterstützung neuer Unternehmungen, die Einrichtung neuer Institute. Seine große organisatorische Kraft fand hier das fruchtbarste Feld. Er freute sich jeder neuen Entdeckung, jeder neuen Erfindung; jede Initiative fand bei ihm Verständnis und Förderung. Er war darin ein großartiger Optimist; kein Mißerfolg und keine Enttäuschung vermochten seinen Glauben zu erschüttern. Und in der Tat, sein Name ist mit allen großen Fortschritten auf dem Gebiete der Wissenschaft während der letzten dreißig Jahre verbunden. Es würde ihm die größte Genugtuung gewesen sein, hätte er noch die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften erlebt.

Es war mir immer von besonderem Interesse zu beobachten, wie er sich zu den verschiedenen Wissenschaften verhielt. Aus der Geschichte machte er sich nicht viel; wir Historiker erfreuten uns bei ihm keiner übergroßen Schätzung. Er hat mit mir über vieles gesprochen, aber eines Gespräches über historische Dinge entsinne ich mich nicht. Die Philologen standen schon höher im Kurs; ich denke wegen der größeren Bedeutung der Philologie für die Schule. Auch die Rechtswissenschaft sah er, wenn ich nicht irre, weniger mit den Augen des zünftigen Juristen und ehemaligen Professors in einer juristischen Fakultät an als mit denen des praktischen Staatsmannes. Sein Hauptinteresse galt der Medizin und den Naturwissenschaften. Er war da ganz der Mann der Realität, der Bekenner des Positiven; er erkannte ihre Bedeutung für Staat und Volk; er sah die Rolle voraus, die ihnen im 20. Jahrhundert zufallen sollte. Indem er sie in besonderer Weise förderte, hat er ein nicht geringes Verdienst daran, daß Deutschland in dem Weltkrieg, den zu führen es jetzt gezwungen ist, sich behauptet. Darin zeigte er seine staatsmännischen Fähigkeiten. Denn überaus stark waren in ihm das Staatsgefühl, das preußische Bewußtsein, seine Anhänglichkeit an Staat und Krone. Er war ein großer Patriot. Aber so wenig er Bureaukrat war, so wenig

war er Parteimann. Ich habe von ihm niemals eine Bemerkung darüber gehört, zu welcher Partei er sich rechne. Auch in kirchlichen Dingen war er ganz vorurteilsfrei. Wenn er sogar auch auf diesem Gebiete angegriffen worden ist, so ist das ganz zu Unrecht geschehen.

So lebt in meiner Erinnerung das Bild des Mannes, der fast dreißig Jahre lang auf das geistige Leben Preußens einen großen Einfluß ausgeübt hat und an seinem Teil einer der Baumeister an der deutschen Macht gewesen ist. Zuerst hat er als vortragender Rat und Personalreferent für die Universitäten im preußischen Kultusministerium eine Wirksamkeit ausgeübt, deren Umfang mit jedem Jahre wuchs. Nur wer weiß, welches Maß von Verantwortung an diesem Amte haftet, wieviel auf dem Charakter, die Ziele und die Methoden des Mannes ankommt, dem Wohl und Wehe der preußischen Universitäten und damit der deutschen Wissenschaft anvertraut ist, und nur wer zugleich weiß, mit welchen Schwierigkeiten und Reibungen gerade diese Tätigkeit verbunden ist, vermag die Verdienste Althoffs richtig zu würdigen. Als er dann Ministerialdirektor wurde und die Abteilungen für Kunst und Wissenschaft, Universitäten und höhere Lehranstalten unter seiner Leitung vereinigte, erhob sich seine Wirksamkeit sogleich weit über die Grenzen seines Ressorts hinaus, und er erlangte eine persönliche Stellung und einen Einfluß, wie ihn wohl kaum je ein Ministerialdirektor vor ihm innegehabt und ausgeübt hat.

So eigenartig seine Persönlichkeit, so eigenartig war seine Stellung.

Althoffs Persönlichkeit und seine Wirksamkeit sind zu seinen Lebzeiten heftig umstritten worden; er selbst ist Gegenstand schwerster Angriffe gewesen. Unzweifelhaft hat er sich viele Blößen gegeben und sich zumal in persönlichen Dingen hier und da arg vergriffen. Aber nach seinem Tode hat das Urteil über ihn sich geklärt. Die ungewöhnlichen Züge dieser originellen Persönlichkeit und seine großen Leistungen sind heute deutlicher erkennbar als zu seinen Lebzeiten, da er noch inmitten des Kampfes stand. Wie man auch über Einzelheiten denken mag, es wird doch nicht viele geben, die sich nicht freuten, daß Althoffs Erbe in guter Hut ist. Den Schatz seiner Erinnerungen hütet in pietätvoller Sorge seine Witwe, mit der er in glücklichster Ehe vereint war; sie war seine Vertraute und Teilhaberin seiner Sorgen und Gedanken: sie ist es auch nach seinem Tode geblieben. Sein vertrautester Mitarbeiter aber, Friedrich Schmidt, ist jetzt Chef eben des Ministeriums, in dem Althoff einst wirkte. Es sind gerade dreißig Jahre vergangen, seit der jetzige Minister in das Kultusministerium als Hilfsarbeiter eintrat: es sind eben die Jahre, die man, wer immer die Minister waren, ohne ihre Verdienste zu mindern, doch in gewissem Sinne als die Periode Althoffs bezeichnen kann.

Barlose Zahlungen im römischen Ägypten.

Von Friedrich Preisigke.

Die Kunst, durch buchmäßiges Hin- und Herschieben von Schuld und Forderung bei einem Bankhalter den geschäftlichen Zahlungsverkehr abzuwickeln, war dem griechischen und römischen Altertume nicht fremd. Diese Kreditform war freilich im alten Griechenlande dürftig entwickelt und scheint den Bezirk der einzelnen Stadt nicht überschritten zu haben[1]; ob sie später in den hellenistischen Reichen an Bedeutung gewann, läßt sich nicht ermitteln. Über den barlosen Zahlungsverkehr im alten Rom besitzen wir aus dem zweiten und ersten Jahrhundert vor Chr. mancherlei Zeugnisse[2], besonders bei Cicero, doch können wir über seine Ausdehnung in der breiten Masse des Volkes gleichwohl kein ausreichendes Bild gewinnen, auch bieten uns die Zeugnisse nur die allgemeinsten Umrisse des technischen Verfahrens.[3] Nicht anders liegen die Verhältnisse in der Kaiserzeit; hier beschränken sich die vorhandenen Quellen, namentlich die Digestenstellen, fast ausschließlich auf rechtsverbindliche Fragen der Bankbuchführung.

Anders in Ägypten. Hier geben die in großer Zahl gefundenen Papyri reichen Aufschluß, wenn auch die Zufälligkeit der Funde es mit sich bringt, daß wir noch nicht überall erschöpfend urteilen können. Am ergiebigsten sind die Papyri aus römischer Zeit; die voraufgehende Zeit der Ptolemäerherrschaft liefert für unsere Frage nur wenig Stoff, wohl eine Folge jener Zufälligkeit.

Alle Umstände deuten darauf hin, daß der barlose Zahlungsverkehr in Ägypten nicht das Erzeugnis mühevollen menschlichen Nachdenkens ist, sondern ein wirtschaftliches Hilfsmittel, das sich dem Staate und dem Volke mit derselben Notwendigkeit von selber aufdrängte, wie dem Bauer der Pflug. Freilich gilt das Gesagte nicht von barlosen Geldzahlungen, sondern von barlosen Kornzahlungen, also von Zahlungen, bei denen Korn an Geldes Statt in Zahlung gegeben und buchmäßig an dritter Stelle dem Zahlungsempfänger gutgeschrieben wird; aber der barlose Kornzahlungsverkehr war der Vorläufer und das Urbild des barlosen Geldzahlungsverkehrs.

Der Nil mit seiner jährlich wiederkehrenden Überschwemmung schafft den denkbar besten Ackerboden, und dieser Boden in Verbindung mit dem Klima bot gerade für den Kornbau die günstigsten Bedingungen. So war Ägypten von jeher das Kornland, wo das Korn weit über den eigenen Bedarf hinaus wuchs. Der Überschuß wurde ins Ausland ausgeführt und bildete die vornehmste Quelle des ägyptischen Reichtums. Nun war der gesamte Boden Ägyptens, wie die vorchristlichen Papyri erkennen lassen, Eigentum des Ptolemäerkönigs, dessen Person allein den Staat darstellt. Zwar stattete der König verdiente Männer, vor allem auch die in Reserve gestellten Soldaten, mit Lehenland aus (γῆ ἐν δωρεᾷ, γῆ κληρουχική), auch besaßen die Götter solche Lehen (γῆ ἱερά), aber der König blieb doch Obereigentümer aller dieser Lehenarten.[4]

1) Rietzler, Über Finanzen und Monopole im alten Griechenland S. 65.

2) Vgl. Moritz Voigt, Über die Bankiers, die Buchführung und die Litteralobligation der alten Römer S. 526 (Nr. VII des Bandes X der Abh. d. philos.-hist. Klasse d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wissensch., Leipzig 1888).

3) Moritz Voigt a. a. O. S. 529 ff.

4) Vgl. Wilcken, Grundzüge S. 270 ff.

Was nicht Lehenland war, hieß Königsland (γῆ βασιλικῆ). An diesem Zustande änderten auch die Römer nicht viel. Zwar bildete sich jetzt das sogenannte Privatland (γῆ ἰδιόκτητος) heraus, doch blieb auch hier der Staat Obereigentümer, so daß das Privatland dem Lehenlande zuzuzählen ist.[5]) In welchem Umfange diese beiden, den gesamten Ackerboden umspannenden Hauptgruppen — Königsland und Lehenland — zueinander standen, ist nicht sicher zu erkennen, doch wird das Königsland den größeren Teil ausgemacht haben.

Daß die Ptolemäer und nach ihnen die Römer die Bildung reinen Privatlandes nicht gestatteten, geschah zunächst aus politischer und wirtschaftlicher Klugheit. Reiner Privatbesitz am Ackerboden hätte den Großgrundbesitzerstand geschaffen, mit dem als Macht im Staate politisch hätte gerechnet werden müssen; in wirtschaftlicher Hinsicht hatte der Staat freiere Hand, wenn er durchweg nur Königsland und Lehenland vor sich sah. Dazu kam aber als Hauptsache, daß die natürliche Beschaffenheit des Niltales den Staat dazu zwang, die gesamte Ackerfläche des Landes nach einheitlichen Grundsätzen als Selbsteigentümer zu verwalten. Die jährlichen Überschwemmungen verwischen die Ackergrenzen, waschen die Grenzsteine hinweg, schaffen bald weite Lachen, wo vorher Ackerland war, oder häufen Ackerboden an, wo vorher Unland war. Da mußte alljährlich der gesamte Ackerboden nach einheitlichen Gesichtspunkten neu vermessen werden; eingesprengter Privatbesitz wäre da störend im Wege gewesen, und störrische Sinnesart der Eigentümer hätte vielfach hemmend gewirkt. Dazu kam, daß der höher gelegene, von der Überschwemmung nicht unmittelbar erreichte Ackerboden durch ein weitverzweigtes Kanalnetz künstlich gespeist werden mußte; die wichtige Faijumprovinz empfing ihr Wasser durch einen weit oberhalb vom Nil abgezweigten Kanal. Die Herstellung, Unterhaltung und Bedienung eines derartigen, über das Gebiet des einzelnen Gaues überall hinausgreifenden Kanalnetzes verlangt eine einheitliche Verwaltung, reiner Privatbesitz hätte auch hier hemmend im Wege gestanden, weil die Kanäle mit ihren zahlreichen Nebenarmen, Haupt- und Nebenschleusen überall das Privatland durchstoßen hätten. Bei Umlegung oder sonstigem Umbau eines Kanales hätte jedesmal mit dem Eigentümer erst verhandelt werden müssen, die Berücksichtigung der Privatwünsche hätte nicht immer dem großzügigen Plane der Allgemeinwirtschaft entsprochen. Erst in der byzantinischen Zeit, als die Staatskraft erlahmte, bildete sich reines Privateigentum, das mit der zunehmenden Schwäche der Regierung immer mehr anwuchs und schließlich die Latifundien der Großherren zur Folge hatte. Damit Hand in Hand ging aber eine Vernachlässigung des Kanalsystems, die Äcker versandeten, die wirtschaftliche Kraft des Landes erlahmte, und dem politischen Tiefstande entsprach ein wirtschaftlicher Tiefstand ohnegleichen.

Dem gesunden Staate als Selbsteigentümer des gesamten Ackerbodens erwuchs die Pflicht, für gesunde Bewirtschaftung dieses Ackerbodens zu sorgen. Für das Lehenland war die Bewirtschaftung in die Hände der Lehenleute gelegt, für die Bewirtschaftung des übrigen Landes, des Königslandes, boten sich drei Wege: Selbstbewirtschaftung durch Staatsbeamte, Verpachtung an Geldmänner und Verpachtung an Kleinpächter. Den ersten Weg beschritt der Staat nicht, denn hier wäre ein weitverzweigtes Beamtenheer

5) Preisigke, Klio XII S. 449 f.

nötig gewesen; der Beamte ist bei Ausnutzung des einzelnen Ackers nicht genügend persönlich interessiert, auch wäre gar viel vom Ertrage in den Taschen der Beamten hängen geblieben. Die Verpachtung an Geldmänner wäre das einfachste gewesen, auch hätten die in der griechischen und römischen Welt bekannten Steuerpachtgesellschaften hierfür das Vorbild geben können, zumal die Ptolemäer selber von Anfang an die Geldsteuererhebung an solche Steuerpächter vergaben[6]); aber man beschritt auch diesen Weg nicht, offenbar aus demselben Grunde, weshalb man Privateigentum am Ackerboden nicht zuließ: der Staat wollte die Bildung politisch und wirtschaftlich einflußreicher Kreise, die aus dem Ackerboden ihre Kraft zogen, verhindern, denn der Ackerboden, wie er nun einmal als unbeschränktes Eigentum des Staates dalag, war als Staatsschatz und als politisches Machtmittel von der größten Bedeutung. So wurde also das große Königsland durchweg an lauter Kleinpächter, die sogenannten Königspächter (βασιλικοὶ γεωργοί), verpachtet[7]), die fast immer Selbstbewirtschafter waren.

Nachdem die Verwaltungsform festgelegt war, kam es für den Staat darauf an, den ergiebigsten Nutzen aus dem Ackerboden zu ziehen. Der Lehenmann zahlte Lehenzins, der Königspächter Pachtzins. Beides nennt man öfter, doch nicht ganz zutreffend, Grundsteuern. Sollten nunmehr — und jetzt komme ich auf den Punkt, dessentwillen ich vorstehend den Ackerboden in großem Umrisse gezeichnet habe —, sollten diese Steuern in Geld bestehen? Da hätte der Lehenmann und der Königspächter, um das Bargeld zu gewinnen, den entsprechenden Teil der Kornernte zunächst verkaufen müssen. Aber an wen? Doch zweifellos an Aufkäufer und Großhändler, die den Überschuß des ägyptischen Getreides ins Ausland ausgeführt hätten. Es hätten sich Kornhandelsgesellschaften gebildet, es hätten sich Handelsringe geschlossen, welche die Preisbildung und Preistreibung in der Hand gehabt und den Pächter gedrückt hätten. Wiederum hätten sich politisch und wirtschaftlich einflußreiche, am Ackerboden hängende Kreise aufgetan, die dem Staate unerwünscht sein mußten. Überdies war es für die Staatskasse nützlich, wenn der Staat das gute Geschäft des Ausfuhrhandels selber machte. Der Staat wurde also selber Großkaufmann in Korn, er ließ sich den Zins nicht in Geld zahlen, sondern in Korn, das er ja eben für die Ausfuhr unmittelbar nötig hatte; zugleich schützte er dabei den Königspächter, diesen wichtigen Mann im Betriebe der Landwirtschaft, vor Bedrückung und Aussaugung durch Aufkäufer und Händler. So kam es also, daß das Korn an Geldes Statt zur Bezahlung des Bodenzinses an die Staatskasse gegeben wurde. Dabei war diese Kornzahlung an Geldes Statt keineswegs in das Belieben des Zahlers gestellt, sondern Pflicht. Grundsätzlich erhob der Staat Kornzins vom Ackerboden, Geldzins dagegen nur vom Gartenland, Weinland, Palmenland u. dgl. So nahm der Bauer in einfachster Weise das Korn, das er gewonnen hatte, und gab es in der nötigen Menge hin an den Staat als Zins.

Dieses Verfahren, das wir an Hand der Papyri von Beginn der Ptolemäerzeit bis Ende der römischen Herrschaft verfolgen können, war keine Erfindung der ersten Ptolemäer. Wenn uns für die voraufgehenden Zeiten, insbesondere auch für die Pharaonenzeit, Nachrichten fehlen, so deutet doch der ganze Zusammenhang der Dinge darauf hin, daß die Königs-

6) Wilcken, Ostraka I S. 515 ff.; Grundzüge S. 182.
7) Wilcken, Grundzüge S. 274.

bauern mit ihrer Kornzinszahlung eine uralte Einrichtung sind, ebenso wie das Königsland und das Lehenland. Es mag die Kornzinszahlung auf die alten Zeiten der Naturalwirtschaft zurückgehen, doch wurde sie in der Ptolemäerzeit, wo eine gut durchgebildete Geldwirtschaft schon bestand, bewußt festgehalten, und zwar im Hinblick auf den für Staat und Bauer gleich großen wirtschaftlichen Nutzen.

Die Kornzinszahlung ist an sich noch keine barlose Zahlung, da das Korn als körperliches Ding in Zahlung gegeben wird, doch gab diese Zahlung, wie wir sogleich sehen werden, den weiteren Anstoß zur barlosen Zahlung.

Der Staat, der von seinen Pächtern und Lehenleuten Korn an Geldes Statt verlangt, muß in jedem Dorfe für Kornspeicher sorgen, die das abgelieferte Korn zunächst in sich aufnehmen, denn die Ernte- und Drescharbeit beschränkt sich auf wenige Tage, und die große Menge des Dorf für Dorf gelieferten Kornes kann nicht so schnell verfrachtet und abgefahren werden. Die Abfuhr[8]) aus ganz Ägypten geschah nach Alexandrien. Die Beförderung aus den Dorfspeichern erfolgte auf Eselsrücken oder Kanalkähnen bis zum nächsten Nilhafenspeicher; aus diesen Speichern wurden die Nilkornschiffe gespeist, die ihre Ladung an die großen, in der Nähe des Meeres belegenen alexandrinischen Landesspeicher ablieferten; aus den letzteren wurden die Seekornschiffe beladen, welche die Ausfuhr ins Ausland übernahmen. Die Entleerung der Dorfspeicher geschah unter solchen Umständen nur allmählich und zog sich im allgemeinen, auch aus handelspolitischen und Vorsichtsgründen, bis zur nächsten Ernte hin. Öfter werden sogar Kornmengen von zwei verschiedenen Jahrgängen als lagernd im Dorfspeicher genannt.

Um einen geordneten Erntebetrieb zu ermöglichen und zur Erleichterung für die Königsbauern und Lehenleute baute der Staat in jedem Dorfe eine Tenne. Dorthin wurde das gesamte Korn (vornehmlich Weizen und Gerste) von sämtlichen Bauern geschafft, dort wurde es unter staatlicher Aufsicht ausgedroschen, vermessen und der jedem Bauer zufallende Teil festgestellt. Alsdann wanderte das gesamte Korn in den Dorfspeicher. Hier wurde für jeden Bauer ein Konto geführt. In diese Konten wurden jetzt die geernteten Gesamtmengen eingetragen und zugleich diejenige Menge abgeschrieben, die dem Staate als Zins zufiel. Der Rest verblieb im Staatsspeicher und wurde als Privatguthaben dem Bauer gutgeschrieben, darüber konnte dieser nach seinem Ermessen verfügen.

Der Staatsspeicher und die Staatstenne waren eine segensreiche Einrichtung für Staat und Bauer. Der Staat gewann die Sicherheit, daß die gesamte Jahresernte zunächst in seine Hände kam, es konnte vom einzelnen Bauer nichts verzettelt oder heimlich verschoben werden. Zugleich konnte der Staat den gesamten Jahreszins vorweg für sich entgegennehmen, er hatte nicht nötig, in die einzelnen Bauerngehöfte zu gehen, um dort den Kornzins beizutreiben, aufzuladen und zum Dorfspeicher zu schaffen. Der Bauer andererseits hatte nicht nötig, für seinen Bedarf Tenne und Scheune zu bauen und für gesicherte Verwahrung seines Kornvorrates zu sorgen, er brauchte weder Diebstahl noch Feuersbrunst zu fürchten. In seinem Hause lagerte nur soviel Korn, als er jeweilig aus dem Staatsspeicher für den Unterhalt seiner Familie und seines Viehes aus seinem Guthaben abzuheben für nötig hielt.

8) Vgl. Rostowzew, Kornerhebung und Korntransport im griechisch-röm. Ägypten, Archiv für Papyrusforschung III S. 201.



Der Staatsspeicher war also zugleich die Steuerhebestelle für Kornzins, denn das geschilderte Verfahren gestattete dem Speicher ohne weiteres, auf Grund von Hebelisten die fälligen Summen von den Konten der Bauern wegzuschreiben und dem Staatskonto zuzuschreiben. Zur Abfuhr nach Alexandrien durfte natürlich keine größere Menge gelangen, als das Staatskonto enthielt. In römischer Zeit schoben sich zwischen Bauer und Staatsspeicher besondere Beamte, die Kornsteuererheber (*πράκτορες σιτικῶν*) ein, welche schon auf der Tenne darauf achteten, daß der Staat nicht zu kurz kam, und die für richtige Ablieferung an den Staatsspeicher verantwortlich waren. Die Änderung mag damit zusammenhängen, daß man dem Speicher allein das Vertrauen nicht mehr schenkte; man setzte ihm eine Kontrollbehörde an die Seite. Dazu kam, daß im Laufe der Zeit vielfach Grundstücke von Königs- oder Lehenland in größerer Zahl in dieselbe Hand zusammenflossen; die Besitzer solcher ausgedehnten Ackerstücke durften sich — wenn auch nur selten — Privatspeicher errichten, was für sie und den Staat gewisse Vorteile bot: auch dieses Umstandes wegen war die Einsetzung der Kornsteuererheber nötig.

Der Staatsspeicher war demnach von Hause aus dazu da, die dem Staate zufließenden Kornzinsbeträge vorläufig zu beherbergen und daneben die jedem Königsbauer und Lehenmann verbleibenden Kornmengen zum Wohle dieser Bauern als Privatguthaben zu verwahren. Diese Verwahrung war zunächst nichts anderes als ein Entgegenkommen des Staates, allerdings in Berücksichtigung des Umstandes, daß der Staat bemüht sein mußte und — wie die Papyri vielfach zeigen — auch tatsächlich bemüht war, die Bauern seines Landes zu hüten und zu hegen, wie der Bauer seine Milchkuh.

Jetzt war man so weit, auch noch den letzten Schritt zu tun, der entscheidend sein sollte für die Entstehung und Ausgestaltung des barlosen Zahlungsverkehrs: da sämtliche Bauern des Dorfes ein Privatguthaben im Staatsspeicher besaßen, gestattete man ihnen, gleichwie den Zins an den Staat, so auch Privatzahlungen durch Wegschrift vom Privatkonto zu begleichen. Natürlich mußten solche Privatzahlungen vorher in Korn statt in Geld vereinbart worden sein; das aber war nicht schwer, zumal die Erinnerung an die Naturalwirtschaft früherer Zeiten noch lebendig war. So entstand der Giroverkehr.[9]) Der staatliche Kornspeicher ist das Geburtshaus des barlosen Zahlungsverkehrs.

Zu welcher Zeit dieser letzte Schritt sich abspielte, wissen wir nicht. Das früheste Zeugnis für das Vorhandensein eines Privatguthabens im Staatsspeicher ist ein alexandrinischer Papyrus[10]) vom Jahre 240 vor Chr., doch ist damit noch nicht der barlose Zahlungsverkehr erwiesen. Aus den 1. Jahrh. vor Chr. besitzen wir eine Reihe von Papyri, die auch diesen bezeugen.[11]) Immerhin sind die Belege aus ptolemäischer Zeit, wie schon erwähnt, zu dürftig, wir müssen uns bei einer genaueren Betrachtung des Verfahrens auf die römische Zeit beschränken.

Zunächst ist hervorzuheben, daß der Bestand des Staates und die Bestände der Bauern räumlich nicht getrennt verwahrt wurden; die Trennung geschah nur buchmäßig. Der ägyptische Boden lieferte durchweg im allgemeinen Korn von gleicher Güte. Dieser Umstand war

9) Vgl. Preisigke, Girowesen im griech. Ägypten.
10) Wilcken, Chrestomathie 198.
11) Besonders Pap. Fay. 16; 18; 145—150.

es eben, der in einfachster Weise die barlose Kornzahlung erleichterte; wenn für eine Arbeitsleistung Kornzahlung statt Geldzahlung vereinbart wurde, ging man jedesmal von der feststehenden Tatsache aus, daß Weizen eben Weizen und Gerste eben Gerste sei. Der Staat sparte den Bau unzähliger Einzelkammern für die Kornsorten der Bauern. Nur die einzelnen Jahrgänge, wenn deren mehrere gleichzeitig im Staatsspeicher lagerten, wurden getrennt verwahrt, ebenso anscheinend Korn, das — was selten geschah — von auswärts eingeführt war. Der Speicher bestand aus einer größeren Zahl von Kammern, die aber nur dazu dienten, das Korn zu seiner bessern Erhaltung leichter umschaufeln zu können. Daß während der Lagerung gelegentlich das Korn einer Kammer aus Unachtsamkeit der Beamten oder aus anderen Ursachen sich nicht so gut hielt wie sonst, ist erklärlich. So ist es zu verstehen, wenn einmal von einer Kornzahlung „aus der besten Sorte" die Rede ist[12]); zudem handelt es sich in diesem Einzelfalle um Saatkorn.

Die Besitzer von Königs- oder Lehenland verpachten öfter ihren Acker; bei Königsland ist das eine Afterpacht. In den Pachtverträgen wird alsdann in der Regel vereinbart, daß der Afterpächter den Zins in Korn auf das Konto der Verpächters beim Staatsspeicher einzuzahlen habe. Dieser Zins ist natürlich stets höher als derjenige, den der Verpächter selber an den Staat zu zahlen hat, der Unterschied verbleibt dem Verpächter als Gewinn. Jene Einzahlung an den Speicher geschieht in solchen Fällen ebenfalls von der Tenne aus. Sache des Afterpächters ist es, den Speicher anzuweisen, den im Pachtvertrage vereinbarten Gesamtzins auf den Namen des Verpächters zu vereinnahmen und gleichzeitig von ebendemselben Betrage den dem Staate zufallenden Zins (das sind jene Grundsteuern) wegzuschreiben. Den Überschuß konnte der Afterpächter sodann auf sein eigenes Konto gutschreiben lassen.

Für jede Einzahlung sowie für jede Auszahlung oder Neubuchung von Privatkorn bedurfte der Speicher einer schriftlichen Anweisung seitens des verfügungsberechtigten Girokunden. Eine solche Anweisung lautet z. B.: „Herakldes an Ammonios, den Büroschreiber der Speicherverwaltung. Schreibe gut (πρόσθες) auf den Namen des Eponychos, Sohnes des Onnophris, 6 Scheffel Weizen." [13]) Oder: „Dionysios, Sohn des Dionysios, an die Speicherverwalter (σιτολόγοις) des Syrerdorfes. Behändigt (διαστείλατε) von meinem bei euch als Guthaben beruhenden Weizen des Jahrganges 17 (= Jahr 17 des Kaisers Hadrian) an Diogenes, Sohn des Philiskos, zu Händen seines Pächters Diogenes im Dorfe Korobis sieben Scheffel, sage und schreibe 7 Scheffel. Im Jahre 18 des Imperator Caesar Traianus Hadrianus Augustus, am 11. des Monats Phaophi." [14]) Der Ausdruck διαστείλατε ist Schlagwort für die Giroanweisungen und bezieht sich auf die Gutschrift oder, falls der Empfänger kein Girokunde ist, was beim Handwerker o. dgl. der Fall sein kann, die körperliche Aushändigung.

Das zweite Beispiel führt uns zugleich den Fernverkehr vor Augen: es soll der Speicher des Syrerdorfes an jemand zahlen, der im Dorfe Korobis wohnt. Solche Fernzahlungen sind mehrfach bezeugt; die verschiedenen Speicher rechneten über die Privat-Girozahlungen miteinander ab und glichen buchmäßig aus, wie wir noch sehen werden. Ob aber der

12) Pap. Oxy. 1024, 8 vom Jahre 129 n. Chr.

13) Wilcken, Ostraka II 1159, ohne Datum, etwa 2. od. 3. Jahrh. n. Chr.

14) Pap. Lips. 144 vom Jahre 133 n. Chr.

Fernverkehr für Privatleute sich auf die Dörfer desselben Gaues beschränkte oder auf die Nachbargaue oder auf sämtliche Gaue hinausgriff, können wir noch nicht erkennen, doch ist die Frage sehr wahrscheinlich zu bejahen.

Eine besondere Rolle spielen die Giro-Abrechnungen der Kornsteuererheber. Da die Königsbauern und Lehenleute ihre Steuern (Pacht- und Lehenzins) durch Abschreibung zahlten, bestand die Tätigkeit der Kornsteuererheber zunächst nur darin, daß sie, wie wir sahen, die Abführung des Kornes an den Dorfspeicher überwachten, die Abschreibungen im Dorfspeicher nachprüften, für Ausschreibung der Steuerquittungen an die Zahler sorgten und an die höhere Behörde ihre Steuerberichte fertigten. Aber, wie ebenfalls schon erwähnt, entstanden im Laufe der Zeit größere Güter mit eigenen Privatspeichern; von hier aus mußte das Steuerkorn körperlich dem Staatsspeicher zugeführt werden, und der Steuererheber hatte die Einziehung und Ablieferung zu überwachen. Dazu kam, daß die Besitzungen einzelner Großbauern oftmals in verschiedenen Dorfgemarkungen lagen, daß aber gleichwohl die gesamten Kornsteuern eines solchen Großbauern bei einem einzigen Dorfspeicher, wohl demjenigen seines Wohnsitzes, als Einnahme verrechnet werden mußten. In solchen und manchen anderen Fällen wurden die eingezogenen Steuerbeträge von einem Dorfspeicher auf den anderen buchmäßig überwiesen, und zwar stets auf den Namen des zuständigen Steuererhebers, in dessen Hebeliste ebendiese Steuern als Steuer-Soll aufgeführt standen. Praktisch wickelte sich das Verfahren folgendermaßen ab. In der Hebeliste des Steuererhebers A für das Dorf X standen die Kornsteuern, welche von den Bauern des Dorfes X, daneben aber auch von bestimmten Bauern des Dorfes Y, Z einzuziehen waren. Unsere heutigen Behörden würden die auf Y und Z entfallenden Beträge gar nicht erst in die Hebeliste für X aufnehmen, sondern in die Hebelisten für Y und Z, aber die damalige Finanztechnik hing, wie wir hier und in zahlreichen anderen Fällen erfahren, mit seltener Zähigkeit an dem Althergebrachten: man hielt es für bequemer und bei der Überprüfung für übersichtlicher, wenn Jahr für Jahr die Grundlagen der Listen dieselben blieben; verzog jemand in eine andere Gemeinde oder verschob sich sein Besitz über die Gemarkung seiner Heimatgemeinde hinaus, so blieb er dennoch mit allen seinen Rechten und Pflichten, also auch mit seiner Steuerpflicht, an dem Heimatsorte seiner Väter haften. Darum mußte der Steuererheber A in X an seine Kollegen B und C in Y und Z schreiben und sie ersuchen, die und die Beträge für seine Rechnung einzuziehen. Das geschah, indem B die Beträge an den Speicher in Y, ferner C an den Speicher in Z, sei es körperlich, sei es im Girowege, abführte, mit dem Antrage, ebendiese Beträge an den Speicher in X für Rechnung des Steuererhebers A zu überweisen. Im Konto des A in X erschienen sodann alle diese Beträge als Gutschrift, ebenso alle Steuerzahlungen des Dorfes X; die Gesamtsumme dieses Kontos mußte schließlich, nach Abschluß der Jahresrechnung, mit der Schlußsumme der Hebeliste des A übereinstimmen, zugleich bildete diese Schlußsumme die der Staatskasse gutgeschriebene Jahreseinnahme an Kornsteuern für das Dorf. Der Kornsteuererheber jedes Dorfes besaß also beim Dorfspeicher ein Konto, das zwar auf seinen Namen lautete, aber als Dienstkonto anzusprechen ist, weil es gleichzeitig das Einnahmekonto des Staates darstellte.

Die Papyri erbringen auch den Nach-



weis von **Schecks**, also von Zahlungsanweisungen, lautend auf den Staatsspeicher, aber vom Aussteller (Zahler) unmittelbar an den Zahlungsempfänger behändigt. Ein solcher Scheck lautet z. B.[15]): „Dionysios, Sohn des Faustus, der auch den Namen Amphion trägt, gekrönter Wettkämpfer in den Festspielen, weiland Exeget[16]) der Stadt Oxyrynchos, vertreten durch seinen Privatsekretär Horion, an die Speicherverwalter des Dorfes Kerkeurosis im Mittelkreise. Überweiset aus meinem Guthaben an Weizen von der Ernte des verflossenen Jahres 23 des Kaisers Antoninus, unseres Herrn, an Apion, Sohn des Apion, fünfundzwanzig und einen halben Scheffel, sage und schreibe 25½. Gegeben im Jahre 24 des Kaisers Antoninus, unseres Herrn, am 21. des Monats Hathyr." — Bis hierher sieht man der Urkunde nicht an, daß sie ein Scheck ist, denn ihre Fassung ist genau dieselbe wie bei allen vom Zahlungspflichtigen an den Speicher unmittelbar gegebenen Anweisungen. Aber darunter folgt von anderer Hand noch ein Vermerk, welcher lautet: „Ich, Apion, Sohn des Apion, überreiche hiermit dieses Blatt." Dieser Apion ist der vorher benannte Zahlungsempfänger, er hat vom Zahler das Blatt also unmittelbar behändigt erhalten, und jetzt, bei passender Gelegenheit, geht er zum Speicher und überreicht dort das Blatt. Der Speicher seinerseits verlangt von Apion jenen Vermerk, der dartun soll, daß nunmehr das Blatt aus der Hand des Apion in den Geschäftsgang des Speichers übergetreten ist, und lediglich daran erkennen wir den Scheck. Sprachlich hatte man kein besonderes Wort für Scheck: *διαστολικόν* bedeutet gleichermaßen „Giroanweisung" und „Scheck".

15) Pap. Oxy. 516 vom Jahre 160 n. Chr.
16) Ein städtischer Beamter der Gauhauptstädte.

Da Löhne und Zehrgelder, bisweilen auch Beamtenbezüge, in Korn statt in Geld seitens des Staates gewährt wurden, hatte der Staatsspeicher auch **Ausgaben für Rechnung des Staatskontos** zu leisten und zu verrechnen. Auch hier galt der Grundsatz, der unverbrüchlich festgehalten wurde, daß **keine Zahlung ohne Anweisung** erfolgen darf. Diese staatlichen Anweisungen unterscheiden sich von den privaten Anweisungen dadurch, daß der anweisende Beamte sich mit seinem Amtstitel nennt und daß die Anweisung durch einen zweiten Beamten zur Kontrolle gegengezeichnet wird. Besitzt der Zahlungsempfänger kein Konto, so wird ihm das angewiesene Korn körperlich ausgehändigt.

Hat der Speicher einen Zahlungsauftrag ausgeführt, so übersendet er sowohl dem Auftraggeber (Zahler) als auch dem Empfänger eine Mitteilung, d. i. eine **Girobescheinigung**, die in beiden Fällen ungefähr den gleichen Wortlaut hat. Eine solche Mitteilung lautet z. B.[17]): „Es sind im Girowege zugewiesen worden (*διεστάλησαν*) an Weizen von der Ernte des verflossenen Jahres 19 der Kaiser Antoninus und Commodus, unserer Herren, durch die Speicherverwalter des Dorfes Thosbis im Oberkreise unter Wegschrift vom Guthaben des Heraklides, Sohnes des Isidoros, auf den Namen des Asklepiades, genannt Eudaimon, und zwar als Gutschrift, dreißig Scheffel, sage und schreibe 30 Scheffel." Darunter folgt die Unterschrift des Speicherbeamten: „Epimachos, Hilfsbeamter, geprüft und richtig." Abermals dahinter steht die Ziffer der Kontoseite: „Seite 9", doch wissen wir nicht, ob diese Ziffer die Seite der Gutschrift im Konto des Empfängers

17) Pap. Oxy. 614 vom Jahre 179 n. Chr.



oder die Seite der Wegschrift im Konto des Zahlers bedeutet.

Die Buchführung im Staatsspeicher gründete sich auf die beiden Bücher, die auch heute bei uns noch in Gebrauch sind: auf das Tagebuch und das Kontobuch. Im Tagebuche wurden die Einzahlungen und getrennt davon die Auszahlungen, gleichviel von wem und für wen, in der Zeitfolge, wie sie kamen, eingetragen. Die Aufrechnung des Tagebuches und der sodann ermittelte Unterschied zwischen Einnahme und Ausgabe ergibt den gesamten lagernden Bestand. Das Kontobuch dagegen enthielt die Gutschriften und Wegschriften jedes Einzelkunden, und diese Eintragungen wurden, wie heute, durch Herausziehen aus dem Tagebuche gewonnen.

Eine Urkunde des Berliner Museums[18]) stellt die Seite 16 eines Girokontobuches dar und enthält nur die Gutschriften auf den Namen eines bestimmten, uns nicht bekannten Kunden. Vor jeder Einzelgutschrift ist die Seite des Kassentagebuches angegeben, von wo die Kontogutschrift herausgezogen worden ist. Der Text lautet:

„Seite 16.

81.	Aeis, Sohn des Horion	[..][19])	Scheffel	Weizen
84.	Gärtner (?) Dioskoros	[..][19])	„	„
dsgl.	Gemüsehändler Aretion	3	„	„
85.	Pasion, Sohn des Sarapion	9	„	„
dsgl.	Statianos, Bruder des vorigen	15	„	„
86.	Petesuchos, Sohn des Herieus	12	„	„
dsgl.	Neilos, Sohn des Luppos	12	„	„
87.	Mysthes, Sohn des Ptolemaios	9½	„	„
88.	Sokmenis, Sohn des Herakleides	17	„	„
dsgl.	Heronas, Sohn des Orsenuphis	9	„	„ “

Der Auszug beginnt mit Seite 81 des Tagebuches. Die Auszüge aus den Seiten 1 bis 80 des Tagebuches haben auf den Seiten 1 bis 15 des Kontos gestanden, die verloren sind.

Die vorgesetzte Behörde aller Dorfspeicher eines Gaues war die Gau-Rechenkammer. Vorsteher derselben war der königliche Schreiber (*βασιλικὸς γραμματεύς*). Vorsteher des gesamten Gaues und damit auch des Gau-Finanzwesens war der Stratege (*στρατηγός*). In der Gau-Rechenkammer flossen die Abrechnungen und Berichte aller Staatsspeicher des Gaues zusammen, hier fand die Nachprüfung derselben statt. Die Abrechnungen erstreckten sich auch auf die Zugänge und Abgänge der Privatguthaben und auf die giromäßige Verrechnung derselben.

Da jeder Monat 30 Tage[20]) sowie drei Wochen zu je 10 Tagen hatte, so fertigten die Speicher drei Wochenabschlüsse im Monat und zwölf Monatsabschlüsse im Jahre, außerdem einen dritteljährlichen Abschluß, der also vier Monate umspannte, sowie einen Jahresabschluß. Jeder Abschluß wurde mit Bericht an die Gau-Rechenkammer eingereicht. Auch Halbwochenabschlüsse[21]) scheint es gegeben zu haben. Jeder Bericht zerfiel wiederum in zwei Hauptteile, in den summarischen Bericht und in den Einzelbericht. Der erstere umfaßte

18) BGU. 470, aus dem 2. Jahrh. n. Chr.

19) Die Ziffer ist im Papyrus weggebrochen.

20) 30 mal 12 = 360 + 5 bzw. 6 Schalttage am Jahresende.

21) Pap. Giss. 63 vom Jahre 119 n. Chr.

bloß die Endsummen der einzelnen Kassentitel in Eingang und Abgang, der letztere jeden Einzelposten. So konnte die Gau-Rechenkammer auch den Giroverkehr im einzelnen nachprüfen und den buchmäßigen Ausgleich zwischen verschiedenen Speichern herbeiführen. Hatte der Staatsspeicher im Dorfe A an denjenigen im Dorfe B 1000 Scheffel Weizen als Privat-Girozahlung laut Jahresabschluß überwiesen, der Speicher in B an denjenigen in A aber nur 800, so hatte der Speicher in A am Jahresende 200 Scheffel Privatweizen zuviel in seinen Räumen lagern, die ihm nicht gehörten; aber der Speicher in B hatte 200 Scheffel im Privat-Giroverkehr zuviel verausgabt, die ihm schließlich, und zwar am staatlichen Bestande, fehlten. Die Gau-Rechenkammer glich aus, indem sie die 200 Scheffel in A aus dem Privat-Girokonto in das Staats-Girokonto überführte. Bruchstücke von umfangreichen Abrechnungen mit Ausgleich von Zahlungen von Dorf zu Dorf sind uns mehrfach erhalten.

Die Landes-Rechenkammer befand sich in Alexandrien, sie stand unter der Leitung des Finanzministers (διοικητής). Dorthin mußte jeder Gau monatlich die Gau-Abrechnung einliefern, die aber die Abrechnung jedes einzelnen Dorfes in sich aufzunehmen hatte, so daß die Landes-Rechenkammer in der Lage war, die Einzelbelege jedes einzelnen Dorfspeichers und darin jeden Einzelposten genau nachzuprüfen. Ebenso verfährt heute der Rechnungshof des Deutschen Reiches.

Der Finanzminister war Vorstand der gesamten Finanzverwaltung des Landes. Letztere zerfiel in zwei Hauptgruppen, in die Korn-Finanzverwaltung (τὰ σιτικά) und in die Geld-Finanzverwaltung (τὰ ἀργυρικά). Diese Zweiteilung ist bei der hervorragenden Bedeutung des Kornwesens verständlich. Der Privat-Giroverkehr in Korn und derjenige in Geld bildeten demgemäß Unterabteilungen der σιτικά-Verwaltung und der ἀργυρικά-Verwaltung. Die Staatsspeicher hatten keine Befassung mit dem Geldwesen, die Staatskassen keine Befassung mit dem Kornwesen. Aber schon die Gau-Rechenkammer umschloß beide Hauptgruppen, sowohl die σιτικά als auch die ἀργυρικά. Ebenso natürlich das Finanzministerium in Alexandrien.

Die Korn-Finanzverwaltung ist die ältere Schwester der Geld-Finanzverwaltung, daher ist das Korn-Girowesen auch älter als das Geld-Girowesen. Aber es ist von vornherein klar, daß, als die Geldwirtschaft sich neben der Naturalwirtschaft durchzusetzen begann, sogleich das Bedürfnis entstand, den Geld-Giroverkehr einzurichten und ähnlich zu organisieren wie den Korn-Giroverkehr. Jedenfalls kann der Geld-Giroverkehr nicht früher als zu Beginn der Ptolemäerherrschaft entstanden sein, weil Ägypten erst unter Ptolemaios I. die ersten Landesmünzen erhalten hat.

Aus der ptolemäischen Zeit besitzen wir nur dürftige Zeugnisse für das Vorhandensein des Geld-Giroverkehrs; auch wissen wir nicht, ob es die Staatskassen waren, die als Staatsanstalten, gleichwie die staatlichen Kornspeicher, den Giroverkehr handhabten, und inwieweit daneben auch Privatbanken für diesen Verkehr geöffnet waren. Zur Zeit des zweiten Ptolemäerkönigs, Philadelphos, war der Bankverkehr, wie das Steuergesetz dieses Königs deutlich besagt, monopolisiert, die Banken verpachtet. So wird es auch bis zum Ausgange der Ptolemäerzeit geblieben sein. Von Erheblichkeit kann der ptolemäische Geld-Giroverkehr jedenfalls nicht gewesen sein, sonst würden uns, auch wenn man die Spärlichkeit und Zufälligkeit der Funde in Betracht zieht, doch wohl deutlichere

Zeugnisse überkommen sein. Um so auffallender ist es, daß unmittelbar mit Eintritt der römischen Herrschaft die Banken allerorts zahlreich uns entgegentreten.[22] Es muß der Staat jetzt grundsätzlich eine andere Stellung gegenüber dem Geldverkehr eingenommen haben, und diese Änderung kann nur im Wegfall des Bankmonopols bestanden haben. Staatskassen und Privatbanken werden deutlich geschieden, indem die ersteren als *τράπεζαι* mit dem Beiworte *δημόσιαι* (staatlich), die letzteren als *τράπεζαι* unter Hinzufügung des Namens des Bankhalters, des Namens der Straße o. dgl. gekennzeichnet werden, z. B. in BGU. 445, 6: *ἡ ἐν τῇ μητροπόλει 'Αμμωνίου τράπεζα πλατείας Κλεοπατρίου*, „die in der Gauhauptstadt bestehende Bank des Ammonios, belegen in der Kleopatratempelstraße". Zwar findet man gelegentlich in frührömischer Zeit auch Staatskassen, die noch — wie in ptolemäischer Zeit allgemein üblich — nach dem Namen des Direktors dieser Staatskasse benannt werden[23], aber das Entscheidende für die Trennung zwischen Staatskassen und Banken ist doch, daß die ersteren mit erdrückender Mehrheit der Fälle als *δημόσιαι τράπεζαι* bezeichnet werden, die letzteren niemals, ferner daß, wo von Girozahlungen gehandelt wird, hierfür niemals die Staatskassen (*δημόσιαι τράπεζαι*), sondern stets nur die Banken in Frage kommen. Allerdings benutzte der Staat für staatliche Zahlungen bestimmte Privatbanken, die ich darum, und zwar lediglich in Hinsicht ihrer regen geschäftlichen Verbindung mit der Staatskasse, als Staatsbanken bezeichnet habe[24]), aber darum blieben diese Banken dennoch Privatbanken. Ein Monopol hatte ja damals auch nur dann seinen rechten Platz, wenn es sich um Vertrieb erzeugter Wertgegenstände handelt, während ein monpolisierter Bankbetrieb hemmend auf den Geldverkehr wirkt. Überdies werden die gewerbliche Erlaubnissteuer und die gewerbliche Ertragsteuer, die von den Privatbanken wie von allen anderen Gewerben erhoben wurden, dem Staatssäckel mindestens ebensoviel eingebracht haben, als es monopolisierte Banken vermocht hätten. Gerade der durch Aufhebung des ptolemäischen Bankmonopols hervorgerufene starke Aufschwung des Privatbankwesens war es, der die Steuererträge aus diesem Verkehre vermehrte. Man überließ also den Geld-Giroverkehr den Privathänden, während der Korn-Giroverkehr in der Staatshand verblieb. Bei der Bedeutung des Kornes als Ausfuhrgegenstand und bei der Fürsorge des Staates gerade für die Pächter und Lehenleute seines Grund und Bodens ist dieser Unterschied erklärlich.

Wie in jedem Dorfe von einiger Bedeutung ein Staatsspeicher bestand, so auch eine Privatbank. Da unsere Dörfer heute, selbst kleinere Städte, gewöhnlich gar keine Bank besitzen, so ist es gewiß keine Übertreibung, wenn man den damaligen Bankverkehr und, wie die Papyri zeigen, auch den Geld-Giroverkehr als umfangreicher bezeichnet als unseren heutigen Verkehr. Heidelberg besitzt sechs Banken, dagegen besaß Arsinoe, die Hauptstadt des Faijumgaues, um das Jahr 147 n. Chr. sieben Banken[25]), die sich nachweisen lassen; bei der öfter schon erwähnten Zufällig-

22) Vgl. die Listen in „Girowesen" S. 33 ff.

23) Z. B. P. Teb. II 587 (um 1 nach Chr.): *ἡ ἐν Πτολεμαίδι Εὐεργέτιδι δημοσία τράπεζα Δωρίωνος τραπεζίτου.* Auf diesen Beleg stützt sich Schubart, Einführung in die Papyruskunde (Berlin 1918) S. 433, indem er einen Unterschied zwischen Staatskasse und Privatbank nicht gelten lassen will.

24) Girowesen S. 20.

25) Belege im „Girowesen" S. 36.

keit der Papyrusfunde kann die Zahl leicht noch größer gewesen sein.

Voraussetzung der Girozahlung durch eine Bank ist, wie beim Speicher, das Vorhandensein eines Privatguthabens. In welcher Höhe dieses gehalten werden mußte und wie die Kontrolle bei der Bank vor sich ging, wissen wir nicht. Die Girozahlung wickelte sich in folgender Weise ab: Zunächst erteilte der Zahlungspflichtige an die Bank einen schriftlichen Zahlungsauftrag, die Bank bewirkte daraufhin die Lastschrift und die Gutschrift in den Konten des Zahlers und des Empfängers, sandte an beide je eine Benachrichtigung (Girobescheinigung) über die geschehene Umbuchung und ließ sich vom Zahlungsempfänger eine Quittung über den ihm gutgeschriebenen Betrag ausstellen. Das Verfahren glich also dem heutigen, nur daß heute die letztgenannte Quittung nicht für erforderlich gehalten wird. Besaß der Zahlungsempfänger kein Konto bei der Bank, so wurde ihm der Betrag bar ausbezahlt.

Ein Auftrag an die Bank ist z. B. die Berliner Urkunde 1063 vom Jahre 100 n. Chr.: „Marinos, Sohn des Ptolemaios, an den Bankhalter Herodes. Zahle im Girowege (*χρημάτισον*) am 30. des Monats Mecheir des jetzigen Jahres 3 an Papion, Sohn des Papion, die Summe von zweihundert Silberdrachmen, sage und schreibe 200, die ich in gleicher Höhe früher von ihm geliehen habe. Im Jahre 3 des Imperator Caesar Nerva Traianus Augustus Germanicus, am 18. des Monats Mecheir.“ Hier ist die Rückzahlung eines Darlehens am Letzten des Monats Mecheir fällig; zwölf Tage vorher wird die Bank zur Zahlung angewiesen, und zwar unter Benennung des Zahltages, an den die Bank gebunden ist. Die Quittung des Zahlungsempfängers ist vielleicht in den zum Teil abgebrochenen Zeilen am unteren Ende des Papyrus zu suchen, denn anderwärts ersehen wir, daß gerade die Zahlungsanweisung von der Bank öfter benutzt worden ist, um die Quittung des Empfängers darunter anfügen zu lassen. So beschaffen bildet das Schriftstück den nötigen Ausgabebeleg für die Akten der Bank.

Ein Beispiel für die seitens der Bank ausgefertigten Benachrichtigungen (Bescheinigungen über Girobuchungen) ist Pap. Lond. 332 vom Jahre 166 n. Chr.: „Im Jahre 7 des Imperator Caesar Marcus Aurelius Antoninus Augustus und des Imperator Caesar Lucius Aurelius Verus Augustus, am 13. des Monats Thot. Zahlung durch die im Schatzamtshause belegene Bank des Sarapion. Zahler sind Didymos, genannt Demetrios, und Tesenuphis, Sohn des Tesenuphis, und ein gleichnamiger Tesenuphis, ebenfalls Sohn des Tesenuphis, und Panephremis, Sohn des Stotoëtis, und Pabus, Sohn des Satabus. Empfänger ist Claudianus, Sohn des Mysthes. Letzterer empfing von den Vorgenannten denselben Betrag, den sie ihm schuldeten“ usw., „nämlich eintausendeinhundertvierundzwanzig Silberdrachmen, sage und schreibe 1124 Drachmen.“ Die fünf Zahler bilden irgendeine, uns nicht bekannte Erwerbsgenossenschaft, sie zahlen ein Darlehen an Claudianus zurück. Eine Benachrichtigung in dieser Form, die lediglich als Wiedergabe der Kontobuchung (Lastschrift und Gutschrift) anzusehen ist, konnte ebensogut an den Zahler wie an den Zahlungsempfänger abgesandt werden. Das letztbehandelte Beispiel trägt am Schlusse noch die Empfangsbescheinigung des Claudianus, ein Beweis, daß wir hier diejenige Benachrichtigung vor uns haben, die an den Zahlungsempfänger gegangen war. Auch zeigt dasselbe Beispiel, daß die Bank nicht ausschließlich das Blatt des Zahlungsauftrages, sondern je nach Umständen auch das Blatt der

Benachrichtigung verwendete, um die Quittung darunter schreiben zu lassen.

Der Fernverkehr war bei Geldzahlungen ebenso entwickelt wie bei Kornzahlungen. Pap. Fay. 87 vom Jahre 155 n. Chr. lautet: „Im Jahre 18 des Imperator Caesar Titus Aelius Hadrianus Antoninus Augustus Pius, am 27. des Monats Mecheir. Auf die Bank des Titus Flavius Eutychides hat eingelegt (ἐποίησεν ἐπὶ τὴν τράπεζαν) Eudaimon, Sohn des Sarapion, und Genossen, Verwalter der Liegenschaften der Stadtgemeinde von Alexandrien, die vordem dem Philosophen Julius Asklepiades gehörten und in der Dorfgemarkung von Euhemereia sich befinden, als Pachtzins des Jahres 17, den Betrag von einem Talente und viertausend Drachmen. Die Summe soll in gleicher Höhe an den städtischen Liegenschaftsverwalter zu Alexandrien ausbezahlt werden, sage und schreibe 1 Talent und 4000 Drachmen.

Am 8. des Monats Epeiph. Derselbe und Genossen, ebenfalls als Pachtzins des Jahres 17, ein Talent und eintausendvierhundert Drachmen, sage und schreibe 1 Talent und 1400 Drachmen.

Im Jahre 19, am 10. des Monats Phaophi. Derselbe und Genossen, ebenfalls als Pachtzins des Jahres 18, eintausend Drachmen, sage und schreibe 1000 Drachmen.

Am 8. des Monats Hadrianos. Derselbe und Genossen, ebenfalls als Pachtzins des Jahres 18, eintausendachthundert Drachmen, sage und schreibe 1800 Drachmen.

Am 7. des Monats Phamenoth. Derselbe und Genossen, als Pachtzins für das Jahr 18, zweitausend Drachmen, sage und schreibe 2000 Drachmen“ usw.

Die Sachlage ist hier folgende: Die Stadtgemeinde von Alexandrien hatte durch Erbschaft, Kauf oder sonstwie ein früher dem Philosophen Asklepiades gehöriges Gut erworben, das in der Dorfgemarkung von Euhemeria im Faijumgaue (Mittelägypten) lag und das die Stadt durch städtische Beamte verwalten ließ, die ihrerseits die einzelnen Äcker verpachteten. Den Pachtzins empfangen die Verwalter in bestimmten Teilbeträgen und zahlen ihn bar an eine Bank in Euhemeria ein. Diese Bank überweist die Beträge im Girowege an eine Bank in Alexandrien zur Gutschrift auf das Konto eines dortigen Beamten der Stadtverwaltung. Über die erste Einzahlung stellt die Bank in Euhemeria eine Bescheinigung aus, die in ihrer Form den üblichen Bescheinigungen entspricht; diese Bescheinigung geht zu Händen des Einzahlers. Bei der zweiten, dritten usw. Einzahlung bringt der Einzahler dasselbe Blatt wieder mit, und die Bank bescheinigt die weiteren Einzahlungen auf demselben Blatte in abgekürzter Form.

Das Verfahren, seine Geldsteuern nicht bar, sondern im Girowege durch Vermittelung einer Bank an den Staat zu zahlen, war sehr verbreitet. Da aber die Staatskasse die Geldsteuern nicht selber erhob, sondern durch eine besondere Beamtengruppe, die Geldsteuererheber, erheben ließ, gleichwie die Kornsteuern durch die Kornsteuererheber, so ließen sich die Geldsteuererheber bei den Banken ein auf ihren Namen lautendes, nur für Geldsteuern bestimmtes Konto aufmachen, und die Steuerpflichtigen ließen, falls sie selber Bankkonten besaßen, die fälligen Steuerbeträge von ihrem Konto abschreiben und auf das Konto des Steuererhebers gutschreiben. Wer kein Konto besaß, zahlte bar auf das Konto des Steuererhebers. Der Fernverkehr der Geldsteuererheber war ebenso wirksam ausgebildet, wie wir es oben bei den Kornsteuererhebern gesehen haben. Monatlich einmal hatten die Steuererheber einen Einnahmebericht

an den Strategen, den obersten Gaubeamten, einzureichen, und in diesen Berichten treten uns die erhobenen Steuern in zwei Hauptgruppen entgegen: bar erhobene Steuern und im Girowege durch die Bank erhobene Steuern. Da der Steuererheber die von ihm bar erhobenen Steuern auch selber noch auf sein Konto einzahlte, war es die Bank, die schließlich in bestimmten Zeitabschnitten die Gesamtmasse der Steuern an die Staatskasse abführte. Der Geschäftsumfang und die Stellung der Banken als Verkehrsanstalt gewannen durch diese so umfangreiche Beteiligung am Geldsteuerhebeverfahren wesentlich an Bedeutung.

Indessen war es noch ein anderer Umstand, der die Bedeutung der römischen Banken Ägyptens steigerte: die Bank besaß die Befugnis, öffentlich-rechtliche Verträge für Privatpartner, gleichwie die öffentlichen Notariate, zu errichten, sofern mit dem Vertrage eine Zahlung verbunden war, die seitens eines Kontokunden im Girowege bei derselben Bank beglichen wurde. Die Entwicklung dieser notariellen Tätigkeit der Banken können wir von ihren ersten Anfängen an ziemlich genau verfolgen. Die Wurzeln stecken in der bereits besprochenen Bescheinigung (Benachrichtigung), welche die Bank über eine geschehene Girozahlung ausfertigte. In dieser Bescheinigung sagt die Bank: der und der hat gezahlt, der und der hat bekommen, die Zahlung betrifft den und den Gegenstand. Das letztere, den Grund der Zahlung, pflegen unsere heutigen Banken nicht anzugeben; damals bildete die Angabe des Zahlungsgrundes den Anstoß zum weiteren Ausbau der für die Zahlung maßgebenden Beweggründe und damit der vertraglichen Abmachungen zwischen den beiden Partnern, die der Bank als Zahler und Zahlungsempfänger gegenübertraten, bis schließlich der vollendete, dem notariellen Vertrag völlig ebenbürtige Girobankvertrag dastand. In Hinsicht dieser notariellen Tätigkeit hatten die Banken dieselben Übersichten, Auskünfte, Berichte usw. an die Behörden zu liefern wie die öffentlichen Notariate.

Man muß den Weitblick bewundern, den die römische Regierung bei Schaffung dieses Girobanknotariates bewiesen hat: für die Bevölkerung war es außerordentlich bequem und sparte allgemein Zeit und Arbeit, wenn man dort, wo man bei Kauf, Mietung, Pacht usw. barlos eine Zahlung leisten mußte, also bei der Bank, gleichzeitig auch den damit zusammenhängenden Vertrag über Kauf, Mietung, Pacht usw. abschließen konnte; diese Vereinfachung veranlaßte die Leute, mehr als es sonst der Fall gewesen wäre, Girokonten bei den Banken sich aufmachen zu lassen, und damit wiederum nahm der barlose Zahlungsverkehr an Umfang zu, dessen wirtschaftliche Bedeutung der Regierung wohl bekannt war. Die Kornspeicher haben notarielle Befugnis niemals besessen, denn das Korn war in erster Linie Nahrung für die Bevölkerung und Ausfuhrstoff ins Ausland, sein Wert als Zahlungsmittel, wenngleich auch ein Fernverkehr bestand, beschränkte sich auf bestimmte Beziehungen, während das Geld darüber hinaus das hervorragende und im internationalen Verkehr das alleinige Zahlungsmittel war und blieb, dessen Barumlauf im eigenen Lande man also nach Möglichkeit durch Förderung des Giroverkehrs einzuschränken mit Erfolg bemüht war.

Die Homerulevorlage für Indien.

Von Wilhelm Dibelius.

Mitten im Weltkriege vollziehen sich im inneren Leben Englands Umwälzungen von einer Stärke und einschneidenden Bedeutung, wie sie — von Rußland abgesehen — keins der kriegführenden Länder durchmacht und wie sie auch England seit dem 17. Jahrhundert nicht erlebt hat. Der alte Staat des unbeschränkten Selbstbestimmungsrechts aller Bürger hat sich die Wehrpflicht gefallen lassen, erträgt jetzt ein polizeiliches Überwachungsrecht in kontinentaler Art, er hat die Eisenbahnen verstaatlicht, fast alle Erwerbszweige unter staatliche Obhut genommen. Der Staat der riesenhaften Wirtschaftskämpfe führt auf der Grundlage des Whitley-Berichtes den industriellen Zwangsfrieden ein, der Staat des Freihandels rüstet sich zu einem riesenhaften Wirtschaftskrieg. Auch das angelsächsische Weltreich stellt sich auf eine neue Basis: teils mit, teils ohne Wehrpflicht haben die früher völlig unmilitaristischen Kolonien Kanada, Australien, Indien gewaltige Truppenkontingente aufgebracht, die Dominions erheben den Anspruch, über die Friedensbedingungen und die auswärtige Politik mitreden zu dürfen, und nunmehr haben Staatssekretär und Vizekönig für Indien die Grundzüge einer neuen indischen Verfassung veröffentlicht, die allen Ernstes versucht, in einem Reich von Orientalen die westeuropäischen Regierungsideen zu verwirklichen.

Solange England in Indien herrscht, ist der Gedanke der Beteiligung der Inder an der Regierung nicht von der Bildfläche verschwunden. Schon die Ostindische Handelsgesellschaft suchte Inder soweit als irgend möglich zur Verwaltung heranzuziehen, schon weil sie die billigeren Arbeitskräfte darstellten. 1835 wird auf Grund des berühmten Berichtes von Macaulay die Grundlage zu einem Erziehungssystem gelegt, das unter bewußter Ablehnung orientalischer Ideale und orientalischer Vorstellungen den gebildeten Inder europäisieren und ihn daneben auch zum europäischen Verwaltungsbeamten, Rechtsanwalt und Politiker erziehen will; 1857 beginnt die Gründung indischer Universitäten nach englischem Muster. Nach dem indischen Aufstande verheißt 1858 eine feierliche Proklamation, daß die Eingeborenen — was man ihnen übrigens schon 1833 zugesagt hatte — zu allen Staatsämtern unter gleichen Bedingungen wie die Engländer Zutritt haben sollen. Seit der Proklamierung des Kaiserreichs Indien (1877) wird die autokratische Macht des Vizekönigs und der ihm unterstellten Gouverneure in steigendem Maße durch parlamentsartige Organe beschränkt: dem Vizekönig wird ein „gesetzgebender Rat" zur Seite gestellt, ebenso den Provinzialgouverneuren eine Reihe von Provinziallandtagen mit gleichem Namen, und zu all diesen Vertretungskörpern haben auch Inder Zutritt.

Diese Entwicklung vollzieht sich aber unter den heftigsten Kämpfen. Für die Beteiligung der Inder an der Verwaltung tritt ein der englische Liberalismus (soweit er überhaupt in jener Periode des Kleinengländertums für die Kolonien Interesse zeigt) und eine bedeutende Zahl hervorragender Vizekönige und Staatsmänner, sowie natür-

lich — mit leidenschaftlichem Ingrimm, und jedes Zugeständnis zum Ausgangspunkt neuer Forderungen machend — die öffentliche Meinung der Inder selbst. Geschlossenen Widerstand leistet dagegen der eigentliche Machthaber Indiens, die englische Bureaukratie, und durch ihre zähe Gegenarbeit hat sie es verstanden, die Versprechungen der Vizekönige zum großen Teile unwirksam zu machen. Nirgends ist englische Theorie von Volksfreiheit und englische Praxis so himmelweit verschieden wie in Indien.

Der Inder hat zu allen Staatsämtern unter „gleichen" Bedingungen Zutritt wie der Engländer. Diese Bestimmung der Proklamation von 1858, die der Inder als die Magna Charta seiner Rasse betrachtet, wird aufs peinlichste eingehalten. Die Bedingungen für den Eintritt in die höhere Beamtenlaufbahn (auf diese allein kommt es dem politisch interessierten Inder an) bestehen jedoch im wesentlichen in der Ablegung einer überaus schwierigen Staatsprüfung, die — in der Praxis englische akademische Bildung voraussetzt und — in England abgelegt werden muß. Durch diese einfache Ausführungsbestimmung wird das indische Element natürlich in eine hoffnungslose Minderheit herabgedrückt. Das untere und mittlere Beamtentum ist fast ausschließlich indisch, das höhere zählte 1912 nur 5,3% Eingeborene. Es gibt indische Richter, nur unendlich wenige, und die Verwaltungspraxis sorgt dafür, daß sie nie über Europäer Recht sprechen können; es gibt indische Offiziere, nur kommen sie nicht über die untersten Stellen hinaus und sind nie Vorgesetzte eines Engländers, und — eine sehr bezeichnende Vorsicht! — niemals wird ihnen der Zutritt zur Artillerie gestattet. Und die parlamentarischen Vertretungen sind allerbescheidenster Art. Dem Vizekönig steht zur Seite ein „gesetzgebender Rat", dessen Mehrheit jedoch aus ernannten Beamten besteht, dem weiter u. a. alle Mitglieder der Regierung (Executive Council = Ministerium) selbst angehören; nur die Minderheit wird von den nichtbeamteten Mitgliedern der Provinzialvertretungen aus ihrer Mitte gewählt. Aber auch die gewählten Mitglieder dieser Provinziallandtage sind auf Grund eines so engen und mit so vielen Schranken umgebenen Wahlrechts gewählt worden, daß auch sie kaum noch als Vertreter einer Volksstimmung gelten können, noch viel weniger also die von ihnen aus ihrer Mitte Gewählten. Die Provinziallandtage haben nämlich allerdings seit 1909 gewählte Mehrheiten. Aber die Wahlkörper, welche sie abordnen, sind ungeheuer beschränkt — meist Berufsvertretungen religiöser Körperschaften, Abgeordnete von Stadtverwaltungen usw. —, die Regierung kann zudem auch gegen jede Wahl ihr Veto einlegen. Ferner ist das Beamtenelement mit dem natürlichen Übergewicht, das die Verwaltungspraxis gibt, sehr stark in den Landtagen vertreten, und durch mancherlei Ausführungsbestimmungen, namentlich durch geschickte Zusammensetzung der Wahlkörper hat die Regierung es stets in der Hand, die Opposition dieser Provinzialvertretungen auf ein Mindestmaß zu beschränken. Außerdem sind die Budgetrechte dieser Provinzen ganz außerordentlich bescheiden und umfassen wenig mehr als das Recht, Vorschläge in sehr beschränktem Rahmen zu machen, die eigentliche Verfügung hat stets die Regierung, und zwar meistens nicht einmal die Provinzialregierung, sondern die Zentrale in Kalkutta, wenn sich nicht gar das Indische Amt in London noch



in die Angelegenheiten der Provinz hineinmischt.

All diese Beschränkungen sind natürlich an sich durchaus vernünftig; einer orientalischen, an das Gehorchen gewöhnten Bevölkerung mit einem Male westeuropäische Verwaltungsmethoden zu geben, hieße das Chaos heraufbeschwören. Es muß jedoch auch in diesem Zusammenhange darauf hingewiesen werden, daß die englische Behauptung, als sei Indien ein Land, das sich fast aller Vorzüge der europäischen Freiheit erfreue, den Tatsachen geradeswegs widerspricht. Grundmotiv aller englischen Verwaltungspraxis ist vielmehr, den Indern so viel Freiheit zu gewähren, als mit der Aufrechterhaltung der englischen Macht und dem Vorteile Englands verträglich ist. Überaus kunstvoll ist der Aufbau dieser zehn großen Provinzen (zu denen einige Nebenländer und historisch zu erklärende Sonderbezirke kommen): nicht eine von ihnen ist ein ethnographisch und religiös einheitliches Gebilde, sondern überall sind die verschiedensten Religionen und Völkerschaften durcheinandergemengt, so daß eine einheitliche Opposition gegen England nicht aufkommen kann. Bei der Austeilung von politischen Rechten ist jede Schematisierung vermieden worden. Längst nicht alle Gegenden haben die oben geschilderten Anfänge einer Selbstverwaltung: rein autokratisch werden verwaltet die eigentlich gefährlichen Distrikte der Nordwestgrenze unter besonderen Chief Commissioners, einen zweiten Verwaltungstyp bildet dann die Mehrzahl der Provinzen unter Lieutenant Governors mit „Gesetzgebenden Versammlungen", deren Zusammensetzung, Mitgliederzahl (18—51) und Rechte von Ort zu Ort wechseln, einen dritten die Provinzen Bombay und Madras unter eigentlichen Gouverneuren. Ihrer glaubt England ganz sicher zu sein, es gibt ihnen daher neben den gesetzgebenden Räten auch eine Art von Ministerium (Executive Council) mit einem Inder als Mitglied. (Das gleich zivilisierte, aber politisch nie ganz zuverlässige Bengalen muß sich mit einer Verwaltung des zweiten Typus begnügen.) Die Verschiedenheiten setzen sich dann fort in der Distriktsverwaltung: je nach dem Grade der Kultur und der Befriedung ist die Verwaltung entweder militärisch oder bürgerlich organisiert (unter einem Deputy-Commissioner oder einem Collector an der Spitze), mit oder ohne Trennung von Verwaltung und Gerichtswesen und zahlreichen Abschattierungen ähnlicher Art.

Als System einer autokratisch-bureaukratischen, unter wohlwollender Heranziehung der Beherrschten arbeitenden Verwaltung wäre diese Organisation als mustergültig zu bezeichnen, und daß sie Hervorragendes geleistet hat, wird auch von keiner Seite bestritten. Aber als Nachahmung einer Selbstverwaltung im westlichen Sinne ist sie eine Karikatur, und die englische Erziehung, die man dem Inder aufgenötigt hat, und die Dutzende von halben und Viertelszusagen, die er immer wieder von hoher und höchster Stelle bekommen hat, fordern immer wieder einen Vergleich mit europäischen Vorbildern heraus. Die nach englischem Vorbild organisierten Colleges lehren den gebildeten Inder, seine Staatseinrichtungen nicht mit dem Indien der Mogulkaiser zu vergleichen, sondern mit dem heutigen England und Frankreich. Er hat Miltons politische Streitschriften gelesen, weiß etwas von der Magna Charta und der Parlamentsreform von 1832 und hat gelernt, im Stile der Französischen Revolution gegen die Tyrannen zu donnern.



Eine zügellose Presse weist ihn immer wieder auf Mazzini, Kossuth und die russischen Nihilisten hin. Amerika und zum Teil auch Irland haben ihm gezeigt, daß auch englische Herrschaft in keinem Lande etwas ganz Unwiderrufliches ist. Vor allem aber treibt ihn seine eigene wirtschaftliche und soziale Lage in die Opposition. Die indischen Universitäten — meist Karikaturen englischer Einrichtungen — haben vor der Curzonschen Reform (1904) ein ungeheures Bildungsproletariat geschaffen; nur 8% der Immatrikulierten erreichten das eigentliche Ziel, den Bakkalaureatsgrad; fast alle wollten sie höhere Beamte und höhere Anwälte (barristers) werden, haben es aber nur zu mittleren Beamten und niederen Anwälten (pleaders) gebracht, oder sie haben als Journalisten und Lehrer ein recht mittelmäßiges Auskommen gefunden. Diese Kreise der Enttäuschten sind nun seit langer Zeit bereits die eigentlichen Träger der Opposition gegen England, und sie sind der Mittelpunkt der indischen Reformbewegung, die seit 1884 in dem National Congress (Wanderversammlung etwa in der Art unserer politischen und sozialen Kongresse) ihren Mittelpunkt gefunden hat. Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts ist diese Reformbewegung höchst bedenklich erstarkt und allerhand Agitationen nach irischem und russischem Muster (Warenboykott, Pachtenverweigerung, politischer Raub und politischer Mord) sind nebenher gegangen, die da zeigen, daß die Oppositionskreise, so gering sie an Zahl sein mögen, doch die Macht haben, sich politisch zur Geltung zu bringen.[1])

Was seit Beginn des Weltkrieges hinzugetreten ist, um die Lage der englischen Herrschaft bedrohlich zu gestalten, entzieht sich zum großen Teile unserer Kenntnis. Immerhin ist manches bekannt geworden, was die ewige englische Schönfärberei doch wenig glaublich erscheinen läßt. Unbestritten ist die Meuterei der Besatzung von Singapore (Februar 1915), die drei Verschwörungsprozesse von Lahore (Sommer 1915 bis Sommer 1916) haben mit etwa hundert Todesurteilen gegen indische Soldaten, Studenten und Journalisten geendet. An der Grenze von Afghanistan, dem alten Wetterwinkel, hat es in den Jahren 1915 und 1916 dauernde Kämpfe gegeben. Der bedeutendste Eingeborenenherrscher, der Nizam von Haiderabad, ist im Oktober 1916 abgesetzt worden. Trotz eines drakonischen Reichsverteidigungsgesetzes vom 15. März 1915, das der Polizei überall diktatorische Vollmachten gibt, gegen mißliebige Politiker und mißliebige Zeitungen einzuschreiten, hören in Bengalen die politischen Waffendiebstähle und Räubereien nicht auf, agitiert der gefährliche Freiheitsapostel Tilak, der noch zu Anfang des Krieges eine Loyalitätskundgebung erlassen hat, ungescheut gegen England. Und noch mehr: Englands Sicherheit in Indien beruht zum großen Teil auf den innerpolitischen Gegensätzen zwischen Hindus und Mohammedanern, aber im Jahre 1916 haben sich diese beiden, früher wie Wasser und Feuer getrennten Elemente auf ein gemeinsames Reformprogramm für Indien geeinigt, das zwar mit vielen loyalen Ausdrücken verbrämt war, aber doch recht energisch eine außerordentlich weitgehende Selbstverwaltung für Indien verlangte. Daß die Zustände in Indien keineswegs ideal sein können, beweist aufs deutlichste der zähe Widerstand, den die englische Verwaltung in Indien allen

1) Über diese Oppositionsbewegungen habe ich eingehender in dieser Zeitschrift IX 605, 15. Febr. 1915, gehandelt.



Ansprüchen Englands auf Truppenhilfe und finanzielle Unterstützung entgegenstellte; offenbar wußte die Regierung selbst, daß man dem Lande nicht mehr allzuviel ungestraft zumuten konnte. Lange hat man die Inder mit allerhand Versprechungen für die Zeit nach dem Kriege hinzuhalten versucht, aber man hat dadurch eine geradezu bedrohliche Lage geschaffen. Der neue Staatssekretär E. S. Montagu hat sich schließlich nach einer eingehenden Besichtigungsreise im Verein mit dem Vizekönig Lord Chelmsford entschlossen, schon jetzt einen Reformplan für Indien auszuarbeiten. Am 20. August 1917 erfolgte die entscheidende Ankündigung der englischen Regierung, und nunmehr, im Juli 1918, ist der ganze Reformplan der Öffentlichkeit vorgelegt worden.

Das ganze Dokument — ein überaus umfangreiches Blaubuch — wird wohl erst nach dem Kriege in Deutschland bekannt werden, aber auch die ausführlichen Auszüge, welche die englische Presse daraus veröffentlicht, lassen bereits klar erkennen, daß es sich um ein staatsmännisches Werk von historischer Bedeutung handelt, um den Versuch, auf einem Lande ältester orientalischer Kultur mit größter Vorsicht die Keime der Regierungstechnik des Westens zu pflanzen. Daß England den Indern nicht eine völlige oder auch nur annähernde Selbstverwaltung gibt, obgleich die englische Presse dies immer wieder ihnen und der öffentlichen Meinung Europas vorzuspiegeln versucht, ist natürlich klar; aber es betritt mit seiner neuen Verfassung für Indien einen Weg, der auf die Dauer zu einer solchen Selbstverwaltung führen soll. Die Verfassung ist voll von Kulissenwerk, das nach europäischer Selbstverwaltung aussehen soll, ohne es zu sein; aber nach allen Abzügen bleibt doch noch genug übrig, um sie zu einem bedeutsamen Fortschritt im Sinne der indischen Selbständigkeitsbestrebungen zu machen.

Reformiert werden zunächst und vor allem die Provinzialverwaltungen. Sie sollen den Indern zum großen Teile ausgeliefert werden, an ihnen sollen Hindus und Mohammedaner lernen, wie man im europäischen Sinne sich selbst regiert. Dabei will aber die englische Regierung die Verwaltung doch fest in der Hand behalten. Um dies etwas widerspruchsvolle Programm zu verwirklichen, werden zunächst die politisch gefährlichen Gegenden (Beludschistan, die Nordwest-Grenzprovinz) von der Reform ausgeschlossen, außerdem Birma, die Hauptstadt Delhi, und in allen Provinzen gewisse rückständige Gegenden, die von niedrigstehenden Völkerschaften bewohnt sind, vor denen auch der reformbegeistertste Gleichmacher haltmachen müßte. Im eigentlichen für die Reform in Betracht kommenden Indien sollen dann aber neue Provinzialverwaltungen geschaffen werden, in denen eine weitgehende Autonomie mit einer starken Beamtenregierung sich paaren soll. Dies gedenkt man dadurch zu erreichen, daß unter dem Gouverneur eine doppelte Verwaltung stehen soll, die eine demokratisch und volkstümlich, die andere autokratisch und bureaukratisch. Von dem Executive Council des Gouverneurs geht einerseits eine Beamtenverwaltung (A) aus, unter welcher wie bisher die wichtigsten Dinge wie Polizei, Gerichtswesen, religiöse Angelegenheiten stehen sollen — die sogenannten „vorbehaltenen" Angelegenheiten —, die ganz in bisheriger Weise weiterverwaltet werden. Von der gleichen Spitze ressortiert dann andererseits eine „parlamentarische" Verwaltung (B), die dem Inder das längst



ersehnte Ideal einer „verantwortlichen Regierung" beschert, oder wenigstens etwas, was so aussieht — und von dieser werden dann erledigt die „übertragenen" Angelegenheiten. Lokalsteuern, Lokalverwaltung, Wegebauten, Gesundheitsverwaltung, indirekte Steuern, Erziehungssachen. (Über die Abgrenzung im einzelnen soll erst später entschieden werden.) In dieser zweiten Regierung (B) steht an der Spitze ein Ministerium, das aus Indern besteht, und dieses ist verantwortlich einerseits dem Gouverneur, andererseits dem Provinziallandtag. Ganz nach westeuropäischer Formel sind die Minister dem Landtag entnommen und sind dessen Vertrauensmänner. Nur geht man noch nicht so weit wie in Europa, den indischen Minister nun auch von einem Mißtrauensvotum der Mehrheit stürzen zu lassen. Nur dann soll er zurücktreten müssen, wenn er bei einer Nachwahl sein Mandat verliert, wenn also bei einer wirklich entscheidenden, nicht vom Zufall abhängigen Gelegenheit festgestellt ist, daß er das öffentliche Vertrauen nicht mehr besitzt.

Eine solche Verwaltung, bei der von der gleichen Stelle eine reichgegliederte Bureaukratie und ein völlig ausgebildeter parlamentarischer Regierungsapparat abhängen, dürfte in der ganzen Welt einzig dastehen. Die Sache fängt aber jetzt erst an, kompliziert und interessant zu werden. Der parlamentarische Regierungsapparat (B) mit seinen indischen Ministern und Abgeordneten beschäftigt sich nämlich nicht nur mit den ihm „übertragenen" Angelegenheiten, sondern auch mit den „vorbehaltenen" Sachen. Der Provinziallandtag kann über alle Angelegenheiten der Provinz beratschlagen und Entschließungen fassen — nur sind sie bei den Sachen der zweiten Kategorie von wirklich entscheidendem Gewicht, bei der ersten nichts mehr als fromme Wünsche; ein und dieselbe Körperschaft ist also in der einen Frage von wesentlicher Bedeutung, in der anderen ein bloßer Debattierklub. Die Unklarheit geht aber noch weiter. Die gleiche Doppelrolle wie der Provinziallandtag spielt natürlich auch der Gouverneur: er ist auf der einen Seite oberster Chef einer autokratischen Verwaltung, auf der anderen der Herrscher eines parlamentarisch regierten Staates. Aber diese beiden Verwaltungen sind tatsächlich eine einzige Verwaltung: so getrennt auch der Apparat sein mag, das Budget ist das gleiche für beide Zweige, und der Gouverneur kann zu seiner persönlichen Belehrung über alle Dinge beratschlagen mit wem er will. Er ist nicht gebunden, die „übertragenen" Sachen nur mit den parlamentarischen Ministern zu behandeln, sondern er bespricht alle Regierungsgeschäfte ohne Unterschied mit seinem Regierungsrat (Executive Council), und diesem gehören an nicht nur die indischen Minister, sondern auch vom Gouverneur ernannte Beamte als Minister ohne Portefeuille, also die Spitzen sowohl der autokratischen wie die der parlamentarischen Verwaltung. Und da auf diese Weise die „vorbehaltenen" und die „übertragenen" Sachen, so schön auch die theoretische Scheidung ausgeklügelt sein mag, ständig durcheinandergehen werden, so entscheidet in allen daraus entstehenden Konflikten — und ihre Zahl wird Legion sein — der Gouverneur.

Der Sinn dieses wilden Durcheinanders von Bestimmungen ist klar. Bisher wurden die indischen Provinzen autokratisch von Gouverneuren regiert. Der indische Nationalkongreß hatte demgegenüber eine völlige Selbstverwaltung der Provinzen gefordert, mit indischen Mini-



stern, die dem Provinziallandtag entnommen und ihm verantwortlich sein sollen. Die Forderung der Opposition möchte man einerseits bewilligen, aber andrerseits keine Rechte unwiderruflich aus der Hand geben. Daher das Kompromiß. Für die allernächste Zukunft wird an der bureaukratischen Regierung sachlich nicht sehr viel geändert, nur daß auf dem Papier „verantwortliche Minister" erscheinen, welche in das autokratische System eine parlamentarische Kulisse einfügen. Und sollte Indien sich durch diese Verfassung nicht befriedigen lassen, sollte sich in den Provinziallandtagen eine wirklich starke Opposition bemerkbar machen, so wird es bei dieser Kulisse auch dauernd verbleiben, dann wird der Gouverneur stets nur eine Minderheit von Angelegenheiten auf den parlamentarischen Weg verweisen und die Mehrheit bureaukratisch erledigen. Für solche Fälle ist außerdem noch eine besondere Kautschukbestimmung geschaffen, daß nämlich der Gouverneur Angelegenheiten, die er „für seine oberste Verantwortung für wesentlich hält", einem besonderen Ausschuß zuweisen kann, dessen Mehrheit aus ernannten Mitgliedern besteht. Es kann also alles beim alten bleiben.

Das ist jedoch nur die eine Seite der Münze: England hat die ehrliche Hoffnung, daß die neue Verfassung kein bloßes Dekorationsstück bleibt, daß sie eine hinlängliche Zahl vernünftiger Inder befriedigen und daß an der Hand der neuen Bestimmungen Indien allmählich in die Selbstverwaltung hineinwachsen wird. England hat ja kein ausschlaggebendes Interesse daran, Indien auf die Dauer autokratisch zu regieren; im Gegenteil, solange England die Zügel in der Hand behält, entspricht es ganz seinen Überlieferungen, sie locker zu lassen. Und gerade der Kautschukcharakter der meisten Verfassungsbestimmungen erleichtert ihm dies. Zunächst sollen die „vorbehaltenen" und die „übertragenen" Angelegenheiten nicht für ganz Indien einheitlich abgegrenzt, sondern durch eine Kommission für jede Provinz besonders festgestellt werden; bei der Abgrenzung der beiden Kategorien wird natürlich das politische Wohlverhalten der Gegend eine entscheidende Rolle spielen. Ebenso bleibt vorläufig noch unbestimmt eine weitere wesentliche Grundlage des Verfassungsentwurfs, nämlich das Wahlrecht, aus dem die Abgeordneten der Provinziallandtage hervorgehen sollen; nur zwei Punkte stehen vorläufig fest, daß es einerseits demokratischer und einheitlicher sein soll als das jetzige, nur einem ganz engen und überaus sorgfältig durchgesiebten Kreise zustehende Wahlrecht, daß aber andererseits die Sondervertretungen der Mohammedaner und anderer religiöser Minderheiten erhalten bleiben sollen. Endgültig soll auch über diesen Punkt die oben erwähnte Kommission — die aus Engländern und Indern besteht — für jede Provinz gesondert entscheiden, und ihre Entscheidungen sollen alle fünf Jahre von neuem überprüft werden. Daß die neue Verfassung auf Zuwachs gearbeitet ist und verwaltungspädagogische Ziele im Auge hat, das geht auch daraus hervor, daß auch für die Bearbeitung der „vorbehaltenen" Angelegenheiten Ausschüsse vorgesehen sind, in denen die Beamten mit Abgeordneten der Provinziallandtage zusammenarbeiten sollen, damit die letzteren von den erfahrenen Verwaltungstechnikern allmählich in die Bearbeitung der Dinge eingeführt werden, die ihnen später ganz übertragen



werden sollen. Auch hier ist mit allen Zukunftsmöglichkeiten gerechnet, ohne daß jedoch die englische Verwaltung auch nur das geringste an Macht unwiderruflich aus der Hand gäbe!

Die Reform der Provinziallandtage bildet das Kernstück der neuen Verfassung. Aber auch für die Zentralverwaltung sieht sie erhebliche Veränderungen in fortschrittlichem Sinne vor. Die Regierung (Executive Council) des Vizekönigs zählte bisher sechs Mitglieder, von denen nur eins ein Inder war; sie erhält jetzt ein zweites indisches Mitglied. Der Gesetzgebende Rat für ganz Indien erhält eine, wenn auch sehr knappe, Mehrheit aus gewählten Mitgliedern, und die Zahl der Abgeordneten wird von 68 auf 100 erhöht. (Der indische Nationalkongreß hatte mindestens 150, dazu sämtlich gewählte Abgeordnete beantragt.) Als Gegengewicht gegen die Erweiterung der Rechte der Inder wird ein Oberhaus (Council of State) hinzugefügt, dessen Mitglieder zum größeren Teile ernannt werden und dessen Zustimmung zu jeder gesetzgeberischen Maßregel für Indien erforderlich ist. Weiter ist noch ein Geheimer Staatsrat (Privy Council) vorgesehen. Welche Funktionen er haben soll, ob es sich nach Analogie Englands um eine wesentlich dekorative Körperschaft handeln wird, oder ob vielleicht der Geheime Staatsrat die indische Vertretung in einem zukünftigen allbritischen Reichsparlament abordnen soll, darüber verlautet noch nichts. Daß die Schaffung einer Behörde, die den gleichen Namen trägt wie die altberühmte ehemalige Regierungsbehörde Englands, dem Selbstbewußtsein der Inder schmeicheln wird, daran kann gar kein Zweifel sein. Vielleicht wird auch hier ein doppelter Zweck verfolgt: je mehr man in der Provinzialinstanz dem Wunsche der Inder nach Selbstverwaltung nachkommt, die bei dem Temperament und der jetzigen Stimmung der gebildeten Inder schwerlich ohne die lebhafteste Opposition gegen die Beamtenregierung abgehen kann, desto mehr muß England darauf bedacht sein, dem Ehrgeiz des indischen Elements auch lockende Ziele zu zeigen, auf die nur ein Anhänger der Regierung hoffen kann. Und es liegt nahe, namentlich in der Zentralregierung, wo die Opposition am gefährlichsten werden kann, den geringen Fortschritt, der in der Einführung einer gewählten Mehrheit im Gesetzgebenden Rat des Vizekönigs liegt, durch ein möglichst starkes, unter dem Einfluß der Regierung stehendes Oberhaus und durch einen angesehenen, wenn auch nur wesentlich dekorativen Beirat wieder auszugleichen. Sollte aber der Versuch gelingen, so gibt es dann auch Möglichkeiten genug, um die konservative Macht eines solchen Beirats im Interesse Indiens oder des Gesamtreiches an Stellen von wirklicher Bedeutung in die Wagschale zu werfen. Von ähnlich unbestimmter Funktion, aber sicherlich konservativen Zwecken dienend, ist die Schaffung eines „Fürstenrates", den namentlich Lord Curzon als Gegengewicht gegen die demokratischen Elemente des Landes schon öfters befürwortet hat. Die einheimischen Fürsten und die englische Regierung sind in gleicher Weise durch die Welle des Umsturzes bedroht, die sich von Bengalen aus über das Land ergießt. Bisher war das Gebiet der einheimischen Fürsten im technischen Sinne „Ausland", die Verwaltung des Vizekönigs hatte in ihm nichts zu sagen, nur durch besondere Staatsverträge waren Haiderabad, Gwalior, Baroda usw. an In-



dien gekettet, und ein Vertreter des Vizekönigs sah als Agent des Herrschers — freilich meist sehr gründlich — in dem befreundeten Gebiet nach dem Rechten. Lange galt es, nachdem die Zentralisierungsbestrebungen früherer Vizekönige mit einer der Hauptgründe für den Aufstand von 1857 gewesen waren, für den Kern aller Weisheit, die Eingeborenenstaaten möglichst sich selbst zu überlassen. Aber schon Lord Dufferin (1884—88) erkannte in den 80er Jahren, daß in diesen von der demokratisch-europäischen Idee noch so gut wie unberührten altkonservativen Eingeborenenstaaten eine wertvolle Kraftreserve stecke. Er gründete die Imperial Service Troops, eine von englischen Offizieren geführte Miliz, in der zunächst die militärischen Kräfte der Eingeborenenstaaten dem Reiche dienstbar gemacht wurden, und Lord Curzon (1899—1905) hat als Vizekönig die eingeborenen Fürsten mit allen Mitteln durch höfische Ehren auch in der Schätzung der europäisierten Inder zu stützen versucht. Die Schaffung eines besonderen Fürstenrats ist sicher ein weiterer Schritt auf diesem Wege und soll vielleicht ebenso wie der Geheime Staatsrat für eine Vertretung Indiens nach außen mit die Maschinerie schaffen helfen.

Zuletzt ist noch ein Punkt zu erwähnen, der ebenfalls weite Zukunftsmöglichkeiten eröffnet, dessen Augenblicksbedeutung aber noch in keiner Weise abgeschätzt werden kann. Die Funktionen des „Indischen Amtes“ in London sollen erheblich beschränkt, für die Provinzialinstanz nahezu ausgeschaltet werden. Das Indische Amt, der alte heimische Aufsichtsrat, den die Ostindische Kompanie im 18. Jahrhundert über den draußen arbeitenden Gouverneur von Indien gesetzt hatte, ist noch heute die englische Kontrollinstanz über den Vizekönig und seine Regierung. Der Staatssekretär des Indischen Amtes hat das Budget Indiens im englischen Parlament zu vertreten, er ist also die eigentliche Verkörperung der Tatsache, daß Indien von England abhängig ist, der eigentliche Stein des Anstoßes auch für die gemäßigte indische Opposition, die zwar geneigt ist, sich mit dem Kaiser aus englischem Blute abzufinden, gewisse Vorzüge des anglo-indischen Beamtenregiments anerkennt, aber die Unterwerfung Indiens unter die Kontrolle einer in London sitzenden Behörde abgeschafft haben möchte. Insgeheim hat sie dabei die anglo-indische Bureaukratie auf ihrer Seite, der von jeher, schon seit den Tagen von Warren Hastings, die Aufsicht durch die Heimatbehörde lästig war, und die bei den verschiedensten Gelegenheiten schon die Interessen Indiens gegenüber den Anforderungen des Mutterlandes, wie sie vom Indischen Amt verkörpert wurden, vertreten hat. Wenn jetzt, wie es heißt, die Angelegenheiten der Provinzialregierungen, soweit sie nicht zu den „vorbehaltenen“ gehören, der Aufsicht des Indischen Amtes entzogen werden sollen, so bedeutet das für den Augenblick noch nicht sehr viel. Aber Indien hat bereits während des Krieges gegen den erbitterten Widerstand der Baumwollinteressenten von Manchester die Einführung eines wirksamen Schutzzolls auf Baumwollwaren durchgesetzt, es hat sich damit eines der Grundrechte der selbstverwaltenden Kolonien gegenüber dem Mutterlande erkämpft. Wenn nun auch das Aufsichtsrecht des Mutterlandes über den indischen Provinzialhaushalt abgebaut wird, so ist die Tendenz klar: wenn sich die neue Verfassung bewährt, so soll allmählich In-

dien den Dominions gleichgestellt, das Band mit dem Mutterland in Zukunft viel loser geknüpft sein. Auch hier ist aber der augenblickliche Fortschritt so wenig radikal, daß er immer noch ein Anhalten ermöglicht, falls der Weg sich als ungangbar erweisen sollte.

Wie der neue Verfassungsentwurf auf Indien wirken wird, kann niemand vorhersagen. In der englischen Presse findet man neben begeisterter Zustimmung und ausgesprochener Angst vor den Zugeständnissen an den indischen Radikalismus meist eine verlegene Zurückhaltung des Urteils: wie die Folgen auch ausfallen mögen, man sieht ein, daß solche Zugeständnisse unvermeidlich waren. Das Schicksal der Reformen des Vizekönigs Lord Minto und des Staatssekretärs Morley von 1909 ist nicht gerade geeignet, die Zukunft sonderlich rosig erscheinen zu lassen: damals wurde einigen Indern der Weg zu den allerhöchsten Stellen der Verwaltung, zu den Executive Councils des Gouverneurs, des Vizekönigs und Staatssekretärs eröffnet, und die Provinziallandtage erhielten Mehrheiten von gewählten (statt ernannten) Mitgliedern; die Folge ist eine gewaltige Stärkung des Radikalismus gewesen. Wird auch diesmal der Erfolg der gleiche sein? So groß die Zukunftsmöglichkeiten der neuen Verfassung auch sein mögen, der augenblickliche Fortschritt ist nicht gerade groß. Von völliger finanzieller, Gesetzgebungs- und Verwaltungsautonomie, vom Ausscheiden aller Beamten aus der Regierung und ähnlichen radikalen Forderungen des Nationalkongresses ist auch nicht entfernt die Rede; weitere wichtige Beschwerdepunkte der Inder — das Überwiegen der Engländer in den höheren Beamtenstellen, der (nur unvollkommen maskierte) Ausschluß der Inder von den Offiziersstellen, die Minderwertigkeit des Volksschulunterrichtes, die Beschränkung oder z. T. gar Verhinderung der indischen Einwanderung in Natal und Kanada — werden von der neuen Verfassung nicht berührt. Wahrscheinlich wird für die Wirkung des neuen Heilmittels etwas ganz anderes maßgebend sein: der Ausgang des Krieges. Nicht allerdings die Friedensbedingungen in Europa, sondern der Ausgang des Krieges in den Ländern des Indischen Ozeans. Hier ist es Englands Bestreben, Mesopotamien, Arabien, Palästina und Deutsch-Ostafrika als Kriegsgewinn zu buchen und Teile dieser Länder den Indern als Auswanderungsgebiete zu eröffnen; es würde damit in den Augen seiner indischen Untertanen den Krieg gewonnen haben, gleichgültig, wie für England die Friedensbedingungen in Europa auch sein mögen. Das Verlangen nach einem guten Abschluß im Osten ist sicher einer der Gründe für die Verlängerung des Krieges. Bagdad, Basra und Jerusalem sind die gefährdetsten Punkte der englischen Weltstellung. Indien ist die Basis, von der aus der englische Orientfeldzug im wesentlichen geführt wird, und das Schicksal der englischen Eroberungspläne im nahen Orient wird in erheblichem Umfange auch Englands Stellung in seiner wertvollsten, aber schon lange nicht mehr sichersten Kolonie beeinflussen.

Romanische und gotische Kunst in Frankreich und Deutschland.

Von Richard Hamann.

Frankreich ist das Land der großen Stile. Nie war seine Kunst größer als zu Zeiten, wo Stil Gebot war und eine allgemeine Forderung die Menschen in Haltung, Tracht und Sprechweise bis hinein in den Schnitt des Gesichtes einer Regel unterwarf. Hier wirkte die Kunst unmittelbar formend ins Leben, d. h. in den persönlichen Verkehr der Menschen hinein. Deutschland ist das Land der großen eigenwilligen und reichen Persönlichkeiten, Dürer, Beethoven, Goethe, Hier schafft die Kunst neue Welten auf Grund des individuellen Reichtums jener Persönlichkeiten. Und wenn diese nach Form des Lebens suchen, dann fehlt dieser die unmittelbare formenschaffende Kraft gemeinschaftlicher Lebensführung, sie wird kühl und steht dem Leben fremd gegenüber, sie ist ein Ausfluß der Bildung, der Theorie, der Philologie, sie ist klassizistische Theorie, Mathematik. Dürer, Winkelmann, H. v. Marées, Wölfflin. Die Menschen, die die französische Kunst bildet, gehören zu der Gesellschaft, in der sie erscheinen, als Denkmal der Verehrung und als Vertretung der höchsten, einheitgebenden Instanzen dieser Gesellschaft oder als Gäste, die die Gesellschaft reicher und festlicher machen. Durch die Idealisierung, die die Kunst im Bilde noch reiner vornehmen kann, als es die Mode und Sitte in der Lebensform vermögen, bewirkt sie eine Steigerung und Erhöhung dieser gesellschaftlichen Werte und wirkt vorbildlich. Die deutsche Kunst emanzipiert sich vom Leben. Sie bildet Inhalte, die, wenn sie eine Steigerung des Lebens bedeuten könnten, doch jenseits der Realisation liegen, ein Traum- und Wunschland. Darum ist Deutschland das Land der Märchen. Die Kunst ist romantisch. Französische Kunst ist moralisch, erziehend und abschreckend. Schönes und Häßliches treten in der Form des Typus auf, als Regeln. Deutsche Kunst ist mehr rein ästhetisch, Wahrnehmung um ihrer selbst willen. Das Individuelle wird porträtiert. Das Unbekannte und Absonderliche reizt zur Wahrnehmung. Am Drama interessiert das historische, das einmalige sehenswerte Faktum und der Vorgang, die Handlung. In Frankreich kritisiert man Geste, Haltung und Sprache des Dargestellten wie des Schauspielers. Die Regel, die die Kunst vorbildlich erfüllen soll, reizt den Betrachter, sich daran zu messen, als Kritiker, wie es besser hätte gemacht werden sollen, oder als Mitmensch der Gesellschaft, der sich überlegen oder übertroffen fühlt. In Deutschland rechnen die individuellen Situationen, die die Kunst darstellen, gar nicht auf Kritik, sondern auf Hineinversenken und Nacherleben, wodurch wieder das Individuum in seinem Einzelleben bereichert wird, nicht aber ein Verkehr zwischen Dargestelltem und Betrachten geschaffen wird. In Frankreich unterwirft sich die Kunst den Menschen, indem sie Räume schafft und Bauwerke auftürmt, in denen sich der Verkehr der Personen und ihr Verhältnis zueinander und zu ihrem Gastgeber ausdrückt und reguliert wird. In Deutschland unterwirft sich der Mensch die Kunst, er



schmückt sein Heim mit Dingen, für die er sorgen muß wie für die Blumenstöcke im Fenster und durch deren Sein und Leben sich ein Teil seines eigenen Lebens erst aufbaut. Je mehr wir zurückblicken in die Vergangenheit mit ihren gesellschaftlichen Bindungen, um so mehr beherrscht Frankreichs Kunst die Welt und Deutschland, die Kunst der Form und des Stils; je mehr die Menschheit sich dissoziiert und die Bindungen sich lösen, gewinnt Deutschland Einfluß als Land der Dichter und Denker, auch in Frankreich.

Der romanische Stil.

Die welterobernde Kraft der Gotik hat bewirkt, daß die gotische Kathedrale, diese glänzendste Schöpfung des französischen Geistes, als Stätte festlicher Vereinigung der Gläubigen dem nordischen Bewußtsein schlechthin als mustergültig erscheint, und es liegt ein tiefer Sinn darin, daß seinerzeit von den Architekten die Gotik als kirchlicher Stil überhaupt proklamiert wurde. Daher rührt es aber auch, daß die Vorläufer dieser gotischen Kathedralen, die französischen Klosterkirchen, nicht in gleicher Weise sich der Welt in ihrer imposanten Wucht und Größe bemerkbar gemacht haben, und daß der Irrtum entstehen konnte, als seien die deutschen romanischen Kirchen, besonders die sächsischen Basiliken, die bezeichnendsten Schöpfungen des romanischen Stiles. Und dennoch können diese weder an Stil noch an Selbständigkeit der Schöpfung sich mit den französischen Monumentalbauten des XI. und XII. Jahrhunderts in Frankreich messen. Denn soweit diese Kirchen Ausdruck des Gemeingefühles und der Vereinigung einer Menge im gleichen Gefühl kultischer Verehrung des Höchsten sind, bewährte sich schon in dieser Zeit die Kraft des französischen Geistes der Zentralisation und Regulierung menschlichen Verkehrs und personaler Vergesellschaftung. Denn während die deutsche sächsische Basilika am Typus der überlieferten italienischen Basilika im ganzen festhält und damit auch Züge des römischen Hauses wie des öffentlichen Saales beibehält, ist das Neue, das sich im romanischen Kirchenbau Frankreichs vollzieht, im hoch aufgipfelnden Vierungsturm die ganze Kirche ein Monument sein zu lassen, ein Denkmal dessen, der in der Kirche verehrt wird. Die Erhabenheit und Majestät dieser pyramidal sich erhebenden Massengruppe versteht man nur, wenn man an die ägyptischen Pyramiden und ihre Bedeutung als Denkmäler despotischer Herrscher denkt. Dennoch unterscheidet diese romanischen Kirchenbauten von der schweigsamen Würde jener Pyramiden, daß die Baumasse nicht ein einfacher Klotz von strenger stereometrischer Form ist, sondern eine Vergesellschaftung von Monumenten. Denn rings an den Chor legen sich halbrunde, turmartige Bildungen an das Zentrum heran und machen die Ostpartie dieser Kirchen zu jener wundervollen Gruppierung von Massen, die den Vierungsturm als krönende, beherrschende und zusammenfassende Einheit dieser Gruppe von Monumenten erscheinen läßt. So erscheint von außen die französische Anlage des Zentralturmes mit Chorumgang und Chorkapellen, die dem deutschen Kirchenbau des 12. Jahrhunderts ganz fremd ist. Indem aber dieser Vierungsturm sich hoch über die angegliederten Baumassen und höher erst recht über die Häuser der Gemeinde erhebt, wird er beredter als die ägyptische Pyramide zum Mittelpunkt der Gemeinde, und lenkt die Gedanken der

Menschen von ihren irdischen Geschäften ab und dorthin, wo sie als Gemeinschaft Zusammenhalt und persönliche Geltung gewinnen. Der Hauptunterschied dieses nordisch-französischen Monumentes gegenüber dem antiken ist aber doch, daß es, mit dem Gemeinderaum zu einer Einheit verbunden, den Gläubigen Zutritt zu sich gewährt, und so der Verkehr der Gläubigen mit diesem Höchsten in einem Innenraum zu zeremoniellen Formen geselliger Vereinigung führt, deren höchster Ausdruck die Liturgie und der Gesang ist, die gebundene, geregelte Sprache, gemeinsamer Ausdruck und Ausdruck der Gemeinsamkeit. In der Vereinigung von Gemeinderaum und Gotteshaus hat diese romanische Kunst in Frankreich wohl ihr Höchstes geleistet. Wieder wird ein Zentrum abgesondert, ein Mittelraum mit feierlicher Kuppel, die Vierungskuppel, deren Bedeutung man wieder nur versteht, wenn man daran denkt, daß solche Zentralräume mit der zentralisierenden, ganz beruhigenden und feierlichen Kuppelwölbung schon immer den Ausdruck absoluter Stille eines Mausoleums übernommen hatten. Dem Grabmonument von außen entspricht der zentrale Kuppelraum eines Mausoleums innen, und beide weisen auf den Reliquien- und Totenkult einer frühen Bewußtseinsstufe der Menschheit hin. Aber auf hohen Vierungsbögen öffnet sich nach allen Seiten, zum Chor, zu den Querschiffen, zum Mittelschiff, dieses Zentrum und tritt in Verkehr mit den Gläubigen. Das Verhältnis dieser Räume aber ist nicht nur durch die im Kreuz der sich schneidenden Schiffe gegebene zentrale Lage der Gruftkuppel bedingt, sondern auch dadurch, daß alle Schiffe mit ihren Tonnengewölben die Vierungsbögen, die Träger der Kuppel, fortsetzen und so selber zum Träger der Kuppel werden, zugleich aber diese Gewölbe alle die Richtung zur Mittelkuppel hinnehmen, diese selber aber sich absondernd in sich ruht und beharrt. Sieht man dann noch, wie im Gegensatz zu oberen flachen Wänden und unteren Säulenstellungen der antiken Basilika jetzt durch von unten zur Decke emporgehende Dienste auch die Räume völlig einheitlich werden, so vollenden sich die Züge, die von nun an für die Physiognomie des französischen Geistes bezeichnend werden: Vereinigung der Glieder einer Gesellschaft im Einheitsraum, Regulierung des Verkehrs durch Unterwerfung aller Räume unter ein Zentrum, zu dem sie hinführen, und dem zu nahen, sie so zur Pflicht machen. Der Kultus ist monumentale Form geworden.

Daß aber diese Gesellschaft das Beisammensein in diesen Räumen als eine Erhöhung des Daseins, als Glück empfand, das zeigt der reiche Schmuck, den man überall diesen Bauten dort anheftete, wo es ohne Schädigung der Würde des Ganzen geschehen konnte. Wie mit Kränzen umwand man besonders alle Öffnungen, Türen und Fenster mit reich dekorierten Friesen und machte das Gebäude dadurch einladend und festlich. In überquellendem Reichtum wurden hier geometrische Ornamente, Pflanzen, Tiere, Menschen zu einem Strauß zum Ruhme des Höchsten zusammengebunden. Aus dem Gemeingefühl aber und der Unterwerfung des einzelnen unter das Ganze entsteht der Stil des romanischen Ornamentes. Die absolute Einordnung jeder Einzelform, ob Tier, ob Mensch, in die Baumasse als Ganzes, in die Blockform. Wie in den Zeremonien bilden sich hier Grenzen, die die Dinge mit ihrem Eigenleben nicht überschrei-

ten dürfen. So sind alle Gestalten stilisiert und Form geworden, sie sind ein Stück Architektur. Auch das hat seine Parallele in der Strenge der Stilisierung der ägyptischen Hofkunst. Portale von Avallon, Paray-le-Monial und ein Juwel einer ganzen Kirche wie die von Aulnay sind die schönsten Beispiele für diese stilvolle Architektur. Im Tympanon der Portale aber begegnen einem reichere Figurenkompositionen, aber auch sie streng zentralistisch geordnet, Christus als Weltenrichter. mehr despotisch herrschend als verzeihend, umgeben von den Evangelistensymbolen und von Engeln, unter ihm vierundzwanzig Könige nach den Worten der Apokalypse, die sich den Kopf verrenken, um seines Blickes habhaft zu werden. Die Handlung aber, die sich vollzieht, ist so recht ein Hinweis auf den Wert der Gemeinschaft und auf das Standesgefühl, das sich an die Gesellschaft dieser Gläubigen und an die Nähe Gottes knüpft. So finden wir in Moissac und Autun das Jüngste Gericht, die Scheidung der Seligen und Verdammten, Aufnahme und Verwerfung im Gefolge Christi, so in Vézelay am Hauptportal die Ausgießung des Heiligen Geistes dargestellt, ein Hinweis auf die Erhöhung, die für den Menschen mit dem Eintritt in die Kirche verbunden ist.

Aber schon ehe man ans Portal gelangt, begegnen einem an den Wänden des kleinen Vorbaues in Moissac Gestalten, die nichts als moralische Hinweise auf die Sünden gegen den Geist der Gemeinschaft sind, ungeheuerliche, fratzenhafte Symbole der Laster individueller Lebensführung, Avaritia und Luxuria, Geiz und Wollust, individueller Besitz und individueller Genuß. Teufel reißen sich um die Seele des Geizigen, in dessen Leib statt des Herzens ein Klumpen Gold gefunden wird. Schlangen und Drachen fahren einem megärenhaften nackten Weibe an Brust und Schoß. Die moralische Wirkung der französischen Karikatur offenbart sich frei in rücksichtslos satirischer Verzerrung des Sündhaften ins scheußlich Häßliche. Gegenüber aber ist dargestellt die Geburt Christi, ein Hinweis auf den, der von aller Sünde erlösen kann. Könige huldigen ihm und beten ihn an. „Ihnen folge, und du wirst auch erlöst sein.“ Unmittelbar daneben finden wir Gestalten, denen die Worte, die aus den Darstellungen sprechen, in den Mund gelegt werden müssen und dann sicherlich mit derselben Erregtheit, demselben Pathos geklungen hätten wie die schrillen Linien dieser Satiren. Der französische Rhetor tritt hier zum ersten Male vor uns auf, mit den Armen gestikulierend, die Haare vor Leidenschaft hin und her flatternd und mit schwungvoller Geste auf die Schriftrollen weisend, aus denen er die Wahrheit seiner Predigt beweist. Oder es tritt je ein Prophet mit einem Apostel zusammen, und beide weisen auf Buch und Schriftrolle, auf Altes und Neues Testament hin und kommen überein, daß es nur eine Wahrheit, eine Regel, eine Religion gibt. Das Alte Testament ist nur ein Hinweis auf das Neue, sie verhalten sich wie Sünde und Erlösung oder wie Weissagung und Erfüllung. Das eine ist ein Typ des anderen, dem Individuellen ist kein Platz gelassen. Diese Kultur ist chauvinistisch, intolerant.

Der besondere Charakter dieses Stils und der ihm zugrunde liegenden gesellschaftlichen Kultur geht aus den Bauwerken deutlich hervor. Es ist eine archaische, frühe Stufe menschlicher Gesittung und Vergesellschaftung. Auf allem lastet ein Zwang, Furcht scheint

das Grundgefühl, sowohl, soweit es den Rückzug aus dem weltlich individuellen Leben in die religiöse Gemeinschaft angeht, als auch das Sicheinordnen in die Gemeinschaft. Darauf weisen die Tierdämonien hin, die an Kapitellen und in Friesen den Einzelmenschen hilflos in der Gewalt der ihn in der Natur bedrohenden Schrecknisse zeigen. Tierisch stellt man sich die Hölle vor. Darauf weist auch die Beziehung zum Gräberkult in der starren Monumentalität der Kirche und der Stille des Zentralraumes der Vierung. Die Scheu vor den Toten und ihrer geheimnisvollen Macht spricht daraus. Alle Ordnung erscheint wie ein Gesetz, dem sich der Mensch willenlos ergeben muß. Starr und regungslos wirkt die sakrale Feierlichkeit der Christusdarstellung im Jüngsten Gericht, starr und regungslos, ohne jeden Eigenwillen die Figuren in den Ornamentverflechtungen der Friese, wie von Zwangsbewegungen scheinen die an die Mauerfläche gedrückten Glieder der Propheten und Apostel verrenkt, so recht ein Gegenstück zu den alttestamentlichen Propheten, in deren Ekstase höhere Stimmen durch den Mund eines schwachen Menschen redeten, er selber nur Organ und leidendes Gefäß.

Denken wir aber daran, welche Entäußerung individuellen Wohlbefindens und Besitzes darin zum Ausdruck kommt, daß sich überall in Frankreich an kleinsten Orten diese grandiosen Kirchen mit ihrem reichen Schmuck und ihrem jetzt meist verschwundenen Besitz an heiligen Geräten und Gefäßen erheben, dann empfangen wir ein Bild einer Gesellschaft, wie sie sich im mittelalterlichen Mönchtum darstellt.

Denn hier ist alles beieinander, was durch die Kirche geformt wurde, Verzicht auf persönlichen Besitz, Entsagung auf individuelle Bequemlichkeit und individuellen Genuß, willenlose Hingabe an die Gemeinschaft und Unterwerfung unter ihre Regel in Uniformität der Tracht, der Zeremonien, des Zusammenlebens. Weihung der Person im Dienst der Gemeinschaft und der höheren Macht, die sie zusammenhält, und absoluter Gehorsam innerhalb der streng zentralistischen Ordnung eines solchen Klosters. Die meisten und großartigsten romanischen Kirchen Frankreichs sind Klosterkirchen. Echt französisch ist es aber, wie nun gerade in Frankreich sich diese gesellschaftliche Seite der Vereinigung, die ursprünglich auch eine ökonomisch-wirtschaftliche war, eine Art von Siedlungs- und Wirtschaftsgenossenschaft, beständig steigert. Hier bildet sich in schroffer Form der Gegensatz vom tätigen Leben und vom geselligen, d. h. vom Leben im Dienste des Kultus, aus, eine Verachtung der Arbeit und ein Standesgefühl derer, die nur in der Liturgie, im Psalmodieren und heiliger Lektüre sich mit Gott und den Heiligen im Verkehr fühlen. So scheiden sich Laienbrüder als Leute zweiten Ranges von den eigentlichen Mönchen. Immer reicher und prächtiger werden die Zeremonien ausgebildet. Der Pracht der Ornamente am Bau entspricht die Feierlichkeit des Gesanges, der Rhythmen und Melodien, und die Klarheit und Typik einer Schriftsprache, die sich über die Volkssprache so erhob wie später die gewählte Sprache des Hofes. Diese Standesschätzung, diese Auserwähltheit der Sprache des Kultus muß mitberücksichtigt werden, wenn man nach der Ursache fragt, warum unter Kelten und Germanen in Frankreich die lateinische Sprache, der Romanismus für die Ausbildung des Französichen entscheidend wurde. Es

ist der Zeremonialismus des romanischen Stiles. Denn diese sich bevorzugt fühlende Kultur will Herrschaft, und so erhebt sich über die individuelle Demut der Imperialismus der Mönchsorden und die Macht des größten und stärksten der französischen Orden, des von Cluny, der seine Gewalt in kräftiger Propaganda über das ganze Abendland ausdehnte, in strenger Zentralisation die Filialen dem Mutterkloster verbunden hielt und so zur Weltmacht wurde, die im Investiturstreit dieser geistlichen Ordnung zum Siege über die weltliche Macht des Kaisers verhalf. Der Leidtragende aber war der deutsche Kaiser und war Deutschland.

Offenbar bestand schon damals ein Gegensatz zwischen deutscher und französischer Kultur und Kunst. Die Frankreichs war die mächtigere, weil organisiertere, die glänzendere, weil bewußt auf den Eindruck auf Menschen hinarbeitend. Deutschland muß schon damals eine individualistischere Kultur gehabt haben, innerhalb deren die sachliche Arbeit und Bildung auch des Mönchtums gedieh. Die großen Orden, die auf deutschem Boden gediehen, sind französischen Ursprungs, Cluny, Prémontré, Citeaux, und von ihnen aus bildeten sich sofort Schulen, Regeln auch der Kunst, die Hirsauer Bauschule und der Zisterzienserstil. Die von Frankreich unabhängige deutsche Mönchskultur kennt nur Namen großer Einzelpersonen: Bonifaz, Alkuin, Einhard, Notker, Strabo, Otfried von Weißenburg u. a., und nicht als Äbte, sondern als Lehrer, Glaubens- und Bildungsverbreiter stehen sie vor uns. Es scheint auch, daß die Klöster mehr als in Frankreich ihren wirtschaftlich agrarischen Charakter bewahrt haben inmitten einer bäurisch auf ihrem Hof sich isolierenden Bevölkerung. Das deutsche Gegenstück zu den französischen Monumentalbauten ist die sächsische Basilika. Aber wie anders nach außen sich abschließend, im Innern gemütlich wirken diese Kirchen! Es fehlt der Vierungsturm, das Monument, es bleibt mehr Haus. Die Räume im Innern bleiben flachgedeckt wie Stuben. Auch hier sondert sich ein Mittelraum von den ringsherum gelagerten Räumen, aber er ist weder durch eine Kuppel hervorgehoben, noch wird diese von den Tonnen der anderen Räume getragen. Diese Bögen trennen die Räume, isolieren sie. Die Scheidung zwischen raumabschließender Oberwand im Mittelschiff und Öffnungen unten ist nicht beseitigt. Diese Öffnungen aber sind noch weiter gesondert durch Pfeiler, die mit Säulen abwechseln in rhythmischer Travee und diese zu einer Art Eingang zu besonderen Räumen im Seitenschiff erscheinen lassen. Ist es gewagt, in all diesem den Typus und die Stimmung des niedersächsischen Bauernhauses wiederzufinden, die Tenne in der Mitte, breit und hoch, daneben Eingänge zu Gelassen für die Tiere, ein Mittelraum als Herdplatz, dahinter und höher liegend ein Wohnraum und rechts und links auch Räume für den geruhsamen Aufenthalt von Menschen? Ist es gewagt, wo doch die deutsche Umbildung der altchristlichen Basilika durch Abstreifung alles Feierlichen nur die Grundzüge reiner herausstellt, die das altitalische Bauernhaus für die Entwicklung der altchristlichen Basilika bot? Wie in dem Herdraum dieses italischen Bauernhauses die Bilder der verstorbenen Ahnen aufgehängt wurden, so über dem Mittelraum und dem Kreuzaltar das Bild eines Toten, Christus am Kreuz, beklagt von Mutter und, den sie wie einen Sohn halten soll, von Johannes.

Echt volkstümliche und echt familiäre Empfindung spiegelt sich hier. Es fehlt ganz das Hierarchische und Zeremonielle. Wo aber Kuppelraum und Vierungsturm die französische Klosterkirche zu einem einzigen feierlichen Monument erheben, da sondert sich auch der Raum für den Totenkult noch von dem übrigen Raum ab und verbirgt sich im Keller als ein gesonderter Gruftbau, die Krypta.

Mit Ende des 11. und Beginn des 12. Jahrhunderts beginnt schon der Siegeslauf der französischen Kunst in Deutschland, ebenso wie der des Kluniazenser Ordens. Die Förderung, die die sächsische Basilika von ihm erfährt, liegt ganz nach Seite des Zeremoniellen: Flankierung des Zentrums durch Osttürme, feierlicher Gleichschritt antikischer Säulen im Mittelschiff und Hinzufügung einer Vorhalle im Westen. Ebenfalls von Burgund und Südfrankreich dringt der Zentralturm und die Zentralkuppel in die Kaiserdome von Worms, Speyer, Mainz ein. Aber bezeichnenderweise wird dies Monumentalmotiv verdoppelt und so stehen sich Ost- und Westpartie dieser Kirchen wie zwei gesonderte Kirchen gegenüber, ein Bild vollendeter Dezentralisation. Ganz aber fehlt das herrliche Motiv der Kapellengruppe, statt dessen schließt in Worms der Ostchor gerade wie eine Hauswand. An dieser Ostwand findet sich ein reicher Tierschmuck wie in französischen Kirchen; darunter auch eine Säule mit Tieren. Aber wo in Frankreich an den Bestiensäulen das ganze Gewühl von Tieren zu wunderbarer architektonischer Einheit gebändigt ist, löst sich hier in freier Darstellung ein Genrebild ab, ein Affe laust einen jungen Bauernburschen. Noch freier und ganz wie auf selbständigen Bildern machen sich auf den Fensterbänken Tierszenen breit, darunter der übliche Kampf von Tier und Menschen, der hier viel dramatischer, spannender, weniger symbolisch wirkt. Darunter aber auch ein echtes Tiergenrebild, eine Bärin mit ihrem Jungen. Die Tiersäule und diese Tier- und Menschenplastik an der Fassade führt uns zu einem Kuriosum deutscher romanischer Kunst, dem Nordportal an der Schottenkirche zu Regensburg, einem echten Produkt deutscher Gelehrsamkeit. Wie aus verschiedenen Notizbuchblättern ist hier zusammengestellt ein Sockelbau für ein Portal in der Art der antiken Triumphbögen, das in Frankreich in St. Gilles realisiert war, eine Miniaturfassade wie in Poitiers, wo in Arkaden, die die Fassade gliedern, in Frankreich ein streng hierarchisches und zentralisiertes Thema von himmelfahrendem Christus und Aposteln untergebracht war. Hier dagegen sind in Anlehnung an norditalienische Vorbilder kleine Szenen regellos über die Fläche zerstreut. In Frankreich ein streng zeremonielles Schauspiel, hier lauter kleine und zum Teil ganz belustigende Szenen, dort strengste Zusammenfassung, hier höchste Zerstreuung.

Das Großartigste aber, was Deutschland Frankreich verdankt, sind doch die Apostel und Propheten am Georgenchor des Bamberger Domes, rhetorisch bewegte Gestalten im heiligen Disput, wie ihre Vorbilder in Poitiers, Cahors und Vézelay. Hundert Jahre erst nach den französischen Schöpfungen, gegen 1230, findet dieser Gedanke in Deutschland Widerhall, und vielleicht noch kräftiger, energischer in der Sprache. Etwas haben sie schon von einer größeren Freiheit in der Menschenauffassung, die sich auch in Frankreich mittlerweile vollzog, Nutzen gezogen. Aber



etwas, um dessentwillen sie uns besonders sympathisch erscheinen, haben sie doch von deutscher Auffassung aufgenommen. Die Heftigkeit ihres Disputes erweckt fast den Eindruck, als ob sie sich echt deutsch grob kämen. Das ist nicht die Begrüßung „nach der Regel", die unter Mönchen üblich war. Und sie haben eine so ausgeprägte Individualität, daß sich unauslöschlich jener kahlköpfige Prophet mit der heftig vorstoßenden Nase und den sprühenden Augen einprägt, als wäre es das Gesicht eines bayrischen Wildschützen.

Gegenüber den französischen romanischen Kirchen sind die deutschen einfach und schlicht, besonders im Äußeren. Wo sich der festliche Schmuck lebhafter breitmacht, wie an den Prachtfenstern des Domes von Speyer, den Kapitellen der Klosterkirche von Hamersleben oder im Chor des Magdeburger Domes, oder an den Chorfassaden einiger schwäbischer Kirchen, da darf man wohl an irgendeinen französischen, zuweilen durch Italien vermittelten Einfluß denken. Aber dieser Schmuck bestimmt nie den Gesamteindruck jener deutschen Kirchen. In Frankreich aber vollzieht sich jene Verselbständigung der durch die Gemeinschaftsbildung geforderten Zeremonien und Formen, wie sie durch die Charakteristik des Kluniazenser Ordens im vorgeschrittenen Stadium seiner Entwicklung gegeben wird, die wir der Feder eines modernen Mönches verdanken *(Ursmer Berlière, L'ordre monastique des Origines au XII. siècle.* 1912). „Die Dekoration der Kapitelle des Chores mit den Darstellungen der Töne der Oktaven und ihren mystischen Inschriften enthüllt uns gut die Geistesart des Kluniazenser Mönches: sein Lebensprinzip, seine Hauptpflicht oder vielmehr seine einzige Beschäftigung ist der Chorgesang. Psalmodie und geistliche Lektüre bilden das Leben des Benediktinermönches, wie es sich ziemlich allgemein seit dem 11. Jahrhundert mit St. Benoit d'Aniane gebildet hat." Und an anderer Stelle: „Man vermehrte die Menge der Psalmen und vervielfältigte die Offizien. Odon und seine Nachfolger legten dem liturgischen Gebet äußerstes Gewicht bei; sie belebten deren Feier durch eine große Mannigfaltigkeit von Zeremonien; sie erhöhten ihren Glanz durch die vollkommene Ausführung der Melodien, die Pracht der Gewänder und die Schönheit der Gebäude. Die Seele von Cluny ist wahrhaftig das liturgische Gebet." So wurde der Gottesdienst „fast die einzige Beschäftigung der Mönche, vor der die Arbeit verschwinden konnte. Das hieß aber das von dem Stifter so wohleingerichtete Gleichgewicht stören. Diese Idee überwog in Cluny und einer großen Reihe von Klöstern; sie führte den Orden zu einer Katastrophe." Sieht man dann die sinnverwirrende Pracht an den Kirchenfassaden sich beständig steigern und verfeinern bis zu jenem unübersehbaren Reichtum der Fassaden von Saintes, Avallon, Charlieu, und in der Hauptkirche des Ordens, der von Cluny, alle Motive der Monumentalität, Chöre, Querschiffe, Türme, sich vervielfältigen, dann denkt man wohl daran, wie der Kontrast zwischen den kümmerlichen Wohnungen der Menschen, aus denen noch heute diese Bauten stolz herausragen, und diesen Monumenten in alten Zeiten noch schneidender gewesen sein muß und wie zwar ein Äußerstes an Idealismus dem einzelnen alles, was ihn allein anging, der Gemeinschaft opfern ließ, wie aber diese Hoffart des Gemeinschaftsdienstes alle Kräfte des

Lebens an sich zog und die sachliche Ausgestaltung des Lebens verkümmern lassen mußte. So ist die Opposition zu verstehen, die sich aus den Kreisen des Mönchtums selber gegen dieses Überwuchern des zeremoniellen Gemeinschaftslebens erhob. „Woher kommt es, daß das Licht der Welt verfinstert ist und das Salz der Erde dumm geworden ist? Vom hoffärtigen Wandel der Mönche! . . . *O vanitas vanitatum, sed non vanior quam insanior!* Die Kirche glänzt in ihren Bauten und darbt in ihren Armen; sie überzieht ihre Mauern mit Gold und läßt ihre Kinder nackend davongehen. Die Scherflein der Bedürftigen werden genommen, um den Reichen einen Augenschmaus zu bereiten. Die Schaulustigen finden Ergötzung, die Elenden suchen umsonst Erquickung.“ So wettert Bernhard von Clairvaux, und ward der Stifter eines neuen Ordens, mit einfacheren Formen und tätigerer Lebenshaltung, der Zisterzienser, die gerade in Deutschland als Kolonisatoren Unendliches geleistet haben. In Frankreich aber wurden nicht die Zisterzienser die Nachfolger der Kluniazenser, sondern mit der Rückeroberung der Welt trat eine neue Gesellschaft in die weltbeherrschende Rolle des französischen Mönchstums ein, die ritterliche, und bildete neue, freiere Formen des geselligen Lebens aus. Der erhabenste Ausdruck dieses neuen Gemeingeistes ist auch die Kirche, aber nicht die Klosterkirche, sondern die städtische Kirche der ritterlichen und fürstlichen geistlichen Herren, der Bischöfe. Die gotische Kathedrale löst die romanische Klosterkirche ab. (Ein zweiter Artikel folgt.)

Wissenschaftlicher Unterricht an der Front.

Von A. Gercke.

Je länger der Krieg dauert, je stärker lastet auf den Gemütern die bange Frage: wie wird es nach dem Kriege mit Handel und Wandel aussehen? Die kleinen selbständigen Existenzen von Handwerkern, Kaufleuten und Privatleuten glauben sich vielfach vernichtet, falls nicht die im Staate organisierte Gesellschaft, die soziale Staatsfürsorge eingreift. Die Intelligenz fühlt ihr Wissen dahinschwinden wie Butter vor der Sonne und fürchtet daher nicht selten, aber fälschlich, ein gänzliches und unwiederbringliches Schwinden ihres Könnens, und wo sie nicht so weit geht, wenigstens ein starkes und dauerndes Verflachen ihrer Interessen und eine unheilbare Verengerung ihres Horizontes.

Am meisten lastet der Krieg auf den älteren Leuten, die ihre Familie daheim nicht mehr wie früher unterhalten zu können vermeinen. Nächst ihnen vielleicht auf ganz jungen, in die nämlich ihre Eltern und Angehörigen stolze Erwartung setzten, und die ihre Ausbildung zu vollenden durch ihre Einziehung oder freiwillige Meldung verhindert wurden; die ein Examen noch vor sich sehen und nicht wissen, wie sie sich dem unterziehen sollen, um es erfolgreich zu bestehen.

Aber diese Unfertigen werden mitnichten sich selbst und ihren quälenden Gedanken überlassen. Wie Rechtsauskunftsstellen überall an und hinter der Front den Feldgrauen und ihren Familien mit Rat und Tat zur Seite stehen und für die Zeit der Übergangswirtschaft weitgehende Unterstützung des hilflosen Mittelstandes geplant wird, so hat man auch die ausstehenden Abschlußprüfungen ins Auge gefaßt.

In erster Linie handelt es sich um den Abschluß der Vorbildung für das Hochschulstudium und den Eintritt in andere vom Bestehen der Reifeprüfung abhängig gemachte Berufe. Manche Bundesstaaten, wie Württemberg und Bayern, haben anfänglich den früheren Zöglingen neunklassiger höherer Schulen den Besuch der letzten Klasse (O I) oder der beiden letzten Klassen (U I und O I) ganz erlassen und ihnen das Reifezeugnis als *opus supererogatum* geschenkt; wenigstens war das der Standpunkt vor zwei Jahren. Andere Staaten, wie Preußen, haben zwar eine Abkürzung des letzten Schuljahres zugelassen, für eine Versetzung (etwa von O II nach U I) auch den Hilfsdienst angerechnet und eine Notreifeprüfung bald nach der Versetzung in die Oberprima eingeführt, verzichten aber nicht auf eine regelrechte Prüfung mit schriftlichen Arbeiten und mündlichen Leistungen. Für dieses Festhalten am Alten hat man geltend gemacht, daß die höhere Schule reife Früchte zeitigen und zur Hochschule vorbereiten will, deren Niveau nicht herabgedrückt werden darf; und daß andere, rechtzeitig ausgereifte Früchte in demselben Garten gewachsen seien, denen die feldgraue Schale auch nicht weiter verhelfe; endlich ein *principiis obsta*. Für eine warmherzige Liberalität wird dagegen angeführt, daß die Reife des Notexamens auch keine innerlich ausgewachsene sei; daß die in der Sonne der Kriegserfahrungen gewonnene Reife des Lebens wertvoller sei als das scholastische Wissen im Schatten der Schulstube; und daß dieser Krieg gezeigt habe, wie der junge Mann in einem Alter, in dem er sonst oft noch als linkischer, tölpelhafter dummer Junge gegolten habe, sich das Eiserne Kreuz zu verdienen und andere anspornend vorwärts zu führen verstehe. Wer hat recht? Es handelt sich um Gegensätze, die nicht einfach aus militärischen Gesichtspunkten entschieden oder aufgehoben werden können, da sie tiefer in die Unterrichtsziele überhaupt hineinreichen und an die Frage rühren, ob die Reifeprüfung nach Besuch neun- (bzw. zwölf-) klassiger höherer Schulen nur als Vorbedingung für das Hochschulstudium beibehalten werden soll oder auch für eine ganze Anzahl sonstiger Berufe.

Gerade das Militär hat seit einiger Zeit besonderen Wert auf diesen Nachweis gelegt und belohnt ihn mit Zurückdatierung des Patentes oder Vorrücken innerhalb der Rangliste. Die Militärverwaltung verzichtet also nicht auf Empfehlung und Begünstigung einer von ihr geschätzten Reife, die doch wohl als eine wissenschaftliche Reife aufgefaßt wird.

Aber sie ist mit großen Erleichterungen einverstanden und hilft kräftig dazu, diese herbeizuführen. An den verschiedensten Orten, auch unmittelbar an der Front, haben sich Prüfungskommissionen für Abnahme eines Abiturientenexamens aufgetan und sind z. T. Vorbereitungskurse eingerichtet worden, so in Gent, Brüssel, Riga, Nisch. Kürzlich hat in Lille ein Kursus vom 5. bis zum 15. Juli stattgefunden, dem eine Prüfung vom 16. bis 19. Juli folgte. In Bukarest, wo ein achtwöchiger Kursus voranging, ist der Feldmarschall v. Mackensen persönlich bei der Abschiedsfeier erschienen und hat den versammelten achzig feldgrauen Abiturienten oder Muli seinen Glückwunsch ausgesprochen und dabei gesagt: er glaube nicht, daß einer unserer Feinde eine ähnliche Tat für die geistige Fortbildung seiner Angehörigen im Felde vollbrachte wie die deutsche Militärverwaltung mit der Einrichtung solcher Gymnasialkurse.

Gewiß schändet es nicht, wenn sich der Feldgraue noch einmal auf die Schulbank setzt. Selbst Hauptleute haben, als

Verwundete heimgekehrt, die Mühe nicht gescheut und ihre Energie auch auf diese Weise gezeigt. Aber das Entgegenkommen in der Etappe bedeutet eine große Zeitersparnis, und hier sind die Prüfenden, selbst vielfach Feldgraue, zur Nachsicht und Milde geneigt, sicher nicht kleinlich. Und das ist in diesen Ausnahmezeiten gewiß statthaft, zumal ja das Reifezeugnis nur den Ausweis über eine Vorbereitung zum eigentlichen Berufe darstellen soll.

Für den eigentlichen Beruf wäre dagegen eine Erleichterung des Zuganges durch falsche Nachsicht ohne Zweifel ein verhängnisvoller Fehler, der nicht nur Untüchtigen auf Kosten Tüchtiger Einlaß schaffen, sondern auch ungeheuren sachlichen Schaden stiften könnte — man denke etwa an mangelhaft ausgebildete Mediziner oder Philologen, die als Pfuscher im Leben herumlaufen würden. Aber solche Bevorzugungen will zum Glück kein Mensch. Jeder Arzt macht vor der wissenschaftlichen Kommission der Universität daheim sein Examen, ihm kann höchstens auf Grund der im Felde erworbenen Kenntnisse und praktischen Erfahrungen ein Teil der Studienzeit erlassen werden: aber die Anforderungen herabzusetzen wäre mehr als gefährlich, wäre unverantwortlich. Diesen wesentlichen Unterschied wird man gut tun im Auge zu behalten, wenn man von Hochschulkursen an der Front hört. Zu diesen gehe ich jetzt über.

Je länger der Krieg dauert, um so stärker lastet er ganz besonders auf den Gemütern der Intelligenz. Diese zeigen freilich meist geringere Kriegsmüdigkeit als die weniger gebildeten Schichten, nicht weil sie weniger stark die Segnungen des Friedens ersehnten, sondern weil sie sich besser im Zaume zu halten gewohnt sind und ihre persönlichen Wünsche den allgemeinen Bedürfnissen unterzuordnen gelernt haben. Denn Bildung macht im Denken, Fühlen und Wollen frei, weil sie in freiwilliger Unterordnung unter das harte Muß einen Konflikt vermeiden und eine Harmonie herstellen lehrt, in der nunmehr alle Kräfte fast spielend zur Geltung kommen können, die sich sonst in nutzlosem Ringen gegen übermächtige Gewalten verzehren. Dieser Adel höherer und höchster Bildung hat ein gut Teil des deutschen Volkes ergriffen. Schon in der Kinderstube des guten Bürgertums hat die Jugend die fruchtbaren Keime aufgenommen, und Schule wie Hochschule haben sie zur Entwicklung und Reife gebracht. Gelehrte und Ungelehrte sprechen davon, daß dem Deutschen der kategorische Imperativ, ein unverwüstliches Pflichtbewußtsein im Blute säße, und das ist gewiß nicht falsch, obgleich gerade der Deutsche zu nörgeln liebt. Sobald er die Uniform angezogen hat, steht er stramm und führt die ihm gewordenen Befehle aus, Vornehm und Gering, Gebildeter und Ungebildeter. Das ist kein Kadavergehorsam, denn im Kreise von seinesgleichen kritisiert manch einer die erhaltenen Befehle und mit Vorliebe den Vorgesetzten: und das ist sein Recht. Der Gehorsam aber ist ein altes Erbstück aus den Zeiten des Autoritätsglaubens, und zugleich ist diese jedem Deutschen eigentümliche und nur mit nachhaltiger Bearbeitung zu verscheuchende Gesinnung der Nährboden für die Beherrschung wilder Triebe und Begierden, uferloser Gedanken und schrankenlosen Wollens, der Nährboden für die harmonische Entwicklung einer wahren Herzensbildung und einer wissenschaftlich begründeten Lebensansicht. Die Verbindung mit reiner und tiefer Frömmigkeit müßte sogar dem Nietzscheschen Übermenschen einen idealen Untermenschen gegenüberstellen, wenn nicht jenes Nörgeln, Besserwissen

und Händelanfangen störend dazwischen käme.

Je länger der Krieg dauert, um so stärker lastet er ganz besonders auf den Gemütern der Gebildeten, gerade weil sie die Kritik der Vorgänge um sich her, das Bewußtsein des eigenen Besserwissens, den Widerspruchsgeist, die persönlichen Gefühle und Bestrebungen wie die Sehnsucht nach Frieden, nach Friedenstätigkeit, nach körperlicher und geistiger Freiheit und nach der Heimat und den Lieben daheim zurückzustellen und zu unterdrücken gelernt haben. Sie stellen das Ganze, das Wohl des Vaterlandes, die Einheit der Glieder auch da obenan, wo sie nicht mit den Einzelheiten und manchmal auch nicht mit der Richtung einverstanden sind. Sie ordnen sich diesem Imperativ unter. Aber sie empfinden tief die vorhandene Dissonanz, sie entbehren oft unbewußt all die Kleinigkeiten, die ihnen einst unentbehrlich deuchten zum Führen eines behaglichen Lebens, Imponderabilien alles, wie ein gedeckter Tisch mit sauberem Leinen (das freilich in der Heimat auch bereits zu fehlen beginnt), ein Aufenthalt ohne Ungeziefer, der zwanglose Umgang mit guten Freunden, Anregungen durch Theater, Konzerte, sorglich ausgewählte Bücher, ein Einarbeiten in selbstausgesuchte Gebiete der Betätigung oder der Wißbegierde, der Verkehr mit den Angehörigen, das Plaudern und Necken mit jungen Mädchen oder schönen Frauen, die Feier froher Gedenktage beim Glase Wein, ein Kommers im Kreise alter Kommilitonen, eine fröhliche Wanderung in frischer Natur, und wie die tausend Dinge alle heißen. Auch ein gelegentliches Über-die-Stränge-Schlagen gehört für manchen tüchtigen Menschen dazu. Und von alledem hat er jetzt im Kriege wenig oder nichts, das meiste noch auf den kurzen Urlaubsreisen während der vier Kriegsjahre.

Daß solchen Leuten vor anderen geholfen werden muß, namentlich auch deswegen, weil sie sich vor anderen in ihrem jetzigen Berufe nützlich machen — denn der Führer kann stets mehr nützen oder schaden als der Geführte —, daß man also diesen stark beanspruchten Feldgrauen besondere Aufmerksamkeit widmen muß, schon um ihnen ihre Elastizität zu erhalten, ist klar. Und ist der Gebildete nicht oder noch nicht Portepeeträger geworden, so entbehrt er bei aller Kameradschaft und Gleichheit, die ihm gut tut und auch erzieherisch wirkt, doch auf die Dauer noch mehr als der im Kasino zuzeiten etwas auflebende Offizier.

Man denke sich aber auch das Kasino und das Kasinoleben nicht zu ideal. Meist gibt es nichts zu essen, als was geliefert wird, wenig zu trinken und zu rauchen und fast noch weniger geistige Genüsse, zumal viele Kameraden in der Zeit der Ruhe abgespannt sind. Dem Akademiker ist am empfindlichsten, daß er sein Wissen eingebüßt hat, kaum (wie er glaubt) sich erinnern kann und die Kraft, geistig zu arbeiten, vollständig verloren hat, die Willenskraft und die Lust dazu; daß er schnell wieder erlahmt, sobald er den Versuch gewagt hat, und lange nicht wieder dahin zurückkehrt. Unter solchen Umständen wird dem Musenjünger im Waffenrocke schwül zumute, wenn er an seine Zukunft denkt. Der Unparteiische aber, der nicht daran zweifelt, daß sich die wirklich Tüchtigen ungeahnt rasch wieder in das hineinfinden werden, was sie einmal bereits längere Zeit mit Ernst betrieben haben, gönnt ihnen doch jede mögliche Anregung und Förderung. Und den jungen Semestern gegenüber, allen denen, die die Hochschule erst flüchtig oder nur dem Namen nach kennen gelernt haben und gar nicht wissen, was wissenschaftliches Arbeiten ist, fühlt er Sorge und Bedenken: ob sie sich wohl

noch hineinfinden werden in die völlig inkommensurabeln Aufgaben des akademischen Studiums und Berufes. Ihnen vor allen Dingen wünscht er die Mög-

Heilwissenschaft hatte ja das größte und unmittelbarste Interesse, die Weiterbildung und Vertiefung auf medizinischem Gebiete in möglichst weiten Kreisen durchzuführen. Auch stand dieser Wis—

und Händelanfangen störend dazwischen käme.

Je länger der Krieg dauert, um so stärker lastet er ganz besonders auf den Gemütern der Gebildeten, gerade weil sie

Daß solchen Leuten vor anderen geholfen werden muß, namentlich auch deswegen, weil sie sich vor anderen in ihrem jetzigen Berufe nützlich machen — denn der Führer kann stets mehr nützen oder

Drucksache

An die

Buchhandlung

5 Pf.-Marke

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

noch hineinfinden werden in die völlig inkommensurabeln Aufgaben des akademischen Studiums und Berufes. Ihnen vor allen Dingen wünscht er die Möglichkeit, etwas kennen zu lernen von dem, was sie künftig erwartet, damit es ihnen ein lichter Leitstern bleiben möge in dem harten Soldatenleben, wie den Kindern Israels einst die Verheißung des Gelobten Landes während ihren Wanderungen in der Wüste.

Das etwa werden die Ansichten und Absichten gewesen sein, die zur Einrichtung von Hochschulkursen führten. Von „Heereshochschulen" sollte man nicht sprechen. Nicht auf einmal und nicht gleichmäßig, sondern nacheinander in verschiedenen Armeen und Gouvernements, in ganz verschiedener Anordnung und wahrscheinlich auch mit verschiedenem Erfolge haben die Vorlesungen stattgefunden. Über den dauernden, nachhaltigen Erfolg kann natürlich, ebenso wie über Einzelheiten, nur urteilen, wer die Vorlesungen selbst mit gehalten oder mit gehört hat. Aber ein kurzer ungefährer Bericht über die staunenswerten Veranstaltungen mitten im Kriege läßt sich auch aus dritter Hand erstatten[1]); der Reichhaltigkeit wegen muß er auf einen gedrängten Auszug beschränkt bleiben, auch werden Lücken unvermeidlich sein, da manches Blümlein im Verborgenen blüht.

„Schon im Herbste 1914", meldet ein Sachverständiger[2]), „fing man an, für die geistige Nahrung unserer Krieger zu sorgen. Schon damals zog man einzelne Lehrer heran, welche den Feldgrauen Vorträge hielten. Mit eigentlichen Kursen setzten dann die Mediziner ein. Die Heilwissenschaft hatte ja das größte und unmittelbarste Interesse, die Weiterbildung und Vertiefung auf medizinischem Gebiete in möglichst weiten Kreisen durchzuführen. Auch stand dieser Wissenschaft ein Material zur Verfügung, wie es günstiger und eindrucksvoller nicht gedacht werden kann. Mit dem Beginne des Stellungskrieges trat natürlicherweise der Wunsch nach Fortbildung mit doppelter Kraft hervor. Daher mehrten sich die Vorträge ... Überall reiche Anregung, wo man hinsah."

Im Organisieren der wissenschaftlichen Fortbildung und der systematischen Ausgestaltung allen vorangegangen ist dann im Osten die Armeegruppe v. Strantz, die im Herbste 1916 vierzehntägige Vortragskurse mit heimischen Universitätslehrern für ihre Akademiker eingerichtet hat, beschränkt auf die Kulturwissenschaften und für Studenten vom 3. Semester an, so daß den Vorlesungen ein intimer Charakter blieb. Ihnen sind andere im Osten gefolgt bis zum Frühling des laufenden Jahres. So in Bukarest, die der Militärgouverneur Tülff v. Tschepe und Weidenbach eröffnete und der Feldmarschall v. Mackensen als alter Student und junger Ehrendoktor von Halle schloß. Vierzehn Tage hindurch wurden hier kurz vor Weihnachten 1917 juristische, volkswirtschaftliche, philologisch-historische und naturwissenschaftliche Vorträge vor beinahe tausend Akademikern und Hörern abgehalten. Von den auf einem Bilde[3]) vereinigten 26 Dozenten sind zwanzig in Uniform, nur sechs im Bürgerrocke; dabei Mediziner, Theologen und Techniker nicht vertreten: sichtlich hat man geschickt die vorhandenen Lehrkräfte zu nutzen und

1) Dankenswerterweise hat mir das Kriegspresseamt auf meine Bitte einiges (leider sehr unvollständiges) Material zur Verfügung gestellt, Zeitungsausschnitte.

2) Hans Fehr-Heidelberg, Kriegshochschulen, Der Tag (Nr. 296) vom 19. Dez. 17.

3) Veröffentlicht in der illustrierten Zeitschrift Rumänien in Wort und Bild, Heft 24 vom 15. Dez. 17, mit kurzen, vergnügten Begleitworten S. 16f.



zu ergänzen verstanden und den Teilnehmern frische Anregung geboten.

Noch umfassender und von langer Hand vorbereitet waren die im Frühjahre 1918 in Warschau veranstalteten Hochschulkurse. Drei Wochen im März waren einem rechts- und staatswissenschaftlichen, anderthalb im April einem literarisch-historischen und anschließend wieder drei Wochen einem Kursus für Natur-, Handelswissenschaften und Technik gewidmet. Die Vorlesungsverzeichnisse liegen mir vor, und daraus ergibt sich, was äußerst wichtig ist, daß für die meisten Gegenstände mehrere Stunden angesetzt werden konnten. Diese erfuhren also eine gründliche Erörterung, und die Hörer konnten sich wirklich einleben, zumal ganz hervorragende Lehrer das Lernen vielfach ohne Zweifel zum Genusse machten. Glücklich war ferner jedes zeitliche Zusammenfallen und Konkurrieren von Vorlesungen vermieden, es gab keine Sektionen und Unterabteilungen. Endlich war die Verteilung der Stunden über den ganzen Tag eine geschickte: vormittags in der Regel vier, nachmittags drei Vorlesungen und zwischen 8 und 10 Uhr zur Erholung ein in sich abgeschlossener Abendvortrag meist populärer Art.

So konnten die Juristen die wirtschaftliche Bedeutung der Kohle und des Eisens von einem Fachmanne und die Heeresverfassung des römischen Kaiserreiches von einem Juristen (Seckel-Berlin) erörtert hören; kunstgeschichtliche Vorführungen erweiterten den Gesichtskreis, und eine kleine, weitherzige und fein ausgeführte Mahnung „guter deutscher Stil" (Siebs-Breslau) hat gewiß allgemein gepackt. Reichhaltigkeit des Programms in den richtigen Händen muß ja mannigfache Wirkungen üben. Ein hervorragender Landwirt trug über die Bedeutung der inneren Kolonisation für die Zukunft des deutschen Volkes vor, ein großer Zeitungsmann, der jetzt dem deutschen Militärattaché in Sofia zur Seite steht, über Bulgarien. Das eigentliche Gerüst lieferten natürlich Themata, die dem Brotstudium näher stehen, deren Behandlung wertvolle Erinnerungen wecken und auf ein gemeinsames Ziel hinwirken sollte. Bei Juristen und Nationalökonomen ist das noch möglich, bei den übrigen Wissenschaften nicht mehr: die Spezialisierung ist zu groß geworden. Das gilt namentlich von den Naturwissenschaften, zumal wenn sie sich mit Technik und Handelswissenschaften in die Zeitspanne teilen müssen und sogar hervorragende Mediziner dabei mitwirken. Da vermißt man mit Bedauern manche Zweige. So auch bei den literarisch-historischen Kursen die Philosophie und alles das, was eine Lebensanschauung schafft, festigt, begründet, und was allein dem sonntäglichen Gottesdienste zu überlassen gerade unter den Eindrücken des Krieges vom Übel wäre. Aber die Freude über das Gebotene läßt jede Kritik schließlich verstummen. Fortbildung ist vielen ermöglicht, Anregung allen geboten, die der Dienst freiläßt.

Im Westen veranstaltete die Etappeninspektion der VI. Armee in der alten Residenz der Merowinger, Doornick (Tournai), Kurse von je zehn Tagen, die vom November 1917 bis März 1918 angesetzt wurden. Gesondert sollten hier zu Worte kommen: Jura und Nationalökonomie; Philologie und Geschichte; Medizin und Naturwissenschaft; Technik und Baukunst; endlich Handelswissenschaften. Der Inspekteur, General v. Gyßling, nahm sich persönlich des vielgestalteten Unternehmens an und sorgte für tüchtige Lehrkräfte. Einzelheiten liegen mir leider nicht vor, außer in einem kurzen Berichte über den ersten Lehrgang. Hierbei ist besonders bemerkens-



wert die Zusammensetzung des Auditoriums von 288 Köpfen, das sich keineswegs auf studiosi jur. et rer. pol. beschränkte. Diese zählten vielmehr nur 40, Akademiker aller Grade und Fakultäten im ganzen 130; dazu kamen 28 Gymnasiasten usw., 60 Beamte und Lehrer, 46 Kaufleute, 6 Handwerker und Arbeiter, 9 aus sonstigen Berufen und 9 Militärs von Beruf. Dazu ungerechnet die unangemeldeten Gasthörer. Für die Vortragenden eine höchst schwierige Aufgabe, fast die Quadratur des Zirkels, eine so bunt zusammengesetzte Zuhörerschaft unter einen Hut zu bringen, dem anwesenden Maurer und den beiden Bäckern einigermaßen verständlich zu bleiben und dabei die Wissenschaft nicht zu verflachen und die Aufmerksamkeit der vorgebildeten Hörer gespannt zu erhalten! Einige Lehrer haben mit einer kleinen Zahl eigentlicher Schüler Extraübungen abgehalten: das Ei des Kolumbus. Absenker dieser Kurse waren in Lille und Douai gehaltene Vorträge. Über ihre Wirkungen, die erreichten Erfolge, habe ich kein Urteil.

Ebenso läßt sich von ferne schwer übersehen, was in diesem Frühjahre in Brüssel mit einem großen Aufwand von Mitteln geleistet worden ist. Die vom Generalgouverneur v. Falkenhausen eröffneten und zwei Monate hindurch in der üppigen Weltstadt tagenden Kurse haben die Koryphäen deutscher Wissenschaft angezogen und ein Programm von blendender Reichhaltigkeit und Gediegenheit entwickelt. Den Worten, mit denen der Chef des Stabes, Generalmajor v. Winterfeldt, Mitte Mai den letzten Lehrgang schloß, seien folgende Angaben entnommen: Wenn man berücksichtige, daß wegen der Lage an den Fronten die Kampftruppen nur wenige Teilnehmer hätten entsenden können usw., so müsse die Zahl von 518 Hörern, die im ganzen zu den Hochschulkursen kommandiert gewesen wären, den Verhältnissen entsprechend genannt werden. Um so überraschender sei die Gesamtzahl der Teilnehmer. An den veranstalteten 176 Vorlesungen hätten nämlich insgesamt 15497 Personen teilgenommen. Die streng wissenschaftlichen Tagesvorlesungen seien durchschnittlich von 67, die populär gehaltenen Abendvorträge von etwa 214 Personen besucht worden. Ob und welche Ansprüche an die Vorbildung der eigentlichen Hörer gestellt wurden, ist nicht gesagt.

Ohne Zweifel sind hier mächtige Anregungen gegeben worden, und mit stiller Wehmut haben die Truppen im Schützengraben nach der Etappe geblickt und sich oft nur für einen Tag nach Brüssel oder Doornick versetzt gewünscht. Bewundernswert ist, was hier mitten im Kriege von den Trägern der deutschen Wissenschaft geleistet worden ist, wie sie ihre Kräfte hinausgetragen und denen, die da kamen, die Pforten des Heiligtums geöffnet haben. Da sie nun einmal begonnen haben, dürfen sie nicht erlahmen: viele Tausende ersehnen gleiche Anregungen und Unterweisungen, sobald die Kampfhandlungen es zulassen, und bitten um Vorlesungen unmittelbar hinter der Front oder um eine großzügige Organisation von Kommandierungen zu Lehrgängen in der Etappe.

Die Heeresgruppe Herzog Albrecht ist in der Vorzugslage, fast unmittelbar hinter der Front die Universitäten Freiburg und Straßburg und die Technische Hochschule Karlsruhe zu haben, und hat diese günstige Lage ausgenutzt. Sie hat hier Kurse von vierzehntägiger Dauer veranstaltet und streng geschieden zwischen den Fachvorlesungen für Akademiker, getrennt in drei Gruppen, und allgemein bildenden Lehrgängen für Gebildetc. In den einen sollte der des methodisch-wissenschaftlichen Denkens entwöhnte



Geist wieder daran gewöhnt werden: und das Setzen dieses Zieles läßt sich vom Standpunkte der Wissenschaft wie von praktischen Gesichtspunkten aus nur lebhaft begrüßen. Die allgemeinen Vorlesungen schlossen sich zu einer Art deutscher Vaterlandskunde zusammen, deren angekündigtem Erscheinen im Drucke wir freudig entgegensehen. Auch in Heidelberg konnten ähnliche Kurse für das Frontheer abgehalten werden.[4])

Die Hochschule hat sich in den Dienst des Vaterlandes gestellt und aktuelle, mehr praktische Ziele verfolgt, ohne damit ihrer Würde etwas zu vergeben. Daheim hat man auf mancher Universität, z. B. Göttingen, bereits Hand angelegt, die aus dem Kriege heimkehrenden Studenten unter besondere Obhut zu nehmen und ihnen die Zukunft zu erleichtern, die Wege zu ebnen. Wenn das ohne wesentliche Herabminderung der Anforderungen geschieht, muß es zu gesunden Neuerungen führen, die wohl überlegt sein wollen, aber gerade jetzt durch Beschneiden alter Zöpfe ausgeführt werden müssen.

Der wissenschaftliche Unterricht an der Front hat gezeigt, wie man den Bedürfnissen auf mehrfache Weise nachzukommen bemüht ist und große Erfolge zeitigt. So wird auch, soweit sie not tut, eine Reform des Universitätsunterrichtes jetzt ernstlich ins Auge gefaßt und durchgeführt werden können: wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Die Reform muß aber ein unnötiges Hinausschieben des Studiums und der Abschlußprüfungen verhindern, namentlich durch restloses Ausnutzen der ersten Studiensemester, und muß im Unterrichte die Bildungswerte der Wissenschaft stärker herausarbeiten und dem Spezialistentume gegenüber auch das Interesse für allgemeinere Fragen wecken, die man jetzt mit dem Abgange von der höheren Schule für genügend beantwortet hält, bevor sie noch richtig aufgeworfen waren. Die geistige Not unserer Feldgrauen lehrt das bedenken.

Die deutsche Wissenschaft hat endlich auch mehreren Universitäten des Auslandes ihre Hilfe zur Aufnahme des Betriebes und zur Entfaltung einer neuen Blüte geliehen: im polnischen Warschau, dem flämischen Gent und jetzt im deutschkurländischen Dorpat. Hier genügt es, an diese uns bisher nur wenig gedankte tätige Anteilnahme zu erinnern.

4) Über derartige Tätigkeit in der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz konnte ich nichts in Erfahrung bringen.

Nachrichten und Mitteilungen.

Noch einmal die deutsche Gefangenen-Hochschule in Wakefield.

In der unter dieser Aufschrift in Heft 7 erschienenen gedrängten Darstellung hat, ganz ohne Absicht des Herrn Verfassers natürlich, neben Herrn Professor Wätjens Verdienst um das Zustandekommen des Unternehmens das anderer mit ihm in Wakefield internierter Herren nicht seinen verdienten Ausdruck erhalten. Professor Wätjen, der in einer Zuschrift an den Herausgeber betont, daß die Anregung zu den Kursen nicht von ihm, sondern von den Herren Dr. Busse, Dr. Hülsenbeck und Marx ausgegangen sei, wird noch an anderem Ort einen ausführlichen Bericht über diese Lagerhochschule geben.

Die Red.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

13. JAHRGANG HEFT 2 NOVEMBER/DEZEMBER 1918

Das Nibelungenlied und die Epenfrage.

Von Andreas Heusler.

1.

Spricht man von der Nibelungenfrage in der Einzahl, so denkt man längst nicht mehr an das einst umstrittene Abc der Handschriften, sondern an die Entstehung des Nibelungenlieds. Welche Epentheorie paßt auf dieses Denkmal?

Daß wir dieser Frage beim österreichischen Epos so viel zuversichtlicher begegnen können als bei Homer, dem englischen Beowulf, dem französischen Roland, das liegt daran, daß eine Menge weiterer „Fragen" hier ganz anders geklärt ist. Alter und Heimat können wir so genau angeben wie bei irgendeinem Werk mit benanntem Dichter. Das Nibelungenlied folgt auf den Iwein und entlehnt aus den ersten Büchern des Parzival, während es dessen achtem Buche schon spendet: im ersten Lustrum des 13. Jahrhunderts ist es erwachsen. Stand, Umwelt und Auftraggeber des Dichters stehen uns vor Augen: für den bischöflichen Hof von Passau und den herzoglichen von Wien hat dieser Spielmann gedichtet; jenem huldigt er mit dem neu erfundenen Pilgerin, diesem mit dem liebevoll ausgemalten Rüedeger. Die Vorbilder, an denen er seine Sprache geschult hat, sind uns zum guten Teil bekannt und — was besonders viel sagen will — auch seine stofflichen Quellen, diese freilich nicht unmittelbar, nur die Oheime, nicht die Väter der beiden Teile des Epos. Ein großer Fortschritt war, daß Braune den Handschriftenstammbaum ins reine brachte. Bis dahin glaubte man oft: das eigentliche Nibelungenlied haben wir nicht, nur Überarbeitungen; der Urtext liegt zurück, er war archaischer; in welchem Grade, dies blieb unsicher. Braune zeigte: wir haben den Urtext, d. h. durch einfaches Nebeneinanderlegen der Handschriften gewinnen wir ihn ziemlich auf den Wortlaut. Die St. Galler Handschrift und das fertige Handexemplar des Dichters sind nahe Nachbarn. Die Einheit des Verfassers bestätigten mikroskopische Reimuntersuchungen. Das Nibelungenlied erscheint nicht mehr als ein Natur- oder Massenprodukt, sondern als die Schöpfung eines Mannes, dessen Formwille und Gestaltungsvermögen uns erkennbar sind. Woraus folgt: sobald wir einen Schritt über unsern Text zurücktun, stehen wir schon nicht mehr bei dem Dichtwerk, das wir Nibelungenlied nennen, sondern vor seinen Quellen.

Quellen und Entstehung des Nibelungenlieds hat man noch in den letzten Jahren rüstig umstritten. Augenscheinlich sind wir von Einigung noch weit entfernt. Ältere Semester werden sich mit dem Verfasser erinnern, wie man schon in den 1880er, 90er Jahren diese Einigung schier erreicht glaubte. Der Streit für und gegen die Lachmannische Sammellehre, hieß es, sei ge-

schlichtet, so nämlich, daß die beiden Standpunkte auf einer Mittellinie versöhnt zusammenflössen. Die einzelnen Lieder aus dem fertigen Epos schälen zu wollen, dies sei ein Irrtum, denn der letzte Epiker war Dichter, nicht bloß Ordner. Allein, Lieder von ungefähr der Art, wie Lachmann sie ansetzte, seien allerdings der Stoff des Epikers gewesen. Kurz, es laufe auf eine Quellenfrage hinaus, statt auf eine Frage der Textkritik.

Hierbei waren zwei Hauptposten der Sammeltheorie gerettet. Erstlich, der Übergang von den Liedern zum großen Epos bedeutete keine Umwälzung der Erzählweise. In den Schriften jener Jahre findet man öfter den Gedanken, der Nibelungendichter schreibe noch einigermaßen getreu den Stil seiner Quellen, der Lieder. Zweitens durfte man nach wie vor glauben, eine heroische Fabel — z. B. der Burgundenuntergang — habe seit alters in einer ganzen Kette von Liedern gelebt und habe daher seit alters diese vielen Auftritte und Gestalten besessen; der Schöpfer des großen Epos habe diesen Reichtum schon vorgefunden. Diese Anschauung war äußerst folgenreich für unser gesamtes Bild von den altgermanischen Heldensagen. Man dachte sich diese nicht umrißhaft, geripphaft wie in den Liedern der Edda, sondern namen- und bilderreich wie in den deutschen Denkmälern des 13. Jahrhunderts. Nur so war es möglich, daß man in harmlosen Statisten wie den jüngern Dietrichhelden, die jeder Epenmacher nach Belieben hinstellte, taufte und umtaufte, „Sage" sehen konnte; daß man Einzelheiten aus Sigfrids Sachsenkrieg in die Merowingerzeit verlegen konnte u. dgl. m. Man brauchte sich nicht an den Grundsatz zu binden: was in unsern Epen entbehrliche Seitenhandlung ist oder ruhende, zeremoniale Schilderung, hat von vornherein geringe Aussicht, in die Zeit der Lieder zurückzureichen.

An den Vorlesungen des Norwegers Moltke Moe (1859—1913) kann man lehrreich beobachten, wie die von Steinthal und Radloff systematisierte Epenlehre auch einen Volkskundler mit breitester empirischer Grundlage beherrschte. (Die Blätter sind herausgegeben in der Zeitschrift Edda, Band 2, 1914.) Die ordnenden Fächer bestimmt ganz die Sammeltheorie. Moe *sieht* das erzählende Lied als einen *Teil*, der sozusagen die Lebensbestimmung hat, früher oder später in einem größern Ganzen aufzugehen. Die Zyklen, die vielgliedrigen Ketten, verstehn sich von selbst. Wie viel oder wenig denn eigentlich die zyklische Annäherung zu bedeuten hatte für die realen Einheiten, die Liedinhalte, diese Frage kommt zu kurz, weil der Begriff „Liedinhalt = epische Fabel" nicht gewürdigt wird. Der von Radloff übernommene Gegensatz: zuerst die stegreifhafte Liedschöpfung der Aöden mit flüssiger, stets wechselnder Stoffbegrenzung; dann die wiedergebende Tätigkeit der Rhapsoden, selbständig namentlich im Verschmelzen gleichlaufender Gedichte und im Verketten verschiedener, stoffverwandter Gedichte: diese Zweiteilung ist für die germanische Heldenpoesie im weitesten Sinne unbrauchbar. Denn weder die stabreimenden Lieder noch die ritterlichen Balladen haben einen Zeitraum des fließenden Stegreifbetriebs beerbt, und die reimenden Heldenlieder der Zwischenzeit gewiß ebensowenig. Alle diese Skope und Skalden, Spielleute, Ritter und Ritterfräulein haben vorbedachte, auswendig gelernte Lieder vorgetragen, eigene sowohl wie fremde: das eigene Schaffen

vertrug sich durchaus mit dem Nichtimprovisieren und mit der bedingten Festigkeit des Liedkörpers, und die zyklische Tätigkeit konnte da sein oder fehlen, nie wurde sie zur Hauptsache (in dem Meere der Balladen spielt sie eine recht bescheidene Rolle). Die Frage, wie weit die Liedinhalte abgerundet waren oder zyklisch unselbständig, episodisch, hängt mit dem Gegensatz des Aöden und des Rhapsoden gar nicht zusammen. Lange Zeiträume aber, wo die Pfleger des Heldenlieds nur noch „rhapsodisch“, also unschöpferisch ordnend und verbindend gewirkt hätten, sind sie für das germanische Mittelalter irgendwo glaubhaft zu machen? Die altisländischen Zustände sprechen dagegen. Da sind neben die alten Lieder, die man jahrhundertelang treulich weitergab, immer wieder jüngere Schöpfungen getreten, aus den gleichen und aus neuen Sagenkreisen, bis in die Zeit der Niederschrift. Ordnende und verbindende Prosawerke aber, wie die Völsungasaga, würde auch Moe nicht auf seine rhapsodische Stufe setzen: sie bilden Gegenstücke zu den großen Epen.

2.

Aus dem Buch des Engländers Ker, Epic and Romance 1897, ergab sich, daß es mit jener versöhnlichen Mittellinie nichts war. Die Sammellehre mußte mit allen Wurzeln entfernt werden. Denn das „Lied“ war anders, empirischer zu fassen. Lieder, wie Lachmann sie für seine Zwecke nötig hatte, hat es allem Anschein nach nie gegeben.

Die von Ker in Fluß gebrachte Anschauung lautet in einem Satze so: Lied und Epos unterscheiden sich im Stil, nicht in den Stoffgrenzen. Oder, wenn dies zu sehr nach Platonischen Ideen klingt: neben und vor den umfänglichen Heldenbüchern gab es kurze Gedichte, die so gut wie jene von A bis Z erzählten, aber mit andern Mitteln.

Vom kleinen zum großen Gedicht führte nicht Addition, sondern ein Stilwandel: die Anschwellung. Diese war keine bloß technische Angelegenheit, so wie etwa der Übergang vom stabreimenden Vers zum reimenden oder die Umsetzung ritterlicher Versromane in Prosa. Es stehen dahinter innere Antriebe, die aus neuen menschlich-künstlerischen Bedürfnissen fließen.

Einmal das Bedürfnis nach seelischer Vergegenwärtigung. Man will die Gestalten menschlicher, nachfühlbarer vor sich haben. Man denkt sich mehr in sie hinein, d. h. vor allem: man läßt sie ihre Gedanken reichlicher aussprechen, also auch ihre Entschlüsse ausgiebiger begründen. Dies mochte mehr auf Verklären oder mehr auf naturtreues Abschatten ausgehen: beidem konnte die epische Verbreiterung dienen.

Sodann das Bedürfnis nach gesteigerter optischer Anregung. Man will das Geschehen deutlicher sehen und zeichnet es verweilender nach. Besonders aber begehrt man Eindrücke vom ruhenden Dasein in seinem Glanz und seiner Vornehmheit; seltener Natureindrücke oder zierdelose Spiegelung des Kleinlebens.

Dort wie hier drängt man nach beredter Ausführung statt der andeutenden, ahnungsvollen Umrisse. Die Zunge ist gelöst, die wortkarge Herbe des Kriegerbauers versüßt.

Ein drittes Bedürfnis ist weniger kunsthaft geartet. Auf die Bühne der alten Sage will man eigene Umwelt bringen, Zeitgeschichte und Zuständliches. Die Dichter setzen ihrer Gegenwart ein Denkmal, und wär es auch nur der Kleiderpracht und der feinen

Hofsitte, an der sie begehrlich hinaufblicken. Persönliche Zu- und Abneigungen bauen weiter an den Vorzeitsfabeln.

So ruht das veränderte Tempo des Epos auf einem innerlich verwandelten Formwillen. Nach der Anschwellungslehre sind Lieder und Epen chemisch verschieden, nicht mechanisch, wie nach der Sammeltheorie. Wörtlich darf man diesen Vergleich allerdings nicht nehmen, denn dem bloßen Molekül des Gedichtes sehen wir nicht an, aus welcher Masse es besteht; sogar bei ziemlich langen Bruchstücken kann man noch zweifeln. Weder die „liedhafte Kürze" noch die „epische Breite" sind einheitliche Größen; auch innerhalb eines Gedichts kann es sehr wechseln. Das englische Finnfragment erzählt einen Massenkampf so eingehend, wie man es von der Edda her nicht gewohnt ist; man könnte an ein Werk vom Zuschnitt des Beowulfepos denken. Dann aber heißt es plötzlich: „Sie fochten fünf Tage, ohne daß einer fiel von den Gefolgsmannen, sondern sie die Tür behaupteten", und im weiteren sind diese fünf Tage abgetan. Da haben wir die kenntliche Marke der Liedkürze: kein bekanntes „Epos" würde einen fünftägigen Zeitraum — als Glied hell beleuchteter Handlung, wohlverstanden — so mit zwei Zeilen überfliegen.

Die Grenze wird jedoch viel schärfer, wenn wir zu dem stilistischen zwei äußere Merkmale hinzunehmen.

Die Lieder waren schriftlos, die Epen Bücher. Dies scheint in dem germanischen Umkreis bis auf einige spätmittelalterliche Balladen keine Ausnahmen zu leiden. Epen wie König Rother und Orendel dürfen als Schriftwerke gelten; ein Teil der Spielleute hatte seit 1150 lesen und schreiben lernen. Von einem stufenweisen Übergang kann bei diesem Gattungsunterschied nicht die Rede sein. Es beruht auch nicht auf Zufall und Laune, ob ein Dichter mit oder ohne Feder dichtet: beides hat seine tief verankerten Voraussetzungen. Die Verwandlung der deutschen Lieder in Buchepen hat diese Heldensagen der Nachwelt gerettet: als Lieder sind sie verhallt, sofern sie nicht in später Verfallszeit durch einen Zufall aufs Papier kamen, wie das Junge Hildebrands- und das Ermenrichslied.

Beschränktere Geltung hat der zweite Unterschied: daß die Epen den Gesang durch Rezitieren (Vorlesen) ersetzen. Denn die uns bewahrten stabreimenden Heldenlieder sind auch schon unsanglich. Dagegen auf die deutsche Dichtung des Hochmittelalters dürfte der Satz zutreffen. Die Spielleute sangen ihre Lieder, und die Heldenepen sind alle für Sprechen bestimmt, darin ungleich den französischen Chansons de geste.

Beide Neuerungen hängen mit dem Stilwandel zusammen: die sechs- bis dreißigfach angeschwellte Erzählung verlangt nach dem Buch und nach dem undionysischen Sprechvortrag.

Auch diesen zwei äußern Gegensätzen ist die Sammeltheorie nie gerecht geworden. Man fragte nicht, ob denn diese 20 Nibelungenlieder nach Sangbarkeit aussehen, und ob es irgend glaubhaft sei, daß man zum Singen bestimmte Lieder plötzlich als Stücke eines Sprechepos benützte. Über den eingreifenden Gegensatz von Mündlich und Schriftlich war die Forschung vor 100 Jahren in gefährlicher Unklarheit. Konnte doch A. W. Schlegel lehren, das Nibelungenlied sei ohne Zweifel zum Gesange geeignet gewesen. Es trägt alle Kennzeichen der Unsanglichkeit!

3.

Bringen wir die innern und äußern Eigenschaften zusammen in Anschlag, so erscheinen Epos und Lied als zwei nicht nur gradmäßig verschiedene Kulturgebilde. Es sieht auch nicht danach aus, daß irgendwo im Mittelalter der Schritt zum heroischen Buchepos eine sogenannte organische Entwicklung war. Er war wohl jedesmal ein „Sprung". Überall hat ein fertiges fremdes Vorbild eingegriffen. Und zwar geht in letzter Linie alles auf Vater Homer zurück.

Daß dem englischen Beowulf *a long process of gradual development* voranliege, ist bei näherm Zusehen unglaubhaft. Als Leseepos weltlichen Inhalts dürfte er der erste Versuch sein. Englische Epen mit biblischem Stoff haben die Bahn gewiesen; hinter dem Ganzen stehen Virgil und die ihm folgenden christlichen Lateiner. Dank den besonderen kirchlichen Bedingungen Northumbriens um 700 hat England das erste volkssprachliche Epos des Mittelalters geschaffen. Hundert Jahre später fand es bei den festländischen Sachsen Nachfolge, doch nur mit kirchlichem Inhalt (Heliand, Genesis): weltliche Buchepen in *Lingua vulgaris* erstanden erst wieder in der Kreuzzugszeit, und diesmal hatte Frankreich die Führung.

Unser Nibelungenlied hat man an das Virgilische Vorbild anknüpfen wollen über den Waltharius und eine vermutete Nibelungias des 10. Jahrhunderts. Auch wenn man diese Zwischenglieder ablehnt, bleibt das Epos der Alten wirksam, aber vermittelt durch die Franzosen. Hier war der Schicksalsmann der Dichter des Roland um 1100: ein Geistlicher, wenn auch von mäßiger Buchbildung, aber seinen Virgil wird er auf der Schule gelesen haben. Dreißig Jahre später wurde der Roland ins Deutsche übersetzt, wieder durch einen Geistlichen. Da hatte man nun ein großes Buchwerk in deutschen Reimen mit kernig heldischem Inhalt, wenn auch von stark kirchlicher Farbe. Wieder etwa 20 Jahre später dichtete der erste Weltliche, ein rheinischer Spielmann in Bayern, das Rotherepos. Dessen Stoff ging zwar nicht auf stabreimende Lieder zurück, aber er war gutenteils heimisch, entschieden profan, hatte auch heroische Bestandteile aufgenommen. Der Rother scheint nun die Spielleute Österreichs in Bewegung gesetzt zu haben, und die verfügten über echte, altliedmäßige Heldenstoffe. Vielleicht hat man den Anfang gemacht mit einem Epos über Dietrich von Bern, den Lieblingshelden der Südostmark: um 1160 erwähnt ein bayrischer Geistlicher ein *Carmen celebre*, das auf die Erlafgegend (Bechlaren) Glanz werfe und von Dietrich und Rüedeger handle. Dies deutet man am besten auf ein Werk der Feder, das „Dietrichs Flucht", die alte Stammsage des Berners, behandelte. Diesem ersten eigentlichen Heldenepos in deutscher Sprache folgte vermutlich auf dem Fuße eine Nibelungenot, die von dem Vorgänger den Bechlarer Markgrafen übernahm und ihm seine neue Rolle schuf, die des Gastfreundes und tragischen Opfers der Burgundenkönige. Beide diese Epen fanden ihren Weg nach Norddeutschland, erlebten hier allerlei Um- und Zudichtung und wurden später hanseatischen Nacherzählern durch einen Nordmann, wohl in Bergen, nachgeschrieben: so haben wir ihren Widerschein in der norwegischen Prosa der Dietrichsaga. Auf jener Nibelungenot baute ein Menschenalter später, als das höfische Wesen und die spielmännische Kunst eine viel höhere Stufe betreten

hatten, unser Nibelungendichter den zweiten Teil seines Werkes auf. Den ersten, die Sigfridgeschichte, hat er wahrscheinlich aus der Liedform herausgeholt. Zum andernmal wirkt hier die Epik Frankreichs ein, und zwar durch die Ritterromane, deren deutsche Fassungen den Ehrgeiz unseres Fahrenden weckten.

So reicht der Einfluß Virgils über den französischen und den deutschen Geistlichen auf den rheinischen und die österreichischen Spielleute; über Roland und Rother auf das ältere Burgundenepos und unser Nibelungenlied.

4.

Die Liedertheorie, in irgendeiner gemilderten Gestalt, ist unverdrossen leben geblieben. Den Verfechtern der Anschwellungslehre stimmte man selten weiter bei als bis zu der versöhnlichen Mittellinie von 1880/90!

Wer sich die schärfere Optik der neuen Lehre angewöhnt hat — um Wortgebrauch handelt es sich nicht, sondern um klareres Sehen —, den stört noch in Büchern der letzten Jahre das Durcheinanderwirbeln der Begriffe. Im selben Atemzug kann ein Forscher reden von der Völkerwanderung als der Geburtszeit großer Volksepen . . . diese wurden gesungen oder rezitiert . . . die Form aller dieser Lieder. . . Neue Verdunkelung brachte der unglückliche Name „Ballade“ — für Gedichte, die ein einzelner Kriegsmann in der Halle deklamierte!

Besonders anhänglich aber bleibt man dem episodischen Lied, diesem Wunschkind und Factotum der Sammellehre. Immer wieder ertönt die Frage: Warum hätte man nicht diesen und jenen Hauptauftritt für sich behandeln können? Die Vorstellung vom unselbständigen „Einzelliede“ liegt sprungbereit auf der Lauer, da wo uns ein Bruchstück, eine bloße Überschrift oder sonst ein mehrdeutiger Text in den Weg kommt. Die Formel „der Dichter greift einen Ausschnitt aus dem Kreis der Sage heraus“ hat sich so tief eingeprägt, daß sie aller Empirie standhält: aus den eddischen Brünhild-, Etzel- und Ermenrichliedern wäre zu lernen, daß die äußeren Stoffgrenzen merkwürdig fest blieben, auch wenn man im Innern viel änderte. Wo von der Tätigkeit des Buchepikers die Rede ist, fallen immer noch die Ausdrücke „sammeln“ und „vereinigen“. Die Kehrseite dazu ist die Neigung, überall „Zyklen“ zu sehen. Viele halten es noch mit Pio Rajna 1884: *esistan sempre molti racconti, che posson riguardarsi . . . come parti costitutive di un tutto.* Was uns das englische Epos vom Rheinzug des Gauten Hygelac erkennen läßt, ist so wenig fabelhaltig, daß man kaum an ein Heldenlied, lieber an ein Zeitgedicht denken wird; und auch hier hat man von einem „epischen Zyklus“ phantasiert! Der Zyklus einerseits, die Episode, die „Hauptszene“ anderseits, dies sind die beiden Größen, mit denen man rechnet. Neben ihnen verblaßt die mitteninne liegende Größe: die Fabel, der in sich ruhende Mythos (im Sinne der Poetik). Und die ist doch die wichtigste der drei; auf sie kommt es an, wenn man das Lied und das Epos in ihrem Aufbau verstehen will.

Eigentlich müßte man mit dem breiten Stil auch die episodische Art des Liedes preisgeben. Hätten Lieder bestanden, die sich mit dem vielberufenen „einzelnen Hauptpunkt der Sage“ begnügten, z. B. der Werbungsfahrt zu Brünhild, dem Zank der Königinnen, dem Mord Sigfrids, dann hätten es entweder zwerghaft kleine Dinger sein



müssen (was bisher wohl niemand annahm), oder sie hätten verhältnismäßig breit erzählt. Lachmanns Scheinlieder veranschaulichen uns dies: ihr Umfang ist oft ungefähr der der beglaubigten Lieder, aber ihre Ausführlichkeit ist die des Epos.

Nun hat man freilich beides, die epische Breite und die episodische Anlage, finden wollen in einem Denkmal, das einen Zeugenwert ohnegleichen hat, in dem Hildebrandslied des 8. Jahrhunderts.

Den Abstand dieses deutschen Heldengedichts von den nordischen, nach Stimmung, innerer und äußerer Form, hat man oft betont, zuweilen übertreibend und ohne zu fragen, wieviel von diesen Unterschieden als Neuerung bei dem christlich gemilderten Liede einzuschätzen sei, und wieviel notwendig aus der Eigenart des Sagenstoffs fließe. Uns kommt es hier nur auf die erwähnten zwei Punkte an.

Daß die tragische Vater-Sohn-Fabel, auch nachdem sie vor dem Hintergrund des Dietrichexils neu geformt war, die Abrundung, die Selbstgenügsamkeit und das Schwergewicht eines eigenen Mythos hat, sollte jedem einleuchten. Sind es doch zwei ganze Menschenschicksale die hier zum Austrag kommen. Nicht zu vergleichen damit ist die epische Kräftespannung in homerischen „Einzelgedichten" wie Diomedie, Glaukos, Dolonie, Lytra, oder in den Dankwart- und Iringstücken des Nibelungenlieds. Dies sind typische Episoden! Die Hildebrandfabel hat so viel Eigenleben, daß die Epen von Dietrichs (Flucht und) Rückkehr, das hoch- wie das niederdeutsche, nicht wagten, diesen Stoff als Bauglied einzufügen; es hätte die Exildichtung aus den Fugen treiben müssen. Nur das allumfassende Sagenpanorama, die Dietrichsaga, konnte hier wie sonst die selbständige Einheit als Teilstück einsetzen.

Und wie steht es mit der epischen Breite? — Daß der Umfang, die Verszahl, im Liedrahmen bleibt, ist klar. Nach einer Schätzung, die mir ausschweifend dünkt, wäre der verlorene Schluß dem erhaltenen Teil nahezu gleichgekommen. Dann also ein Gedicht von 130 Zeilen, das Maß der mittleren Eddalieder: da wird man ungern von „Epos" sprechen! Die außergewöhnlich gliederreiche Zwiesprache folgte notwendig aus der aufwickelnden Anlage; in drei, vier Repliken ließ sich diese technische Aufgabe einfach nicht lösen. Man denke sich nur wenig gestrichen von diesen Reden, und das Bild käme unklar oder blaß heraus. Wem der Schmerzausbruch des Vaters zu breit für ein Lied ist, sehe sich doch einmal die Reden der fünf alten eddischen Ereignislieder an. Vergleicht er dann noch die Rückblicke im jüngern Atli- und Sigurdlied, dann wird er die Knappheit des deutschen Dichters empfinden. Die Handlung aber, die wäre doch an Sparsamkeit schwer zu überbieten. Liedhafte Sprünge innerhalb des Auftritts waren unmöglich; einen um so herzhafteren Sprung tun gleich die Anfangszeilen: ein derartiger Verzicht auf Vorgeschichte, Einführung ist das Gegenteil aller epischen Breite. Der Verfasser bändigt die innerlich reiche Sage zum Einszenenlied, was sich keineswegs von selbst verstand: man sehe das Junge Hildebrandslied oder die außergermanischen Vertreter der Fabel! Er wahrt die Einheit des Orts und die der Zeit so streng, daß sich ideale und reale Zeit ungefähr decken. Wie kann man da vom Stil des Epos reden? Zu den greifbaren Merkmalen der epi-



schen Anschwellung gehört überall zweierlei: Vermehrung der Nebenfiguren und Vermehrung der Auftritte. Von beidem in unserem Liede nicht die Spur!

Also der Hildebrand ist nach seiner inneren Art so liedmäßig wie nach seiner Verszahl. Eine vollgültige Probe des kurzen, stofflich selbständigen Ereignislieds. Gewiß ist er auch nicht auf dem Pergament entstanden: er wird einen weltlichen Hofdichter, also einen Analphabeten, zum Vater haben: auch darin ein richtiger Vertreter des „germanischen Heldenlieds". Erich Bethe durfte ihn als „besonders eindrückliches Beispiel des Liedstils" erwähnen (Homer 1, 16). In gewissem Sinne ist es sogar ein Extremfall des Liedes, ein Gegenfüßler aller Epen. Es war ein Irrtum, wenn Pio Rajna hier einen Beleg zu haben glaubte für seine Epen, die *senza scosse, senza metamorfosi* zu den überlieferten Chansons de geste auswuchsen; ein Gedanke, der ähnlich bei Friedrich Vogt 1911 auftritt (Volksepos S. 508). Zwischen dem Hildebrandslied und einem Werk wie dem Roland oder den Nibelungen war die Kluft befestigt, die das Mittelalter nur mit Hilfe der Alten überschritt.

5.

Eine Stütze des episodischen Liedes und damit der Liederaddition glaubte man noch neuerlich zu finden in den abschnittbildenden Strophen des Nibelungenlieds. (Hermann Fischer, Über die Entstehung des Nibelungenliedes, 1914, S. 26ff.; R. M. Meyer, Die deutsche Literatur, 1916, S. 109.)

Daß unser Dichter sein Werk in 38 âventiuren teilte und die Einschnitte oft durch besondere Schluß- und Anfangswendungen verstärkte, darin hat schon Müllenhoff ganz einfach „zur Bequemlichkeit der Leser und Vorleser gemachte Abschnitte" gesehen; man ließ auch die angeblichen 20 Lieder selten mit einer Aventiure beginnen, nie mit einer Aventiure zusammenfallen. Soweit also diese Gliederung in Leseabschnitte einer Erklärung bedarf (denn den früheren Epen fehlt sie), hat die alte Liedertheorie versagt. Wir mögen ruhig diese Gruppen von durchschnittlich 60 Strophen für freie Nachahmung der sangbaren Heldenlieder halten (schon das ältere Burgundenepos kann sie gehabt haben): damit ist für episodische Lieder oder für schlichte Herübernahme dieser Kapitel nichts gesagt.

Nun sollen aber einige der Einschnittstrophen nur verständlich sein als „Anfänge und Schlüsse von Liedern, Rhapsodien, Epyllien — oder wie man sie nennen möge" (Fischer). Sehen wir uns die Fälle an!

13. Ez troumde Kriemhilde
in tugenden, der sie pflac:

die zweite Halbzeile spricht sehr für vorherige Nennung der Heldin; aber gleichviel, als Liedanfang hätte diese Strophe sicherlich keinen „Ausschnitt der Sage" eingeleitet, sondern die ganze Sage (d. h. die Sigfrid-Brünhild-Fabel), da sie ja bis zum Tode des Helden vorausdeutet. Auch Strophe 2: Ez wuohs in Burgonden, dies nun wirklich ein tadelloser Anfang, konnte leicht die ganze Sage einführen.

325. Iteniuwe mære
sich huoben über Rin:

als Liedspitze unmöglich, setzt vorher Erzähltes voraus; dagegen ein guter Aventiurenbeginn, sehr ähnlich dem in Strophe 139: Nu nahent vremdiu mære. . . .

916. Gunther und Hagene
die recken vil balt,
lobeten mit untriuwen
ein pirsen in den walt:

klingt mir zu voraussetzungsreich für



einen Liedanfang; man könnte an Entlehnung aus einem Liedinnern denken (s. u.), aber auch als Ruhepunkt „zur Bequemlichkeit der Vorleser" erklärt sich die resumierende Strophe sehr wohl.

> 1002, 3. 4. ein tier, daz si da sluogen,
> daz weinden edeliu kint;
> ja muosen sin engelten
> vil guote wigande sint.
>
> 1003, 1. 2. Von grozer übermüete
> muget ir hœren sagen
> und von eislicher rache.
> do hiez Hagene tragen . . .

Die erste, vorausdeutende Stelle als Liedschluß, das heischt einen starken Glauben an zyklische Dichtweise! Die zweite wäre stilistisch — bis zur dritten Halbzeile, nicht weiter — ein möglicher Liedanfang, und dieses Lied wäre sehr episodisch, da es nach der Katastrophe, im fünften Akt, einsetzen würde. Es gilt das zu 916 Bemerkte.

> 2086. Zeinen sunewenden
> der groze mort geschach,
> daz diu vrouwe Kriemhilt
> ir herzen leit errach:

ein ausgesprochenes Exordium und um so bemerkenswerter, als es im Innern einer Aventiure steht. Ich vermute, die zwei Zeilen kommen aus dem älteren Burgundenepos und leiteten dort einen Leseabschnitt ein. Man würde ihnen zutrauen, daß sie bis auf das Lied zurückgehen; dort aber hätten sie gewiß nicht am Anfang gestanden.

Wenn eine Strophe danach aussieht, daß man sie wortwörtlich aus einem Lied nahm, dann ist es:

> 326. Ez was ein küneginne
> gesezzen über se,
> ir geliche enheine
> man wesse niender me.

Hier kann nämlich das Exordiumhafte nicht von unserm Epiker herrühren, weil er ja die vorangehende Strophe (Iteniuwe mære, s. o.) als Kapitelanfang geformt hat. Das zweimalige Atemschöpfen erklärt sich, wenn 326 dem Liede abgeborgt wurde (was auch nach dem Stil möglich wäre). An einen Liedanfang aber brauchen wir nicht zu denken: die Zeilen konnten von Sigfrids Bund mit den Gibichungen überleiten zu der Werbungsfahrt. Hier wie vorhin bei 916, 1003 und 2023, vielleicht noch bei anderen Strophen, gilt: eine dem raschen Liedfluß gemäße Weiterführung wirkt in dem ruhigen Strom des Epos als Wirbel, als Exordium

Anfänge und Schlüsse episodischer Lieder haben sich nirgends ergeben. An „Nachwirkung von Liedern" glauben wir gern; aber die „ursprünglich selbständigen Einzellieder" sind das Trugbild, das man grundlosermaßen hineingesehen hat. (Schluß folgt.)

Der Wehrgedanke im preufsischen Schulturnen.

Von Paul Diebow.

I.

Der Vater des deutschen Schulturnens sowohl wie der des deutschen Volksturnens, GutsMuths und Jahn, haben die Ergänzung einseitiger Geistesschulung durch sorgsame Weckung und Förderung körperlicher und sittlicher Kräfte erstrebt, um die verlorne Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wiederherzustellen und der einseitigen Vergeistigung die wahre Leibhaftigkeit zuzuordnen. Sie haben dabei gleichzeitig die Erziehung zur Wehrtüchtigkeit im Auge gehabt. GutsMuths hofft, es werde den Jünglingen ein Leichtes sein, sich schnell in die Waffenübungen zu finden, wenn sie mit der Liebe für Vaterland und Volk und edle Fürsten begeistert und ihre Kraft und Gewandtheit des Körpers gesteigert würden. Ja, der Grundgedanke seines Turnbuchs für die Söhne des Vaterlandes, das durch Jahns Wirken beeinflußt ist, geht ausdrücklich auf Vorbereitung des Vaterlandsverteidigers, ohne daß er darin jedoch, abgesehen von den Gewehrschießübungen, über den auch jetzt üblichen und erstrebenswerten Turnstoff hinausgegangen wäre. Nach Jahn ist jede Schule überhaupt ein Lehren für künftigen Gebrauch. Darum muß eine wahre Volkserziehung die Vorarbeit für künftige Vaterlandsverteidiger ebensowohl übernehmen als andere Ausbildung. Jeder Turner muß zum Wehrmann reifen, ohne verdrillt zu werden.

In diesem Sinne hat sich auch die preußische Schule schon seit langem als berufenen Träger des Wehrgedankens gefühlt. Namentlich ist der Wehrgedanke für die Aufnahme und Ausgestaltung des preußischen Schulturnens von Anfang an von maßgebendem Einfluß gewesen.

Schon die Zirkularverfügung des Ministers von Altenstein vom 24. Nov. 1837 hob diesen Gesichtspunkt nachdrücklich hervor. Zwar g e s t a t t e t e sie einstweilen nur den Gymnasien die Einführung geregelter körperlicher Übungen unter Leitung und Aufsicht eines hierzu geeigneten Lehrers und unter Verantwortlichkeit des Gymnasial-Direktors; aber sie bemerkte doch, daß man auch triftige Gründe für die a l l g e m e i n e Einführung der Leibesübungen bei den Gymnasien anführen könne. Einerseits nötige der Staat durch seine gesteigerten Anforderungen bei der Prüfung seiner künftigen Beamten die Jugend schon in den Gymnasien zur Gewöhnung an eine erhöhte geistige Anstrengung, anderseits verlange er von eben dieser Jugend, um den Beschwerden während des pflichtmäßigen Dienstes im königlichen Heere gewachsen zu sein, einen gesunden, rüstigen und wohlausgebildeten Körper.

Als dann der Immediatbericht vom 29. April 1842 seitens der Minister des Krieges, des Innern und der geistlichen usw. Angelegenheiten dem Könige Friedrich Wilhelm IV. vorschlug, das Turnen als einen notwendigen und unentbehrlichen Bestandteil der männlichen Erziehung förmlich anzuerkennen und in den Kreis der Volkserziehungsmittel aufzunehmen, da war auch der Gedanke der Vorbereitung auf den Wehrdienst hierfür mitbestimmend gewesen. Denn als Zweck der Gymnastik werden nicht nur Ausbildung, Entwicklung und

Stärkung der körperlichen Kräfte, sondern auch Anstand und gefällige Form der Bewegungen als mit der Wehrpflichtigkeit jedes preußischen Untertans innig verbundene Aufgaben bezeichnet.

So waren für die entsprechende Kabinettsorder vom 6. Juni 1842 neben gesundheitlichen und erziehlichen Gründen auch vaterländische Gesichtspunkte maßgebend gewesen, nämlich der Wunsch, zum Schutze der bedrohten Reichsgrenzen eine starke, mannhafte Jugend heranzubilden. Der Gedanke an drohende Gefahren bewegte die Gemüter der Zeit. 1840 entstanden Karl Beckers Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben" und Schneckenburgers Rheinwacht: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall".

Adolf Diesterweg begrüßte in seiner kleinen Schrift: „Alaaf Preußen!" in beredten Worten die neue Zeit in der Geschichte der Schulerziehung, die mit dieser Kabinettsorder anbreche. Unter den Gründen, die ihn hoffnungsvoll in die Zukunft blicken lassen, ist die Gewißheit, daß die Leibesübungen auf die Jugend in nationaler und patriotischer Hinsicht erziehlich wirken würden. In dem Jünglinge soll dem Vaterland ein tüchtiger Bürger erwachsen. Dazu bedarf er eines starken und geübten Körpers. Er ist wehr- und mannhaft zu erziehen, damit er im Notfalle fähig und bereit ist, das Vaterland gegen seine Feinde zu verteidigen.

Auch der Philosoph Trendelenburg weist im Anschluß an die genannte Kabinettsorder darauf hin, daß die Leibesübungen für die Jugend eine Vorschule für die Wehrübungen sein müßten. Ohne daß wir die Übungen in einer solchen Vorbereitung für den Kriegsdienst aufgehen lassen dürften, müßten wir doch dafür sorgen, daß die nationale Gesinnung künftig, wenn sie kriegen müsse, eine kerngesunde Basis finde. Eine turnerisch geübte Jugend werde die militärische Einübung leichter und sicherer machen.

Aber noch wurde der Segen straffer körperlicher Erziehung nicht allen zuteil. Vorerst war die Teilnahme der Schüler an den Übungen in das Belieben der Eltern oder deren Vertreter gestellt; zunächst wurden auch nur mit den höheren Schulen, den Lehrerseminaren und den Militärschulen Anstalten für Leibesübungen verbunden.

Die Zirkularverfügung des Ministers Eichhorn vom 7. Februar 1844, betreffend die Errichtung von Turnanstalten bei den Gymnasien, höheren Stadtschulen und Lehrerseminaren bezeichnet als das Ziel der Übungen, den Körper zu befähigen, in jeglicher Beziehung Diener des sittlichen Lebens und Träger des einwohnenden Geistes zu sein. Die Erreichung dieses Zieles sollte auch wegen der allgemeinen Wehrpflicht erstrebt werden.

Ein stärkerer Hinweis auf die Beziehung der Leibesübungen zur Wehrhaftigkeit der Jugend findet sich in dem Erlaß des Ministers von Bethmann Hollweg vom 19. Nov. 1859: „Ich wünsche, daß die bei allen Seminaren eingeführten gymnastischen Übungen sich immer mehr mit demjenigen in Übereinstimmung setzen, was unsere Heeresverfassung als gymnastische Vorbereitung bedarf und fordert."

Keineswegs sollte das Turnen in den militärischen Exerzitien aufgehen. Der Prinz-Regent Wilhelm schied bei höchster Wertschätzung der militärischen Exerzitien einerseits und der allgemeinen Körperübungen anderseits die rein „militärischen Evolutionen" streng von dem pädagogischen Turnen, das bei kräftiger Handhabung ja ganz na-

turgemäß auch die Wehrhaftigkeit der Jugend fördere. Wegen dieser Bedeutung für die Wehrhaftigkeit wandte der nachmalige große Kaiser auch dem Turnen andauernd das größte Interesse zu, wie er schon beim Beginn seiner Regentschaft seinen Willen dahin kundgab, daß für das Turnen mehr geschehe als bisher. Es kam hinzu, daß im Jahre 1860 die allgemeine Erregung der Gemüter in Erwartung blutiger Auseinandersetzungen einen kräftigen Anstoß zur Förderung des Volks- und Schulturnens gab, da für die bevorstehenden Kämpfe eine sorgfältige Ausbildung des Körpers für unerläßlich gehalten wurde. Darum forderte ein Erlaß des Kultusministers aus demselben Jahre, daß in allen, auch in den Landschulen, die einfachsten Übungen der Gymnastik eingeführt würden. Damit wurde das Turnen als ein verbindliches Lehrfach in allen Schulen, auch an den Volksschulen, bezeichnet.

Seit das Turnen an höheren und niederen Schulen ein Pflichtunterrichtsfach geworden war, wandte sich die staatliche und städtische Fürsorge der Beschaffung und Herstellung von geschlossenen Turnräumen zu, in denen das Turnen unbehindert von den Unbilden der Witterung eine ununterbrochene und geordnete Pflege finden konnte.

Als das Turnen eine Entwicklung nahm, die befürchten ließ, daß die gesundheitlichen und erziehlichen Einwirkungen nicht zu ihrem vollen Rechte kämen, die im Üben in freier Luft liegen, da erscholl ein leidenschaftlicher Mahnruf in der Flugschrift des Düsseldorfer Amtsrichters Hartwich: „Woran wir leiden." Die Regierung billigte völlig die Forderung gesunder Übungen im Freien. Deshalb forderte ein sehr bekanntgewordener Erlaß des Ministers v. Goßler vom 27. Oktober 1882 außer den Turnhallen die Anlage der ebenso wertvollen Turnplätze.

Wenn die genannte Flugschrift das „Dogma" aufgestellt hatte: „Die Pflege des Körpers und des Gemüts muß wieder ebenbürtig der des Geistes werden!", so zeigte der Erlaß des Ministers v. Goßler, worin der Turnbetrieb seine notwendige Ergänzung finden müsse, um als ebenbürtiges Erziehungsmittel neben der Geistesschule gelten zu können. Den volkstümlichen Übungen, den Spielen, den Wanderungen und dem Laufen sollte erhöhte Beachtung geschenkt und damit das Turnen nicht nur interessanter, sondern auch gesünder und für das Leben in allen seinen Beziehungen wertvoller gemacht werden.

Diese wertvollen Gedanken setzten sich nur langsam durch. Es fehlte vielfach an geeigneten Turn- und Spielplätzen; man glaubte, die wissenschaftliche Ausbildung könne durch stärkeren Betrieb der Leibesübungen leiden; es fehlte auch wohl hier und da an geeigneten Persönlichkeiten, die den Turnunterricht im Freien anregend und fruchtbringend gestalten konnten.

So bedurfte es neuer Anregungen. Die bedeutsamste kam von unserem Kaiser. Auf der Schulkonferenz 1890 sagte Seine Majestät im Anschluß an die Mitteilung, daß der Schüler einer Vollanstalt in seiner Schulzeit neben etwa 25000 Schul- und Hausarbeitsstunden nur ungefähr 657 Turnstunden habe und unter Hinweis auf die Verbreitung der Schulkrankheiten: „Bedenken Sie, was uns für ein Nachwuchs für die Landesverteidigung erwächst. Ich suche nach Soldaten; wir wollen eine kräftige Generation haben, die auch als



geistige Führer und Beamte dem Vaterlande dienen."

Die nächste Folge der Beratungen waren neue Lehrpläne für die höheren Schulen, in denen dem Turnen drei Wochenstunden zugebilligt wurden.

Auch die Lehrpläne von 1901 behalten die drei Wochenstunden bei. Die Aufgabe des Turnens wird darin folgendermaßen bezeichnet: „Das Turnen in den Schulen soll die leibliche Entwicklung der Jugend fördern, insbesondere die Gesundheit stärken, den Körper an eine gute Haltung gewöhnen, seine Kraft und Gewandtheit vermehren und ihn zugleich mit Fertigkeiten ausstatten, die für das Leben, besonders für den Dienst im vaterländischen Heere, von Wert sind."

„Gleichzeitig soll das Turnen den Charakter bilden, indem es Frische des Geistes, Vertrauen in die eigene Kraft, Entschlossenheit, Mut und Ausdauer fördert und zu williger Unterordnung unter die Zwecke der Gemeinschaft erzieht."

Drei Turnstunden wöchentlich wurden dann auch für Präparandenanstalten und Seminare im Jahre 1895 vorgeschrieben, für die Ober- und Mittelstufe der Volksschule 1910.

Von privater Seite suchte die Gedanken der Hebung der Wehrkraft durch Erziehung auszubreiten der durch den nunmehr heimgegangenen Abgeordneten v. Schenckendorff gegründete und mit unermüdlicher Tätigkeit und beispiellosem Erfolg geleitete „Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele". Daß viele Gemeinden willig geworden sind, für ihre Jugend ausreichende Spielplätze zu schaffen, oft mit sehr erheblichen Kosten, ist eins der zweifellosen Verdienste des Zentralausschusses.

Bei den erhöhten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des heranwachsenden Geschlechts sorgte die Regierung dafür, daß durch zweckmäßige Stoffauswahl und anregenden Betrieb das Turnen noch mehr als bisher zur Erfüllung seiner hohen Aufgaben fähig werde. Es wurde eine neue, preußische Turnschule geschaffen, deren erste amtliche Veröffentlichung in der „Anleitung für das Knabenturnen in Volksschulen ohne Turnhalle" bestand. Die Grundsätze für das Schulturnen werden in dem einleitenden Ministerialerlaß vom 27. Januar 1909 auseinandergesetzt: „Soll der Turnunterricht die ihm obliegende bedeutsame Mitarbeit an der leiblichen und sittlichen Ertüchtigung der Jugend überall mit Erfolg leisten, so muß er in noch höherem Maße als bisher der Eigenart der Schulen und dem Übungsbedürfnis der Schüler sowie dem Übungswert der einzelnen Turnstoffe Rechnung tragen. Beispielsweise wächst die Mehrheit der ländlichen Jugend zwar in Verhältnissen auf, die der Entwicklung zu Gesundheit und Kraft ungleich zuträglicher sind als das Leben in großen Städten; anderseits aber haftet der Landjugend vielfach eine gewisse Ungelenkigkeit und Schwerfälligkeit an, welche die spätere Ausbildung der sonst kräftigen und wehrtüchtigen jungen Leute im Waffendienst nicht unerheblich erschwert. Die Anleitung soll durch die Auswahl des Stoffes und die eingestreuten Andeutungen über seine Behandlung es dem Lehrer erleichtern, den Turnunterricht entsprechend der besonderen Eigenart der Schüler einzurichten. Der durch frühe und schwere Körperarbeit einseitigen Inanspruchnahme gewisser Muskelgruppen wird er durch ausgleichende Freiübungen, vornehmlich Haltungsübungen, entgegenwirken, Gewandtheit und Anstelligkeit durch Gerätübungen, Spiele und



besondere Gewandtheitsübungen entwickeln, für die Schärfung von Auge und Ohr sowie für die Erziehung zur Selbständigkeit des Entschlusses wird er Wettspiele, freies Üben an Geräten, volkstümliche Übungen und Wanderungen nutzbar machen. Alle ausgewählten Übungen werden auch dem Heeresdienste zugute kommen; mit besonderer Rücksicht auf ihn sind bestimmte Gewandtheitsübungen — z. B. schnelles Niederfallen und Aufspringen — der männlichen Jugend möglichst unverlierbar anzueignen."

Wie ein roter Faden zieht sich durch diesen kurzen Überblick über die Entwicklung des deutschen Turnens, insbesondere des preußischen Schulturnens, der Gedanke hindurch, daß die Pflege der Leibesübungen auf den Schulen ein wesentliches Mittel zur Wehrhaftmachung des heranwachsenden Geschlechts sei. Ja, es mag erwähnt werden, daß einer der Gründe, weshalb das schwedische Turnen in seiner Gesamtheit als nicht geeignet angesehen werden mußte, an die Stelle des deutschen Turnens zu treten, der war, daß man dem deutschen Turnen zutraute, einen größeren Einfluß auf Mut, Entschlossenheit, Selbstvertrauen und Selbständigkeit auszuüben, als die schwedische Gymnastik, und daß es deshalb eher geeignet sei, brauchbare Soldaten vorzubilden. Die preußische Schule ist somit der Forderung von GutsMuths, der Jugend eine vaterländische Erziehung für den Geist und eine echte körperliche, zum Waffendienst vorbereitende für den Leib zu geben, in hohem Maße gerecht geworden.

An der vaterländischen Erziehung für den Geist können, wenn auch in verschiedenem Maße, alle Unterrichtsfächer teilhaben. Die körperliche Erziehung und zugleich ein guter Teil der Charakterbildung wird vor allem durch das Turnen bewirkt, wenn man es in dem weiten Sinne faßt, in dem es alle gesunden Leibesübungen in sich schließt. Unzweifelhaft soll das Turnen für das Leben in allen seinen Beziehungen vorbereiten. Aber ebenso unzweifelhaft ist es in erster Linie geeignet, der Erziehung zur Wehrhaftigkeit zu dienen.

Die Anforderungen an die Leistungsfähigkeit, die das Heer an seine Angehörigen stellen muß, haben nicht ab-, sondern zugenommen. Von jeher hat man von einem guten Soldaten gefordert, daß er einen gesunden, kräftigen, ausdauernden, gewandten Körper, scharfe Sinne, frohen Mut, Tapferkeit und Entschlossenheit, Treue und Gehorsam gegen seine Führer, Vaterlandsliebe, Kameradschaftlichkeit, Hilfsbereitschaft, Opferfreudigkeit, Selbstlosigkeit und Sinn für Einordnung in die Zwecke eines größeren Ganzen besitze. All diese Eigenschaften setzt auch der heutige Krieg bei dem Soldaten voraus, vielfach in weit gesteigertem Maße; andere Anforderungen sind aber durch die veränderte Kampfesweise hinzugekommen. Auf einige Gründe für die Änderung der Kriegsführung sei kurz hingewiesen.

Seit die meisten Kulturstaaten dem Vorbilde Deutschlands gefolgt sind und ein Volksheer statt eines Söldnerheeres geschaffen haben, hat mit der Volksvermehrung die Größe der Heere gewaltig zugenommen. Die Bewegung der ungeheuren Massen bis zu ihrer zweckmäßigen Verwendung an den entscheidenden Punkten stellt trotz des Bahnnetzes, der Automobile und Feldbahnen an die Marschleistungen der Truppen auch heute noch hohe Anforderungen. Auch heute noch wird

vielfach, wie einst Montecuccoli sagte, der Feind mit den Stiefelsohlen geschlagen. Das Leben aber bietet in der Gegenwart geringere Gelegenheit zur Vorbereitung auf Marschtüchtigkeit als früher. Für Beruf und Erholung werden Fahrgelegenheiten aller Art — Bahnen, Fahrräder, Automobile — dem beschwerlichen und zeitraubenden Wandern vorgezogen. Auch die Truppe hat bei Beginn des Krieges nicht die Möglichkeit sich einzumarschieren, bevor sie an den Feind kommt, da die Bahn sie bis in die unmittelbare Nähe des Kampffeldes heranbringt. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, schon in der Jugend die Wanderfreude zu wecken, ihr häufig Gelegenheit zum Wandern zu geben, sie mit allmählicher Steigerung der Ziele zu Dauerleistungen zu befähigen, gegen Witterungseinflüsse, gegen Hitze und Kälte, Sturm und Regen, abzuhärten und zur Einfachheit und Enthaltsamkeit zu erziehen.

Hat die Vermehrung der Truppen zu Millionenheeren die Anforderungen an die Marschtüchtigkeit und Mannhaftigkeit der Truppe im Ertragen von Anstrengungen, Entbehrungen und widrigen Witterungseinflüssen trotz der Verbesserung der Verkehrsmittel nicht vermindert, so hat die Vervollkommnung der Kampfmittel eine Änderung der Kampfesweise bewirkt, die ihren Einfluß auf die Anforderungen an die Leistungsfähigkeit in körperlicher, geistiger und sittlicher Hinsicht äußert.

Die weittragenden und schnellfeuernden Geschütze und Gewehre, insonderheit die Maschinengewehre, lassen den Anmarsch geschlossener Truppenkörper untunlich erscheinen. Nur in weitgeöffneten Schützenlinien kann das Heranarbeiten an den Feind erfolgen, bald im stürmenden Sprung, bald in vorsichtigen Kriechbewegungen.

Der Stellungskrieg fordert Kenntnisse und Fertigkeiten, die man vor fünfzig Jahren höchstens von dem Pionier erwartete. Die Benutzung von Feldbahnen, Kraftwagen, Panzerautomobilen, Fahrrädern, Flugzeugen, Luftschiffen, Unterseebooten, Fernsprechern, Feld- und Funkentelegraphen, Scherenfernrohren, Signalflaggen, Scheinwerfern, Handgranaten, Minenwerfern, Gasbläsern ist zu der früheren Kriegführung hinzugekommen. Ihre Handhabung erfordert eine große Zahl körperlich gewandter, geistig regsamer, umsichtiger, kühner, ausdauernden Bedienungsmannschaften.

Der Kampf selbst setzt beim Bewegungskriege in viel größerer Entfernung ein als früher. Die Truppen sind wegen der aufgelösten Ordnung, der feldgrauen Kleidung, des Einnistens im Gelände und des rauchschwachen Pulvers viel weniger leicht zu erkennen als früher. So sind scharfe und geübte Augen von der größten Bedeutung. Stollenkrieg und Horchposten verlangen offene Ohren und klares Urteil. Dabei setzt die neuere Kriegsführung, die mehrfach zu den ältesten Kampfweisen zurückgekehrt ist, sie aber durch Verwendung der neuesten Errungenschaften der Wissenschaft und Technik zu unerhörter Furchtbarkeit gesteigert hat, eiserne Willenskraft und stählerne Nerven voraus. Sie erfordert in hervorragendem Maße Geistesgegenwart, Umsicht, Selbstvertrauen, Selbständigkeit und Verantwortungsfreudigkeit, da im Getöse der Schlacht, bei geöffneter Ordnung und ungeheurer Ausdehnung des Schlachtfeldes jeder mehr als früher auf sich selber angewiesen ist.

Die Selbständigkeit darf aber nicht zur Eigenmächtigkeit und Selbstherr-



lichkeit werden. Sonst führt sie bei aller Tapferkeit zur Auflösung und Zersetzung, wie wir es am Burenkrieg gesehen haben. Sie muß vielmehr in der Selbstbeherrschung, im Gehorsam und in der Disziplin ihr notwendiges Gegengewicht finden.

Die Fürsorge der Regierung, an ihrem Teil auch durch zweckmäßige Gestaltung des Schulturnens zur Erhöhung der Wehrkraft beizutragen, hat sich nicht auf die männliche Jugend beschränkt. Durch den amtlichen Leitfaden für das Mädchenturnen von 1913 erfuhr der Turnunterricht eine Umgestaltung, die den erhöhten Anforderungen der Gegenwart an die Gesundheit, die geistige und körperliche Leistungsfähigkeit und an den Charakter des weiblichen Geschlechts nach Möglichkeit entsprechen sollte. Durch Ausscheidung weniger wichtigen Übungsstoffes wurde neben dem Bewährten der bisherigen Ausbildungsart Raum geschaffen für Übungen, die vornehmlich geeignet erscheinen, die wichtigsten Organe des Körpers durch planmäßige Erhöhung ihrer Tätigkeit in Licht und Luft nachhaltig zu kräftigen und zugleich der erziehlichen Aufgabe des Turnens wirksam zu dienen. Es ist gewiß, daß die gesunde, kräftige und entschlossene Frau eher geeignet ist, im Falle der Not den Mann daheim zu ersetzen, wenn das Vaterland ihn zum Kampfe ruft, als das kränkliche, verzärtelte und ängstliche Zimmerpflänzchen, und daß jene größere Aussicht hat, dem Vaterlande starke Söhne zu schenken als diese. Nach Ludendorff werden im modernen Völkerkrieg die Völker besiegt, nicht die Armeen. Volkskraft ringt gegen Volkskraft; d. h. die ganze Volkskraft, nicht nur die der männlichen Hälfte.

Wie die Pflege der Leibesübungen durch die Schule dazu beitragen kann, daß die heranwachsende Jugend den erhöhten Anforderungen genüge, die an sie im Interesse der Wehrhaftigkeit gestellt werden müssen, soll im folgenden näher beleuchtet werden.

II.

Die Ordnungsübungen nehmen im heutigen Turnen bei weitem nicht den Raum ein wie früher. Sie dienen in erster Linie dazu, die Übungsschar geordnet zu bewegen und sie zur Vornahme von Turnübungen schnell und zweckmäßig aufzustellen. Außerdem sollen sie in der Form der militärischen Ordnungsübungen die Grundlage des militärischen Exerzierens bilden und an Ordnung und Genauigkeit gewöhnen. Die Ordnungsübungen des Zuges stimmen nach Ausführung und Befehlssprache mit dem Exerzierreglement für die Infanterie überein, wie auch im übrigen eine Angleichung zwischen dem Turnen in Schule und Heer stattgefunden hat. Bei den Ordnungsübungen findet somit nicht nur eine mittelbare, sondern auch eine unmittelbare Vorbildung auf den Heeresdienst statt.

Die Freiübungen haben ihre besondere Bedeutung für die Wehrhaftmachung darin, daß sie bei rechter Auswahl und zweckmäßigem Betriebe die gesunde Entwicklung namentlich der lebenswichtigen Organe fördern und die Gewandtheit und Schlagfertigkeit anerziehen, die für den heutigen Soldaten in hervorragendem Maße nötig sind. Die flotten Gliederübungen bieten durch Belebung des Blutumlaufs Erfrischung und allseitige Wachstumsanregung. Rumpfübungen kräftigen die Rumpfmuskeln und üben auf die Verdauungsorgane einen wohltätigen Einfluß aus. Die Haltungsübungen beför-

dern die Entwicklung einer guten Körperhaltung insonderheit durch Kräftigung der Rückenmuskeln. Es ist bekannt, welche hohe Bedeutung das Heer einer straffen Haltung im Stehen und Gehen beimißt, und Ärzte schließen aus der bei längerer Dienstzeit ständig sinkenden Neigung der deutschen Soldaten zu Lungenerkrankung auf die günstige Beeinflussung der Atmungsorgane durch unausgesetzte Pflege der aufrechten, das Einsinken der Brust hindernden und damit eine ausgiebige Atmung befördernden guten Haltung. Auch besondere Atemübungen dienen, wenn sie in guter Luft vorgenommen werden, der Entwicklung der Lungen. Sie kräftigen die Atemmuskeln und lehren die richtige Art des Atmens. Auch können sie dann und dort vorgenommen werden, wo die vorzügliche Lungengymnastik, die eine Wanderung, ein Spiel, ein Lauf, Schwimmen, Rudern, Schlittschuh- und Schneeschuhlaufen oder andere Dauerübungen gewähren, sich der Zeit oder Gelegenheit wegen nicht ermöglichen läßt.

Hervorragende Bedeutung für den Heeresdienst kommt den Gewandtheitsübungen zu, bei denen auf einen kurzen Zuruf oder ein plötzliches Zeichen hin mit größter Schnelligkeit ungewöhnliche und zusammengesetzte Bewegungen ausgelöst werden. Augenscheinlich ist das schnelle Niederfallen und Aufspringen, namentlich aus dem Gehen und Laufen heraus, für die Kriegstüchtigkeit besonders bedeutsam.

Übungen, die unmittelbar auf den Heeresdienst vorbereiten, können nur dann in das Schulturnen aufgenommen werden, wenn sie auch allgemeinen Übungswert besitzen und der jugendlichen Entwicklungsstufe angepaßt sind. Dahin gehören die Übungen des Kniens, Hinlegens und Robbens (Kriechens), die entweder in den Freiübungsstoff der Schulen schon aufgenommen sind, oder deren Aufnahme geplant ist.

Zur Wehrhaftmachung dienen auch die Hantel- und Stabübungen. Sie kräftigen bei energischer Ausführung auch einfacher Bewegungen den ganzen Körper, namentlich aber die Hand, und eine kräftige Hand wird dereinst auch den blanken Stahl und das Gewehr, den Zügel und das Steuer kraftvoll führen. Auch Vorübungen zu dem in neuester Zeit wieder zu ungeahnter Bedeutung gelangten Gewehrfechten lassen sich mit geeigneten Holzstäben ungezwungen in die Handgerätübungen aufnehmen.

Die Gerätübungen erhöhen die Kraft, lehren zugleich ihre Beherrschung und Anwendung bei leichter, gewandter, sicherer und zweckmäßiger Ausführung von Bewegungen, die in Krieg und Frieden wichtig sind, und fördern Mut, Besonnenheit und Schlagfertigkeit. Von ihnen gilt besonders, was GutsMuths als Erfolg „mannigfaltiger Leibesübungen" rühmt: „Da, wo die bloße Stärke sich überrumpelt sieht und sich ergeben muß, findet der Gewandte sehr oft noch leichten und lustigen Ausweg. Versagt ihm der Fuß, so ist ihm die Hand da; ist kein Weg zum Gehen für jenen, so ist ihm diese bereit; fehlt ihm die Brücke, die Treppe, die Leiter, so hat er unsichtbar Ersatz bei sich im Gliedergebrauch; der Stoß, die pfeifende Klinge finden, auf ihn gerichtet, gewöhnlich den leeren Platz; rollt ihm der Tod entgegen, ist er oft fähig, ihn zu überspringen."

Häufiger als je bietet die Kriegführung der Gegenwart Gelegenheit und Veranlassung, die Eigenschaften und Fertigkeiten in Anspruch zu nehmen, die ein vernünftiger Betrieb der Gerätübungen zu geben vermag. Im Schüt-

zengraben, auf dem Beobachtungsstand, beim Sturm auf feindliche Verschanzungen und Verhaue, im Flugzeug und Unterseeboot, in den Schiffswanten und auf der Sturmleiter muß oft die Hand den Fuß ersetzen.

Die vielfachen Gelegenheiten, die sich bei den Gerätübungen bieten, kaltblütig und besonnen augenblickliche Entschlüsse zu fassen und zu ändern, wenn Umstände eine Übung nicht so gelingen lassen, wie sie gedacht war, bieten eine wunderbare Schulung des Willens. Der Wert einer Übung für die Willensbildung nutzt sich mit der Geläufigkeit ihrer Ausführung ab. Eine Übung, die bis zu dem Grade mechanisiert ist, daß zu ihr ein Entschluß kaum noch gehört, mag gesundheitlich noch so wertvoll sein, ihren Wert für die Willens- und Charakterbildung hat sie verloren. Darin liegt die besondere erziehliche Bedeutung der deutschen Gerätübungen, daß sie jeder Fertigkeits- und Kraftstufe neue Nüsse zum Knacken geben. Jedes Gelingen ist Lohn für die aufgewandte Mühe und Sporn zum Weiterstreben. Jede neue Übungsform stellt Willen und Entschluß auf eine neue Probe. Der Wetteifer „erweckt alle schlummernden Kräfte, verleiht Selbstvertrauen und Zuversicht, die den Mut niemals im Elend lassen. Nur langsam steigert sich die Kraft, allmählich ist die Stärke gewachsen, nach und nach die Fertigkeit gewonnen, oft ein schwer Stück vergeblich versucht, bis es nach harter saurer Mühe und rastlosem Fleiß endlich gelungen. Das bringt das Wollen durch die Irrwege der Willelei zum folgerechten Willen, zum Ausharren, worin aller Sieg ruht. Man trägt ein göttliches Gefühl in der Brust, wenn man erst weiß, daß man etwas kann, wenn man will."

Daß der Mut, sich freudig einer Schwierigkeit oder Gefahr entgegenzuwerfen in der Hoffnung, ihrer Herr zu werden, durch zweckmäßige Wahl und richtigen Betrieb der Gerätübungen geweckt und genährt werden kann, darüber besteht kein Zweifel. Wer durch Übung das Maß seiner Kräfte und die Größe der Hindernisse kennen lernt, wagt fröhlich, wo der Ungeübte zaghaft zaudert. Dieser Mut, geboren aus dem Bewußtsein der eigenen Kraft und Geschicklichkeit und aus der Erkenntnis der Größe der Schwierigkeiten und Hindernisse, ist im Verein mit der Mannhaftigkeit im Ertragen von Schmerzen und Anstrengungen die Grundlage der Tapferkeit, die, geadelt durch Opferfreudigkeit und Hilfsbereitschaft, unbedenklich für den Freund und Kameraden, für die Zwecke des größeren Ganzen einspringt. Auch zu dieser Hilfsbereitschaft und Opferfreudigkeit zu erziehen, bietet das Turnen manche Gelegenheit. Wie blitzen die Augen, wie spannen sich die Nerven, wie straffen sich die Muskeln, wenn es gilt, dem übenden Genossen bei einer schwierigen und nicht ungefährlichen Übung im rechten Augenblick beizuspringen! Wer auf dem Turnboden gelernt hat, den Gefährten in kritischen Augenblikken nicht im Stich zu lassen, sondern ihn auch unter eigener Gefahr zu schützen, von dem ist zu hoffen, daß er auch im Kampfgetümmel dem bedrängten Kameraden nicht von der Seite weicht.

Noch ein Wort über die Barrenübungen. Der einst von Rothstein heftig befehdete Barren hat auch heute noch beim Turnen im Heer keine Stätte gefunden. Das ist zu bedauern. Denn er bewirkt, abgesehen von der Kräftigung der Arme, des Schultergürtels und der Brust, eine Festigkeit der Faust und übt, worauf Direktor Dr. Lorenz mit



Recht hingewiesen hat, die für die saugende Umspannung des Kolbenhalses so wichtige kraftvolle Abspreizfähigkeit des Daumens in einem Maße wie kein anderes Gerät.

Wie in der Frühlingszeit des Turnens bei GutsMuths und Jahn, so bilden auch jetzt wieder, namentlich seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und in verstärktem Maße im neuen Jahrhundert die volkstümlichen Übungen, das Gehen und Laufen, Springen und Werfen, Ziehen und Schieben wesentliche Stücke der Leibesschulung. Sie führen mit Notwendigkeit hinaus in Luft und Licht, in Feld und Flur; darum sprudelt aus ihnen doppelt frisch die Quelle der Gesundheit und des Frohsinns. Sie können ohne teure Geräte vorgenommen werden, gestatten durch ihre Natürlichkeit leichteste Anwendung und haben durch die Meßbarkeit der Leistungen besonderen Reiz.

Als Erziehungsmittel zur Wehrhaftigkeit kommt den volkstümlichen Übungen hervorragende Bedeutung zu. Das gilt in erster Linie vom Lauf. Nicht nur die Fußtruppen, sondern bei der heutigen Art der Kriegführung auch vielfach die berittenen Truppen sind häufig genötigt, im „Sprung“, d. h. im stürmenden Anlauf sich an den Feind heranzuarbeiten. Wer da am überraschendsten aufspringt und gebückt zum Ablauf kommt, wer in fliegender Eile den „Sprung“ bis in die nächste Deckung zurücklegt und dabei nicht außer Atem gerät, sondern ruhigen Blutes und sicheren Auges mit fester Hand den Gegner aufs Korn nimmt, der hat nicht nur für sich selber die größte Aussicht, dem feindlichen Feuer zu entgehen, sondern ist zugleich ein fortreißendes Vorbild für die Kameraden und ein Schrecken für die Feinde.

Auch das Springen in jeder Form — als Weitsprung über den Graben, die Wolfsgrube, den Bach, als Hochsprung über Zaun und Verhau, als Stützsprung über Wall und Mauer, als Tiefsprung von Flugzeug und Felsblock — ist eine wertvolle Fertigkeit für den Krieger.

Das gleiche gilt für die Übungen des Werfens. Das Schleudern von Handgranaten in ihren verschiedenen Formen bringt das Kugelschocken, den Schlagball- und Schleuderballwurf erneut zu hoher praktischer Bedeutung.

Die Übungen des Ziehens und Schiebens aber verstärken den Griff der Hand und entwickeln Zähigkeit und Widerstandskraft.

Der besondere Reiz der volkstümlichen Übungen, der in ihrer Meßbarkeit besteht, bietet auch ihre eigentümliche Gefahr, nämlich die der Überspanung der Kräfte und damit der Schädigung und Schwächung, statt der Entwicklung und Stärkung. Das darf die Schule, deren Pflege werdende, noch unfertige Menschen anvertraut sind, nie aus den Augen lassen. Wie sie sich des hohen Lobes aus kaiserlichem Munde freut: „Es ist ein neuer Geist in das Turnwesen eingezogen“, so wird sie auch fernerhin die andere kaiserliche Anerkennung zu verdienen trachten: „Unsere Nation befindet sich auf dem richtigen Wege, wenn sie sich bestrebt, die Hauptleistung auf die Gesamtheit zu übertragen, die große Masse auf ein hohes Niveau zu bringen und nicht die einzelnen erstklassigen Leistungen aus einem im allgemeinen niedrigen Niveau sich herausschälen zu lassen.“ Die Untüchtigen, die Schlappen, die Lahmen, die hinter dem Durchschnitt zurückbleiben, die bilden den Hemmschuh der Truppe. Darum muß die Leistungsfähigkeit der Masse gehoben werden.

Das hat die Schule vor allem zu beachten.

Das Bewegungsspiel ist eine für Körper und Geist, für Herz und Gemüt durch Zuwachs an leiblicher Kraft und Gewandtheit und durch die sittlichen Wirkungen, die es im Gefolge hat, gleich heilsame Lebensäußerung der Jugend. Darum muß es die Schule in ihre Pflege nehmen, und zwar nicht bloß gelegentlich, sondern grundsätzlich und in geordneter Weise. Für die Erziehung zur Wehrtüchtigkeit sind sie, abgesehen von ihrer gesundheitlichen Bedeutung und abgesehen davon, daß sie mehr noch als andere Leibesübungen Arbeit im Gewande jugendlicher Freude sind, vornehmlich wertvoll als Erzieher der Sinne, des Geistes und des Charakters.

Unter den Sinnen wird vor allem das Auge durch die Spiele geübt und geschärft. Das Spiel zwingt zum Blick in die Ferne und in die Nähe, zum raschen Erfassen und Beurteilen der Entfernung in Höhe und Weite, von Geschwindigkeit und Richtung eines bewegten Körpers. Das Spiel bietet — mit anderen Leibesübungen im Freien — in erster Linie den Ausgleich für Augenschärfung und Augenübung, den die Schularbeit erwünscht erscheinen läßt.

Deutschland muß den hohen Stand seiner Bildung erhalten. Darum wird eine irgendwie wesentliche Einschränkung der Lernarbeit kaum möglich sein. Aber anderseits muß die Kriegführung der Gegenwart mehr als früher auf gesunde, scharfe und geübte Augen Gewicht legen. Die scharfen Sinne des Wilden wären auch dem Krieger der Kulturvölker von größtem Vorteil. Im Frieden mag mäßige Sehschwäche vielfach ohne bemerkenswerten Nachteil durch Brillen ausgeglichen werden; im Kriege wartet der Feind nicht, bis ich die beschlagene Brille geputzt oder die zerbrochene — aus der Heimat! — ersetzt habe. Zur vollen Militärtauglichkeit gehört der Besitz guter Augen. Sofern die Spiele sie erhalten und geschwächte stärken, erhöhen sie die Wehrtüchtigkeit.

Neben dem Auge erfährt die Hand namentlich im Ballspiel vorzügliche Schulung. Blitzschnell fährt sie nach links, nach rechts, nach oben, nach unten, den dahersausenden Ball zu fangen oder zurückzuschlagen. In weitem Schwunge schleudert sie ihn aus dem Stand, im Lauf, im Sprung, ohne oder mit Drehung des Körpers hinaus oder empor. In wuchtigem Schlage treibt sie ihn in die Ferne. Hierbei gewinnen Körper und Geist die Gewandtheit, Geistesgegenwart, Umsicht, Schlagfertigkeit, die unsern Kriegern um so nötiger sind, je mehr sie in der neuzeitlichen Schlacht auf sich selbst und ihre eigene Findigkeit angewiesen sind.

Von hoher Bedeutung sind die Spiele auch für die Charakterbildung. Sie erhalten den Jüngling kindlich, natürlich, harmlos fröhlich, frei von allem gekünstelten und blasierten Wesen. Greise Jünglinge mit grämlichen Gesichtern kennt das Spiel nicht, wohl aber jugendliche Greise mit blitzenden Augen und roten Backen. Dazu kommt, daß die Spiele eine vortreffliche Schule der Beharrlichkeit und Ausdauer sind. Ein Spiel hat erfahrungsmäßig um so größeren Reiz, je leichter es in seinen Regeln aufgebaut ist, je mehr es aber zu seiner völligen Beherrschung beharrlicher Übung bedarf. „Ohn' Fleiß kein Preis."

Aber nicht nur den Schweiß haben die Götter vor den Erfolg gesetzt, sondern auch die Enthaltsamkeit, Nüch-

ternheit und Selbstbeherrschung. „Wisset ihr nicht, daß die, so in den Schranken laufen, die laufen alle; aber einer erlanget das Kleinod. Die aber kämpfen, enthalten sich aller Dinge."

Selbstbeherrschung auch in dem Sinne, daß der rechte Spieler darauf verzichten lernt, selber zu glänzen, sich vorzudrängen und das Spiel an sich zu reißen, damit er gesehen werde. Das Wohl der Partei entscheidet über sein Handeln. Er sieht ein, nicht einer kann alles leisten. Einer ist auf den andern angewiesen. Nur muß jeder seine Aufgaben nach dem Maß seiner Kräfte mit voller Hingabe erfüllen. Der rechte Spieler wird nach gewonnenem Siege nicht übermütig, nach erlittener Niederlage nicht verzagt sein. Der Sieg befestigt den Entschluß, ihn in Zukunft zu behaupten; die Niederlage spornt den Eifer an, es das nächstemal besser zu machen.

Und gibt der Zusammenprall eine Beule und der sausende Ball einen blauen Fleck: hier lernt der Spieler, mit lächelndem Munde den Schmerz ertragen und mutig neuen Mühen und Schwierigkeiten begegnen.

So vermag das Bewegungsspiel Knaben und Jünglinge zu tatkräftigen, willensstarken Männern zu erziehen, die willig und gewohnt sind, ihre Kräfte in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen. Solche Männer werden auch tüchtige Soldaten werden.

Über den Wert des Wanderns für die Erziehung zur Wehrhaftigkeit braucht kaum ein Wort gesagt zu werden. „Die Wanderfahrt ist die Bienenfahrt nach dem Honigtau des Erdenlebens." Auf Wanderungen weitet sich der Blick, nicht nur dem Wortsinne nach. Eisen ins Blut, Stahl in die Sehnen, Freude ins Herz kann ich mir erwandern. Wanderungen lehren die Heimat kennen und lieben. Heimatliebe aber ist die rechte Quelle der Vaterlandsliebe und Treue gegen Kaiser und Reich. Dazu kommt, daß in der Wandergemeinschaft der Geist rechter Kameradschaft am besten gedeiht. Besonders wichtig für den Kriegsdienst ist ferner, daß Wanderungen gegen die Unbilden der Witterung, gegen Hitze und Kälte, Wind und Wetter, Schnee und Sturm abhärten. Auch zur Bedürfnislosigkeit im Essen und Trinken und zum Ertragen von Beschwerden auf unwegsamen Pfaden wird der Wanderer erzogen. Ferner gibt das Wandern Anlaß zum Kartenlesen, Entfernungsschätzen und Erkennen von Gegenständen in der Ferne. Die allergrößte Bedeutung aber haben die Wanderungen für die Erweckung und Erhöhung der Marschfähigkeit. Die bessere Marschtruppe ist die bessere Gefechtstruppe. Dabei kommt es auf möglichst große, aber gleichmäßige Dauerleistungen aller an. Denn der Wert der Truppe sinkt mit der Zahl der „Schlappen" und Fußkranken.

Zu wünschen wäre es, daß die Schule noch mehr als bisher Gelegenheit hätte, auch die wertvollen Übungen des Wasserturnens, das Schwimmen und Rudern, und die winterlichen Leibesübungen, das Schlittschuhlaufen, Rodeln und namentlich das Schneeschuhlaufen in ihre Pflege zu nehmen. Der dadurch zu gewinnende Zuwachs an Gesundheit, Kraft, Kaltblütigkeit, Entschlossenheit, Abhärtung und Disziplin würde einen weiteren Gewinn für die Wehrhaftigkeit des heranwachsenden Geschlechtes bilden.

Aufgabe der Schule ist es, auf dem beschrittenen Wege zur Wehrtüchtigkeit unermüdlich weiterzuschreiten. Denn auch uns gilt das Wort: Nach dem Siege binde den Helm fester!

Internationale Strömungen in der Philosophie der Gegenwart.

Von Traugott Konstantin Oesterreich.

Zu den merkwürdigsten Erfahrungen im Geistesleben des letzten Jahrzehnts vor dem Kriege gehört die Tatsache, daß die geistigen Wechselbeziehungen der großen Nationen von den politischen sich immer mehr losgelöst und verselbständigt hatten. Eigentlich genau von dem Zeitpunkt an, seit sich die internationalen politischen Beziehungen so bedrohlich zu verschärfen begannen, also kurz nach Beginn des neuen Jahrhunderts, wurden auf dem Gebiet der Philosophie die internationalen Beziehungen immer enger, die Zahl der Berührungspunkte immer größer. Seit dem Ende des idealistischen Zeitalters, etwa von Hegels Tode, 1830, ab, hatten sich diese Beziehungen mehr und mehr gelöst. Die philosophische Entwicklung in den einzelnen Ländern vollzog sich relativ unabhängig voneinander. Ein paar Denker, bei uns der tiefsinnige Lotze, in England Mill und Spencer, gelangten zu internationalem Ruf, aber zu einem Gefühl von Arbeitsgemeinschaft kam es zwischen den verschiedenen Nationen nicht. Das eben ist es, was sich im letzten Jahrzehnt mehr und mehr gebildet hatte. Man kannte sich gegenseitig wieder. Es war im Frühjahr 1914, als ein französischer Fachgenosse mir sagte: man kennt und liest in Frankreich die deutschen Philosophen: Dilthey, Husserl, Eucken, genau so gut wie die französischen.[1] Wir müssen abwarten, ob sich nach dem Kriege die zerrissenen Fäden wiederherstellen lassen, einstweilen hat es vielleicht Interesse, sich darauf zu besinnen, wo eigentlich die philosophischen Berührungspunkte zwischen den verschiedenen Nationen gelegen waren. Wir bleiben damit in den Bahnen unserer geistig größten Epochen.

---

1) Daß es sich dabei nicht um bloße Höflichkeit gehandelt hat, zeigt das Sammelwerk von Ch. Andler, V. Basch, J. Benrubi, C. Bouglé, V. Delbos, G. Dwelshauvers, B. Groethuysen, H. Norero: La Philosophie allemande au XIXe Siècle (vielleicht hieße es zutreffender: au XXe Siècle), Paris 1912, in dem die einzelnen Kapitel sind: Dilthey, Husserl, Eucken, Wundt, Simmel, La Philosophie des Sciences historiques, Les grands Courants de l'Esthétique allemande contemporaine. Es sollte noch ein weiterer Band folgen mit Arbeiten von: Lévy-Brühl, L'Histoire de la Philosophie allemande contemporaine; Meyerson, La Philosophie des Sciences; F. Simiand, La Philosophie du Droit. Alle Abschnitte sind Reproduktionen eines Zyklus von Vorlesungen über die zeitgenössische deutsche Philosophie, der im Winter 1910—11 in der École des Hautes Études sociales gehalten wurde. Auch sonst ist man gerade in Frankreich um internationale philosophische Orientierung bemüht gewesen, vgl. z. B. das »Études sur le Mouvement philosophique contemporain à l'Étranger« betitelte Heft der Revue de Métaphysique et de Morale vom September 1908, das eine Reihe trefflicher Gesamtübersichten über die zeitgenössische Philosophie in Deutschland, England, Nordamerika, Italien, Skandinavien und Südamerika brachte. Für analoge Bemühungen auf deutscher Seite kann außer auf meine eigene Neubearbeitung des IV. Bandes von Ueberwegs Geschichte der Philosophie (Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1915; 910 S.) auf die zahlreichen in den letzten Jahren erschienenen Übersetzungen französischer, amerikanischer und englischer Werke verwiesen werden (Fouillée, Guyau, Boutroux, Bergson, James, Baldwin, Sidgwick, Schiller usw.).

Die philosophischen Gemeinsamkeiten bestanden, wenn wir den Ort der Betrachtung bei uns nehmen, hauptsächlich zwischen uns einerseits, Österreich, Frankreich und Amerika andererseits; geringer war die Berührung zu England, erst recht zu Italien. Sehr bedeutend war sie nach Rußland hin, aber insofern durchaus einseitig, als Rußland stärkste Berührung mit uns hatte, während uns infolge unserer Unkenntnis des Russischen wie in den übrigen Wissensgebieten so auch in der Philosophie die russische Literatur unbekannt zu bleiben pflegt. Was das Verhältnis der übrigen Länder zueinander anlangt, so war überaus eng die philosophische Wechselwirkung zwischen Amerika, Frankreich und England.

Die Berührung ist überall entstanden aus inneren Momenten, nicht durch äußere Zufälligkeiten. Die Entwicklung der Philosophie hat überall zu eng verwandten Problemen geführt. Ich beschränke mich aber auf Strömungen, bei denen die verschiedenen Vertreter wirklich Fühlung miteinander haben. Parallele Strömungen, für die das gleichwohl nicht der Fall ist, streife ich nur kurz.[2])

I.

Ich gehe aus von der Erkenntnistheorie. Es stehen sich bei uns in Deutschland zwei Hauptrichtungen gegenüber: einmal der Neukantianismus und sodann eine mehr positivistisch-empirische Strömung. Denselben Gegensatz finden wir auch in andern Ländern, in Frankreich, in England, in Amerika, in Italien. Aber der Neukantianismus in ihnen hat nirgends engere Fühlung miteinander. Unsere Neukantianer wissen im allgemeinen vom Neukantianismus in Frankreich und England nichts, und umgekehrt ist es meist auch so.

Anders steht es mit der positivistisch-empirischen Erkenntnistheorie. Hier besteht wirklich ein internationales Bewußtsein der Zusammengehörigkeit. Die Ursache dafür ist wohl darin zu suchen, daß diese Erkenntnistheorie weniger aus der Philosophie als aus der Naturwissenschaft selbst hervorgegangen ist. Wie die physikalische Literatur in der Hauptsache internationale Verbreitung findet, so auch die Schriften der naturwissenschaftlichen Forscher auf den Grenzgebieten ihres Fachs. Die Hauptvertreter dieser „naturwissenschaftlichen Erkenntnistheorie" sind in Deutschland bzw. Österreich: die Physiker Mach und Ostwald, in Frankreich der Physiker und Mathematiker Poincaré und der Physiker Duhem, in Italien der Mathematiker Enriques, in Amerika Stallo. Gemeinsam ist ihnen allen die Tendenz, bei den Phänomenen, den Sinnesempfindungen stehen zu bleiben und die darüber hinausgehende Annahme einer hinter ihnen stehenden Welt von Dingen an sich zu vermeiden. Damit verbindet sich die Überzeugung, daß Physik eine gedankliche Konstruktion auf ebendieser Basis unserer Empfindungen unter Zuhilfenahme hypothetischer Grundvoraussetzungen ist. Dieser hypothetische Charakter der Grundlagen der Naturforschung wird

2) Von dieser Art ist z. B. auch der neue Realismus in Amerika und die neue realistische Bewegung in Deutschland (Külpe, Frischeisen-Köhler), ferner die neue antieudämonistische Begründung der Ethik durch Moore in England und Scheler bei uns, desgl. die Untersuchungen über die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Geschichte in Deutschland und Frankreich, die einander nicht kennen und zwischen denen der Rumäne Xenopol, bisher ohne Erfolg, eine Brücke zu schlagen versucht hat.

allgemein stark betont. Damit steht in Zusammenhang folgendes: Während früher die Überzeugung von der realen Gültigkeit der physikalischen Hypothesen überwog, überwiegt jetzt die Annahme, daß sie nur den Wert von Bildern haben. Der rasche Wechsel, mit dem die Hypothesen aufeinander folgen und sich jede einzelne bald hier, bald dort, und nicht selten ganz verschiedene gleichmäßig, als brauchbar erweisen, haben bis zu einem gewissen Grade skeptisch gegen sie alle gemacht. Sie sind Bilder, die die Erscheinungen zu berechnen erlauben, aber eventuell durch andere abgelöst werden können. Poincaré geht so weit, daß er auch in der Euklidischen Geometrie nur die für die Beschreibung der Erscheinungen bequemste Geometrie erblickt. Sie könnte an sich auch durch eine nichteuklidische Geometrie ersetzt werden, nur würden alle physikalischen Sätze viel umständlicher werden.

Objektive Geltung besitzt allein der mathematische Zusammenhang, das ist das mehr und mehr zu ganz allgemeiner Anerkennung gelangende Endergebnis. Keine Einstimmigkeit ist erzielt über die Frage, ob die Sinnesempfindungen die eigentlich letzte Realität sind oder nur Erscheinungen von etwas anderem, in seiner qualitativen Beschaffenheit uns Unzugänglichem.

Für diese internationale naturwissenschaftliche Erkenntnistheorie ist nun durchweg das Charakteristische, daß sie auf umfassendere Weltanschauungsfragen nicht eingeht. Weder Ostwald noch Mach noch Poincaré haben eigentlich eine Weltanschauung. Für sie und ihre Gefährten existiert im wesentlichen nur die physikalische Wirklichkeit, mögen sie nun auf dem Boden des alten Atomismus stehen oder dem Energismus huldigen oder die Welt aus Elektronen aufbauen oder sonstwie. Sie sind geneigt, die Welt der Physik für das Ganze oder wenigstens den entscheidenden Hauptteil der Wirklichkeit anzusehen. In jüngster Zeit erfährt freilich auch diese Tendenz mehr und mehr eine Einschränkung oder Durchbrechung. Die außerordentliche Entwicklung der Psychologie läßt das Psychische nicht mehr als irrelevantes Phänomen beiseite schieben. Das Problem, seine Stellung zur physikalischen Wirklichkeit zu bestimmen, drängt sich auch der Naturforschung allmählich auf. Sobald man sich nicht mit dem Parallelismus begnügt, Physisches und Psychisches einfach nebeneinander herlaufen läßt, ergibt sich dann notwendig eine Durchbrechung des geschlossenen physikalischen Weltbildes. Um es wenigstens soweit zu retten wie möglich, erblickt Ostwald in ihm eine besondere Energieform. Wie die Energie sich in die verschiedensten Formen kleiden kann, so ist eine unter ihnen die psychische. Das physikalische Weltbild wird auch damit in gewissem Sinne durchbrochen, aber letzten Endes doch nicht völlig preisgegeben. Denn ein fester Kausalzusammenhang umschließt mit allen anderen Energieformen auch die psychische. Noch weiter geht Poincaré: er deutet die Möglichkeit der Freiheit an.

II.

Wenn so die naturwissenschaftliche Erkenntniskritik selbst das alte mechanische Weltbild bereits nicht unwesentlich modifiziert hat, so gilt das von anderen Strömungen in der Philosophie noch mehr. Ein sehr großer Teil der modernen Philosophie und gerade der internationalen Tendenzen in ihr hat ihre letzte Triebfeder in dem Bestreben, über den Mechanismus wie-

der hinauszukommen, der für das Wertbewußtsein unbefriedigend bleibt.

Unter diesen Bestrebungen ist eine ganz radikale. Um Platz zu schaffen für eine antimechanische Weltauffassung, greift sie die Objektivität unseres Erkennens überhaupt an und will es als rein biologische Funktion angesehen wissen, ohne ihm eigentlichen Wahrheitsgehalt im gewöhnlichen Sinne überhaupt zuzubilligen. Es ist der sogenannte Pragmatismus oder Humanismus. Er ist in der Englisch sprechenden Welt entstanden, und zwar — das ist kein Zufall — zuerst in Amerika. W. James und sein Schüler, der heutige Professor Schiller in Oxford, sind seine Begründer. Der Pragmatismus betont zunächst den hypothetischen Charakter unserer Wissenschaft. Sie macht durchweg unbewiesene Voraussetzungen; von der Art ist in der Naturwissenschaft z. B. das Kausalitätsprinzip. Die Folgen sind es, die über eine Idee entscheiden, ihre theoretischen und erst recht ihre praktischen. Diese Tatsache nahm der Pragmatismus zu seinem Ausgang und er ist schließlich zu einer Konsequenz fortgeschritten, welche sagt: In seinen Folgen wertvoll, nützlich und wahr sind überhaupt identische Dinge. Wir sind gewohnt zu denken, daß die wahren Hypothesen zugleich die nützlichen sind, weil sie mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Der Pragmatismus dagegen geht weiter: für ihn heißt wahr sein überhaupt nichts anderes als nützlich sein, wahr ist nur ein anderer Ausdruck für nützlich. Gedanken, die sich als biologisch nützlich erwiesen haben, nennen wir wahr.

Manche Vertreter des Pragmatismus haben gegen diese Formulierung Protest erhoben: sie entspreche nicht ihren Tendenzen. Dennoch besteht sie zu Recht. Jedoch ist zweierlei im Auge zu behalten. Erstens meint der Pragmatismus mit „nützlich" nicht bloß den ganz groben Nutzen im eigentlichen Sinne, sondern man könnte besser dafür sagen: in seinen Folgen befriedigend auch für unser Wertbewußtsein.

Zweitens hat der Pragmatismus zumeist die Gattung im Auge, nicht die Person. Gedanken über die Welt, die der Gattung sich als nützlich erwiesen und sich deshalb auf dem Wege der Selektion erhalten haben, z. B. den Glauben an die Realität der Außenwelt, nennen wir wahr; nicht solche, von denen bloß ein einzelnes Individuum Nutzen hätte.

Diese Auffassung bietet nun die leichte Möglichkeit zur Überwindung der mechanischen Weltanschauung. Das wissenschaftliche Denken, das, was wir Erkenntnisdenken nennen, ist nur ein Fall unter zahlreichen anderen Denkmöglichkeiten. Neben dem wissenschaftlichen Denken ist nun in den Augen des Pragmatismus von größter Bedeutung das religiöse Denken. Die lebenfördernde Kraft mancher religiösen Glaubensgedanken ist ja empirisch durch zahllose Fälle erweisbar. Also müssen wir, fährt der Pragmatismus fort, zu diesen Glaubensüberzeugungen zurückkehren. Wir haben volles Recht dazu, denn auch alle Gedanken, denen wir das Prädikat „wahr" geben, sind nichts als Glaubensgedanken, die biologisch wertvoll sind, sich bereits als solche erwiesen haben und durch ihre lange Dauer zu einem festen, nicht mehr wankenden Besitz unseres Bewußtseins geworden sind. Die mechanische Weltansicht ist nur eine Ansicht von der Welt, es gibt aber noch andere — wählen wir die, welche

die biologisch nützlichste ist. Sie ist die wahre.

Diese pragmatische Auffassung des Denkens hat im Fluge sich in Amerika, England und Frankreich verbreitet, selbstverständlich nicht, ohne daß teilweiser Widerstand vorhanden ist. Am größten ist derselbe bei uns. Die meisten offiziellen Vertreter der Philosophie lehnen den Pragmatismus als neuen, etwas verspäteten erkenntnistheoretischen Darwinismus ab. Aber außerhalb der akademischen Fachphilosophie erfreuen sich diese Gedanken doch auch bei uns vielen Beifalls. Und auch zwei Fachvertreter hat der Pragmatismus bei uns. Der eine ist Simmel. Er hat in seiner ersten Periode im 1. Bande des Archivs für systematische Philosophie 1895 einen Aufsatz veröffentlicht: „Über eine Beziehung der Selektionslehre zur Erkenntnistheorie", in der er die pragmatische Auffassung der Wahrheit in viel größerer Klarheit aus der allgemeinen Selektionstheorie heraus entwickelt, als es der heutige Pragmatismus tut. Der Aufsatz ist wenig bekannt geworden. In ihm ist der Pragmatismus faktisch zum erstenmal ausgesprochen worden. Ich vermag nicht mit Sicherheit zu sagen, ob Simmel bis zuletzt an dieser Auffassung festhielt. Ich glaube es kaum, da seine Anschauungen sich inzwischen sehr gewandelt haben.

Der zweite offizielle und Hauptvertreter des Pragmatismus in Deutschland ist Vaihinger. Auch er ist unabhängig vom angelsächsischen Pragmatismus zu verwandten Ideen gekommen, und zwar bereits in den Jahren 1867—78. Damals schrieb er ein größeres Werk in diesem Sinne, das er aber im Schreibtisch liegen ließ und erst 1911 veröffentlicht hat. Es ist „Die Philosophie des Als Ob". Das Buch erschien bereits 1913 in 2. Auflage, angesichts seines Umfanges ein deutlicher Beweis für die Verbreitung pragmatistischer Neigungen auch bei uns. Denn Pragmatismus ist es, was auch Vaihinger lehrt, wennschon er es „idealistischen Positivismus" nennt. Nach ihm ist die Wirklichkeit unserem Denken überhaupt undurchdringlich, wir helfen uns im praktischen Leben, so gut wir können, indem wir die Dinge betrachten, als ob sie in bestimmter Weise beschaffen wären, z. B. als ob sie aus Atomen bestehen. All unser vermeintliches Erkennen ist lediglich eine derart fiktive Betrachtungsweise, deren Kriterium durchweg die biologische Nützlichkeit ist. Auch der Vaihingersche Pragmatismus erlaubt nun natürlich neben den wissenschaftlichen noch andere Gedanken über die Wirklichkeit. Auch er rehabilitiert die religiöse Weltanschauung.

Der angelsächsische Pragmatismus ist ein Produkt einer etwas veralteten biologischen Auffassung, des extremen Selektionismus, mit einem gewissen Überdruß und innerer Unbefriedigung durch die begriffliche Erkenntnis. Er ist eine unzweifelhaft intellektuell unzureichende Theorie, welche mit dem Wesen des Urteils schlechthin unverträglich ist.

III.

Von größerer Bedeutung als das radikale Vorgehen des Pragmatismus, der Wissenschaft überhaupt den Charakter des Erkennens zu nehmen, um daneben Platz zu finden für Religion und Weltanschauung, sind andere Versuche.

Durch die ganze Kulturwelt hin ist eine Bewegung festzustellen, die die zur Weltanschauung erweiterte physikalische Naturansicht selbst angreift. Das wichtigste Moment ist, daß die universelle Geltungsausdeh-



nung der physikalischen Prinzipien überhaupt bestritten wird. Sie wird geringer eingeschätzt als der Eindruck der Willenshandlung. Die Annahme einer Einwirkung des Willens auf die physische Welt wird durch die Erfahrung der Willenshandlung ja

Zeuge des merkwürdigen Schauspiels, daß in der Praxis, vor allem der Rechtswissenschaft, der philosophische Determinismus in eben dem Augenblicke den Sieg zu erringen scheint, wo die Philosophie ihn wieder preisgibt. Doch ich möchte um das Bild

Drucksache

An die

Buchhandlung

5 Pf. Marke

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

die biologisch nützlichste ist. Sie ist die wahre.

Diese pragmatische Auffassung des Denkens hat im Fluge sich in Amerika, England und Frankreich verbreitet, selbstverständlich nicht, ohne daß teilweiser Widerstand vorhanden ist.

An me los ne the au los do au ma me im tisc ver der rie fas Kla ons heu satz ihm erst ver gen Auf kau zwi

D trete land abh mat men 1867 Bere aber erst Phil

schien bereits 1913 in 2. Auflage, angesichts seines Umfanges ein deutlicher Beweis für die Verbreitung pragmatistischer Neigungen auch bei uns. Denn Pragmatismus ist es, was auch Vaihinger lehrt, wennschon er es „idealistischen Positivismus" nennt

nung der physikalischen Prinzipien überhaupt bestritten wird. Sie wird geringer eingeschätzt als der Eindruck der Willenshandlung. Die Annahme einer Einwirkung des Willens auf die physische Welt wird durch die Erfahrung der Willenshandlung ja unmittelbar nahegelegt. Die Behauptung, daß die mechanischen Prinzipien auch für den Organismus, d. h. also auch für das ganze motorische System unbedingte Geltung haben, ist dagegen eine rein hypothetische Übertragung derselben auf ein neues Naturgebiet, das von dem gewöhnlichen Arbeitsfeld des Physikers spezifisch verschieden ist, insofern sich hier neben den physischen auch psychische Vorgänge finden. Solange kein strikter Beweis pro oder contra möglich ist, muß der Annahme der Wechselwirkung auf Grund der Erfahrung der Willenshandlung der Vorzug gegeben werden.

Die für das Problem der Wechselwirkung von Psychischem und Physischem sehr wichtige Frage, ob unter abnormen psychophysischenVerhältnissen, bei Personen mit sogenannten medialen Eigenschaften, besondere Wechselwirkungen entstehen, wie sie sonst nicht eintreten, hat bisher einen internationalen Charakter nur zwischen Amerika, England und Frankreich gewonnen. Sie ist ohne Frage auf dem Wege zu einer exakten Lösung, die wohl schon eingetreten wäre, wenn der Physiker Pierre Curie, der sich eminent dafür interessierte, ein paar Jahre länger gelebt hätte.

Im Zusammenhang mit der Höherwertung der subjektiven Erfahrung steht, daß auch der Determinismus heute von der neuen philosophischen Generation sehr skeptisch angesehen wird. Und so werden wir denn jetzt Zeuge des merkwürdigen Schauspiels, daß in der Praxis, vor allem der Rechtswissenschaft, der philosophische Determinismus in eben dem Augenblicke den Sieg zu erringen scheint, wo die Philosophie ihn wieder preisgibt. Doch ich möchte, um das Bild nicht ins Krasse zu verfälschen, hinzufügen, daß auch der neue Indeterminismus durch Berücksichtigung der wirklichen Willenserfahrung, insbesondere auch der Zustände von Herabsetzung der Willensprozesse, nicht mehr der alte ist. Lebhafter noch als bisher die deutsche Philosophie ist die französische zum Indeterminismus zurückgekehrt, wie sich denn überhaupt dort das ganze 19. Jahrhundert hindurch in der spiritualistischen Schule der Indeterminismus erhalten hatte.

Diese philosophischen Tendenzen, die sämtlich mit der Unterordnung des Psychischen unter das Physische brechen, haben mit Begierde die neovitalistischen und psychobiologischen Richtungen der Biologie aufgegriffen. Diese selbst sind auch nicht ohne Zusammenhang mit der Philosophie. Ich brauche nur den Namen von Driesch zu nennen. Auch diese Tendenzen sind bekanntlich internationaler Art. Weit entfernt, im einzelnen übereinzustimmen, sind sie doch einig in der Überzeugung, daß die Organismen Eigengesetzlichkeiten aufweisen bzw. von Faktoren abhängen, die innerhalb der anorganischen Natur nicht vorliegen. Die stufenweise, ruckweise Entwicklung der organischen Welt hat dann gleichzeitig auch noch den weiteren Gedanken nahegelegt, daß die Wirklichkeit kein abgeschlossenes festes Gebilde ist, sondern sich noch in der Entwicklung befindet. Eine Idee, die dann auch mit dem Problem der Entropie aufräumt.



IV.

Mit alledem befinden wir uns nun bereits auf dem Boden der Metaphysik. Metaphysische Tendenzen sind heute in großer Stärke in allen Ländern vorhanden, am stärksten vielleicht in Frankreich. Das erste Zeichen ihres Wiedererwachens war der Monismus, der, meist unter Festhaltung des naturwissenschaftlichen Weltbildes, dasselbe durch Aufnahme des Pantheismusgedankens und zum Teil auch noch des Phänomenalismus in einer für die Wertansprüche befriedigenden Weise umgestalten wollte. Bei uns war es zuerst Paulsen, der diesen Weg ging, aber erst der Zoologe Häckel vermochte die „monistische Bewegung" ins Leben zu rufen, in Frankreich gingen Fouillée und Guyau verwandte Wege, in Amerika der Begründer des „Monist", Paul Carus (ein geborener Deutscher). Aber diese monistische Strömung, welche heute so recht die philosophische Massenüberzeugung wird, war nur das Symptom des Wiedererwachens der Metaphysik.

Innerhalb der Fachphilosophie ist diese Verschmelzung von Mechanismus und Pantheismus als eine zu einfache Lösung des Weltproblems bereits wieder aufgegeben, eine tiefere Metaphysik als bloße Vergöttlichung der Welt, wie sie ist, ist überall in Bildung begriffen. Der Hauptvertreter dieser neuen Metaphysik ist Bergson, der selbst nur das letzte Glied einer Reihe von Denkern ist, von denen Guyau und Fouillée bereits genannt sind, zu denen aber noch der Begründer des französischen Neukantianismus, Renouvier, welcher als erster wieder die Freiheit als empirische Tatsache anerkannte, und Boutroux, dessen scharfsinnige Untersuchungen das Vorhandensein der „Kontingenz" an zahlreichen Stellen bereits in der Natur selbst nachwiesen, hinzukommen. In Amerika ist die neue Metaphysik durch James vertreten, bei uns durch Eucken und Troeltsch. Die Richtung, in der sich diese metaphysischen Tendenzen bewegen, ist überall eng verwandter Art. Es ist bei allen als Grundanschauung die Überzeugung vorhanden, daß die menschliche Geisteswelt nicht die höchste ist, sondern daß oberhalb von dieser noch eine andere gelegen ist, wie schon Fechner glaubte; James und Troeltsch nennen sie Gott, Eucken spricht allgemeiner von „Geistesleben", Bergson sagt „la vie" oder „l'esprit". Diese höhere Geistessphäre, auf deren Konto natürlich die Entstehung und Entwicklung der Organismen zu stehen kommt, soll von der unsrigen nicht getrennt sein, sondern ein Zusammenhang bestehen, der in manchen Fällen ein sehr enger wird und ins Bewußtsein tritt, so auf den höheren Stufen der Religiosität, des sittlichen Handelns, aber auch in der geistigen Produktion. Dieses höhere Geistige wird nicht mit der Wirklichkeit identifiziert, diese auch nicht als seine Schöpfung betrachtet — Pantheismus und Theismus werden abgelehnt —, sondern es arbeitet an der Materie und gestaltet aus ihr die lebenerfüllte Wirklichkeit. Diese Materie selbst steht ihr als Fremdes und Sprödes gegenüber („Pluralismus"). Eine Auffassung, die den Wertspannungen, die die Wirklichkeit nun einmal in sich schließt, gerecht werden will. Die Welt ist nicht göttlich, sie ist aber auch nicht schlechthin antigöttlich, sondern ist erst auf dem Wege zur Göttlichkeit begriffen: sie wird Gott, das ist der neue religiöse Gedanke in dieser Metaphysik oder wenigstens in einem Teil von ihr. Nach

Bergson wäre die Materie ein Abfallsprozeß des Weltgeschehens, in dem es Zustände der Anspannung wie der Abspannung gibt. Wie sich im individuellen menschlichen Bewußtseinsleben der geistige Produktionsprozeß und das tote Hin- und Hergehen der bloßen assoziierten Vorstellungen im Zustande der Erschöpfung als schlechthin entgegengesetzt gegenüberstehen, soll auch die Materie der Effekt eines Erschöpfungszustandes des Weltlebens sein. So endet die neue Metaphysik in recht spekulativen Gedankengängen. Erkenntnistheoretisch sind diese Gedanken freilich noch wenig durchgearbeitet. Was ihre Verbreitung anlangt, so scheint es, als wenn ihr Einfluß in Amerika und Frankreich weit größer als bei uns ist. Ich möchte nicht glauben, daß die Ursache davon ein Mangel an metaphysischem Interesse bei uns ist. Dem widerspricht schon der Absatz der Bücher von Eucken. Gerade weitere Kreise sind für dieselben sehr empfänglich geworden. Eine skeptische Haltung nehmen dieser neuen Metaphysik gegenüber die Kreise der positiven Wissenschaft ein. Das hemmende Moment ist der, das muß einmal ausgesprochen werden, noch wenig durchgebildete Charakter der Euckenschen Metaphysik. Über einige allgemeinste Sätze, daß es eine höhere Geisteswelt gebe und das Individuum an ihr teilhabe, sobald es sich über das animalische Triebleben erhebt, kommt sie eigentlich nicht hinaus. Näheres über die höhere Geisteswelt sucht man vergeblich aus seinen Büchern zu erfahren. Ich möchte deshalb die skeptische Haltung der positiven Wissenschaft für nicht unbegründet halten. Eucken hat in das Leben unzweifelhaft durch die prophetische Art seiner Schriften einen neuen Aufschwung hineingebracht — das ist ein bedeutendes Verdienst, das faktische Leben wird immer durch einige Schlagworte in Bewegung gehalten, nicht durch saubere, in ihrem Wahrscheinlichkeitsgrad genau bewußt gehaltene Hypothesen. Aber dennoch bleibt festzustellen, daß die wissenschaftliche Begründung und Präzisierung von Euckens Metaphysik noch unzureichend ist und es deshalb berechtigt ist, daß die, welche gewohnt sind, über ihre Überzeugungen kritische Kontrolle zu üben, in Zurückhaltung verharren. Es ist nicht eine Minderqualität, sondern vielmehr ein höheres Maß der Kritik, eine Höherspannung der intellektuellen Ansprüche an jede philosophische Weltanschauung, die sich darin kundgibt. Es läßt sich deshalb auch voraussagen, daß, wenn es gelingt, eine diese höheren Ansprüche befriedigende Weltanschauungssynthese zu schaffen, sie die übrigen in Geltung befindlichen verdrängen wird. Die negative Überzeugung, daß das mechanische Weltbild abgewirtschaftet hat, ist auch uns mit der neuen Metaphysik gemein. Die mechanische Weltanschauung ist eine willkürliche, unberechtigte, antiempirische Verallgemeinerung einiger ganz spezieller physikalischer Gesetze. Sie ist mehr falsch, als es irgendwie die neuen metaphysischen Spekulationen sind, denn die Erfahrungsbasis dieser ist immerhin weit größer.

V.

Und nun noch zwei andere internationale Strömungen —, vielleicht die, welche die tiefsten Probleme in sich enthalten.

Wie die neue Metaphysik der der Romantik verwandt ist, hat sich auch eine erkenntnistheoretische Strömung solcher Art zu bilden begonnen. Viele sind heute beherrscht von einem Ge-



fühl des Ungenügens mit dem begrifflichen Denken überhaupt. Es bleibe stets an der Oberfläche der Dinge haften, komme nie über Allgemeinheiten hinaus, erfasse nirgends die konkrete Individualität der Einzelwesen. Es ist auch unfähig, der unberechenbaren Vorwärtsentwicklung, die die Welt des Lebendigen charakterisiert, zu folgen. Die Strömungen sind vorwiegend vorhanden in Deutschland und in Frankreich, und zwar in beiden unabhängig voneinander entstanden; heute aber in enger Fühlung miteinander. Bei uns sind sie schon sehr früh hervorgetreten. Es war Dilthey, der der intellektualistischen Erkenntnistheorie in seiner Einleitung in die Gesteswissenschaften schon 1883 den Krieg erklärte.

Eine Bresche ist in den Intellektualismus ja bereits durch die Anerkennung des Wahrnehmens als einer Erkenntnisquelle gelegt. Für den reinen Intellektualismus, den extremen Rationalismus des Schemas der Erkenntnistheorien, kommt ja alle Erkenntnis aus dem reinen Denken. Diese Anschauung ist heute, mit Ausnahme des Marburger Neukantianismus, aufgegeben, neben dem Denken steht das Wahrnehmen als Erkenntnisquelle. Die moderne Romantik will daneben nun noch mehr Erkenntnisquellen anerkannt wissen. Dilthey selbst hat zunächst auf den Willen zurückgegriffen. Aus dem Willens- und Widerstandserlebnis, wenn ich z.B. die Hand gegen den Tisch stemme, soll unsere Überzeugung von der Realität der Außenwelt stammen, und nicht nur herstammen, sondern legitim durch sie beglaubigt werden. Diese Auffassung ist dann von der Diltheyschen Schule übernommen worden. Sie ist aber nur ein Teil des Angriffs Diltheys auf den Intellektualismus. Im Grunde ist das ganze begriffliche Denken und die Einstellung eines Menschen auf dasselbe in seinen Augen etwas Minderes. Die Wirklichkeit und das Leben lassen sich nicht in Begriffe einfangen. Beide enthalten stets mehr. Darum stehe der erlebende Mensch der Wirklichkeit näher als der darüber nachdenkende. Er habe die ganze Fülle, dieser dagegen nur ein blutleeres Schema. Dazu kommt, daß die Wirklichkeit nach Dilthey von Antinomien durchzogen ist; sie enthält Gegensätze, die für den Verstand unvereinbar sind, und ist darum im eigentlichen Sinne irrational. Der Verstand kann an sie überhaupt nicht heran. So ist nach Dilthey die Willkürhandlung des Menschen gleichzeitig frei und determiniert. Logisch widerspricht sich das, aber die Wirklichkeit sei nicht an die Logik gebunden.

Die irrationalen Tendenzen in Dilthey haben ihn zum Begründer der Erkenntnistheorie der Geisteswissenschaften werden lassen. Es ergab sich ihm, daß das Verfahren des Historikers im Gegensatz zu dem des Naturforschers teilweise nicht verstandesmäßig, sondern irrationaler Art ist. Der Historiker versteht die Prozesse, mit denen er es zu tun hat, die Leidenschaften und das Handeln anderer Menschen gleichsam von innen, während das in bezug auf die Natur nicht möglich ist. Solches historische Verstehen aber ist überrationaler Art, denn es setzt die Totalität der Seelenkräfte ins Spiel. Wenn ich mich in andere Menschen hineinversetze, so ist das nicht durch den Verstand möglich, sondern ich muß den fremden Menschen in der Totalität seines Innenlebens nachbilden, auch seinen Willen, seine Affekte, seine Triebe. Der Historiker verfährt darum stets nach einer irrationalen Methode.



Noch weiter gesteigert ist der Irrationalismus von Bergson worden. Das begriffliche Denken reicht in seinen Augen nur für die Erkenntnis der leblosen Außenwelt aus, es erfaßt immer nur einzelne, nebeneinander stehende isolierte Momente und ist unfähig, auch das Werden zu verstehen. Das Charakteristische aber aller lebendigen Wesen ist, daß sie nicht durch ein sukzessives Zusammenfügen entständen, sondern bei ihnen hängt das Einzelne, der Teil vom Ganzen ab. Will man sie verstehen, so muß man deshalb vom Ganzen ausgehen. Das vermag der Verstand nicht. Dieser geht immer vom Einzelnen zum Ganzen. Er versagt also dem Leben gegenüber.

Nach Bergsons Überzeugung besitzen wir nun aber nicht nur Verstand, sondern noch ein höheres Erkenntnisvermögen, das der Erfassung der Idee des Ganzen fähig ist. Er nennt es „Intuition". In einer mächtigen Anspannung der Seele sollen wir imstande sein, uns für Erfassung der Idee des Ganzen emporzuschwingen und damit die philosophische Ansicht der Dinge zu produzieren.

Alle eigentlich schöpferische Geistestätigkeit ist von dieser Art. Der echte Künstler hat den zusammenfassenden Grundgedanken oder die Grundanschauung seines Kunstwerks auf einmal. Von diesem Ganzen macht er dann das Einzelne abhängig, nicht aber konstruiert er aus Einzelnem das Ganze. So verfährt nur der Pseudokünstler.

So viel von der intuitiven Philosophie.

VI.

Es ist interessant, wie aus der Begriffsphilosophie heraus sich nun aber ebenfalls eine Richtung entwickelt hat, die eine Erlösung von der Zersplittertheit des Detailwissens verspricht. Wie zur Zeit der Romantik neben Schellings Intuitionsphilosophie gerade im Gegenteil die Hegelsche Philosophie vom Gedanken ausging, so steht neben der Philosophie der Intuition auch heute eine des reinen Begriffs, die absolute und ewige Wahrheit verspricht. Ich denke dabei nicht in erster Linie an den Neuhegelianismus, der freilich auch hier zu erwähnen ist. In England ist die Hegelsche Tradition ja überhaupt nie erloschen und noch heute am Leben (Mc. Taggart, J. B. Baillie). Neu hervorgetreten nach langem Erlöschen ist sie bei uns, wo sie freilich bisher keinen bedeutenderen Vertreter hat und mangels ausreichenden Zusammenhangs mit der wirklichen philosophischen Problemlage keine weiteren Fortschritte mehr zu machen scheint. — Anders in Holland, wo Bolland die akademische Jugend in den alten Taumel der Verachtung der positiven Wissenschaft hineinreißt, und erst recht in Italien, wo die Gedanken Benedetto Croces tiefer in die Nation eindringen. Doch dieser Neuhegelianismus ist es nicht, den ich im Auge habe. Es ist vielmehr eine ganz andere, vorläufig vom Neuhegelianismus fast überall noch getrennte Bewegung, von der zu sprechen ist. Sie ist hervorgegangen aus der für den Laien nüchternsten Disziplin, die die Philosophie besitzt, nämlich der Logik. Der Länderkreis, den diese neue logische Bewegung umschließt, sind wir, Österreich, England, Italien, teilweise auch Frankreich. Daß auch England an dieser Bewegung bedeutenden Anteil hat, ist besonders merkwürdig, weil die Richtung, in der sich die moderne Logik bewegt, durchaus antiempirischer Natur ist, während die englische Philosophie ja seit den Tagen ihrer Begründung gerade überwiegend



empiristisch gewesen ist.[3]) Zugleich verband sich damit die Tendenz zu einer Mathematisierung der Logik, d.h. der Versuch, auch die Erkenntnisse der Logik in der Form eines Zeichensystems darzustellen, wie es die Arithmetik mit ihren Erkenntnissen tut. Diese von England ausgegangene Tendenz hat sich langsam mehr und mehr Anerkennung verschafft, wenn sie auch noch teilweise, so bei Poincaré, auf Widerspruch stößt, und es sich, genau genommen, zunächst dabei ja auch nur um ein besonderes Zeichensystem an Stelle der gewöhnlichen Wortschrift handelt — ein neues Zeichensystem kann aber, wie eben die Arithmetik zeigt, unter Umständen von der größten Bedeutung für die Fortentwicklung einer Disziplin sein.

Über diese formale, rein zeichenhafte Annäherung von Mathematik und Logik hinaus ist es aber auch zu einer sachlichen Annäherung gekommen. Die Situation ist heute eine solche, daß beide fließend ineinander übergehen. Russell, der englische Hauptvertreter dieser Richtung, sagt geradezu: die Logik stelle den allgemeinen und grundlegenden Teil der Mathematik dar, und die Mathematik bestehe in der Anwendung der logischen Grundsätze auf besondere Beziehungen. Die Logik ist auf jeden Fall wieder eine apriorische Fundamentalwissenschaft geworden, deren Gültigkeit von allen anderen Disziplinen vorausgesetzt wird.

Besonders reiche Früchte haben diese Tendenzen in Deutschland und Österreich getragen. Ganz unabhängig voneinander hat man hier eine Erweiterung der Logik versucht, die mehr und mehr dahin tendiert, die alte Leibniz-Wolffsche Ontologia rationalis zu rehabilitieren. In Deutschland hat Husserl eine Wesenswissenschaft begründet, die in reiner Wesensschauung, unbekümmert um Existenz oder Nichtexistenz, dem Ideal nach eine Theorie aller Wesen sein will. Fast nur dem Namen nach davon verschieden und ganz unabhängig von ihm hat ein österreichischer Forscher, Meinach, eine Gegenstandstheorie zu schaffen unternommen, ebenfalls als apriorische Disziplin. Unter Gegenstand ist dabei alles verstanden, was überhaupt Gegenstand des Denkens werden kann, also nicht nur das Seiende, sondern auch das Nichtseiende, ja auch das Unmögliche, nicht bloß das Sinnvolle, sondern auch das Unsinnige.

Es ist höchst eigentümlich, in wie eng verwandten Bahnen sich beide bewegen, so eng, daß einer von beiden dem andern den Vorwurf des Plagiates gemacht hat, ein Vorwurf, der offenbar unberechtigt ist.

Das entscheidende Moment ist in beiden Fällen, daß sie nicht eine neue Wirklichkeitswissenschaft erstreben, sondern eine Disziplin, die ganz absieht, von der Frage, ob ihre Gegenstände existieren.

Diese neuen Disziplingründungen sind ungezwungen mit einer gewissen Notwendigkeit aus der Problemlage hervorgegangen, die die Logik innerhalb der Brentanoschen Schule bot. Aber wenn sie rasche Verbreitung gefunden haben, wenn ein so schwieriges und

3) Wie stark, unter dem Einfluß Hegels und Kants, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts aber die antiempiristische Strömung geworden ist, das hat Mackenzie mit Geschick in der Revue de Métaphysique 1908 hervorgehoben. Es sei darauf aufmerksam gemacht, daß die Vertreter dieser Richtung den Universitäten angehören, während die großen englischen Empiristen aus der „Gesellschaft" hervorgingen (Baco war Staatsmann).

tiefsinniges und literarisch so schlecht aufgebautes Werk wie **Husserls** Logische Untersuchungen — zwei Bände von fast tausend Seiten Umfang — in einem Jahrzehnt völlig vergriffen war, so ist das nur erklärlich, wenn die Grundtendenz mit einer allgemeinen Tendenz der Zeit in Übereinstimmung ist. Diese Grundtendenz ist nun das Bedürfnis nach Sicherheit. Die neue Logik gibt zwar kein Wissen von einzelner Wirklichkeit oder doch ganz allgemeinste Erkenntnis von ihr, wie sie etwa der Satz des Widerspruchs enthält, daß ein und dasselbe Prädikat einem Objekt nicht zugleich zukomme und nicht zukommen kann, dafür aber verspricht sie Absolutheit, sie kommt an Erkenntnisdignität der Mathematik gleich. Und noch ein Moment kommt in Betracht: **ihre Objekte vergehen nicht** — wiederum übrigens wie die Gegenstände der Mathematik. Es geht für manche Menschen geradezu eine religiöse Stimmung von der Beschäftigung mit dem Wesen der Begriffe aus. — Wir befinden uns in der Sphäre der Platonischen Ideen. Gerade die völlige Unabhängigkeit alles Logischen von der Zeit ist es, was es als etwas Besonderes, Höheres erscheinen läßt und ihm eine, ich möchte sagen, überweltliche Würde gibt. Während jedes konkrete Einzelding vergeht oder zum mindesten nichts, weder ein Psychisches noch ein Physisches, als unvergänglich erweisbar ist, sind die **logischen Tatbestände unveränderlich**. Und so kommt wenigstens in bezug auf sie die Erkenntnis in den Bezirk des Überzeitlichen. Die neue Logik hat geradezu zu einer mehr oder weniger vollständigen Rehabilitierung des Begriffsrealismus der Scholastik geführt, der im Verlauf der neueren Philosophie schließlich vollständig durch den Nominalismus und Konzeptualismus ersetzt worden war, wie denn überhaupt die Leistungen der Scholastik jetzt wesentlich höher gewertet werden als noch vor 20 Jahren.

Überblicken wir das Ganze der internationalen Situation, so sind die Quellen aller neuen Strömungen, die ich nannte, stets wieder das alte Bedürfnis des Menschen nach etwas Unbedingtem, und einem Standpunkt dem Weltganzen gegenüber, von dem aus es als ein sinnvolles erscheint. Das positivistische Sichgenügenlassen an den Einzelerkenntnissen hat überall aufgehört. Weder bei uns noch im Dollarlande noch im (vor dem Kriege) religionslosen Frankreich noch irgend sonstwo hat es noch Macht.

Es muß aber gesagt werden, daß alle neuen Strömungen noch nicht aus dem Stadium, ich möchte sagen: der Konzeption herausgekommen sind, mit alleiniger Ausnahme wohl der mathematisch-logischen Strömung.

Deutsche und russische Literatur in älterer Zeit.

Von Paul Diels.

Wer die heutige Geisteskultur der Russen, mit ihren eigenartigen, auch in Westeuropa viel beachteten Erscheinungen, in die Vergangenheit zurückverfolgt, den werden manche der Fäden, denen er nachgeht, nur um 200 Jahre zurückleiten, zurück bis zu dem mächtigen Willen Peters des Großen, der sein Volk mit Gewalt auf die Bahn zwang, die es seitdem gegangen ist. Über den Erfolg der Peterschen Reformen braucht heute nichts mehr gesagt zu werden, doch müssen zwei Einschränkungen gelten: seine Reform hat nicht verhindern können, daß die Frage nach ihrer Zweckmäßigkeit immer wieder gestellt und mannigfach beantwortet wurde; sie hat auch, naturgemäß, nicht verhindern können, daß das russische Volk auf dem einen oder andern Gebiete gegen die Kulturvölker Europas zunächst im Rückstande blieb, ihrer Entwicklung erst in größerem oder geringerem Abstande folgte.

Das gilt nicht zum wenigsten von der russischen Literatur. Auch sie hat durch Peter den Großen ihre endgültige Richtung erhalten; aber sie hat wohl ein gutes Jahrhundert gebraucht, um sich in den Entwicklungsgang der europäischen Literatur wirklich einzufügen, bis dahin ist sie den literarischen Fortschritten und Moden der westeuropäischen Völker im ganzen zwar treulich gefolgt, aber doch stets unter Wahrung eines gewissen Zeitabstandes, der erst allmählich sich verringerte.

Etwa in demselben Maße, als dieser Abstand zusammenschrumpfte, haben sich die Zweifel gemehrt, ob die Nachahmung Westeuropas überhaupt das Ziel sein könne, hat sich der Wunsch verstärkt, ein Abbild des eigenen Lebens in die Literatur hineinzutragen. Etwa hundert Jahre nach Peter dem Großen ist dieser vielgestaltig sich äußernde Wunsch zum Siege und zum völligen Bewußtsein seiner selbst gelangt. Es hat darum der geistige Austausch zwischen Westeuropa und Rußland, die geistige Abhängigkeit Rußlands, nicht aufgehört, wenigstens nicht sogleich, aber die Abhängigkeit hat andere, losere Formen angenommen, und langsam hat sich die russische Literatur, vor allem der Roman, die Stellung erobert, die ihr das westeuropäische Urteil in den letzten fünfzig Jahren einräumte.

In diesen kurzen Bemerkungen ist das geschichtliche Bild der russischen Literatur und ihrer älteren Beziehungen zu den Nachbarliteraturen nur angedeutet. Eine genauere Betrachtung muß sogleich feststellen, daß die europäische Literatur der russischen nicht als eine unteilbare Größe gegenübertritt, sondern daß ihre einzelnen national bedingten Teile zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenem Maße und in verschiedener Richtung, einander verdrängend oder unterstützend, auf die russische Literatur einwirken. Wir wollen versuchen, in diesem Rahmen der deutschen Literatur ihren Platz zuzuweisen.

I.

Die Jahrzehnte, die der Reform Peters des Großen folgten, bedeuten für das russische Schrifttum nicht viel. Für Peter war die Literatur erst in zweiter oder dritter Linie ein Gegenstand der



Fürsorge gewesen. So gelangte sie damals zu keiner fest ausgeprägten Gestalt. Manche Anschauungen früherer Zeit blieben erhalten und mischten sich mit westeuropäischen Einflüssen. Das ganze Jahrhundert aber steht unter dem beherrschenden literarischen Einfluß Frankreichs, der erst allmählich schwächer wird. Das war außerhalb Rußlands so und konnte in Rußland nicht wohl anders sein.

An geistigen Einflüssen Deutschlands hat es auch in dieser Zeit nicht ganz gefehlt, doch blieben sie vereinzelt; wo sie sich über die Bedeutung des Einzelfalles erheben, da bereichern sie nicht gerade die schöne Literatur, sondern gehen in anderer Richtung.

Der deutschen Wissenschaft hat schon das Rußland des 18. Jahrhunderts viel zu verdanken gehabt. Auf die Tätigkeit deutscher Gelehrter in Rußland braucht hier nur hingewiesen zu werden, auf ihr Wirken in der Kaiserl. Akademie zu Sankt Petersburg oder auf die Reihe deutscher Forscher, die das Dunkel der älteren russischen Geschichte aufzuhellen suchten: in August Schlözer (1735—1809) findet diese Reihe ihren glänzenden Abschluß. Mit den ersten Größen des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland trat man hin und wieder in Fühlung. Leibniz hat zu den Reformen Peters des Großen seine Meinung äußern dürfen, in Erziehungsfragen hat man sich später u. a. an Basedow gewendet, und ein anderer Plan hätte auch für die literarische Entwicklung seine Bedeutung haben können, wenn er verwirklicht worden wäre: der Plan, Lessing nach Moskau zu ziehen. Doch kam es nicht dazu, und an Lessings Statt begnügte man sich mit dem Gottschedianer Reichel, der nun durch Vorträge und Lehrbücher die ästhetischen Grundsätze seines Meisters, ein bescheidenes Stück des deutschen Geistes, an Rußland vermittelte.

Im ganzen blieben aber die Bildungsmöglichkeiten in Rußland während des ganzen 18. Jahrhunderts gering. Etwas einer Universität entfernt Ähnliches gab es bis zu den Zeiten Alexanders I. nur in Moskau, und mit der Vorbereitung für die Universität lag es vollends im argen. Begreiflich, daß der Lernhunger des jungen Volkes daran kein Genüge fand. Wer nach höherer Bildung strebte, suchte sie außerhalb Rußlands, und so finden wir während des ganzen Jahrhunderts russische Studenten an den deutschen Universitäten, vor allem in Leipzig und Göttingen. Ganz unterbrochen ward diese Übung nur zeitweilig unter Paul I., der Regierungsantritt Alexanders I. hat aber das alte Verhältnis alsbald wiederhergestellt.

Unter denen, die in Deutschland ihre Bildung zu vervollkommnen trachteten, sind nun einige, die später in ihrem Vaterlande einen Namen gewannen. In vorderster Linie ist hier Lomonosov (1711—1765) zu nennen, der Schüler Marburgs und Freibergs, einer der ersten, die die Naturwissenschaften, vor allem die Chemie (seit 1745), in Rußland heimisch machten, und zugleich ein Meister und Gesetzgeber des poetischen Stiles, der wahre Vollender der Reform Peters des Großen auf einem Gebiet, das Peter selbst vielfach noch dem Zufall hatte überlassen müssen. Vorbilder sind die Alten und der französische Klassizismus, aber auch den Deutschen Günther hat Lomonosov gekannt und anerkannt, nur gerade nicht das, was den heutigen Leser zu Günther hinzieht.

Wieder in anderer Richtung und nicht zu seinem Heile hat Radischtschev (1749—1802) die in Westeuropa gewon-



nene Bildung betätigt. Er kam, ungewöhnlich gut vorgebildet, nach Leipzig, und ist dort, in den Jahren nach 1766, der Mittelpunkt eines Kreises russischer Studenten gewesen, die sich ernsthaft und mit Erfolg bemühten, in das westeuropäische Denken und Wissen einzudringen. Das geschah vor allem durch Lektüre und gegenseitige Anregung, aber auch die Vorträge der Leipziger Hochschullehrer trugen dazu bei, Gellert vor allem und der Philosoph Platner, dem noch 1789 Karamzin seine Verehrung bezeugen durfte.

Es ist bekannt, wie die Anwendung der westeuropäischen Bildung auf Rußland bei Radischtschev ausschlug: Mit Freude und hochgespannten Hoffnungen kehrte er nach Rußland zurück, in der Erwartung, dort die im Ausland erworbenen ernsthaften Kenntnisse verwerten zu können. Doch bald zeigte sich, daß er nicht nur die Muttersprache im Ausland zum Teil verlernt hatte, er war auch geistig und sittlich über die Volksgenossen emporgewachsen. So hat kein Amt und keine Aufgabe ihn befriedigen können, sein Tätigkeitsdrang suchte zuletzt einen Ausweg in literarischer Arbeit, und es entstand, nach manchem andern, die „Reise von Petersburg nach Moskau" (1790), die ihm zum Verderben werden sollte. Denn wenn auch die literarische Form der „Reise" durch ein englisches Vorbild gegeben war, so war doch der Inhalt der russischen Gegenwart gewidmet, Mißbräuche der Verwaltung und Schattenseiten des russischen Lebens wurden aufgedeckt, die unwürdigen Zustände der Leibeigenschaft nicht zum ersten Male, aber mit besonders lebhaften Farben dargestellt. Dabei hatte Radischtschev nicht bedacht oder auch nicht gewußt, daß Katharina II. im Laufe der Jahrzehnte ihr Verhältnis zur westeuropäischen Gedankenwelt von Grund aus geändert hatte, und daß sie jedenfalls deren Anwendung auf russische Verhältnisse nicht mehr zu dulden gewillt war. So kam es zur Anklage gegen Radischtschev und zur Verurteilung. Nur durch besondere Gnade der Kaiserin wurde das Todesurteil in zehnjährige Verbannung nach Sibirien gemildert. Der Regierungsantritt Pauls hat dem Verbannten dann die Rückkehr nach Rußland ermöglicht, und der abermalige Thronwechsel gab ihm die Freiheit wieder, ja der junge Alexander I. gedachte sich seiner Erfahrung und Bildung zu bedienen und berief ihn zur Mitarbeit an der Gesetzgebung. Doch war dies nicht für lange, denn schon am 12. September 1802 starb Radischtschev, wie es heißt durch Selbstmord.

Ein anderer Kreis führt uns schon in das 19. Jahrhundert, und seine Teilnehmer haben unter anderen, günstigeren Umständen das Gelernte betätigen dürfen als der arme Radischtschev. Es ist der Kreis Nikolaj Turgenevs, ein Kreis, in dem die Pflege der deutschen Literatur zum Teil durch die häusliche Erziehung vorbereitet war. Der Vater war vor Jahren einer der eifrigsten Helfer im Kreise der Moskauer Freimaurer gewesen, er hatte die ersten Schritte des jungen Karamzin geleitet. Die Verfolgungen, denen die Freimaurer alsbald ausgesetzt waren, hatten ihn nur gestreift, und im Jahre 1797 war ihm das Amt eines Direktors der Moskauer Universität zugefallen. Seine Söhne empfingen ihre Schulbildung in der Universitätspension in Moskau, sie wurden Freunde und die jüngeren auch Mitschüler des späteren Dichters Shukovskij. Während der älteste Sohn, Andrej, nach Beendigung der Schulzeit sogleich in den



Staatsdienst eintrat und schon 1803 starb, vollendeten die beiden jüngeren, Alexander und Nikolaj, ihre Studien an der Universität Göttingen, gleichzeitig mit Kajsarov, der auch aus der Moskauer Universitätspension hervorgegangen war. Sie alle haben später versucht, die Ergebnisse ihrer historischen und nationalökonomischen Studien zum Nutzen des Vaterlandes zu verwenden. Kajsarov, der schon 1813 bei Hanau fiel, hat als Schüler Schlözers die Kunde vom russischen Altertum zu vertiefen gesucht, interessanter noch ist seine Doktordissertation, 1806 erschienen und dem Kaiser gewidmet, worin eine Reihe von bekannten und neuen Einwänden gegen die Leibeigenschaft der russischen Bauern wissenschaftlich begründet und für die Zukunft bestimmte Hoffnungen ausgesprochen werden. Den Turgenevs war es beschieden, im Staatsdienst und in der Wissenschaft einen guten Namen zu erwerben. Alexander (1785—1846) hat die Geschichte seines Vaterlandes (besonders durch Archivstudien im Auslande) aufgehellt und zur russischen Literatur stets lebhafte Beziehungen unterhalten (von denen vor allem sein Briefwechsel zeugt), Nikolaj (1789 bis 1871) hat dem Werke der Bauernbefreiung seine besten wissenschaftlichen Kräfte gewidmet und hat die Freude gehabt, nach langer Verbannung nicht nur die Rückkehr in die Heimat, sondern auch die Erfüllung seiner Wünsche zu erleben.

An sie und an seinen einstigen Mitschüler Küchelbecker (der freilich nie in Göttingen war) mag Puschkin gedacht haben, als er die rührende und anziehende Gestalt des Vladimir Lenskij schuf: den blutjungen Gutsbesitzer, den Feind der auf dem Lande herkömmlichen Geselligkeit, der, voll von geistigen, von literarischen Interessen, bald die Freundschaft Onjegins gewinnt und dann einem tückischen Mißverständnis zum Opfer fällt. Lenskij, das sagt der Dichter ausdrücklich, hat seine Geistesrichtung den Studienjahren in Deutschland zu verdanken: „Eine echte Göttinger Seele, ein hübscher Bursche, in der vollen Blüte der Jahre, Verehrer Kants und Dichter. Aus dem nebligen Deutschland hatte er die Früchte der Gelehrsamkeit mitgebracht: freiheitsliebende Träumereien, einen feurigen und — etwas sonderbaren Geist, ein stetes Entzücken, wenn er sprach, und — dunkle Locken bis zu den Schultern." Das Bild ist mit offensichtlicher Liebe gezeichnet, und unterstrichen sind gerade die Züge, die Onjegin - Puschkin mangeln: die geringe Lebens- und Herzenserfahrung und die Reinheit des Empfindens, genährt durch das „dichterische Feuer" Schillers und Goethes. Etwas Spott mischt sich leise hinein, aber auch die Sehnsucht nach einem Lande, das Puschkin verwehrt war zu betreten.

II.

Einen anderen Weg, auf dem schon während des 18. Jahrhunderts deutsches Geistesleben nach Rußland hinüberwirken konnte, weist uns die Geschichte der Freimaurerei. Spätestens seit 1741 beginnt diese Bewegung auch in Rußland sich auszubreiten, und die Beziehungen, die sie mit dem Ausland anknüpft, haben gerade der deutschen Freimaurerei eine beherrschende Stellung verschafft. Das verkörpert auch der Mann von unbekannter Herkunft, der eine Zeitlang in Moskau das Haupt der freimaurerischen Bildungsbestrebungen war: Johann Georg Schwarz. Er kam 1776 nach Moskau, erhielt dort



1779 eine außerordentliche Professur der deutschen Sprache und entfaltete alsbald eine außerordentlich lebhafte Tätigkeit, die keineswegs nur der Sprachlehre, sondern der Jugendbildung, überhaupt der Bildung im weitesten Sinne galt. Er erreichte es, daß an der Moskauer Universität ein pädagogisches Seminar gegründet und ihm unterstellt wurde. Auch die Reform des Universitätsgymnasiums wurde ihm anvertraut, und 1782, nach seiner Rückkehr von einer längeren Auslandsreise, gelang die Gründung eines Übersetzerseminars. Dann freilich neigte sich sein Stern, Intrigen, die gegen ihn sich erhoben, zwangen ihn zur Aufgabe seiner Vorlesungen, und 1784 starb er. Sein Werk jedoch hat ihn einige Zeit überlebt. An Novikov (1744—1818) hatte er einen hingebenden Helfer gefunden, und die „Gesellschaft der Freunde", die 1779 ins Leben trat und deren Mitglieder fast alle zugleich Freimaurer waren, hat die von Schwarz ins Leben gerufenen Einrichtungen auch nach seinem Tode weiterunterstützt, bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1791, zuletzt in unauflöslicher Gemeinschaft mit der 1784 gegründeten „Typographischen Kompanie". Erst die Verfolgungen am Anfang der neunziger Jahre haben der Wirksamkeit aller dieser Einrichtungen ein Ziel gesetzt. Die Auswahl dessen, was hier aus dem Auslande übernommen und verbreitet wurde, war naturgemäß durch die Ziele und die Bildungsinteressen der Mitglieder, vor allem Novikovs und Schwarzens, bestimmt, aber der Kreis war nicht eng gezogen, die deutsche Literatur kam hier zu ihrem Recht, und man darf nicht vergessen, daß diesem Kreise Karamzin den größten Teil seiner Bildung verdankt, Karamzin, durch dessen Reisebriefe später auch ein größerer Leserkreis Kunde von den Fortschritten der deutschen Literatur erhielt.

III.

Einem allgemeineren Interesse für die deutsche Literatur war aber die längste Zeit der Zustand der russischen Bildung hinderlich. Die russische Schulbildung des 18. Jahrhunderts verbreitete zumeist literarische Anschauungen, die schon um einige Jahrzehnte zurücklagen, und widmete der deutschen Sprache nur geringe Pflege. Im Vordergrunde stand die französische Sprache, und zumal die häusliche Erziehung war ganz darauf aufgebaut. Kenntnis des Deutschen mag daneben selten genug gewesen sein, und Ausnahmen wie der Dichter Dershavin (1743 bis 1816) können die Regel nur bestätigen.

Im einzelnen ist es nicht ganz leicht, über diesen Zustand und seine allmähliche Besserung verläßliche Angaben zu gewinnen. Wie ein Scherz klingt es, wenn wir hören, wie das Deutsche zu Puschkins Zeit im Lyzeum zu Carskoje selo gelehrt wurde, nicht etwa in russischer, noch viel weniger in deutscher Sprache, sondern französisch! Daß es noch in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts nicht viel anders war als vorher, mögen zwei Beispiele zeigen: Der Dichter Baratynskij begrüßt im Jahre 1826 das Erscheinen von Galitschs russischem Buch „Versuch einer Lehre vom Schönen", weil darin die deutsche Ästhetik dem russischen Publikum zugänglich gemacht werde, denn er selbst, gesteht er, könne nicht Deutsch. Und der Dekabrist Alexander Bestushev (als Schriftsteller Marlinskij genannt) hat die Zeit der Verbannung u. a. zum Erlernen des Deutschen benutzt. Ein Beweis für die Beachtung, die das deutsche Schaffen in den zwanziger Jahren bereits forderte, aber auch

ein Beweis dafür, daß Bestushev die deutsche Sprache vorher eben nicht gekannt hat.

IV.

So war das russische Publikum, wenn es seine literarischen Interessen über den Kreis des Französischen erweiterte, im allgemeinen auf Übersetzungen angewiesen. Doch auch auf diesem Wege ist die deutsche Literatur nur langsam und nicht immer in einer Auswahl des Besten nach Rußland gedrungen. Für manches mußten französische Übersetzungen aushelfen, denn russische Übersetzungen deutscher Werke entstanden nur in geringer Zahl. Ernsthafter waren die Bemühungen der Moskauer Freimaurer, doch war ihr ganzes Wirken begrenzt und zu kurz, um dem Aufstieg der deutschen Literatur bis zur Höhe zu folgen.

Daß die Tätigkeit der russischen Übersetzer noch um 1800 und später kein gutes Bild der deutschen Literatur vermittelte, war mannigfach bedingt: Die Übersetzer selbst waren nur zum Teile des Deutschen kundig, und so mancher deutsche Roman mag seinen Weg nach Rußland auf dem Umwege über eine französische Übersetzung gefunden haben. Sodann stand den Unternehmern solcher Übersetzungen wohl in den seltensten Fällen die literarische Bildung zu Gebote, die sie befähigt hätte, das Beste aus der deutschen Literatur auszuwählen. Und schließlich: wer wollte sie schelten, daß sie in erster Linie nach dem „buchhändlerischen" Erfolg eines Werkes in Deutschland fragten und danach ihre Auswahl einrichteten? Sie haben sich ziemlich genau an diesen Maßstab gehalten! Dieselben Autoren, die am Beginn des 19. Jahrhunderts in Deutschland verschlungen wurden, waren auch Lieblinge des russischen Publikums: Lafontaine, Kotzebue und Spieß, woneben Gessner und Gellert einen bescheidenen Platz einnahmen. Memoiren und Buchhändlerverzeichnisse zeigen diesen Sachverhalt in einleuchtender Weise, und noch spät hat ihn der Dichter Shukovskij bezeugt, wenn er nach mancherlei Wandlungen des russischen Geschmackes im Jahre 1845 von literarischen Moden schreibt, „die jetzt in der Literatur die Spießschen Ritter, die sentimentalen Pastoren, Studenten und Gesellen Lafontaines und die Gespenster der seligen Frau Radcliffe abgelöst haben".

Ebendort nennt Shukovskij das Werk, das Goethes Namen in Rußland lange Zeit fast allein bekannt gemacht hat, den Werther. Bis tief in das 19. Jahrhundert hinein ist Goethe für die Russen, soweit sie überhaupt etwas Näheres von ihm wissen, der Verfasser des Werther.[1]) Alles Spätere hat zunächst geringe Beachtung gefunden. Und nicht sehr viel anders ist es Schiller ergangen: lange Zeit gilt er in Rußland in erster Linie als Schöpfer der „Räuber" und von „Kabale und Liebe". Erst spät sind die Werke seiner Mannesjahre bekannt geworden, und das russische Theater hat sich seiner im ganzen erst in den zwanziger Jahren angenommen. Auch die deutsche Romantik hat zunächst auf dem russischen Büchermarkt nicht viel Glück gehabt.

Ein Wandel zum Besseren vollzieht sich erst in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts, im Zusammenhange mit den theoretischen Bemühungen, das Recht und die Eigenart der neuen russischen Dichtung gegen alle Anfeindungen sicherzustellen. Da erscheinen die deutschen Dichter, Schiller, Goethe,

1) Der schon im 18. Jahrhundert zweimal ins Russische übersetzt worden war.



die Romantik und die romantische Philosophie, als willkommene Bundesgenossen, und die neuen literarischen Journale werden zugleich zu Lobrednern und Verbreitern der deutschen Literatur, in erster Line steht der „Moskauer Bote" (Moskovskij vjestnik, 1827 bis 1830), der sich um die Einführung der deutschen Dichtung und Poetik mit einer gewissen Einseitigkeit bemühte, aber auch andere Zeitschriften, selbst solche, die ihre literarischen Inspirationen mehr aus Frankreich, aus dem Kreise Victor Hugos etwa, bezogen, gönnten doch der deutschen Dichtung ein wenn auch bescheideneres Plätzchen, so der „Moskauer Telegraf" (1825 bis 1834). Und die Übersetzer sind nicht, wie früher gelegentlich, unberufene Persönlichkeiten ohne ein eigenes Verhältnis zu dem bearbeiteten Stoff, sondern es sind Männer, die ihre Aufgabe mit Bewußtsein, mit Sachkenntnis und mit dichterischem Gefühl lösen, Männer, deren Namen in der russischen Geistesgeschichte ihren festen Platz behaupten: Venevitinov (1805—1827), dem eine ungewöhnlich sorgfältige Erziehung zugute kam, hat in der kurzen Zeit, die ihm zu leben vergönnt war, zwar wenig geschaffen, aber das wenige hat noch heute den Reiz der Selbständigkeit und Vergeistigung. Sein enges Verhältnis zur deutschen Philosophie und zur Welt Goethes bildete sich vor allem in den Moskauer Universitätsjahren und der kurzen Zeit seines Dienstes im Archiv des „Kollegiums" der auswärtigen Angelegenheiten: hier traf ein Kreis gleichgestimmter Jünglinge zusammen, denen ihr Dienst außerordentlich viel freie Zeit ließ, und die ihre freie Zeit in immerhin ungewöhnlicher Weise zum Studium philosophischer und literarischer Fragen anwandten. Unter dem wenigen, was uns von Venevitinov geblieben ist, steht nun eine Reihe von Übersetzungen aus Goethe, eine Auswahl kleinerer Gedichte, aber eine nicht ganz zufällige Auswahl: die Künstlerdramen mochten dem Moskauer Kreise naheliegen, dem die Stellung des Künstlers zur Welt und zu seiner Kunst eine ernsthafte Angelegenheit war.

Ein anderer, der Herausgeber des „Moskauer Boten", Michail Pogodin (1800—1875), hat später eine lange und erfolgreiche Tätigkeit als Erforscher der russischen Geschichte entfaltet, und seine journalistischen Bemühungen haben das Gebiet der Literatur später weit überschritten. Im „Moskauer Boten" aber war es gewissermaßen von programmatischer Bedeutung, daß Pogodin selbst den „Götz von Berlichingen" übersetzte. Die notwendige Erläuterung dazu gab ein anderer aus demselben Moskauer Kreise, Schevyrev (1806—1864), auch einer der „jungen Leute vom Archiv". Er ist freilich seinen Anfängen später nicht treu geblieben, und es war eine eigenartige Fügung, daß gerade ihm ein herzliches Lob Goethes zuteil wurde: seine Übersetzung aus der „Helena" und die ästhetischen Bemerkungen dazu wurden Goethe bekannt und fanden seine freundliche Anerkennung: „War es mir doch gewissermaßen unerwartet in Bezug auf mich jene so zarten als tiefen Gefühle in dem entfernten Osten aufblühen zu sehen, wie sie kaum holder und anmuthiger in den seit Jahrhunderten sich ausbildenden westlichen Ländern zu finden sein dürften. Das Problem oder vielmehr den Knaul von Problemen, wie meine Helena sie vorlegt, so entschiedeneinsichtig als herzlichfromm gelöst zu wissen, mußte mich in Bewunderung setzen."

Doch alles, was in den zwanziger

Jahren und etwa schon vorher für das Bekanntwerden der deutschen Dichtung geleistet wurde, schrumpft zusammen vor der Leistung des einen, der als der eigentliche Vermittler der deutschen Dichtung schon seinen Zeitgenossen gegolten hat, von dem Bjelinskij sagen konnte: „Dank ihm ist die deutsche Literatur bei uns wie zu Hause."

Vasilij A. Shukovskij (1783—1852) nimmt als Dichter eine eigentümliche Stellung ein: ihre wesentlichen Züge waren schon den Zeitgenossen seiner Jugend klar, den Eindruck in ein kurzes Wort zu fassen, war weniger leicht. Mit dem Namen eines „Vaters der russischen Romantik" ist er kaum ganz treffend gekennzeichnet.

Seine Jugend reicht in eine Zeit zurück, da von einer russischen Romantik noch nicht wohl gesprochen werden konnte und die deutsche Romantik eben erst begann, in die Ferne zu wirken. Die Schulbildung, die er genoß, stand ganz unter dem Zeichen der literarischen Anschauungen, die der Romantik vorangingen. Schon als Kind, in Tula, mag er das Beste kennengelernt haben, was die russische Literatur zu bieten vermochte, die sentimentalen Erzählungen Karamzins. Und unter den Lehrern der Universitätspension in Moskau, die er vom 14. bis zum 18. Jahre besuchte, waren zwar verschiedene Richtungen vertreten, aber in den Büchern, die dem Unterricht zugrunde lagen, kam auch die ausländische (deutsche und englische) Mystik zu Wort, wie Novikov sie bis in den Beginn der neunziger Jahre gepflegt hatte. Allen literarischen Einflüssen hat sich das empfängliche Gemüt des jungen Shukovskij eine Zeitlang unterworfen, davon zeugen seine ersten poetischen Versuche — noch aus der Schulzeit, denn zu solchen wurden in der Universitätspension schon die Schüler angehalten. In die gleiche Zeit fällt auch der Beginn seiner Übersetzertätigkeit. Den Anstoß mag der Wunsch eines Verlegers gegeben haben, und das erste, was Shukovskij übersetzte, ist charakteristischer für den Geschmack des russischen Publikums als für den des Übersetzers. Es war Kotzebues Roman „Die jüngsten Kinder meiner Laune".

Auf die Schulzeit folgten nach kurzer Unterbrechung Jahre, in denen Shukovskij durch eigenes Studium unablässig seine Bildung zu erweitern suchte. In dieser Zeit vor allem hat sich seine Teilnahme an der deutschen Literatur vertieft, von der er noch 1805 sagte, sie sei ihm „wenig vertraut". Das änderte sich bald, und es dauerte nicht lange, so war Shukovskij im Freundeskreise als einer der treuesten Anhänger der deutschen Dichtung bekannt. Es hat dann vor allem seine Dorpater Zeit mächtig dazu beigetragen, die schon erworbenen Kenntnisse nach manchen Richtungen zu erweitern. Später traten größere Reisen hinzu, und ganz und gar hat das deutsche Leben die letzten zehn Jahre des Dichters umgeben, der von 1841 an bis zu seinem Tode (1852) als Gatte einer deutschen Frau in Deutschland, meist in Düsseldorf, gewohnt hat, im regen Verkehr mit den Vertretern deutscher Kunst und Dichtung.

In der Auswahl dessen, was Shukovskij übersetzt hat, offenbart sich nicht immer ein bestimmter Geschmack oder ein erkennbarer Grundsatz. Neben der deutschen Literatur, die besonders reich vertreten ist, pflegt Shukovskij auch die englische und französische, selbst vor orientalischen Stoffen macht er nicht halt, ist aber freilich genötigt, sie aus zweiter Hand zu nehmen. Spät noch wagt er sich an Homer.



Die deutsche Literatur in einer systematischen Auswahl zu geben, war jedenfalls nicht seine Absicht: die einzelnen deutschen Dichter sind ganz ungleich vertreten, und das, was Shukovskij auswählt, ist keineswegs immer das Charakteristischste oder auch nur das Bekannteste. Manche Namen fehlen ganz. Daß Klopstock nur mit einigen hundert Versen des „Messias" vertreten ist („Abbadona" 1814), verstehen wir, denn Klopstock war in Rußland kein ganz Fremder; aus Ramlers Gedichten entnahm unser Übersetzer nur die Kantate vom Tode Jesu (1818)[2]), aus Matthisson nur zwei Gedichte. Der Sturm und Drang ist so gut wie unvertreten, nur Bürgers „Lenore" hat Aufnahme gefunden (1831), und daß sie die Phantasie unseres Dichters schon lange vorher befruchtet hat, werden wir später sehen. Herder und Rückert erscheinen fast nur als Vermittler fremden Gutes.[3]) Von Körners Gedichten ist eins übersetzt, und ganz ungleich ist vor allem die Auswahl aus den Dichtern, die wir im engeren oder weiteren Verstande zur Romantik rechnen. Chamissos „Sage von Alexandern, nach dem Talmud" ist in das schon erwähnte poetische Sendschreiben eingelegt, kennzeichnender für den deutschen und wahrscheinlich auch für den russischen Dichter ist die Übersetzung der „Kreuzschau" (1845). Das andere ist ganz uncharakteristisch: v. Zedlitz' „Nächtliche Heerschau" (1836, Halms Drama „Kamoens" (1839), endlich zwei Gedichte von Wetzel.

Auffällig ist daneben die Bevorzugung zweier, die sonst in Rußland geringere Beachtung fanden: wenn in den zwanziger Jahren in der russischen Literatur Uhlands gedacht wurde, so erscheint er etwa als ein Beweis dafür, daß die deutsche Romantik ihre universale Bedeutung verloren und sich in die Enge des national bedingten Lebens zurückgezogen habe; hier aber nimmt er eine bevorzugte Stelle ein, und neben ihm steht Johann Peter Hebel, der sonst in Rußland fast Unbekannte.

Shukovskijs Bekanntschaft mit Hebels Gedichten fällt denn auch in eine Zeit, da ihm manches Deutsche näher trat, das er im Herzen Rußlands nie zu Gesicht bekommen hätte. Die Jahre 1815—1817 verbrachte unser Dichter, wenn auch mit längeren Unterbrechungen, in Dorpat[4]), im regen Verkehr mit den deutschen Akademikern, und hier ist offenbar auch sein Blick auf den alemannischen Dichter gelenkt worden. Davon zeugt vor allem ein begeisterter Brief Shukovskijs an seinen Freund Alexander Turgenev vom April 1816: „Ich habe ein Stück geschrieben, d. h. aus dem Deutschen übersetzt, unter dem Titel ‚Das Habermus'; denke nur nicht, das wäre ein Mus für den Arzamas[5]), ich hoffe aber, es wird den Arzamasern schmecken, auch ohne Verdünnung mit Unsinn. Es ist eine Übersetzung aus Hebel, einem Dichter, den du wahrscheinlich nicht kennst, denn er hat im schwäbischen Dialekt und für Bauern geschrieben. Aber ich kenne nichts Schöneres! Poesie in der höchsten Vollendung von Einfachheit und

2) Ob ihm nicht eher die Musik ihre Bekanntschaft vermittelt hat?

3) Sonst ist nur die Parabel vom Mann im Syrerland in ein poetisches Sendschreiben vom Jahre 1844 aufgenommen.

4) Der Anlaß war zunächst ein ganz persönlicher und hatte mit literarischen Absichten nichts zu schaffen.

5) „Arzamas" nannte sich, nach einer russischen Kleinstadt, eine literarische Vereinigung, der beide angehörten.

Unbeflecktheit. Ich werde noch vieles übersetzen. Eine ganz neue, uns unbekannte Dichtungsart."

Shukovskij hat sein Versprechen gehalten und noch manches andere Hebelsche Gedicht folgen lassen, auch an den Erzählungen ist er nicht vorbeigegangen.

Und in die gleiche Zeit wie seine Bekanntschaft mit Hebels Gedichten fällt auch der Beginn seiner Beschäftigung mit Uhland, die von 1816 bis 1832 eine stattliche Anzahl vor allem der epischen Gedichte dem russischen Publikum vermittelt hat.

Neben Uhland und Hebel stellen sich in der Masse der Shukovskijschen Übersetzungen nur Schiller und Goethe. Einmal durch die Zahl, dann aber auch durch die Treue, die der russische Übersetzer ihnen bekundet, die ihn immer wieder zu ihnen zurückkehren heißt. Die Reihe der Übersetzungen aus Schiller beginnt 1808 mit einer Paraphrase des Schillerschen „Der Eichwald brauset, die Wolken ziehen" und schließt nach mancherlei Unterbrechungen am Beginn der dreißiger Jahre mit der Wiedergabe der erzählenden Gedichte, mitten inne steht in diesem Zeitraum die Übersetzung der „Jungfrau von Orleans".

Nicht so reich ist die Auswahl aus Goethe, sie beginnt 1809: damals übersetzte Shukovskij „Meine Göttin", dasselbe Gedicht, das einst Herder in Weimar dem russischen Besucher (Karamzin) ans Herz gelegt hatte. Bis 1829 ist dann unser Übersetzer mehrfach zu Goethe zurückgekehrt, doch hat er offenbar nie getrachtet, das für Goethe Kennzeichnendste auszuwählen.

Überhaupt ist es schwer, in dieser Auslese aus der deutschen Dichtung einen Plan zu erkennen. Man darf auch bezweifeln, ob einer darin liegt. Zunächst ist zu berücksichtigen, daß die Übersetzertätigkeit Shukovskijs sich über vier Jahrzehnte und mehr erstreckt, eine Einheitlichkeit der Auswahl also kaum erwartet werden kann. Immerhin: unser Dichter gehört als Mensch und Künstler nicht zu denen, die das Leben formt, seine Stimmungen bleiben sich im ganzen ähnlich, und man darf vermuten, daß diese Stimmungen ihn auch bei seiner Auswahl öfters geleitet haben. Solche Vermutungen lassen sich, mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit, z. B. für den „Kamoens" oder die „Kreuzschau" anstellen. Nur muß, wer solche Vermutungen anstellt, jederzeit gewärtigen, von der biographischen Forschung des Irrtums überwiesen zu werden. Denn Shukovskij hat nicht immer aus innerem Trieb gedichtet, und das gleiche gilt für den Übersetzer Shukovskij. Wie am Anfang der Wunsch eines Verlegers, so konnte später irgendein pädagogisches Bedürfnis oder der Wunsch seiner hohen Gönnerinnen ihn beeinflussen. Ganz zu schweigen von dem Einfluß, den etwa seine Freunde üben konnten: wie weit das ging, hat uns Shukovskijs Tätigkeit in der Dorpater Periode gezeigt.

Einen Plan aufzuzeigen, darauf wird also wohl verzichtet werden müssen, und die großen Lücken, die Shukovskijs Übersetzertätigkeit allerorten aufweist, liegen am Tage, gleichwohl ist die Leistung nicht gering anzuschlagen: Man bedenke, was auf diesem Gebiete vor ihm geleistet war, man bedenke ferner, daß neben der deutschen auch die anderen westeuropäischen Literaturen in reichlichen Proben bei ihm vertreten sind, und endlich, daß auch nach Shukovskij die Aneignung des fremden Gutes langsam vonstatten

ging, daß erst in den fünfziger Jahren Schiller dem russischen Publikum einigermaßen vollständig vorgelegt wurde, Goethe noch später. Und nur wenige spätere Übersetzer haben sich mit der Fruchtbarkeit und dem Können Shukovskijs vergleichen dürfen: nur etwa Peter Weinberg und Michail Michailow.

(Schluß folgt.)

Unsterblichkeit.

Von August Messer.

I.

Die Zeit des großen Sterbens auf den Schlachtfeldern drängt vielen mit besonderer Wucht die Frage auf: Sollte wirklich mit dem Tode alles aus sein? Oder gibt es ein Fortleben, ein Wiedersehen, eine jenseitige Belohnung für heroische Pflichterfüllung und Selbstaufopferung, eine Erhaltung und Höherentwicklung der in den Fallenden und Sterbenden verwirklichten geistigen und sittlichen Werte?

Die materialistische Philosophie, die noch vor ein paar Jahrzehnten unter unseren Gebildeten vorherrschte, hat alle diese Fragen mit völliger Bestimmtheit verneint. Für sie war die sog. „Seele“ nichts anderes als das Gehirn und die seelischen Vorgänge Umlagerungen von Gehirnmolekülen oder gar bloße stoffliche Ausscheidungen des Gehirns. Mit dem leiblichen Leben hört also auch das seelische auf. So war für den Materialismus die Unsterblichkeitsfrage glatt erledigt.

Aber inzwischen hat der Materialismus durch unsere wissenschaftliche Philosophie selbst seine Erledigung gefunden. Ja, es bedarf hier nicht einmal umständlicher wissenschaftlicher Beweisführungen: jeder kann durch einfache Selbstbesinnung auf das eigne Bewußtseinsleben zur Klarheit darüber kommen, daß seelische Erlebnisse wie Gedanken, Gefühle, Willensakte, Wertschätzungen etwas völlig anderes sind als Gehirnmoleküle oder Bewegungen solcher. Beides für „dasselbe“ erklären ist geradeso handgreiflich widersinnig als behaupten: schwarz sei dasselbe wie weiß, oder eine Mücke sei größer als ein Elefant.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war in den maßgebenden Kreisen der Philosophierenden der Materialismus verdrängt durch den „psycho-physischen Parallelismus“. Dieser besagt: Seelisches (Psychisches) und Körperliches (Physisches) sind zwar durchaus verschiedenartig und sie wirken auch nicht aufeinander ein, aber sie sind Erscheinungsweisen eines, uns unbekannten, Wesens; sie kommen deshalb stets miteinander vor, sie gehen — bildlich gesprochen — einander „parallel“, oder sie verhalten sich wie die konvexe und konkave Seite einer Kurve.

Damit war nun freilich für die Unsterblichkeitshoffnung wenig gewonnen; vielmehr mußte angenommen werden, daß „parallel“ mit dem Leben des Leibes auch das seelische sich entwickle und — sein Ende finde.

Aber — so wird mancher verwundert fragen — warum bleibt man eigentlich nicht bei der Auffassung, die dem gesunden Menschenverstand am nächsten liegt, die auch die Autorität der Kirchen für sich hat, bei dem hergebrachten „Dualismus“? Leib und Seele zwei Wesen, während des Lebens zwar in innigster Wechselwirkung, aber im Tode trennbar, so daß die Seele den Zerfall des Leibes überdauern kann!



Es war vor allem die starke **monistische** Tendenz des neuzeitlichen Denkens, die den Dualismus unpopulär machte; dazu kamen — für die wissenschaftlich Geschulten — gewisse schwerwiegende Bedenken gegen eine Wechselwirkung zwischen Physischem und Psychischem.

Indessen alles Streben nach „monistischer", d. h. richtig verstanden: einheitlicher, in sich geschlossener Weltanschauung darf die unabweisbare Verschiedenartigkeit des Tatsächlichen nicht gewaltsam vereinfachen. Auch ist „Einheit" nicht zu verwechseln mit „Einfachheit": nach ihrem wahren Sinne schließt Einheit die Mannigfaltigkeit nicht aus, sondern ein.

Jene Bedenken aber gegen die Annahme einer psycho-physischen Wechselwirkung lassen sich vielleicht bei näherer Erwägung beseitigen. In der Tat haben — zumal seit dem Erscheinen des großen Werkes von Ludwig Busse: „Geist und Körper, Seele und Leib" (1903) — unter den Vertretern wissenschaftlicher Philosophie eifrige und eingehende Auseinandersetzungen über jenes Problem stattgefunden[1]), und es scheint mir unverkennbar, daß in ihrem Verlauf der Dualismus beträchtlich wieder an Boden gewonnen hat.

Als einen Haupteinwand gegen ihn hört man immer wieder: es sei nicht zu „verstehen", wie Seele ud Leib bei ihrer völligen Verschiedenartigkeit aufeinander wirken könnten. Indessen die neuere Naturforschung ist schon durch Galilei und Newton, die neuere Philosophie durch Hume und Kant belehrt worden, daß es ein eitles Streben sei, sich in das Geheimnis des Wirkens einfühlen, die Kausalität gleichsam von innen heraus verstehen zu wollen. Gesetzmäßige, objektive Folge von Geschehnissen können wir feststellen, weiter nichts; und das muß uns der Inhalt des Kausalbegriffes sein. „Verstehen" wir denn mehr vom Fallen des Steins, dessen Unterlage wir weggezogen? „Verstehen" wir eigentlich, wie die Billardkugel es macht, die andere fortzustoßen? Wenn die andere sich nicht wegstoßen ließe, müßten wir das nicht auch als Tatsache hinnehmen? Werden wir uns also nicht auch mit einer Wechselwirkung zwischen Leib und Seele zufrieden geben müssen, wenn Erfahrungsgründe dafür sprechen?

Aber noch ein gewichtiges Argument pflegt man gegen die Wechselwirkung (und damit gegen den Dualismus) ins Feld zu führen: sie sei unvereinbar mit dem Prinzip von der **Erhaltung der Energie**. Physische Energie, die psychische Wirkungen erzeuge, sei eben damit für die körperliche Natur verschwunden. „Seelen" aber in die Körperwelt hineinwirken lassen, das bedeute soviel wie unkontrollierbaren Spukgeistern Spielraum gewähren.

Mancherlei hat man dagegen zur Verteidigung des Dualismus vorgebracht. Daß die Summe der physischen Energie konstant sei, keine Minderung und keine Mehrung erfahre, sei selbst nur eine — Voraussetzung; wenn sie sich im ganzen Bereich des rein physischen Geschehens bewähre, so sei damit noch nicht bewiesen, daß sie auch für das psycho-physische gelte. Man könne ferner neben den verschiedenen Arten physischer Energie (der mechanischen, che-

1) Aus der reichen Literatur seien hier nur genannt: A. Klein, Die modernen Theorien über das allgemeine Verhältnis von Leib nnd Seele (1906); R. Eisler, Leib und Seele (1906); B. Erdmann, Die wissenschaftlichen Hypothesen über Leib und Seele (1908); E. Becher, Gehirn und Seele (1911); H. Driesch, Leib und Seele (1916); O. Külpe, Einleitung in d. Philosophie, 8. Aufl. (1918).

mischen, elektrischen usw.) eine besondere „psychische" Energie annehmen, die sich streng gesetzmäßig in jene umsetze; damit werde die Rede von unkontrollierbarem Spuk gegenstandslos. Endlich lasse sich eine „regulierende" Wirkung des Psychischen auf physisches Geschehen, z. B. auf die Gehirnvorgänge denken, ohne daß deren Energiebetrag dadurch vermehrt oder vermindert werde.

Erscheinen so die Einwände gegen die dualistische Wechselwirkungslehre nicht mehr als durchschlagend, so hat sich zudem gezeigt, daß die Parallelismustheorie des Monismus nur bestechend wirkt, solange sie sich in ganz unbestimmt-allgemeinen, zumal bildlichen, Redeweisen darstellt, daß sie aber in unlösbare Schwierigkeiten verwickelt, wenn man sie im einzelnen durchzuführen sucht.

Was wir z. B. auf psychischem Gebiet Gedächtnis und Reproduktion bzw. Erinnerung nennen, dafür lassen sich schwerlich in überzeugender Art physisch-mechanische „Parallelen" denken oder gar aufweisen. Insbesondere Becher hat in dem obenerwähnten Buche dies näher dargelegt.

Nehmen wir etwa an: ich sehe die mir bis dahin unbekannte Gestalt eines ausländischen Tieres; bei einer späteren Gelegenheit sehe ich das Tier in ganz anderer Stellung, erkenne es aber sofort wieder. Das ist die psychische (bewußte) Seite des Geschehnisses. Nun die physische Parallele! Das Tier warf sein Bild auf ganz bestimmte Stellen meiner Netzhaut; von da pflanzte sich die Nerven-„Erregung" fort in die „Sehsphäre" im Hinterhauptlappen des Großhirns, und hier entstanden gewisse Gedächtnis-„Spuren" (die vielleicht als Umlagerungen von Gehirnmolekülen zu denken sind). Bei der zweiten Wahrnehmung wird nun aber das Tierbild andere Stellen der Netzhaut treffen. — Der veränderten Stellung des Tieres entspricht ja ein anderes Netzhautbild; auch habe ich es vielleicht das erstemal „fixiert", das zweitemal nur flüchtig mit seitlichen Teilen der Netzhaut gesehen. — Die physische Parallele des Wiedererkennens soll nun darin bestehen, daß jene Gehirnspuren wieder erregt werden. Aber warum soll sich die Erregung bei der zweiten Wahrnehmung gerade zu ihnen fortpflanzen, wenn diesmal der Eindruck andere Netzhautelemente getroffen hat, die mit anderen Stellen des Gehirns in Faserverbindung stehen?!

Wir könnten uns ferner eine physisch-mechanische Parallele des Gedächtnisses noch allenfalls dann denken, wenn dies die aufgenommenen Eindrücke lediglich in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit, Kombination und Reihenfolge wiedergäbe, wenn es also immer nur das „alte Lied" wieder ertönen ließe wie ein Grammophon. Aber schon das, was wir als Umbildung, Trübung, Fälschung unserer Erinnerungsbilder so häufig beklagen, zeigt, daß eine rein mechanische Wiederholung bei der Reproduktion nicht stattfindet. Dazu kommt, daß wir über unseren Gedächtnisbesitz frei verfügen, daß wir ihn in neue und abermals neue Kombinationen bringen, und daß wir ihn je nach unseren wechselnden Lagen und Zwecken in tausendfältiger Weise verwerten. Man denke vor allem an die „schöpferischen" Leistungen in Kunst und Religion, Wissenschaft und Technik! Wie sollte es möglich sein, sich einen Mechanismus zu konstruieren, der hierzu die physischen Parallelleistungen bewirken könnte?

Ein bedrohlicher Gegner ist dem psycho-physischen Parallelismus in



neuerer Zeit an dem wieder kräftig sich regenden Vitalismus erwachsen. Eine Konsequenz des Parallelismus ist es ja, daß alle Lebensvorgänge rein mechanisch erklärt werden müssen. Erweist sich das als unmöglich, muß — wie der Vitalismus behauptet — ein nichtmechanischer Faktor zur Erklärung des Lebens angenommen werden, so liegt es nahe, daß mittels dieses Faktors auch das speziell psychische Leben erklärt werde. So hat denn auch der unermüdliche Vorkämpfer des Neo-Vitalismus, der obenerwähnte H. Driesch, neue gewichtige Bedenken gegen den Parallelismus erhoben. Er hat näher dargelegt, wie das menschliche „Handeln" mit seiner Verwertung des bis dahin Erlebten, seiner individuellen Zuordnung von Reiz und Wirkung, seinem gelegentlichen Aufschub der Reaktion wesenhaft verschieden ist von allem maschinellen Verhalten, und wie darum eine mechanische Parallele zu ihm nicht wohl existieren kann.

Er betont auch, wie die Struktur des Seelischen von der des Körperlichen durchaus abweicht. Das letztere im bloßen Nebeneinander der Teile bestehend, das Seelische dagegen „mittelpunktsbezogen", weil alle Erlebnisse ja „meine" Erlebnisse sind, insofern also die gemeinsame Beziehung auf das „Ich" haben.

Endlich ist der Grad der Mannigfaltigkeit in beiden Daseinssphären ein ganz verschiedener. Im Physischen gibt es nach der heutigen Physik und Chemie höchstens drei Urelemente: positive, negative Elektronen und Äther. Welche Fülle des Verschiedenartigsten bietet dagegen das Psychische! Man denke allein an den kaum zu übersehenden Reichtum der Empfindungsqualitäten! Man berücksichtige ferner die Grundarten der Gedanken und Gefühle (wofern man nicht auch noch Strebungen, Willensakte, Wertschätzungen als besondere Arten von Bewußtseinselementen ansieht)! Wie sollte nun ein „Parallelismus" denkbar sein zwischen jener Armut auf der physischen und diesem Reichtum auf der psychischen Seite?

Je kritischer aber die Lage des Parallelismus wird, um so mehr bessert sich die des Dualismus. Wenn weder der Materialismus noch der Parallelismus die Bewußtseinsvorgänge zu erklären vermag, so wird man ein besonderes psychisches Wesen, eine „Seele", als deren Träger zu denken haben, das eine gewisse Beharrlichkeit seiner individuellen Eigenart zeigt und insofern als „Substanz" gekennzeichnet werden kann.

Daß die Seele freilich auch über den Tod hinaus beharrt, ist damit noch nicht erwiesen. Dem angeblich empirischen Beweismaterial gegenüber, das dafür Spiritismus und Okkultismus anbieten, hat sich bisher die wissenschaftliche Psychologie und Philosophie skeptisch, vielleicht allzu skeptisch verhalten. Jedenfalls aber kann sie, sofern sie dem Dualismus recht gibt, die reale Möglichkeit eines Fortlebens der Seele nach dem Tode einräumen, während Materialismus und parallelistischer Monismus diese Möglichkeit von vornherein bestreiten.

II.

Die „Möglichkeit", daß die Seele nach dem Tode fortlebe, räumt — günstigstenfalls — die wissenschaftliche Philosophie ein!

„Ist das alles?" wird mancher enttäuscht denken. „Ist das der ganze Ertrag der langwierigen und subtilen Erwägungen und Gegenerwägungen? Ist das der ganze Trost, den die Philosophie zu spenden hat?"



Mit Verlaub! Es ist nicht die Aufgabe der Philosophie, Trost zu spenden, sondern die Wahrheit zu suchen. Und zu diesem ihrem Dienst an der Wahrheit gehört auch, daß sie nicht mehr behauptet, als sie rechtfertigen kann, daß sie alle ihre Ergebnisse immer wieder dem läuternden Feuer der Kritik aussetzt, und daß sie nicht als gewiß hinstellt, was sie mit ihren Erkenntnismitteln nur als möglich dartun kann.

Indessen, haben wir in unserer bisherigen Erörterung des Problems nicht gerade die Erwägungen beiseite gelassen, in denen der „gesunde Menschenverstand" die überzeugendsten Beweise der persönlichen Unsterblichkeit findet?

Der Mensch, so hören wir da, sehnt sich doch gegenüber all der Flüchtigkeit und Vergänglichkeit des ihn umgebenden Daseins nach einer unvergänglichen, ewigen Existenz; nach all den Leiden und Enttäuschungen seines Erdenlebens erhofft er ein dauerndes, vollkommenes Glück. Sollte dieses, uns allen in der tiefsten Seele wurzelnde Sehnen und Hoffen, das uns die Natur selbst eingepflanzt hat, sollte es eitel und nichtig sein? Ist es nicht diese Hoffnung und dieser Glaube an eine jenseitige Beseligung, die Millionen aufrechterhalten und ihnen allein die Seelenstärke verleihen, ihr freudloses und kummervolles Dasein zu ertragen? Daß aber eine so feste Hoffnung zuschanden werden, daß ein so tröstlicher und segensreicher Glaube irrig sei, das ist undenkbar.

„Undenkbar" — an diesem so viel benutzten Begriff erkennt man besonders deutlich, wie sorglos der „gesunde Menschenverstand" in seinen Beweisführungen mit den Begriffen umgeht. „Undenkbar im echten Sinne des Wortes ist, daß 2×2 nicht $= 4$, daß der Teil größer als das Ganze, oder der Sohn älter als der Vater sei. Das wäre undenkbar, nämlich widersinnig, in sich widersprechend, also dem obersten Gesetz des (wahren) Denkens entgegen. Aber daß eine tiefwurzelnde Hoffnung enttäuscht werde, daß ein fester Glaube sich als falsch herausstelle, das enthält keinen inneren, begrifflichen Widerspruch. Eine „eitle Hoffnung" oder ein „falscher Glaube", diese Begriffsverbindungen sind nicht logisch widerspruchsvoll wie ein „hölzernes Eisen" oder ein „viereckiger Kreis".

Wenn also die unerschütterlichsten Hoffnungen von Millionen Gläubiger sich nicht erfüllen, so wäre das vielleicht recht betrüblich, aber „undenkbar" im wissenschaftlichen Sinne des Wortes wäre es keineswegs. Und daß jener Glaube Unzähligen das Leben erträglich macht und sie in Leid und Gefahr stärkt, das ist psychologisch auch dann wohl verständlich, wenn er eine Illusion ist. Ein fester Glaube ist eben als solcher eine wirksame und unter Umständen biologisch nützliche seelische Macht, ganz gleichgültig, ob er objektiv wahr oder falsch ist. Man denke doch daran, welche gewaltige Rolle Hoffnung und Glaube im Kriege spielen, und wie oft sie durch Lüge und Selbsttäuschung aufrechterhalten werden. Wenn schon Hoffnungen und Überzeugungen, die auf solcher Grundlage aufgebaut sind, sich als seelische Macht erweisen, wieviel mehr werden sie es dann tun, wenn ihnen eine gewisse innere Berechtigung zukommt.

Freilich die innere, ich meine die sittliche, Berechtigung der Unsterblichkeitserwartung ist innerhalb der modernen Philosophie vielfach hart angefochten worden. Man hat gegen sie geltend gemacht, sie entspringe lediglich dem naturhaften Selbsterhaltungsinstinkt und dem egoistischen Glücksver-



langen, die sich beide ins Ungemessene und Ungebührliche steigerten. Nietzsche z. B. hat sich geradezu ereifert über die menschliche Anmaßlichkeit und Selbstüberschätzung, die sich in der „unverschämten Lüge von der personalen Unsterblichkeit" bekundeten.

Aber man hat das innere Recht der Erwartung eines Fortlebens auch aus Forderungen gerade des sittlichen Bewußtseins darzutun gesucht. Das ist insbesondere der Sinn der Kantischen „Postulaten"-Lehre. Daß die Seele unsterblich sei (ebenso daß der Wille frei sei und daß ein Gott existiere), das kann man nach Kant nicht theoretisch beweisen, aber es sind das Forderungen („Postulate") unseres Gewissens, unserer sittlichen Überzeugung (in Kants Sprache: der „praktischen Vernunft").

In ähnlichem Sinne argumentiert man auch heute vielfach: der Anspruch auf Fortleben nach dem Tode und damit auf Höherentwicklung kann völlig den naturhaft-egoistischen Charakter abstreifen, er kann sich damit über das „Bloß-Menschliche" erheben, rein ethischen Inhalt gewinnen. Die sittlichen Forderungen aber erleben wir als etwas weit Bedeutsameres und Wertvolleres als unsere kleinmenschlichen Sehnsüchte und Hoffnungen. Das Gebot der Pflicht tritt uns entgegen wie aus einer höheren Sphäre; im sittlichen Handeln erheben wir uns über den Bereich des Vergänglichen zum Ewigen. Daß aber der Mensch, der solcher Erhebung fähig ist, mit dem Tode gänzlicher Vernichtung anheimfalle: das können wir nicht glauben, wenn anders Vernunft in der Welt ist.

Solche Gedanken sind sehr wohl einer näheren Ausführung fähig, die eindringlich auf das menschliche Gemüt wirkt und es um so leichter überredet, als unser Streben nach Verwirklichung des ethisch Wertvollen, nach Erreichung unserer sittlichen Ideale in dieselbe Richtung weist. Gleichwohl kann dieser ganzen Art der Argumentation eine wirklich objektiv-gültige Beweiskraft nicht zuerkannt werden. Kant war sich dessen auch wohl bewußt, und er hat darum ausdrücklich seinen „Postulaten" die Geltung von theoretisch beweisbaren Sätzen abgesprochen.

Bei näherer Prüfung der angedeuteten Gedankengänge wird man nämlich herausfinden, daß der Nerv des angeblichen Beweises darin besteht, ein Seinsurteil auf ein Werturteil zu gründen: „Nur dann kann ich der Welt Wert (oder ‚Vernunft' — was etwa dasselbe bedeutet) zuerkennen, wenn die Seelen weiterexistieren; also existieren sie weiter."

Dagegen bleibt nun immer die Einrede möglich: „Soweit unsere Erfahrung reicht, zeigt es sich, daß es der Welt ziemlich gleichgültig ist, was wir wertschätzen oder nicht; der Weltlauf bringt vielfach das Wertwidrigste, das Gräßlichste und das Abscheulichste mit sich, und er läßt gar manches unverwirklicht, das wir als wahrhaft wertvoll aufs innigste ersehnen oder erstreben. Wenn die Welt derart ist im Bereich meiner Erfahrung: wer verbürgt mir, daß sie jenseits desselben anders sein sollte?!"

Angesichts dieses „Für" und „Wider" bleibt eine verschiedene Stellungnahme zu dem Unsterblichkeitsproblem logisch zulässig und psychologisch möglich.

Vorwiegend verstandesmäßig und kritisch veranlagte Menschen werden es dabei bewenden lassen, daß die Seele vielleicht den Tod überdauere. Sie werden diesem „Vielleicht" aber keine maßgebende Bedeutung für ihre Welt- und Lebensanschauung beimessen. Sie können ja sehr wohl den inneren Wert und die verpflichtende Kraft sittlicher



Ideale in sich erleben und können versuchen, ihr Leben dadurch wert- und sinnvoll zu gestalten, daß sie an der Verwirklichung dieser Ideale besonnen und ausdauernd arbeiten.

Trübe Erfahrungen bei solcher Arbeit und das Bewußtsein, wie beschränkt alles menschliche Können sei, wird dieser heroischen Selbstbeschränkung auf einen ethischen Idealismus leicht einen Zug schmerzlicher Resignation einprägen, ja ihn wohl gar in lähmenden Pessimismus umschlagen lassen.

Darum werden viele — besonders Gefühls- und Willensmenschen — lieber die bejahende Antwort auf unser Problem sich zu eigen machen, die auch die Religionen unseres Kulturkreises uns empfehlen.

Man kann den tiefsten Kern dieser Religionen in der Überzeugung finden, daß die Wirklichkeit schließlich doch einen unvergänglichen positiven Wert haben oder ergeben müsse. So wird der religiöse Mensch — trotz klaren Bewußtseins von den engen Grenzen theoretisch-metaphysischer Erkenntnis und Beweisführung — dennoch erklären: „Ich habe zu der Welt das Zutrauen, daß sie letzten Endes so beschaffen sein muß, oder sich wenigstens so entwickeln wird, wie es meinem tief-inneren Bedürfnis nach Wert entspricht. Dazu gehört aber auch ein Fortleben der Seele, und ich lasse mir den Glauben daran nicht rauben. Er allein gibt mir innere Stärke im Leid und im Mißlingen und Kraft zum ausdauernden und opferwilligen sittlichen Handeln."

Meist wird sich dieser Glaube an die Unsterblichkeit mit dem an die Existenz eines göttlichen Wesens verbinden, von dem erwartet wird, daß es die innerhalb der Erscheinungswelt gähnende Kluft zwischen Wirklichkeit und Wert schließlich überwinden und eine schlechthin wertvolle Gestaltung des Seienden herbeiführen werde.

Insofern aber der religiöse Mensch sich berufen fühlt, durch sittliches Handeln an der Verwirklichung des göttlichen Weltenplanes mitzuarbeiten, kann er sehr wohl an den praktischen Aufgaben des Gemeinschaftslebens mit den ethischen Idealisten zusammenwirken, die für ihre Person die tröstliche Zuversicht jenes Glaubens nicht zu teilen vermögen.

Die Fortsetzung von Diltheys Leben Schleiermachers.

Von H. Mulert.

Am 21. November 1918 sind 150 Jahre vergangen, seit Schleiermacher geboren wurde. Seine Hauptbedeutung liegt auf dem Gebiete der Theologie; daneben hat er als Philosoph und Philolog Hervorragendes geleistet. Was ihn aber uns in der Gegenwart wieder besonders nahebringt, ist sein Wirken für Deutschlands Erneuerung in der Zeit der Not vor 100 Jahren. Allerdings ist, was er als vaterländischer Prediger, als politischer Schriftsteller, als Lehrer der akademischen Jugend und Berater und Mitarbeiter der leitenden Staatsmänner in jenen Jahren geleistet hat, immer nur kurz dargestellt worden. Die eingehendste vollständige Darstellung seines Lebens ist heute noch die von dem Heidelberger Theologen Schenkel vor einem halben Jahrhundert gegebene. Daß also gerade ein so vielseitiger Mann wie Schleiermacher, der doch keineswegs nur Gelehrter war, sozusagen viel ungünstiger dasteht als



ein so abstrakter Denker wie Hegel, hat einen ganz bestimmten Grund: durch das Buch und den Mann, dem die Schleiermacher-Forschung ihre wertvollste Förderung verdankt, ist sie zugleich in gewissem Sinne gehemmt worden, unabsichtlich, aber tatsächlich. 1870 lag der erste Band von Diltheys Leben Schleiermachers fertig vor; eine erste Lieferung war bereits einige Jahre vorher erschienen. Im Unterschied von Schenkel hatte Dilthey den ganzen handschriftlichen Nachlaß Schleiermachers benutzen können. Die Anfang der sechziger Jahre gedruckte Briefsammlung (Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. 4 Bände. Berlin, G. Reimer) enthält viele charakteristische und wertvolle Stücke noch nicht. Auch die wissenschaftliche Entwicklung Schleiermachers wird durch viele Handschriften, die sich in seinem sorgfältig behüteten Nachlaß finden, in viel hellere Beleuchtung gerückt als durch seine gedruckten Worte.

Aber nicht bloß deshalb erwartete man mit Spannung die Fortsetzung von Diltheys Buch. Ebenso auch deshalb, weil hier wirklich ein biographisches Meisterwerk vorliegt. Über Psychologie und Geschichte, über die Aufgabe des Biographen, über die Möglichkeit, geistiges Leben zu verstehen und nachzuerleben, über die Mittel, es darzustellen, hat kaum ein anderer Denker neuerer Zeit so anhaltend und erfolgreich nachgesonnen wie Dilthey. Und seine Größe auf diesem Gebiet wurde eben deshalb so allgemein anerkannt, weil er nicht nur Programme und Parolen ausgab, Theorien aufstellte, wie man es machen müsse, sondern jenes Werk hingestellt hat, das bei aller Vielseitigkeit der darin beschriebenen Beziehungen doch ein Werk aus einem Gusse war, bei aller wissenschaftlichen Genauigkeit doch ein Kunstwerk der Darstellung und Nachschöpfung. Die Aufsätze über Lessing, Goethe, Novalis und Hölderlin, die er später mit wertvoller Einführung unter dem Titel: „Das Erlebnis und die Dichtung" (bei B. G. Teubner, Leipzig, eine neue Auflage erscheint demnächst) herausgegeben hat, sind in viel weitere Kreise gedrungen als seine Einleitung in die Geisteswissenschaften (1883, bei Duncker & Humblot, Leipzig); die wertvollste Veranschaulichung seiner Gedanken über das Wesen geschichtlichen Verständnisses bleibt doch jene ausführliche Biographie Schleiermachers.

Alle folgende Schleiermacher-Forschung mußte auf ihr beruhen, sich mit ihr auseinandersetzen; in keinem wesentlichen Punkte hat sie bisher einer Berichtigung bedurft. Wenn die neue Auflage dieses ersten Bandes vorliegt, wird man sehen, das Dilthey zwar nicht wenige Einzelheiten verändert, hier und da Ergänzungen vorgenommen hat, das Gesamtbild jedoch durchaus das gleiche geblieben ist. Wenn nun von 1870 an alle, die über Schleiermacher arbeiten wollten oder auch nur ihn studierten, auf die Fortsetzung von Diltheys Werk warteten, so mußte es freilich um so bedauerlicher sein, daß diese immer länger auf sich warten ließ. Es machte sich geltend, daß Dilthey, dessen poetische Begabung auch seine wissenschaftlichen Arbeiten so reizvoll macht, eben die Arbeitsweise eines Dichters hatte. Wie die Romantiker, für deren Wesen er besonders feines Verständnis zeigte, ihre größtangelegten Dichtungen haben Fragmente bleiben lassen, Novalis den Ofterdingen, Brentano die Romanzen vom Rosenkranz, Arnim die Kronenwächter, so hat Dilthey weder von der Einleitung in die Geisteswissenschaften noch

vom Schleiermacher den zweiten Band fertiggestellt. Immer und immer wieder verhieß er in Gesprächen baldiges Erscheinen, immer und immer wieder arbeitete er an der Biographie Schleiermachers und ließ seine Schüler dafür arbeiten. Noch in seinem hohen Alter hat ihn der Plan beschäftigt; dann ist er darüber hinweggestorben, vor nunmehr sieben Jahren. Aus seinem Nachlaß werden seine gesammelten Schriften herausgegeben, von denen bisher ein stattlicher Band erschienen ist: Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation, namentlich Diltheys berühmte Aufsätze aus dem Archiv für Geschichte der Philosophie enthaltend. Das Erscheinen der anderen wird durch den Krieg verzögert. Auch darauf, daß die Fortsetzung vom Leben Schleiermachers bald herauskomme, ist nicht zu rechnen. Der 150. Geburtstag Schleiermachers soll aber nicht vorübergehen, ohne daß ich den Verehrern Schleiermachers und denen Diltheys kurz berichte, was vorliegt und was zu erwarten ist. Daß solcher Bericht nicht schon längst gegeben wurde, ist im bisherigen Gang der Sache begründet: als nach Diltheys Tode der Nachlaß geordnet worden war, haben darüber, wer die Durchsicht seiner Handschriften zur Fortsetzung des Schleiermacher-Buchs übernehmen sollte, Verhandlungen mit verschiedenen stattgefunden. Als ich 1914 die Aufgabe endgültig übernommen hatte, brach der Krieg aus, der mir zunächst andere Verpflichtungen auferlegte. So konnte ich erst 1916 an diese Arbeit gehen, die seit ungefähr einem Jahr im wesentlichen abgeschlossen ist; jedoch wird der Druck sich, wie gesagt, voraussichtlich noch länger hinziehen.

Die Menge der Vorarbeiten ist groß, die sich in Diltheys Nachlaß zur Fortsetzung seines Schleiermacher-Buches fanden. Einiges ist überholt, z. B. die sehr umfänglichen Materialsammlungen zur Geschichte der kirchlichen Kämpfe in Preußen von 1815 bis etwa 1829 durch das inzwischen erschienene Buch von Erich Foerster über die Entstehung der preußischen Landeskirche in der Zeit Friedrich Wilhelms III. Bei manchen Partien wiederum mußte man, obwohl Dilthey hier über Vorarbeiten hinausgekommen ist und zusammenhängenden Text niedergeschrieben oder diktiert hat, doch zweifeln, ob er ihn für druckreif erachtet haben würde. Er hat an dem, was er herausgab, stets bis zum letzten Augenblick gefeilt. Oft ist die Verlegenheit auch die, daß mehrere Bearbeitungen desselben Stoffs nebeneinander vorliegen, was bei einem sich durch Jahrzehnte hindurchziehenden Studium sehr begreiflich ist. Nicht selten hat Dilthey geistvolle Gedanken auch mehr nur hingeworfen, unterwegs Ideen zur Einleitung eines neuen Kapitels aufgezeichnet, zu der dann aber jede Fortsetzung fehlt. Zu entscheiden, was gedruckt werden solle, inwieweit Stücke,, die sich dem Zusammenhang nicht zwanglos einfügen, als Anhang oder Beilagen zu geben sind, war unter diesen Umständen oft nicht einfach. Zwischen Diltheys Testamentsvollstrekker, dem Grafen Yorck von Wartenburg, denjenigen Schülern Diltheys, die er hat Schleiermacherstudien machen lassen und deren Rat mir bei meiner Arbeit von Wert war, und mir bestand Übereinstimmung darin, daß meine Aufgabe nur redaktionell sei. Es galt, möglichst pietätvoll und konservativ zum Druck zu bringen, was druckreif ist; im einzelnen werde ich mich über die Grundsätze, die ich hierbei befolgte, in der Vorrede des Werkes genauer ausspre-



chen. Ob von mir oder einem anderen später diejenigen Stücke der Lebensgeschichte Schleiermachers, die Dilthey nicht geschrieben hat, dargestellt werden, ist eine Frage für sich. Diltheys Werk hat Anspruch darauf, rein als sein Werk vor die Nachwelt zu treten, und kein Verständiger wird, was Dilthey geleistet hat und was wir seiner besonderen Begabung für die Aufgabe als Biographen danken, von einem von uns Jüngeren erwarten; jeder billig Denkende wird, was einer von uns etwa über Schleiermacher schreibt, und Diltheys Arbeit klar auseinanderhalten.

Nun aber die Hauptfrage: was liegt von Diltheys Hand vor? Was wird veröffentlicht? Wer erwartet hat, daß Dilthey das Werk zum Abschluß gebracht habe, und daß solch vollständiges Werk baldigst gedruckt werde, der wird freilich nicht zufrieden sein. Aber das Maß dessen, was druckreif ist und, sobald die Umstände es erlauben, gedruckt werden soll, ist wahrlich nicht gering. Ich schätze den Gesamtumfang dieser Stücke auf nicht viel weniger als den ersten Band des Werkes (der etwa 700 Seiten großen Formats enthielt, 540 Seiten Text und als Beilagen die wertvollen „Denkmale der inneren Entwicklung Schleiermachers"). Die Fortsetzung hat Dilthey so angelegt, daß er zwei weitere Bände schreiben wollte, einen über Schleiermachers weitere Lebensgeschichte — der erste Band reichte nur bis 1802, bis zu Schleiermachers Weggang von Berlin nach Stolp — und einen über Schleiermachers System. Von Band II, der Schleiermachers Lebensgeschichte von 1802 an darstellen sollte, liegen größere Stücke über Schleiermachers stolpische und hallische Zeit vor, aber fast nichts über die ganze lange zweite Berliner Zeit. Schleiermacher ist 1807 wieder nach Berlin gekommen und bis zu seinem Tode, länger als ein Vierteljahrhundert, hier geblieben; diese Zeit gab ihm ein erheblich weiteres Wirken, als es ihm je vorher möglich gewesen war. Wie Dilthey sie uns nicht mehr geschildert hat, so ist auch, was zur stolpischen und hallischen Zeit vorliegt, nicht vollständig, es fehlt z. B. die Würdigung der Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre, die Schleiermachers erstes großes, streng wissenschaftliches Werk sind und in Stolp entstanden. Dafür ist anderes, z. B. die Schilderung der damaligen hallischen Zustände, ungemein reizvoll, und einiges, wie die Darstellung des Wirkens, das Schleiermacher als vaterländischer Prediger entfaltete, wird gerade deutschen Lesern unserer Tage besonders zu Herzen sprechen.

Sehr viel umfänglicher ist, was zum dritten Bande vorliegt, zur Darlegung von Schleiermachers System, und wir haben hier einen Ersatz für vieles, was bei der Schilderung von Schleiermachers zweiter Berliner Wirksamkeit zu erwarten gewesen wäre. Bei einigen Stücken, die offenbar aus älterer Zeit stammen, mochte zweifelhaft sein, ob Dilthey sie unverändert hätte drucken lassen. Es ist auch hier vieles nur fragmentarisch. Immerhin finden sich so ausführliche Analysen von Schleiermachers Ethik und Dialektik, daß man sagen muß: sie ungedruckt zu lassen, würde um so weniger erlaubt sein, als wir von Schleiermachers System keine gute ausführliche Darstellung von anderer Hand haben; ein solches Buch hat ja eben deshalb niemand geschrieben, weil jedermann auf Fortsetzung und Abschluß von Diltheys Werk wartete.

Fragt man, warum wohl Dilthey vierzig Jahre verstreichen ließ, ohne



diese Fortsetzung ganz zustande zu bringen, so liegt es nahe, neben andern Gründen anzunehmen, daß ihn der spätere Schleiermacher nicht mehr so interessiert hat wie der junge, der die Reden und Monologen schrieb. Das mag der Fall gewesen sein; immerhin hat Dilthey doch viel Arbeit daran gesetzt, das System, das manche komplizierte Vermittlung in sich schließt, darzustellen, und dieses System ist ja von Schleiermacher wesentlich erst in seinen späteren Jahren ausgebildet worden. Mag Schleiermacher die originellsten und bedeutsamsten Gedanken schon früh gehabt haben, so hat er dafür im Laufe der Jahre manche Einseitigkeit vermeiden gelernt. Er ist wahrlich nicht nur älter, sondern auch reifer geworden. So bleibt es bedauerlich, daß Dilthey nicht dazu gekommen ist, seine schöne Biographie abzuschließen; aber wir wollen uns freuen, daß immerhin noch wertvolle Bruchstücke zur Veröffentlichung kommen sollen. Viele werden Freude daran haben.

Nachrichten und Mitteilungen.

Die Entstehung des Nordischen Institutes an der Universität Greifswald.

Es war der preußische Kultusminister v. Trott zu Solz, der Ende Januar 1917 eine Denkschrift[1]) über die Förderung der Auslandsstudien an den Hochschulen Deutschlands dem Abgeordnetenhause überreichen ließ. Man darf wohl sagen, daß alle Universitäten Deutschlands mit und ohne direkten Zusammenhang mit der hier gegebenen Anregung irgendwie dieser Forderung unserer Zeit Rechnung getragen haben. In Preußen wurde die Arbeit, nach Kulturkreisen gesondert, vom Königlichen Unterrichtsministerium auf die Universitäten verteilt und das nordische Gebiet Greifswald zugewiesen. Infolge davon haben schon seit Sommer 1917 hier vorbereitende Verhandlungen über die Gründung eines Nordischen Instituts stattgehabt. Die Berufung des Professors v. Unwerth an die hiesige Universität gab dem werdenden Institut einen persönlichen Mittelpunkt. Vorlesungen aus dem Gebiet der nordischen Völker nahmen ihren Anfang. Mit der am 22. April d. J. vom Kultusminister vollzogenen Ernennung des aus fünf Professoren der Universität bestehenden Vorstandes und der am 21. Juni geschehenen Genehmigung der vom Vorstande entworfenen Satzungen und Geschäftsordnung wurde das Institut eine Tatsache. Am 5. Juli konnte es zum erstenmal seinen Lehrkörper satzungsgemäß versammeln und dann im Vorlesungsverzeichnis für diesen Winter seine Tätigkeit als die einer besonderen Größe im Verbande unserer Universität ankündigen. Die erste Jahresversammlung des Instituts am 4. Oktober durfte unter diesen Umständen als seine feierliche Eröffnung gelten. Freundliche Teilnahme der Gesandten der vier nordischen Mächte in Berlin, Telegramme aus Lund und Gothenburg und Besuch aus Dänemark und Schweden zeichneten sie aus.

Der Gegenstand der Arbeit des neuen Instituts sind die vier nordischen Staaten Schweden, Norwegen, Dänemark (Island) und Finnland als eigenartige Ausprägungen der Menschheitskultur oder hier vorwiegend der germanischen Kultur, wobei Verwandtschaft und Unterschied gegenüber der unseren für uns von gleich großer Bedeutung sind. Die staatliche und rechtliche Ordnung dieser Länder, ihre politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, ihre völkische Eigenart, ihr religiöses und sittliches Denken, ihr künstlerisches Schaffen, ihre Wissenschaft und ihre Schönliteratur, alles auf dem Grunde der natürlichen Voraussetzungen bis zum geologischen Werden ihres Erdbodens, sollen erfaßt werden. Als Schlüssel zu ihrem geistigen Wesen gelten uns ihre Sprachen, von denen zu hoffen ist, daß sie in weit höherem Maße als bisher Gemeingut unserer Gebildeten im nördlichen Deutschland östlich der Elbe werden. Alle gebildeten Nordländer verstehen Deutsch und wissen unsere Kultur sich zunutze zu machen. Unser germanisches Wesen kann nur gewinnen,

1) In dieser Zeitschrift mitgeteilt, Jahrg. 1917, Sp. 513—532.



wenn auch wir ihre Kultur in unseren Bereich ziehen und ihnen dabei nicht nur als Menschen, sondern auch als Stammesverwandte näher treten. Wir laufen damit niemandem nach, aber wir sind der Überzeugung, daß nicht der ein Charakter ist, der nur er selbst sein will, sondern wer es versteht, sich anderen zu erschließen und dann im Geben und Nehmen nicht sich zu verlieren, sondern reich zu werden. Zu solchem charakterlichen Handeln ruft das Nordische Institut die Kommilitonen, und wir vertrauen, daß eine wachsende Beteiligung der Kollegen aller Fakultäten dem Institut ermöglicht, seiner weiten Aufgabe in steigendem Maße gerecht zu werden.

Kein wissenschaftliches Institut kann arbeiten ohne eine Lehrenden und Lernenden offenstehende Büchersammlung, welche den Zutritt zu der Kulturwelt seines Bereiches eröffnet. Unter freundlicher Mitwirkung der Universitätsbibliothek ist der Institutsvorstand bemüht gewesen, zunächst mit den Mitteln, welche das Königliche Ministerium zur Verfügung stellte, den nötigsten Grundstock zu schaffen. Eine wichtige Unterstützung unserer Aufgabe war, daß die hiesige Geographische Gesellschaft ihre Sammlung nordischer Literatur uns leihweise überwies und daß das Entgegenkommen des Geographischen Instituts die Gewinnung größerer Räume in dem Hause Domstr. 14 möglich machte, als sie uns sonst hätten zugewiesen werden können.

Aber das Institut hat auch außerhalb Greifswalds Freunde zu verzeichnen, welche durch Schenkung von Büchern unsere Bibliothek bereichert haben. Genannt seien vor allem das Königlich Schwedische Ministerium des Auswärtigen und das Königlich Schwedische Kultusministerium, die Königliche Bibliothek, das Statistische Bureau und die Lithographische Anstalt des Generalstabs in Stockholm, die Königliche Universitätsbibliothek in Upsala, das Statistische Bureau in Kristiania, die Königliche Bibliothek in Kopenhagen, der Schwedische Touristenverein in Stockholm, Professor Lundström in Gothenburg, Professor Axel Kock und die Dozenten von Sydow und Axel Lindquist in Lund, Professor Noreen in Upsala, Professor Kaarle Krohn in Helsingfors, die Buchhandlungen P. A. Norstedt & söner und Hugo Geber in Stockholm, C. W. K. Gleerup in Lund, Kammermeyer in Kristiania. Da der Stand der deutschen Valuta den Ankauf von Büchern in den nordischen Staaten erheblich erschwert, wird die dargebotene Hilfe um so wertvoller. Die Dankbarkeit des Instituts ist aber besonders groß, weil es in diesen Schenkungen eine ermutigende Anerkennung der Bedeutung seiner Aufgabe sehen darf.

Der Institutsvorstand war sich dessen bewußt, daß diese Aufgabe nicht gelöst werden kann ohne die Mitwirkung von Vertretern der nordischen Kultur und den persönlichen Verkehr mit ihnen. Seine Mitglieder haben deshalb es für einen wichtigen Teil ihrer Aufgabe erachtet, solche Beziehungen herzustellen und zu pflegen. Professor v. Unwerth hat seine alten Verbindungen mit den Forschern seines Gebietes unter diesem Gesichtspunkt fortgeführt und erweitert, Prof. Coenders ging nach Lund und Kopenhagen, um dort im Sinne des Institutes tätig zu sein, Professor Braun besuchte Stockholm, Kristiania und Kopenhagen in der gleichen Absicht, und der Direktor des Instituts hat auf zwei Reisen in Stockholm, Upsala, Gothenburg und Lund die Sache des Instituts vertreten. Er hatte eben jetzt bei dem 250jährigen Jubelfest der Universität Lund als Abgesandter der Universität Greifswald auch Gelegenheit, vor einer glänzenden Versammlung von Vertretern aller vier nordischen Reiche zu betonen, daß unser nordisches Institut ein Feld sein wolle, auf dem sich nordische und deutsche Wissenschaft begegnen, und der schwedische Kronprinz hat, im Einklang mit seiner Überzeugung, daß den Vertretern der Wissenschaft bei der Heilung der Schäden der durch den Krieg zerrissenen Menschheit eine wichtige Aufgabe zufalle, ihm gegenüber ausgesprochen, daß die Bestrebungen des Nordischen Instituts seinen vollen Beifall haben. Und in der Tat, seine Arbeit im deutschen Interesse erhält eine menschheitliche Bedeutung und wird in höherem Grade zur sittlichen Pflichtübung, wenn sie bewußt und mit klarem Wollen unter diesen Gesichtspunkt tritt. Es darf dann mit dem guten Gewissen dessen, der nicht nur sich selbst sucht, seine Hand nach allen denen ausstrecken, die im Vaterlande und in allen vier nordischen Reichen an dieser großen Aufgabe mitarbeiten wollen. Es sei nicht vergessen, daß ein Schwede, Professor Lundström von der Hochschule in

Gothenburg, der erste war, der in der Mitte des Instituts erschien, um an seiner Arbeit teilzunehmen, und daß wiederum ein Schwede, Herr Reichsantiquar Professor Montelius, willig geworden ist, unser erstes Jahresfest durch einen Vortrag über die Herkunft der Germanen zu weihen und auf diese Weise beim ersten öffentlichen Auftreten des Instituts sein Pate zu werden. Erfreulich sind aber auch die Zusicherungen aus Norwegen, Dänemark und Finnland, die uns dessen vergewissern, daß Schweden im Kranze der nordischen Staaten nicht allein steht. Was das Institut tun will, ist die bescheidene und stille Arbeit der Forschung und Lehre. Aber willkommen ist jede Handreichung, die ihm dabei hilft, und wenn es in so schwerer Zeit, wie diese Tage für Deutschland sind, eine Bedeutung beanspruchen darf, so wird sie in zwei Richtungen liegen. Die Errichtung des Nordischen Institutes ist ein Zeugnis einmal dafür, daß wir Deutschen nicht gewillt sind, wie auch die Machtverhältnisse der Welt sich gestalten, uns nur im Reiche des Übersinnlichen zu bewegen, wie unsere Feinde es wohl wünschten, aber auch dafür, daß nicht wir es sind, die die Menschheit in zwei sich befeindende Lager zerreißen, und daß wir das nach Gottes Willen Mannigfaltige zwar nicht gleich machen, aber vereinen wollen. Nicht das blutige Schwert, sondern Geistesmacht bringt diese Vereinigung. Was auch immer das Nordische Institut der Universität Greifswald leisten wird, ob viel oder wenig, in dieser Richtung muß und wird es liegen.

Greifswald, Oktober 1918.

Prof. D. Dr. D. Gustaf Dalman.

Karl Lamprecht, Kindheitserinnerungen.

Meine Erinnerungen an Schulpforta zeigen mir Karl Lamprecht etwa an einem schönen Sommerabend an seinem Primanerpult über einen Band von Schnaases Geschichte der bildenden Kunst gebeugt, im Hintergrund die volle Laubkrone der alten Kastanie im Primanergarten, oder in der Freistunde inmitten seiner Freunde, deren Reihe die Breite eines Alleewegs im Schulgarten einnimmt, lebhaft redend; lauter Schüler, ungewöhnlich begabt, sehr fleißig, sehr „gesetzlich", über die man am Halbjahrsschluß, wenn im „Betsaal" vor versammeltem Coetus über jeden einzelnen vom Klassenleiter im Namen der „Synode" Gericht abgehalten wurde, viel Gutes und nur Gutes hören konnte. Doch erinnere ich mich nicht, daß der damals blaß und etwas kränklich aussehende Lamprecht unter uns eine Rolle gespielt hätte. Da er durch seine Leistungen *in literis* hervorragte, auch Privatstudien trieb, die von den Wegen des gemeinen Alumnus ablagen, hatte man im stillen allerhand Respekt vor ihm, daß er uns aber „imponiert" hätte, wie etwa Erich Schmidts sieghafte Jugendgestalt, wüßte ich nicht. Er war Famulus beim Rektor W. Herbst, dessen Geschichtsstunden als etwas ganz Eigenartiges aus dem Rahmen unseres Unterrichts herausfielen und die Lamprecht wohl nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben. Er hing an der *Alma mater*. Auf ihrem Friedhof hat er sich seine letzte Ruhestätte erwählt. In seinen „Kindheitserinnerungen"[1]) spricht er von seiner Vorliebe für Kirchhöfe. Dieser Friedhof am Fuße des bewaldeten Knabenberges, der sich hart an der großen mitteldeutschen Verkehrsstraße weltabgeschieden hinter den Klostermauern unter dem Frieden der schönen Zisterzienserkirche birgt, muß ihn gelockt haben, wenn er sich aus der wirbeligen Unruhe des Lebens heraussehnte.

Der nicht mehr große Kreis seiner Mitschüler wird bedauern, daß ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm, ehe er bis zu den Pförtner Jahren in seinen Erinnerungen kam. Sie umfassen nur seine Kindheit, die ersten 10 Jahre seines Lebens, die er in seiner Heimat Jessen an der Schwarzen Elster verbracht hat. Das Städtchen wird uns in einer Fliegeraufnahme vorgeführt. Ein berufener Führer, schildert er uns den alten ostelbischen Kolonialboden und seine Siedelung, in der Deutsche und Wenden einander begegnen, er selbst ein Mischling beider Rassen. In der weiträumigen Landschaft mit ihrem Kulturboden und Ödland, Weinbergen, sandigen Strecken, spärlich bewaldeten Höhen und dem in scharfer Biegung eingeschnittenen Flüßchen mit seinen Reizen und Gefahren bewegt sich der geweckte Junge, immer von einer Phantasie beherrscht, Pflanzen, Tiere, Steine sammelnd, allem Merkwürdigen — und wären es ein Paar alte Schwedenstiefel — lebhaft nachspürend. Das Städtchen mit seinen Bewohnern bietet ein typisches Klein-

1) Gotha, F. A. Perthes 1918.



stadtbild vor 50, 60 Jahren mit ansprechenden, leicht hingesetzten Figuren. Über die alltägliche Umgebung erhebt sich hoch die prachtvolle Gestalt des Vaters, des alten Oberpfarrers, die der Sohn mit besonderer Liebe gezeichnet hat. — Manches an Lamprecht ist mir erst aus diesen Erinnerungen verständlich geworden. Wenn man das dünne Buch aus der Hand legt, fühlt man sich den Herausgeberinnen, seinen Töchtern, zu Dank verpflichtet.

Wilhelm Pfeifer.

Zeitschriftenschau.

Vorbemerkung der Redaktion. Mit vorliegendem Heft beginnen wir eine ständige Übersicht ausgewählter Zeitschriften aus den Gebieten von Wissenschaft, Kunst und Technik. Über eine jede von ihnen soll Heft für Heft in der Art berichtet werden, daß der Angabe des Inhalts der Hefte eine Analyse und Besprechung einzelner Artikel hinzugefügt wird. Beachtenswerte Erscheinungen anderer, nicht fortlaufend behandelter Zeitschriften sollen gelegentlich im Anschluß an den Bericht über diese hervorgehoben werden oder auch in systematisch zusammenfassenden Übersichten, die neben der ständigen Berichterstattung noch in Aussicht genommen sind, ihre Beachtung finden.

Philosophie.

Die Rolle, welche die Zeitschriften auf dem Gebiete der Philosophie spielen, ist ungleich geringer als auf manchen anderen Gebieten, wie etwa in der Medizin. Der Fortschritt der Philosophie hat meist in der Buchliteratur gelegen. Die Zeitschriften stellen mehr einen ergänzenden Sprechsaal dar; insbesondere aber sind sie von unterrichtender Bedeutung. Historische Bedeutung haben von Zeitschriftenarbeiten nur etwa Jugendarbeiten Schellings und Hegels erlangt, die im „Kritischen Journal der Philosophie" ihrer Zeit erschienen. Eine Zeitschrift von gleicher Bedeutung ist erst in unseren Tagen wieder entstanden. Es ist das von Husserl herausgegebene „Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung". Leider hat der Krieg auch auf diese Zeitschrift den Einfluß gehabt, daß im laufenden Jahre von ihr kein neues Heft erschienen ist.

Unter den Zeitschriften, die noch weiter erscheinen konnten, gibt sich als die führende seit dem Beginn ihrer Existenz der „Logos, Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur" (erscheinend im Verlage von I. C. B. Mohr in Tübingen). Die Zeitschrift, welche jetzt im 7. Jahrgang steht, ist von vornherein mit dem Anspruch gegründet worden, nicht ein philosophisches Organ nur für Fachkreise zu sein. Sie erstrebte von Anfang an einen Einfluß auf weitere Kreise. Ihre Ziele waren so weit gesteckt, daß sie sogleich über die Grenzen Deutschlands hinausgriff und eine Einwirkung auf die europäische Kultur überhaupt zu erreichen suchte. Vor Kriegsausbruch erschienen neben der deutschen noch eine italienische und eine russische Ausgabe. Das ganze Unternehmen ist hervorgegangen aus der badischen Kantschule, die sich an die Namen Windelbands und Rickerts knüpft; ohne daß man die Zeitschrift als eine eigentliche Parteizeitschrift bezeichnen kann, trägt sie doch deutlich die Spuren ihrer Herkunft an sich, insbesondere in den kritischen „Notizen" am Ende jedes Heftes.

Die badische Schule war zur Begründung eines Organs für Kulturphilosophie insofern prädisponiert, als in ihren Augen alle Philosophie in erster Linie die Wertprobleme zum Gegenstande hat. Standen freilich auch in den Anfängen dieser Schule die erkenntnistheoretischen Probleme im Vordergrunde (in eigentümlicher Weise umgeformt zu Wertproblemen), so hat sich der Gesichtskreis allmählich doch stark erweitert zur Stellung des Problems einer universellen Theorie der Werte überhaupt. Damit war dann die Berührung der philosophischen Arbeit mit der Totalität der Kultur überhaupt rasch gegeben, und auch in der Zeitschrift steht die Berührung mit der Kultur nicht bloß auf dem Titelblatt.

Auch das gleichzeitige Erscheinen fremdsprachlicher Ausgaben war keine zufällige Sache, es ist vielmehr begründet in der Gesamtlage der Philosophie der Gegenwart. Wie an anderer Stelle in diesem Hefte gezeigt ist, sind die Probleme, an denen heute die philosophischen Köpfe der Kulturvölker arbeiten, in den verschiedenen Ländern die gleichen oder



nahe verwandte, und auch die philosophischen Strömungen in den verschiedenen Nationen stehen in weitgehendem Maße in engen Beziehungen zueinander. Die wechselseitige Kenntnisnahme voneinander und die gegenseitige Beeinflussung, die eine solche gegenseitige Kenntnis zur Folge hat, war so groß, wie sie es ein Jahrhundert lang nicht gewesen ist. Nur weil so enge Beziehungen bereits bestanden, konnte überhaupt der Versuch zu einem Erscheinen des „Logos" in mehrfacher Sprache gemacht werden. Die Namen der Mitarbeiter der bisher erschienenen Bände sind oft von gutem Klang. So erschienen wertvolle Beiträge von Husserl (der vielgenannte Artikel „Philosophie als strenge Wissenschaft"). Rickert (zum System der Werte), Wölfflin, Troeltsch, Natorp, Meinong, Max Weber, Simmel. Von Ausländern seien genannt der gegenwärtig bedeutendste Denker Italiens, Varisco, ferner der Erneuerer des Hegelianismus in Italien, Benedetto Croce. Von Franzosen findet man den Namen Boutroux, der vor dem Kriege manches für die Annäherung französischer und deutscher Wissenschaft getan hat. Ziemlich zahlreich sind russische Mitarbeiter. Es beruht das auf persönlichen Beziehungen der badischen Neukantianer zu jungrussischen Neukantianern, von denen mehrere in Heidelberg studiert haben. Meist handelt es sich um jüngere Mitarbeiter mit noch wenig bekanntem Namen. Von älteren sind vertreten der russische Kadett Struve, der Herausgeber der ehemaligen Zeitschrift Oswoboschdenije (Befreiung), sowie der durch zwei in deutscher Sprache erschienene Bücher bei uns bekannt gewordene Petersburger Philosoph Losskij. Die Zeitschrift hat also wirklich gute Namen aufzuweisen.

In dem letzten Heft [1]) ist von besonderem Interesse eine Arbeit des kürzlich verstorbenen Simmel. Sie bewegt sich auf dem Gebiete seiner Produktion, wo sein Ruf am allgemeinsten anerkannt war, auf dem der Geschichtsphilosophie. Simmel gehört zu den Begründern der Geschichtsphilosophie im Sinne einer Erkenntnistheorie dieser Wissenschaft.

Die ältere Form der Geschichtsphilosophie, wie sie in Hegels Vorlesungen über Philosophie der Geschichte sowie in Lotzes Mikrokosmos vorliegt, war eine „sachliche" Geschichtsphilosophie, die sich mit dem konkreten Inhalt der Menschheitsgeschichte beschäftigte und den „geistigen Gehalt" derselben herauszuarbeiten suchte. Die neuere Form der Geschichtsphilosophie, wie sie eben namentlich von Simmel begründet worden ist, verzichtet darauf; sie hält ein solches Unternehmen nicht für die Aufgabe der Philosophie. Sie meint vielmehr, die Philosophie überschreite damit die ihr gezogenen Schranken. Es gebe keine derartige Philosophie der Geschichte noch neben der positiven Geschichtsforschung. Man wird nun freilich sagen dürfen, daß auch eine inhaltliche Geschichtsphilosophie nicht des Wertes entbehre, mag sie eine Grenzüberschreitung des Philosophen über sein Fachgebiet hinaus darstellen oder nicht, wenn das, was er zu sagen hat, nur entsprechend bedeutend sei. Die Abweisung solcher inhaltlichen Geschichtsphilosophie kommt meist von solchen, die nichts zu sagen haben und sich auch dessen bewußt sind, und sich deshalb gern hinter dem, was sie vor langen Jahren mal im Hörsaal gelernt haben, in Schweigen verbergen. Sei dem, wie es sei, die neuere Entwicklung der Philosophie hat jedenfalls neben die ältere Art der Geschichtsphilosophie noch eine andere, erkenntnistheoretische treten lassen.

Die Leistung Simmels auf diesem Gebiet liegt in der Herausarbeitung des Umfangs der psychischen Aktivität des Historikers gegenüber dem historischen Rohmaterial. Er hat in seinen berühmten „Problemen der Geschichtsphilosophie" gezeigt, daß das historische Verfahren sich von dem einfachen Beschreiben faktischer Gegebenheiten erheblich unterscheidet. Simmel beobachtet den Historiker mitten in der inneren Arbeit und er findet dabei einen erheblichen Grad von dem, was wir auf anderen Gebieten „Produktivität" nennen. Die Form, in der Simmel diese Beobachtungen darstellt, ist durchsetzt mit Termini, die aus der kantischen Philosophie stam-

1) Logos, Bd. VII, Heft 2, 1918 (Heft 1 erschien bereits 1917): Georg Simmel, Die historische Formung. — Otto Braun, Strindbergs Geschichtsphilosophie.— Georg Mehlis, Der synthetische Charakter der Musik. — Hans Ehrenberg, Goethes Testament am Faust ermessen. — Siegfried Kracauer, Über die Freundschaft. — Notizen.



men. Er spricht besonders gern vom historischen Apriori und meint damit die Gesichtspunkte, mit denen der Historiker an das Rohmaterial der einzelnen Überlieferungen, Urkunden, Inschriften, Münzen usw. herantritt, um aus ihnen eine geschlossene Darstellung zu erarbeiten. Ich sagte, es seien Kantische Termini; in der Tat ist es nicht viel mehr, worauf die Verwandtschaft Simmels mit dem übrigen Neukantianismus beruht, denn sein Verfahren ist durchaus psychologisch zergliedernd. Das Apriori, von dem er spricht, ist ein psychologischer Faktor, während das Apriori des echten Kantianismus ein rein logischer Faktor ist. Die Bewunderung, die Simmel von diesem zuteil wird, ist im Grunde illegitimer Art. Der rechte Neukantianer müßte den Simmelschen Gebrauch des Wortes Apriori eigentlich verabscheuen.

Die neue Logosarbeit bietet im Prinzipiellen nichts Neues. Sie nimmt teilweise Gedanken aus dem genannten Buche auf, teilweise fügt sie Weiteres hinzu. Es handelt sich um nebeneinander gestellte Reflexionen über einzelne Seiten der historischen Arbeit, nicht um ein geschlossenes Ganzes, wie schon die Schlußbemerkung erkennen läßt: „Fortsetzung vorbehalten!"

Nach Kant beginnt alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung. Das bestreitet Simmel nicht, aber er hält es für die Zwecke der Geschichtsphilosophie für erforderlich, noch einen Schritt weiter zurückzugehen. Hinter der Erkenntnis liegt noch eine andere Stufe unseres Seins; wir bezeichnen sie als das Leben. Es ist Bergson, der diesen Begriff in die Mitte des Philosophierens gestellt hat, und man fühlt es, daß dieser Denker auch auf Simmel stark gewirkt hat. Das Leben ist auch ihm im Verhältnis zum Erkennen „die von viel breiteren und ganz fundamentalen Schichten vollzogene Antwort unserer Gesamtexistenz auf das Dasein der Dinge". Eine ganze Metaphysik liegt in diesen Worten beschlossen. Wir können ihr hier nicht auf den Grund gehen; es handelt sich auch dabei wohl um eine psychologisch-metaphysische Ausdeutung der Kantischen Lehre von der Affektion des Subjekts durch die Dinge an sich. Simmel erblickt im Leben nun weiter einen, ich möchte sagen, besonderen Aggregatzustand dessen, was man am besten als das rein Logische bezeichnet. Wenn wir irgend einem Gedanken nachgehen, so ist der Inhalt dieses Denkens mit dem Inhalt anderer Akte, wie etwa eines unbedingt sicheren Überzeugtseins von eben diesen selben Gedanken vollkommen identisch; was verschieden ist, ist nur unser Verhältnis zu diesem rein logischen Gehalt. Im ersten Fall denken wir ihn nur, ohne weiter Stellung zu ihm zu nehmen, im zweiten Fall sind wir von ihm überzeugt, was offenbar etwas wesentlich anderes ist. Simmel meint nun, es gäbe eine ganze Reihe von Daseinsformen für diese rein logischen Gehalte. Eine dieser Formen ist die des Lebens. Sie ist von aller Erkenntnis durchaus verschieden. Deshalb ist auch das einfache Geschehen von etwas noch nicht „Geschichte"! Dazu ist eine Umbildung erforderlich. Und das genaue Studium dieser Umbildung ist die Aufgabe der Geschichtsphilosophie.

Vier Hauptpunkte werden uns in dem genannten Logosartikel vor Augen geführt.

Das Wichtigste, was der Historiker mit dem geschichtlichen Geschehen zu tun hat, besteht in einer Zerlegung desselben. Wir greifen bestimmte Gebiete heraus, indem wir etwa eine Geschichte der Philosophie oder der Kunst oder auch eine Biographie schreiben. Die Aufgabe, die das Wort Universalgeschichte uns stellt, ist überhaupt nicht lösbar. Denn es müßte dazu das „allerzeugende Leben der Gattung und der Individuen zum Bilde gestaltet werden, was wir eben nicht können". Simmel sagt nicht, weshalb das Unternehmen mißlingen muß. Man wird in seinem Sinn, wenn auch nicht in seiner nicht nachzuahmenden Terminologie sagen müssen, daß wir so große Tatsachenmassen nicht mit einem Blicke zu überschauen vermögen. Wir verlieren die einen Fäden aus dem Auge, wenn wir andere betrachten, während gerade alle gleichzeitig im Auge behalten werden müßten. In der Tat besteht eine solche Schwierigkeit. Wir können nicht gleichzeitig das Geschehen in China, Indien, Assyrien, Ägypten, Griechenland, Italien, Peru, Mexiko usw. verfolgen. Aber es muß sofort hinzugefügt werden, daß auch eine eigentliche allgemeine Religionsgeschichte oder Kunstgeschichte nicht möglich ist. Wie in den „Weltgeschichten" nacheinander Kapitel über China, Mesopotamien, Ägypten usw. folgen, so ist es doch auch in den Kunst-

geschichten nicht anders. Selbst Architektur und Malerei werden nacheinander kapitelweise abgehandelt. Die Schwierigkeit erstreckt sich also noch viel weiter, als Simmel zu meinen scheint. Umgekehrt kann sie in gewissen Grenzen aber auch im ganzen überwunden werden, wie sie auf den einzelnen Gebieten überwunden wird. Wie man sich nach hinreichend sorgfältigen Einzelstudien ein gewisses momentanes Gesamtbild von einer Zeit nach der Gesamtheit ihrer Kultur machen kann, so kann man schließlich auch einen gewissen Gesamtblick auf die Menschheit überhaupt in einer bestimmten Zeit tun. Ich möchte in der Fähigkeit zu solchen synthetischen Blicken geradezu einen wesentlichen Zug historischer Begabung erblicken. Die psychologischen Fakta, um die es sich dabei handelt, sind freilich noch wenig bekannt. Es handelt sich um das gleichzeitige Gegenwärtigsein einer großen Masse von Vorstellungen in eigentümlich verdichteter Gestalt, auch zum Teil in nur halb bewußter Weise. Nur in Augenblicken, wo die Psyche so vieles gleichzeitig zur Verfügung stellt, ist historische Arbeit eigentlich bedeutend und mehr als Handwerkertum. Aber selbstverständlich behält Simmel recht insofern, als es sich in allen Fällen um eine Auslese aus dem vergangenen Geschehen handelt. Und auch darin behält er recht, daß die Seinsform, die die logischen Gehalte in der „Geschichte" annehmen, von der des Lebens eine völlig verschiedene ist, wennschon sie Produkte des Lebens bleiben. Es ist das im Grunde nur die nicht infolge abstruser philosophischer Verdunkelungsneigung, sondern auf Grund der philosophischen Verwunderung über das Wunderbare des fortwährend Stattfindenden in etwas feierlicherer Terminologie zum Ausdruck gebrachte Tatsache, daß es nicht nur das Leben, sondern für den Menschen auch ein Wissen vom Leben gibt. Die Inhalte beider sind identisch; das Leben und das Wissen selber aber sind verschieden. Bemerkenswert ist die Feststellung, daß die Auswahl jener Reihen von Geschehnissen durch den Historiker so erfolgt, daß jeder spätere Punkt durch die früheren erklärt wird. Der Historiker wählt in der Tat recht oft „von rückwärts" unter den Ereignissen die „wichtigen" aus.

Der Herauslösung von Reihen aus der geschichtlichen Totalität, die in solcher Isolation im Leben niemals vorhanden sind, steht gegenüber die Notwendigkeit der Herstellung einer Einheit durch den Historiker. Mit der bloßen Zusammenstellung einzelner fragmentarischer Tatsachen ist uns nicht gedient, sie ist noch keine „Geschichte". Dem lebenden Individuum gegenüber erfassen wir die Totalitätseinheit seiner Persönlichkeit in intuitiver Gestalt. Simmel geht sogar so weit, daß er an eine Art von Wirkungssphäre des Individuums glaubt, die sich über die physischen Grenzen seines Körpers hinauserstreckt; anders erscheinen ihm die Phänomene unmittelbarer Sympathie und Antipathie wie des faszinierenden Eindrucks mancher Menschen nicht verständlich. (Man denkt dabei unwillkürlich an gewisse Berichte über bestimmte angebliche Phänomene bei sogenannten Medien; es entzieht sich indessen meinem Wissen, ob Simmel von diesen Dingen Kenntnis gehabt hat.) Der Historiker ist nicht in der Lage, eine solche unmittelbare intuitive Erfassung der ihn beschäftigenden Personen zur Verfügung zu haben. Er muß von den einzelnen Fragmenten der Überlieferung ausgehen und die Einheit der Person hinter ihnen erst nachträglich herstellen. Es ist die Funktion der „Ganzheitsbildung", die hier wie auch dem geschichtlichen Verlauf im großen gegenüber in Wirkung zu treten hat. Als Musterbeispiel führt Simmel den 5. Band der Römischen Geschichte Mommsens an, wo aus dem historischen Rohmaterial in nicht zu übertreffender Weise eine Einheit hergestellt ist. Mommsen selbst spricht von „Phantasie". Die scheinbare Übermenschlichkeit, die manchen historischen Personen zu eigen ist, wird von Simmel geradezu auf den dürftigen Charakter der Überlieferung zurückgeführt, die nicht mehr die menschliche Totalindividualität erkennen läßt.

Der dritte Punkt, den er aus dem Schaffensprozeß des Historikers heraushebt, betrifft den Begriff der Zeit. Seit Augustin in seinen Konfessionen den wunderbaren Charakter der Zeit in ergreifender Weise geschildert hat, ist sie immer wieder in ihrer Rätselhaftigkeit empfunden worden. Hier hat man geistvolle Bemerkungen eines unserer espritreichsten Denker aus der unmittelbaren Gegenwart über die Zeit, vom Standpunkt der Reflexion über die Arbeit des historischen Forschers.



An vierter Stelle untersucht Simmel dann noch etwas näher den Begriff des Zustandes in seiner Bedeutung für die geschichtliche Forschung. In noch höherem Maße als andere Begriffe erscheint ihm dieser Begriff als eine künstliche Schöpfung des Historikers, denn das Leben zeigt nur den Fluß des Geschehens. Der Geschichtsschreiber dagegen unternimmt „die Verwandlung des absoluten und kontinuierlichen Nacheinander der Ereignisreihe, des stauungslos fließenden Erlebens in ein Bild, das einerseits eine gewisse rahmenhafte Geschlossenheit zeigt, andererseits eine Nebeneinanderordnung von Elementen und Aufhebung ihres Eingestelltseins in den Zeitstrom". Bei dieser Gelegenheit kommt die Verwandtschaft der historischen Arbeit mit dem ebenfalls auf Einheit gerichteten künstlerischen Schaffen zur Erörterung.

Im ganzen ist zu sagen: auch diese Arbeit zeigt wieder den ganzen Simmel, einen Denker, der die Rätselhaftigkeit der Welt und unserer menschlichen Existenz mit großer Stärke empfand. Die Gedanken, die er entwickelt, tauchen die trivialsten und deshalb meist unbeachtet bleibenden Tatsachen in diese allgemeine Problematik tief ein. Im einzelnen würde über manches zu streiten sein. Ich finde bei ihm eine Neigung, die Produktivität des Historikers etwas zu übertreiben. Die Tatsache, daß der Historiker überall nach der „Wirklichkeit" sucht, kommt nicht genügend zur Geltung. Hin und wieder wird man geradezu an Lotze erinnert, der auch Tatbestände wie die Ähnlichkeit, die Gleichheit u. ä. als Schöpfungen unseres Geistes angesehen wissen wollte, während es sich offenbar um Eigenschaften der Wirklichkeit selbst handelt, wenn auch um „Eigenschaften höherer Ordnung", die sich auf den unmittelbar durch die Sinne gegebenen erst aufbauen. Die Ähnlichkeit zweier Dinge ist ja nicht selbst wieder ein Gesichtsinhalt von der Art, wie es Rot und Orange sind, sondern in ihnen gegeben. —

Eine Zeitschrift von ausgesprochen katholischer Tendenz ist das Philosophische Jahrbuch der Görres-Gesellschaft.[1]) Sie vertritt mithin den Standpunkt des Neuthomismus. Es trifft für sie an allgemeinen Prädikaten zu, was über die neuere katholische Philosophie überhaupt zu sagen ist. Es ist zwar nicht der Kreis der Probleme, der sich für die katholische Philosophie erhebt, ein engerer als der für die religiös nicht gebundene Philosophie vorhandene, wohl aber ist der Umkreis der möglichen Antworten ein engerer. So heftig von dieser Seite auf den Vorwurf der geistigen Bindung reagiert zu werden pflegt, so liegt tatsächlich doch für den katholischen Denker eine solche vor. Denn in allen Fragen, für die das Dogma eine Antwort gibt, ist er an diese Lösung gebunden. Mag er selbst sich dabei beruhigen, daß das menschliche Erkennen nie zu einem anderen Ergebnis als die göttliche Offenbarung kommen kann, so bleibt für jeden anderen eben der Offenbarungscharakter der kirchlichen Dogmatik der nicht zu erweisende Punkt. So zeigt denn auch das Philosophische Jahr-

1) Unter Mitwirkung von Jos. Pohle, o. ö. Prof. an der Universität zu Breslau und Chr. Schreiber, Prof. an der philos.-theol. Lehranstalt zu Fulda herausgegeben von Const. Gutberlet, Prof. an der philos.-theol. Lehranstalt zu Fulda. 31. Bd., 1918, 1. Heft: C. Gutberlet, Hat der neuere Idealismus den Materialismus überwunden? — A. Schneider, Die mystisch-ekstatische Gottesschau im griechischen und christlichen Altertum. — E. Rolfes, Was ist der wirkende Verstand bei Aristoteles? — Parth. Minges, Zur Erkenntnislehre des Duns Scotus. — Rezensionen und Referate. — Miszellen und Nachrichten.

2. Heft: A. Weber, Die Zweckmäßigkeit der in der Schöpfung verwirklichten Geometrie. — B. Jansen, Die handschriftliche Überlieferung der spekulativen Schriften Olivis. — N. Brühl, Die spezifischen Sinnesqualitäten. — A. Albrecht, Rudolf Euckens Lebensanschauung. — Rezensionen und Referate. — Zeitschriftenschau. — Miszellen und Nachrichten.

3. Heft: P. Ludwig, M. Schelers Versuch einer neuen Begründung der Ethik. — Parth. Minges, Skotismus und Pantheismus. — B. Jensen, Ein neuzeitlicher Anwalt der menschlichen Freiheit aus dem 13. Jahrhundert: Petrus Joh. Olivi. — Jos. Klein, Beitrag zur Wahrnehmungslehre mit Rücksicht auf Kants transzendentale Ästhetik. — Hahn, Das Formal-Objekt der Geschichte. — Rezensionen und Referate. — Miszellen und Nachrichten.

buch einen Charakter ausgesprochener geistiger Konstanz. Ein und dieselbe Grundanschauung durchzieht es, die *„philosophia perennis"* triumphiert. Die bunte Mannigfaltigkeit der Meinungen, die sonst für philosophische Zeitschriften der Gegenwart das Charakteristische ist, fehlt vollkommen. Außerdem spielen Untersuchungen zur Philosophie des Mittelalters eine weit größere Rolle in dieser Zeitschrift als in den übrigen. Die katholische Philosophie der Gegenwart ist nicht eingeschränkt auf das Studium des Thomas von Aquino, wenn auch ihm allein die maßgebende Stellung zukommt. Aber über ihn hinaus reicht doch das Interesse, man kann sagen, über den ganzen Umkreis der christlichen Philosophie von ihren Anfängen an bis zu ihrem Ausleben. Die moderne Erforschung der geschichtlichen Entwicklung dieses Denkens liegt eigentlich ausschließlich in den Händen katholischer Denker. Der gegebene Ort für die größeren Untersuchungen sind die „Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters", die Clemens Baeumker seit langen Jahren herausgibt. Zahlreiche kleinere Untersuchungen finden sich in den Bänden des Philosophischen Jahrbuchs. Das Hauptgewicht der Zeitschrift liegt aber weniger in diesen historischen Untersuchungen, andererseits aber auch nicht in ihren systematisch-philosophischen Artikeln, als vielmehr in ihren kritischen Berichten über die philosophische Produktion der Gegenwart. Sie bringt zahlreiche, zumeist sehr gewissenhafte Referate über die selbständig erschienenen Schriften, außerdem als einzige deutsche philosophische Zeitschrift auch Referate über den Inhalt der Zeitschriftenarbeiten, wobei sogar die Psychologie nicht ganz ausgeschlossen wird. Und auch die „Abhandlungen" sind zu einem erheblichen Teil kritische Arbeiten im Anschluß an neuere Publikationen. Die Zeitschrift ist sehr gut redigiert. Sie ist dauernd auf der Höhe der aktuellen Probleme und hat einen guten Blick für das wirklich Interessante. Kurz, die Zeitschrift ist wertvoll und lehrreich. Einen besonderen Wert hat sie noch dadurch, daß sie alljährlich eine sorgfältige Zusammenstellung der im vorangegangenen Jahre erschienenen Literatur bringt, stets rechtzeitig und geschickt angeordnet. Bis zum Erscheinen der großen von Ruge redigierten Internationalen Philosophischen Bibliographie war die des Philosophischen Jahrbuchs die einzige in deutscher Sprache vorhandene. Die von Ruge ist natürlich weit ausführlicher, da sie absolute Vollständigkeit erstrebt. Sie hat aber die des Philosophischen Jahrbuchs nicht eigentlich überflüssig gemacht, die sich auf das Wichtigere beschränkt.

In dem vorliegenden 1. Heft des Jahrgangs 1918 (Bd. 31) ist von allgemeinerem Interesse eine Arbeit von Artur Schneider (Straßburg): Die mystisch-ekstatische Gottesschau im griechischen und christlichem Altertum.

Das Phänomen der Ekstase tritt in der Gegenwart nicht nur unter rein historischem Gesichtspunkt wieder stark hervor, sondern auch wichtige systematische Probleme sind mit ihm verbunden. Zunächst das Grundproblem der Religionsphilosophie überhaupt, ob es eine spezifische Erfahrung vom Göttlichen im echten Sinn des Wortes Erfahrung gibt; die Ekstase zeigt dann dieses Erleben auf seiner Kulminationshöhe, denn der Ekstatiker glaubt sich ganz mit Gott erfüllt. Aber auch erkenntnistheoretische Probleme schließen sich sogleich daran an, so die Frage nach der Natur dieser Erfahrung im Verhältnis zur gewöhnlichen Erfahrung. Unter diesen Umständen hat eine Untersuchung über die Geschichte der Ekstase Aussicht, auch das Interesse des wesentlich auf systematische Probleme Gerichteten auf sich zu ziehen. Die Arbeit von Schneider gibt eine Darlegung des allmählichen Hervortretens ekstatischer Phänomene in der griechischen und sodann in der frühen christlichen Welt. Für die griechische Welt stützt er sich sichtlich in der Hauptsache auf fremde Untersuchungen, wie sie seit Rhodes „Psyche" ziemlich zahlreich geworden sind. Für die christliche Sphäre geht er mehr von den Quellen aus. — Im Anschluß an Rohde hebt er zunächst die Bedeutung des Dionysoskultus hervor, dessen Zweck die Erhebung des Menschen zur Gemeinschaft mit der Gottheit war. Ekstatische religiöse Elemente finden sich ferner bei den Orphikern, bei Pythagoras, Empedokles und Parmenides. Im Zeitalter der Aufklärung treten sie bei den Gebildeten zurück, machen sich dann aber bei Plato bereits wieder deutlich bemerkbar. Mit Recht lehnt es Schneider ab, in diesem enthusiastischen Element in Plato etwas Ungriechisches zu

erblicken. Plato glaubte ja an wirkliche Inspiration durch Gott, in der Dichtung, aber auch im Weissagen und im delphischen Orakel. Den Glauben, daß das Schauen der Idealwelt nicht eine Eigentat des menschlichen Geistes, sondern eine Gnadengabe von Gott sei, glaubt Schneider erst bei Poseidonios zu finden. Ich meine, dieser Glaube ist doch schon bei Plato recht deutlich vorhanden. Er stammt aus dem ekstatischen Erleben selbst. Dieses ist passiver Natur, es kommt über den Menschen. Es läßt sich nicht erzwingen. In späterer Zeit gewinnt der Glaube an ein ekstatisches Erschauen der Gottheit zunehmend stärkere Gewalt über die Geister. Die Auffassung der römischen Kaiserzeit als einer vor allem sittlich verderbten Epoche ist ja unsäglich falsch. Die Welt war religiöser, als sie es je vordem gewesen war. Man konnte es um so mehr sein, als das Individuum nicht mehr durch die Teilnahme am Staat innerlich in Anspruch genommen war. Das visionär Ekstatische ist vorhanden bei den Neupythagoreern so gut wie bei den Neuplatonikern, ebenso in der alexandrinischen jüdischen Religionsphilosophie bei Philo. Daß der Einfluß des Orients wichtig war, gibt Schneider zu, betont aber die entsprechenden schon zuvor im Griechentum hervorgetretenen Phänomene.

Innerhalb der christlichen Sphäre begegnen wir visionär-ekstatischen Phänomenen bereits im Neuen Testament, und zwar bei Paulus und Johannes. Dadurch sei der neuen Religion ihre Stellungnahme von vornherein vorgezeichnet gewesen. Unter Rückgang auf die Quellen wird nun die Stellung des Clemens von Alexandrien, Basilius', Gregors von Nazianz und Gregors von Nyssa näher präzisiert. Weiter führt der Weg über den Pseudoareopagiten Dionysius, über den jetzt eine sorgfältige Untersuchung von Koch vorliegt, zu Maximus Confessor und Augustin. Aus der stoisierenden Gruppe der Kirchenväter kommen in Betracht Tertullian und Makarius. — Am Anfang der entsprechenden Denkerreihe des eigentlichen Mittelalters steht Gregor der Große.

Aufgefallen ist mir auch bei dieser Arbeit, wie sehr noch immer die verschiedenen enthusiastischen Zustände miteinander koordiniert werden. Die Visionen sind in Wahrheit etwas total anderes als die Ekstase Plotins, und die Glossolalie ist etwas Drittes. Diese und andere Phänomene müssen auch in der historischen Untersuchung geschieden werden. Man wird dann genauere Linien zu ziehen vermögen, als wenn man so verschiedene Dinge miteinander identifiziert. Wenn sie auch oft bei ein und demselben Individuum nachweisbar sind, so bleiben sie darum doch etwas streng Geschiedenes. Hoffentlich haben meine religionspsychologischen Arbeiten endlich in Zukunft eine Sonderung der verschiedenen Zustände zur Folge. Sie sind gerade auch für Religionsgeschichtler bestimmt. Es wäre übrigens sehr zu wünschen, wenn Weinels schönes Buch über die Wirkungen des Geistes und der Geister im nachapostolischen Zeitalter bis auf Irenäus einmal eine Fortsetzung erführe für die Zeit nach Irenäus.

Im 2. Heft ist von allgemeinerem Interesse eine Abhandlung von Anton Weber (Prof. in Dillingen a. D.): „Die Zweckmäßigkeit der in der Schöpfung verwirklichten Geometrie". Die Arbeit macht die Voraussetzung, daß die Welt die Schöpfung eines intelligenten, nach Zwecken handelnden Gottes ist, stellt sich also auf den bis vor nicht lange in der außerkatholischen Philosophie zu Unrecht grundsätzlich perhorreszierten theistischen Standpunkt, der in der katholischen Philosophie sich von selbst versteht. Ferner macht der Verfasser eine Anzahl von Voraussetzungen über die in der Schöpfung verwirklichten Zwecke, so z. B. die, daß die Welt ein Kunstwerk sein soll und daß vernünftige Wesen sie zu beherrschen imstande sein sollen. Auf Grund dieser Voraussetzungen entwickelt er dann einige dreißig Forderungen, die von einer aus materiellen Stoffpunkten bestehenden Welt erfüllt werden müssen, damit sie den genannten Zwecken zu entsprechen vermag. Diese „Grundsätze" beziehen sich auf die Abstände zwischen den Stoffpunkten, die starren Systeme u. a. Die Darlegung erinnert stark an den „mos geometricus", den Spinoza in seiner Ethik befolgt. Auch das überrascht innerhalb der katholischen Philosophie nicht allzusehr. Denn die Tradition der Scholastik, die nach einem strengen logischen Aufbau der Lehre ausgehend von Definitionen und Axiomen und fortschreitend nach dem Schema der syllogistischen Schlußregeln strebte, ist in ihr bis



zum heutigen Tage lebendig. So wenig angenehm das den Stil unter Umständen macht, hat dieses Streben nach Schärfe doch beträchtliche Vorzüge. Wie es denn überall, wo man nach einer möglichst strengen Begründung der philosophischen Doktrinen strebt, sich geltend zu machen pflegt. Nachdem über die materiellen Punkte der Welt 33 Grundsätze von Weber deduziert sind, denen sie mit Rücksicht auf gewisse allgemeine, vom Schöpfer mit der Welt verfolgte Zwecke entsprechen müssen, erwartet man den weiteren Nachweis, daß aus diesen allgemeinen Bedingungen der physischen Welt die in der Welt realisierte Geometrie folgen muß. In der Tat ist das die Meinung Webers, und er gibt an, daß aus jenen Grundsätzen mit mathematischer Strenge die dreidimensionale euklidische Geometrie folgt. Die Führung dieses Beweises behält er jedoch einer besonderen Abhandlung vor. Nur der Dreidimensionalität der Welt läßt er noch einige Bemerkungen zuteil werden. Die Zahl von drei Dimensionen stelle für das faktische Leben eine Minimalzahl von Dimensionen dar. Besäße die Welt noch mehr Dimensionen, so würde sie weit unübersichtlicher geworden sein. Das menschliche Vorstellungsvermögen wäre zu ihrer Bewältigung nicht imstande, da bereits die einfachsten Körper, wie Kugel, Würfel, Kegel, im vierdimensionalen Raum zahlreiche Spezialfälle aufweisen. Der Schöpfer hätte freilich das Vorstellungsvermögen des Menschen erhöhen können, aber in der Schöpfung sollte nicht bloß Vielheit, sondern auch möglichste Einheit herrschen; dazu bedurfte es aber wieder einer möglichsten Beschränkung der Zahl der Dimensionen, so daß die Dreizahl die goldene Mitte darstellt.

Wir sind Spekulationen der geschilderten Art schon lange nicht mehr gewöhnt, und auch der Verfasser bleibt sich darüber im klaren, daß er Gott anthropomorphistisch denkt. Dennoch kann solchen Gedankengängen nicht aller Wert abgesprochen werden. Die Persönlichkeit ist nun einmal die höchste Existenzform, die wir kennen, und wollen wir Gott irgendwie näher denken, so kann es nur in der höchstens uns bekannten Existenzform und nicht in niederen Formen geschehen, vorausgesetzt, daß Gott überhaupt als höher denn wir selbst angesehen werden soll. Freilich empfinden wir alle unsere Spekulationen als ein unverständiges Stammeln gegenüber dem ungeheuren Wesen, und können es doch nicht lassen und nur im staunenden Schweigen verharren.

T. K. Oe.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

13. JAHRGANG | HEFT 3 | JANUAR 1919

Das Nibelungenlied und die Epenfrage.

Von Andreas Heusler.[1])

6.

Neuerdings scheint man sich verständigt zu haben, daß die Epenentstehung bei jedem Volke wieder ganz anders aussah. Wundt und John Meier vor 10—20 Jahren versuchten es noch mit einheitlichen Maßstäben; sie schlossen von den Kirgisen auf Homer und von Homer auf die Nibelunge. Liest man die neuesten Arbeiten der Gräzisten und Romanisten, so bemerkt man, daß der eine von dem andern zwar Fragestellungen übernehmen kann — aber eigentlich nur, um sie als unbrauchbar für seinen Stoff beiseite zu legen.

Bei Homer reicht das Auge nicht zu den sangbaren Heldenliedern zurück. Diese sind ja auch unsicherer bezeugt: die bekannten Stellen würde man vom germanischen Standpunkt lieber für das Preislied-Zeitgedicht ansprechen, eine vom Heldenlied greifbar verschiedene Gattung; sie heißt bei den Nordländern *hródhr* und *lof*, das ist wörtlich = κλέα (ἀνδρῶν). Die heroischen Erzählungen bei Pindar, Bakchylides und bei Korinna sind gewiß abgeleitete Formen der Heldendichtung, zu vergleichen mit den mythisch-heroischen Strecken im skaldischen Preislied. Reste liedhafter Knappheit sieht Bethe in Teilen der Ilias; doch bildet schon der unsangbare Vers eine hohe Schranke gegen das Aödenstück. Auch Bethes Menis mit 1400 Hexametern, etwa gleich dem Waltharius, stände schon entschieden im Lager der Epen, und straffe Kürze wäre dies nur nach Homerischem Maß zu nennen.

Zwischen Schriftlos und Schriftlich bleibt die Grenze unklar. Im ganzen hat man den Eindruck, die vermuteten Hergänge konnten sich nur unter Literaten abspielen, die mit geschriebenen Dichtwerken hantierten.

Die Iliashypothese Bethes vereint Sammlung mit Anschwellung. Zu dem vorliegenden Epos sind viele, angeblich selbständige Kleinepen zusammengetreten, aber schon vorher hat ein Urgedicht mäßigen Umfangs den Gesamtgrundriß verkörpert: in diesen Menisrahmen fügte man jene Teile ein; das Urgedicht vervielfachte seinen Umfang, weniger durch Aufquellen des Stils als durch Einlöten fremder Gedichte. Dazu haben wir bei den Germanen kein Gegenstück.

Bei Wilamowitz und Schwartz fühlt man sich im Machtbereich der Sammeltheorie. Dichtungen, die einmal auf eigenen Füßen standen, werden verbunden durch Redaktoren, die bearbeitend und zudichtend viel Eigenes beisteuern. Jene „Einzelgedichte" konnten nicht, wie bei Lachmann, so bequem zum Halsband aufgereiht werden: man mußte sie mit viel Kunst ineinander-

1) Siehe Heft 2.



fügen. Die Einzelgedichte waren z. T. umfangreiche Werke; das Teilepos *ΓΔΕ* war auch schon aus einer größeren Anzahl von Gedichten zu einem Ganzen verschmolzen. Nach ihrer Stoffbegrenzung aber wirken sie unbedingt episodisch. Sehen wir ab von der mit *A* eingeleiteten Menis (die nach Schwartz nur trümmerhaft erhalten wäre, nach Wilamowitz dagegen erst von Homer, dem Ordner, herrührte); dann hätte keine dieser Dichtungen eine handfeste Fabel. Der Beweis dafür liegt darin, daß die Verbindung dieser Einzelgedichte kein vielkreisiges Gebilde ergab (wie die Kleine Ilias, die Kyprien oder das finnische Kalevala). Eine Mehrheit wahrhaft selbständiger Fabeln hätte notwendig eine solche Vielkreisigkeit zeitigen müssen; man denke sich etwa Dietrichs Exil, den Burgundenfall und Hildebrand-Hadebrand zu einem Epos verarbeitet: trotz engem Personen- und Ortszusammenhang hätte keine Dichterkunst vermocht, daraus ein einkreisiges Werk zu schaffen. Die Ilias aber, als aus lauter episodischen Dichtungen aufgebaut, wurde etwas, das man aus Abstand nicht als vielgipflige Alpenkette, sondern unfehlbar als Gebirgsstock von einheitlichem Umriß empfindet (wie die Blümlisalp von Thun aus); bei schlichtem Resumieren ihres Inhalts kommt zwanglos die einheitliche Fabel heraus, wie schon Aristoteles sagt, sie gäbe Stoff für e i n e Tragödie her. Die Ilias ist aus Abstand immer noch eine Menis.

Ganz aus dem Geist der alten Liedertheorie stammt die Annahme, die Fabel des Gesamtwerks, die Menis, sei erst durch den ordnenden Großepiker verwirklicht worden. In der Phantasie der Sagenkundigen war sie ja seit alters vorhanden; wäre doch eine Patroklie z. B. undenkbar ohne Menis. Aber die vielen Kleinependichter schufen immer zu Teilstücke, und dem Ordner war es vorbehalten, das latente Ganze hörbar und sichtbar hinzustellen. Genau so hatte man sich's nach Lachmann beim Nibelungenlied zu denken. Das Dichten der homerischen Epiker vergleicht Schwartz mit dem Bauen der mittelalterlichen Dommeister. Dort wie hier wurde die Einheit immer wieder durch Änderungen und Anbauten gefährdet und setzte sich schließlich doch durch — dank dem „Schwergewicht der schon geformten Massen" (DLZ. 1918, Sp. 385). Greifbarer gesprochen: Grundriß und Aufriß waren es, die dem Dom seine bedingte Einheit wahrten; jeder Anbauende wußte, w o er allenfalls ein Querschiff, eine Rose zusetzen durfte. Dem entspräche beim Dichten die F a b e l. Leugnet man, daß sie als Urgedicht an der Spitze stand, so muß sie doch als gedanklicher Grundriß und Aufriß die Dichterzunft beherrscht haben. Sonst hätte das Endergebnis nicht unsere Ilias sein können.

So spielen in der neuen Homerforschung lauter Begriffe, für die wir heute beim germanischen Objekt keinen Raum auftreiben können: das Einzelgedicht oder Teilepos; der Zusammensetzer und der Erweiterer; das Verbinden und Einschmelzen; das Eindichten langer Episoden als Kitt; das Wegschneiden großer Stücke von Epen, die im übrigen wörtlich einverleibt wurden. Die Forscher rechnen mit einer epischen Hervorbringung von unbegrenzter Üppigkeit; mit der Ernte eines fruchtbaren Zeitalters, die ohne die redigierenden Dichter „an ihrer sich immer wieder erneuernden Fülle zugrunde gegangen wäre" (Schwartz). Den Germanisten erinnert dies an die Romantik; er ist auf seinem Gebiet viel haushälterischer geworden; dies unterschei-



det z. B. die beiden Dänen Olrik († 1917) und Grundtvig († 1883). Aber gewiß, Ionien lag unter einer anderen Sonne als Kimmerien.

7.

Gerade umgekehrt stellt sich das französische Heldenepos dar in der neuen Beleuchtung durch Bédier. Da ist die Buchdichtung, an ihrer Spitze der Roland, sozusagen aus dem Nichts hervorgetreten. Heldenlieder gingen ihr keine voraus. Ihren Stoff schöpfte sie aus außerdichterischer Legende, aus formloser kirchlicher Ortssage. Ihre Technik, scheint es, ebenfalls aus kirchlicher Poesie. Das sagenhafte Bild Karls des Großen war erwachsen *dans le monde des clercs, par un travail purement ecclésiastique*. Um von den *éléments légendaires, vagues et amorphes, qui végétaient dans les églises* zur Chanson de Roland zu gelangen, genügte der schöpferische Augenblick, wo der Dichter Turold den erregenden Gedanken faßte: die Spannung zwischen Roland und Olivier.

Sammel- wie Anschwellungslehre haben da nichts mehr zu suchen; denn das beiden Gemeinsame, eine Grundlage erzählender Lieder, wird verneint.

Hier so wenig wie bei Homer nehme ich mir ein Urteil heraus. Ich erlaube mir nur einige Randglossen, wie sie sich dem Germanisten aufdrängen beim Lesen von Bédiers allgemeineren Ausführungen *(Les Légendes épiques* 3, 207 ff.; 4, 289 ff.).

Bédier bekämpft, man darf sagen: widerlegt die drei Vorgängerinnen seiner Genese: die Lehre von Fauriel und Gaston Paris, die von Pio Rajna und die von Paul Meyer. An allen dreien fände der Anhänger der Anschwellungslehre wenig zu halten. In Erstaunen setzt nur folgendes.

Bédier unterstreicht an der Kantilenenlehre, die er weit ausholend bis auf Herdersche Gedanken zurückverfolgt, das Romantische, ja Mystische. Daher beruft er sich lieber auf Jugendarbeiten der Brüder Grimm als auf Lachmann (nebenbei: diese „Lieder" deutscher Schule gleichen weit weniger den *chants épico-lyriques* der Fauriel und Genossen als den Urepen Rajnas); daher meint er auch, sobald G. Paris die Lehre nüchterner unterbaute, untergrub er sie: sie konnte nur auf mystischem Erdreich stehen. Daran ist viel Wahres. Aber Bédier kann nicht entgangen sein, daß man die Entstehung von Buchepen aus schriftlosen Liedern auch ganz anders erklärt hat, ohne alle Mystik, auf leidlich festem Beobachtungsboden: eben die durch Ker angeregte Anschwellungslehre. Darauf wirft Bédier keinen Blick. Seine groß angelegte Polemik, in den Jahren 1912 und 1913 geschrieben, kämpft gegen lauter Leichen; und doch wollte er nicht nur ein Kapitel aus der Geschichte der Philologie geben, sondern seiner These Raum schaffen: er wollte beweisen, daß es nicht angeht, die französischen Heldenepen aus Liedern herzuleiten. Dazu hätte er mit dem lebenden Gegner, der unromantischen Anschwellungslehre, die Klinge kreuzen müssen. Da er doch einmal die fremden Gegenstücke, auch die germanischen berücksichtigt, durfte er sie nicht nur in dem alten Hohlspiegel anschauen. So oft, wo er die Kantilenenjünger *ad absurdum* führt, sagt sich der Leser: ganz einverstanden, aber die neuere Lehre trifft dies nicht; die Entstehung aus dem Liede widerlegt dies nicht; es beweist nicht, was es soll.

Die französischen Chroniken schweigen beharrlich von heroischen Liedern. Ein Hauptargument für die Leugnung



dieser Lieder. Nun, Norwegen und Island waren nachweisbar reich an Heldengedichten, aber nur eine einzige geschichtliche Stelle aus der Menge der Sagas erwähnt zufällig den Vortrag eines solchen Gedichts! Ähnliches gilt von Deutschland im 9.—12. Jahrhundert. Daß dann die französischen Epen, als Buchwerke, z. T. von geistlichen Verfassern, in andrer Schätzung stehn, in die Klöster und Stifte dringen, erwähnt und benützt werden, ist erklärlich. Die das Land überflutende Fülle von Liedern, diese *chants qui surgissaient sans cesse*, diese *vastes cycles* usf., davon würden wir freilich absehen: nach dem deutschen und norrönen Verhalten würde als Unterlage des Rolandepos ein kurzes Lied genügen, das unter Umständen wenige Jongleurs in engem Kreise durch die Jahrhunderte trugen.

Die Suche nach verschiedenen Händen hatte beim Roland sehr wenig Erfolg. Ein Grund gegen die Sammellehre, nicht gegen die Liedquelle. Wenn ein Dichter eine Sage in einem Lied von 100 oder 200 Zeilen kennen lernt und sie in einem Epos von 4000 Zeilen behandelt, dann k a n n er einzelne Wendungen, Altertümlichkeiten aus der Quelle beibehalten: nötig ist es nicht. Seinem Epenstil können die Kunstmittel des Liedes zugute kommen, um so eher, je weniger Muster sonst die landessprachliche Dichtung stellt; aber dies läßt Raum für selbständige Formgebung. Sein Epos wird zunächst einmal s e i n e s Geistes Kind sein, seine Gläubigkeit und seine Vaterlandsliebe, sein Temperament und seinen Menschenblick aussprechen. Wieweit es ihm gelingt, den eigenen Ton einheitlich durchzuführen; wieweit die Stoffquelle oder sonstige Vorbilder fremde Stimmen einmengen, das hängt von der Gunst der Bedingungen ab. Der einzigartige „Ton“ des Turold wäre wohl ein Wunder bei einem *dernier rédacteur*, nicht bei einem schaffenden Epiker, dem ein kurzes Lied das Gerüste der Fabel und einige formale Handgriffe vermittelt.

Der Roland und seine Brüder leiden unter großer *incuriosité historique*. — Gewähr für geschichtliche Treue braucht die Liedüberlieferung nicht zu geben, auch wo sie bis nahe an das Ereignis zurücklangt. Man denke etwa an das eddische Hamdirlied, dessen Kern schon Jordanes bezeugt: sein geschichtlicher Gehalt verschwindet. Es kommt auf Art und Zweck der Lieder an. Z e i t g e d i c h t e wollten Wirklichkeit feststellen; daher konnten die isländischen Historiker des 13. Jahrhunderts aus 350 Jahre alten Zeitgedichten glaubhafte Geschichte schöpfen. H e l d e n l i e d e r waren von Anfang an geschichtsarm und w o l l t e n anderes als Historie. Der Roland ist keineswegs geschichtswidriger als das Hildebrandslied, das seinem Dietrich zeitlich noch etwas näher steht. Nach Bédiers Verfahren müßte man folgern, das Nibelungenlied fuße nicht auf alten Liedern; was sich hier ja widerlegen ließe. Da außerdem das Heldenlied, vom Zeitgedicht verschieden, den Vorfall aus Abstand nimmt und schwerlich je von Augenzeugen stammt, trifft Bédiers Dilemma nicht zu: man müsse wählen zwischen seiner Erklärung und der Annahme eines Dichters in Karls Heere selbst *et de poètes sans nombre venus après lui*.

Ferner zeigt uns die germanische Heldendichtung, wie wenig die Auswahl der geschichtlichen Vorwürfe bestimmt wurde durch ihre politische Bedeutsamkeit. So dürfte auch das Fehlen der Schlacht von Poitiers im Kreise der



Chansons de geste kein Gegengrund sein gegen Heldenlieder des 8. Jahrhunderts. Zieht man einmal die germanischen Dinge zur Vergleichung heran, da sie ja unleugbar über den vorliterarischen Betrieb so manches verraten, dann lerne man auch von ihnen, daß Heldenlieder und Zeitgedichte zweierlei sind. Die Heldenlieder waren nie die dichterische Chronik ihrer Zeit; das überließen sie dem *hródhr* (s. o. § 6).

Im Anblick all dieser Lemuren — der *complaintes*, der mehr lyrischen als epischen Kriegerergüsse, und wiederum der Kleinepen, die das Ereignis *au lendemain* zu umwuchern anfingen — im Anblick dieser blutleeren Wunschgebilde lechzt der Leser danach, daß wirkliche Lieder, beglaubigte Heldenlieder, auftauchten zu Probe und Gegenprobe. Aber so oft man bei Bédier meint: jetzt kommen die Eddagedichte oder ihre reimenden Verwandten —: man hofft immer umsonst.

Ich wiederhole: ob Bédiers These recht hat, darüber hab ich keine begründete Meinung. Ich wollte nur andeuten, daß die Lied-Epenfrage bei uns östlich der Vogesen ein anderes Gesicht bekommen hat. Die „von den Grimms ererbte Mystik" ist für uns nicht mehr der Schlüssel zu diesen Türen; weder Germanisten noch Hellenisten werden sich für diese Mystik auf die Chansons de geste berufen wollen.

Dazu noch dies. In einer nordischen Zeitschrift hat ein begeisterter Schüler Bédiers die Erwartung geäußert: man werde nun auch anderwärts dazu kommen, die Dichtwerke mehr aus der Zeit ihrer Aufzeichnung zu verstehen; so z. B. die dänischen Folkeviser aus dem 16. Jahrhundert, die lateinischen Heldengedichte Saxos aus der Waldemarszeit (Kehler, Edda 8, 138). Da ist zu erwidern: sollte man je den Zweifel verallgemeinern, ob Erzählstoffe in gebundener Form durch lange Zeiträume schriftlos vererbt wurden, so würde sich die germanische Heldendichtung besonders dazu eignen, diesen Zweifel zu entkräften. Das Nibelungenlied, gegen einige der Eddastücke gehalten, ist keineswegs der einzige, aber einer der klarsten Belege. Der Schnittpunkt dieser zwei Überlieferungen liegt mehrere Jahrhunderte zurück, das darf man wohl bewiesen nennen; und diese Jahrhunderte sind hüben und drüben zum größten Teil schriftlos und in Liedform durchmessen worden; auch dies wäre sehr schwer in Abrede zu stellen.

8.

Zu den romantischen Pfeilern der alten Epentheorie gehört der Glaube, den Lachmann ebenso wie die Brüder Grimm bekannte: Heldendichtung sei Volkssage, und „die Volkssage kann so wenig erfunden werden, als sich eine Sprache erfinden läßt" (W. Grimm); dem einzelnen Verfasser „gehört von der Fabel und ihren Personen und Begebenheiten nichts Wesentliches eigentümlich zu" (Lachmann).

Man sieht, wie dieser Lehrsatz die Sammeltheorie fordert. Denn ein Anschwellen des kleinen Liedes zum großen Epos wäre doch schwer zu denken ohne Erfinden von Personen und Begebenheiten. Auch unmittelbar lag das episodische Gedicht in der Linie jener persönlichkeitsverneinenden Lehre. Denn zerfiel eine Fabel in zehn Lieder, dann traf auf den einzelnen Kopf wenig Urheberleistung; es näherte sich dem Gemeinschaftsdichten, dem dichtenden Volke.

Sätze wie die angeführten klingen uns heute so, als lägen sie nicht drei, sondern dreißig Menschenalter hinter uns. Und doch lebt mehr, als gut ist,

von diesen Anschauungen nach. Die heute noch üblichen Kunstausdrücke sind durchsäuert davon, und den Namen hängt doch wohl meist ein gewisser Begriff an. Man spricht von Volkssage und Volksdichtung, Volksgesang, wenn man die heroischen Schöpfungen meint. Dazu tritt die geheimnisvolle Volkserinnerung. Möglichst verkehrt ist ein Satz wie: das Nibelungenlied kannte und verwertete Volkslieder und Volkssagen. (Von wirklicher Volkssage kommen im Nibelungenlied nur eine oder zwei Stellen des Bearbeiters C in Frage, die Hinweise auf den Sifridsbrunnen und auf das Kloster Lorsch.) Schon die kaum zu entbehrenden Wörter Sage und Heldensage wecken leicht den Gedanken an breite außerdichterische Überlieferung „im Volksmunde". Auch den herrschenden Ausdruck Volksepos ersetzte man besser durch Heldenepos; denn neben dem zutreffenden Sinn *épopée nationale* birgt er den unzutreffenden *épopée populaire*. Schon die Pfleger des stabreimenden Heldenlieds waren nicht Masse, sondern geschulte, halbberufsmäßige Dichter, zunächst an Höfen wirkend. Die in der Reimzeit folgenden Spielleute, ebenfalls Künstler von Fach, stiegen z. T. tiefer hinab; aber unter dichtendem Volk versteht man doch etwas anderes: die Liebhaber, die Unzünftigen beiderlei Geschlechts, die ihre Vierzeiler und andere Kleindichtung aus dem Stegreif schütteln, kein Heldenlied schaffen; denn dieses war von jeher die anspruchsvollste Gattung der ungelehrten Dichtkunst. Vollends im Buchepos stieg die Heldendichtung wieder zu feineren und engeren Kreisen auf. Die Dichter blieben zwar die Spielleute, aber da sie nach Kräften für den Geschmack und im Auftrag weltlicher und geistlicher Höfe dichteten, ist die gebräuchliche Zweiteilung „Volksepos: höfisches Epos" schief. Nibelungenlied und Kudrun sind höfische Epen, Heldenepen. Die Werke in Veldekes Linie kann man ihnen als „Ritterepen" entgegenstellen — im Blick auf den Stand der Dichter wie auf die Substanz der Gedichte. Daß die Dreiteilung „höfische Epen: Volksepen: Spielmannsepen" die Verwirrung steigert, braucht keine weiteren Worte.

Wie der Name Volksepen noch in neueren, sonst sehr unromantischen Schriften einen mystischen Schleier ausbreitet, sieht man bei R. M. Meyer, Die deutsche Literatur, 1916, S. 109ff. Auch die Namenlosigkeit, die bei den Heldenepen Brauch war, und das Zurücktreten des Verfasser-Ichs bedeutet nicht, daß diese Spielleute sich als Mund des Volkes fühlten. Ihr Stand bedingte, auch bei selbstherrlichem Schaffen, das schwächere Ichgefühl, und das Verschweigen des Namens war alte heimische Sitte, von der erst die Kirche abgegangen war.

Die Frage, wem das künstlerische Verdienst an unserem Nibelungenlied gebühre, kann man erst stellen, wenn die dichtende Menge ersetzt ist durch einzelne Schaffende. Vom Roland konnte Gaston Paris, höchst bezeichnend, noch sagen: der Verfasser heißt Legion. ... Auf mehr als einen werden wir allerdings auch beim Nibelungenlied notwendig geführt; d. h. dem einheitlichen letzten Epiker haben Vorgänger entscheidend vorgearbeitet.

Zunächst die zwei fränkischen Urdichter, die Schöpfer der beiden stabreimenden Lieder von Sigfrid-Brünhild und vom Burgundenfall. Das waren, nach der Edda zu schließen, zwei machtvolle Werke mit kühnen Seelen-

kämpfen und keimkräftigen bildhaften Zügen.

Die weitere Entwicklung des ersten Liedes steht in weniger hellem Lichte. Eine eigentlich schöpferische Neugestaltung scheint es erst durch unsern Epiker nach 1200 erfahren zu haben. Ihm dürfen wir gutschreiben die Jagd — das festliche Vorspiel zum Morde —, Kriemhildens Begegnung mit dem Leichnam und anderes Unvergeßliche. Der Anschwellung zu über 1100 Strophen waren Fabuliergabe und Überblick nicht gewachsen: man kennt die langen öden Strecken in diesem Teile, und Unstimmigkeiten stören hier öfter als im zweiten. Wenige werden mit Goethe urteilen, sie seien beide in Gehalt und Form einander völlig wert.

Das Burgundenlied hatte eine bewegtere und uns erkennbarere Geschichte.

Die tiefe Umwandlung, die es noch in der Liedzeit erlebte: Gattenrache an Stelle der Bruderrache, Etzels Ermordung ersetzt durch Kriemhildens Hinrichtung; Dietrich von Bern aufgenommen, Hagen über Gunther erhoben; die Knabentötung und der Saalbrand in neuem Sinne gestaltet: all dies bedeutet das Eingreifen einer wahren Dichterkraft. Diese planvolle Umdichtung schlang das geistige Band zwischen Sigfrids Mord und Kriemhildens Rachetat: es war der Schritt, der später die Einigung der beiden Liedstoffe zu einem Dichtwerk erlaubte, wenn auch noch auf lange hinaus die zwei Lieder getrennt und äußerlich selbständig weitergingen.

Um 1160 kam der ältere österreichische Epiker. An die großen Motive des Liedes hat er nicht gerührt; kein Umbilden, das sich dem auf der vorigen Stufe vergliche. Aber er hat das Maß etwa versechsfacht, das Ganze in die neue reichere Formenwelt gehoben, dabei früheren Statisten (Giselher, Gernot) Leben eingehaucht und eine Fülle von Gestalten und Szenen hohen Ranges hingestellt. Die Namen Rüedeger und Volker sind seine Ruhmestitel. Neugeschaffene Auftritte wie: Hagen vor den Donauweibern, die Bewirtung in Bechelaren, die nächtliche Schildwacht, Irings Fall durch Hagen, Rüedegers Tod: sie zeugen von der vielseitigen Phantasie dieses Dichters. Wahrscheinlich hat er die große vierzeilige Strophe eingeführt.

Der letzte Epiker löste die Aufgabe, Inhalt und Form den Ansprüchen der Zeit gerecht zu machen; es war die Mittagshöhe ritterlicher Dichtkunst. Den vielleicht zweieinhalbfachen Umfang (1200 Strophen) bedingt die faltigere Sprache, der regere Anteil am Zuständlichen, so an der geliebten Donauheimat; die viel beredtere Seelenschilderung; aber auch ein Zuwachs an Rollen und bewegter Handlung. Das Gestaltungsvermögen des Mannes war hier, wo der starke Vorgänger ihn beflügelte, diesem ebenbürtig. Wohl wird man seine eignen Kinder, Dankwart, Wolfhart und ein paar kleinere, ungern neben Rüedeger und Volker stellen. Aber eine Menge Verschiebungen und neue Begründungen, die z. T. den Kern der Fabel treffen, zeigen ein Feingefühl, einen seelischen Schönheitssinn und ein selbständiges Durchleben der Handlung, wie es dem älteren Meister fremd war. Wohl jeden einzelnen dieser Helden hat er so geprägt, wie die Nachwelt ihn sehen sollte. Deutlich ist, wie Dietrich erst bei ihm sein unvergleichliches Profil gewinnt: diese Verschmelzung von Kraft, Adel und Gemütswärme; der ritterliche Heros auf dunkelm Grunde; ein Volksideal und doch erdenhaft wahr. Wie unser Spiel-

mann einen Auftritt, unter wörtlicher Anlehnung an die Quelle, höfisch veredelt und zugleich zu neuer dramatischer Gewalt emporreißt, zeigt die Köpfung des Etzelsohnes. Das Maß seines Könnens auf Neuland geben die zwei Dankwart-Aristien, die Szene „wie er niht gen ir ûf stuont“ und die lange Strecke zwischen Rüedegers Fall und Dietrichs Waffnung. Welcher der ritterlichen Epiker mit den berühmten Namen käme dieser Erfindungskraft nahe?

Der Preis für das durchdachte Umbiegen und Bereichern des ältern Werkes war da und dort eine Lockerung des festen Gefüges. Das kürzere Epos mit seinem altertümlicheren Seelenleben hatte wohl im ganzen eine ungesuchtere Logik.

Unser Nibelungendichter aber tat ein Weiteres. Er zog die letzte Folgerung aus alten Prämissen: er vereinte die Sigfrid-Brünhildgeschichte mit der Nibelungenot zu einem fortlaufenden Ganzen. Dies wurde ihm der Anstoß, Kriemhild im ersten Teil zur Hauptfigur zu machen, sie auch im zweiten noch tiefer und eindringlicher zu formen und so der mächtigen Doppelsage die verbindende und beherrschende Heldin zu schenken. Durch ihn entstand „daz buoch Kriemhilden“.

Wir sehen, wie hoch dieser Letzte über einem Bearbeiter steht! Aber in das „Verdienst“ teilt er sich mit vier Vorgängern. Wer von ihnen das Folgenreichste geleistet habe, die Frage bliebe gewiß auch dann unbeantwortet, wenn wir die Vorstufen im Wortlaut kennten. Für diese dichterischen Taten gibt es keinen einheitlichen Wertmesser. Die Tugenden der suggestiven Liedkunst waren andere als die des Epos; neben dem Gestaltenkneten hat das Ausmalen und Abtönen seine Rechte; eine neue Verknüpfung kann so viel bedeuten wie eine neue Rolle.... Kein einzelner Mann ist als „eigentlicher Schöpfer“ der Nibelungendichtung zu preisen. Unser Epos schließt in sich gesammeltes Schaffen von Jahrhunderten. Nur war es nicht das dichtende Volk, nicht die unpersönlich zeugende Sage, sondern fünf über die Menge aufragende, wenngleich namenlos gebliebene Meister.

Romanische und gotische Kunst in Frankreich und Deutschland.

Von Richard Hamann.[1])

Die Gotik.

Alles, was im romanischen Stil auf Zwang und Furcht hinwies in der Unterwerfung des einzelnen unter die Gemeinschaft und auf Verzicht auf jeden Willen überhaupt in dieser Gebundenheit der starren architektonischen Gesamtform hier, der Mönchsregel dort, alles das löst sich in der Gotik zu freierem Verkehr selbständiger Glieder und ungezwungenerer Menschlichkeit. Alle Form, alle Konvention erscheint mehr als Sichentgegenkommen im selbstgewählten menschlichen Verein und mehr als feinste Rücksicht jedes zu seinesgleichen. Die Götter selbst werden menschlicher und steigen zur Erde herab. Das Gotteshaus ist nicht mehr ein starres Monument einer geheimnisvollen Macht wie der verstorbener Ahnen, sondern wie die Wohnung lebendiger Menschen,

1) Siehe Heft 1.

zum feierlichen Empfang von Gästen gerüstet, die ihnen huldigen wollen. Und alles ist zum Empfang bereitet.

Zwar den Turm, die aufgipfelnde Pyramide behält die Gotik aus der romanischen Kirche als beredtesten Ausdruck eines überragenden Mittelpunktes, auf den sich die Blicke der Gemeinde richten sollen, bei. Aber sie rückt ihn von der Mitte des ganzen Gebäudes weg an den Eingang. So ist der Turm nicht mehr ein sich abschließendes Monument, sondern ein Wegweiser zum Portal. Vor allem aber, es treten zwei Türme zusammen und betonen den Raum zwischen sich. Das, was zwischen ihnen liegt, der Raum, wird das Zentrum, jeder einzelne Turm ordnet sich ihm unter. So entsteht die gotische Fassade als ein monumentalisiertes Tormotiv. Das wird nun mit aller Kunst weiter ausgebildet. Ein mächtiges Portal schiebt sich zwischen die Türme und öffnet die ganze Wand des Mittelschiffes. Durch einen steilen Giebel über dem Portal, den Wimperg, übernimmt das Portal die Rolle der Fassadenwand. Das Sich-Öffnende, nicht das Schließende wird die Hauptsache. Das Portal selbst aber mit seinen vielen Stäben hintereinander, von denen je zwei sich gegenüberstehende ihren eigenen Bogen tragen, ist wie eine ganze Reihe von Portalen hintereinander. Durchgang folgt auf Durchgang, und indem die hinteren beständig kleiner und enger werden, entsteht eine Art von perspektivischer Tiefenwirkung, die uns mit magischer Kraft hineinzieht wie der Trichter eines Strudels im Wasser. Es gibt nichts Einladenderes als diese gotischen Portale. Aber auch nichts Zwingenderes. Man kann nicht widerstehen.

Wie bei höflichen Gastgebern werden wir bereits an der Pforte von ihnen empfangen. Nicht mehr thronen starre Götter im Tympanon oder im Giebel der Fassade, umgeben von Aposteln und Königen und hinweisend auf Strafe und Belohnung, für Unglauben und Glauben, im Jüngsten Gericht. Die Götter sind herabgestiegen, auf niedrigem Sockel stehen rechts und links an den Seiten des Portals die Heiligen, in der Mitte aber an dem Pfosten, der den Türsturz stützt, dem Trumeau, steht die Jungfrau Maria selbst, die Dame des Hauses. Auch hier ist alles nur Begrüßung und entgegenkommende Menschlichkeit, nicht das Geheimnis übermenschlicher Macht und Schrecken des Satans. Die Jungfrau Maria ist eine jugendliche Erscheinung mit feingeschnittenen, aristokratischen Gesichtszügen. Leise biegt sich der Körper und neigt sich das Haupt, und der Mund verzieht sich zu einem feinen, pflichtschuldigen Lächeln liebenswürdigen Empfanges. Mehr noch als sie darf der eine Engel neben dem Portal aus sich herausgehen. Und in der Biegung dieses schlanken Körpers, der Beugung des Kopfes, dem freundlich zuwinkenden Lächeln ist alles beisammen, was gesellschaftliche Liebenswürdigkeit an Verbeugungen und Neigungen und freundlicher Begrüßung vorzubringen vermag.

Die männlichen Statuen an diesen Portalen setzen die Rhetorgestalten, Apostel und Propheten der romanischen Kunst fort. Aber hier ist nichts mehr von dem Zwang ekstatischer Visionen, von sich sträubenden und flatternden Haaren und wild herumfahrenden Köpfen und Armen. Man sehe jenen Apostel am rechten Seitenportal in Reims! Lässig hat er das Buch in der Hand ruhen, er weist nicht mehr mit dem Finger auf die Schrift und beruft sich nicht auf deren Autorität. Leicht sich uns zuneigend erhebt er die Rechte, aber nicht, um mit erhobenem Finger zu drohen, sondern er zieht den Arm an



den Körper, die Finger der erhobenen Hand sind leicht gekrümmt. In allem ist jene feine Zurückhaltung jemandes, der seine Meinung nicht aufdrängen möchte und bei jedem Widerspruch erst höflich vorausschickt: Bitte erlauben Sie! Ja wozu brauchen diese Heiligen überhaupt viel zu sagen, wozu auf Lohn und Strafe hinzuweisen? Wirken sie doch durch ihre Person, ihr Beispiel. Wo früher nur die christliche Hierarchie von Christus und den Aposteln Platz hatte, wird jetzt die ganze Gesellschaft von heiligen Märtyrern zusammengeführt, die als Heroen des Glaubens im Bilde verewigt werden. Das aber merkt man bald, daß diese Gesellschaft der Heiligen auf einen Ton gestimmt ist, dem man sich auch selbst nicht entziehen kann. Diese Regel, die hier herrscht, dieser Typus, der alle diese Menschen beherrscht, ist der des Anstandes. Wie alle diese Menschen zu stehen wissen, lässig und doch würdevoll, das eine Bein gestrafft, das andere gebeugt, und entsprechend einen Arm erhoben, den anderen gesenkt, und wie der ganze Körper in gegensätzlicher Wendung von Kopf und Füßen gedreht und gebogen ist, das ist die vollendetste Art des Stehens im antiken Kontrapost, die wir Haltung im gesellschaftlichen Sinne schlechthin nennen können. Alle, ob Mann oder Frau, greifen irgendwie in das schleppende Gewand, den Mantel, raffen ihn, indem sie an der Schnur ziehen, die ihn am Hals zusammenhält, oder das eine Ende über den Arm streifen und den Bausch mit dem Arm an den Körper drücken und ihn halten. Dabei müssen sie dafür sorgen, daß nun dieses Gewand eine gefällige Form bekommt, und man sieht, wie diese Menschen danach streben, daß in den Biegungen und Streckungen der Falten sich die Eleganz ihrer körperlichen Haltung widerspiegelt, und im toten Stoff sich alles zu gegliederter Form organisiert. So kann man auf jeden äußeren angehängten Schmuck verzichten, alle Schönheit des Gewandes beruht auf der Schönheit der Gestalt, dem Ausdruck vollkommener Selbstbeherrschung. Denn mit diesem Raffen des Gewandes erreicht man zugleich, daß der Mensch die Glieder am Körper hält, so wie sich ja auch jener redende Gestus mit angehaltenem Arm und sich nur leise öffnender Hand vollzog. Alles, was den Nachbarn stören kann, was den Menschen herausfallen läßt aus der Gemeinschaft, Schlenkern der Glieder, heftige Bewegungen, lautes Reden, ist offenbar nicht erlaubt. Ein edles Maßhalten ist Pflicht, ein Idealismus der ständigen Rücksichtnahme auf die anderen, Selbstbeherrschung und Vermeidung jedes Sichgehenlassens. Die Schönheit und Anmut, die den anderen zugute kommt, in sich zu erzeugen, wird von diesen Menschen als etwas Selbstverständliches verlangt. Dazu gehört aber auch ewige Jugend und ewige Heiterkeit, Freundlichkeit des Ausdrucks. Als trübseliger Greis, auf seinen Krückstock gestützt, so war Joseph in älteren Darstellungen gegeben. Jetzt am Portal von Reims ist er ein jugendlicher, lebhafter Mann in den besten Jahren, den Schnurrbart keck gedreht, lebhaft aus schmalen Augen blickend, und alles ist so beredt in diesen Zügen, daß man den Typus des Galliers, den Urfranzosen in ihm hat sehen wollen. Es ist in der Tat der Voltaire des 13. Jahrhunderts. Alle älteren, bärtigen Männer sind so gepflegt, Haupt- und Bartlocken so wohlgekräuselt, daß es schwer sein würde, ihr Alter zu bestimmen. Und Elisabeth in der Heimsuchung, sonst die alte Frau neben der jugendlichen Maria, zeigt zwar an Mund und Nase scharfe Falten des Alters, aber noch immer ist das Gesicht fein ge-

schnitten, ein ganz leises mildes Lächeln liegt auch hier auf dem geneigten Gesicht, und wie sie den Mantel umgenommen hat, enthält noch Grazie genug. Auch sie bewahrt ihre Haltung, und man möchte an Ninon de Lenclos und Sarah Bernhard vorausdenken.

Das Feine und Entgegenkommende all dieser Haltungen und Gesten liegt aber doch daran, daß sie nicht wie in der Antike sich beziehungslos an die Allgemeinheit wenden, sondern daß sie gesellig gemeint sind, uns ansprechen. Daher ja jene immer wiederkehrende sprechende Handbewegung. Daher aber auch die Bevorzugung von Konversationsthemen, die im Grunde in diesen Reihen von Einzelfiguren, deren jede eine Säule der Architektur vertritt, keinen Sinn haben. Es sind die Verkündigung und Heimsuchung, also Besuchsszenen, die in ganzer Figur aus den Fassadenreliefs jetzt an die Portalwände versetzt werden und durch Engel, die zu Heiligen reden und diesen verkündigen, erweitert werden. Auch hier ist alles feine Wendung, Gemessenheit der Haltung und Liebenswürdigkeit und Eleganz.

Die alten Themen des Jüngsten Gerichtes, die Tugenden und Laster, weichen nicht ganz aus den gotischen Kirchen, aber sie werden an unwichtigere Stellen verwiesen, an Seitenportale wie in Reims, in die Bogenläufe der Portale statt ins Tympanon und als heitere Dekoration an die Sockel der Gewände. Aber auch der Geist dieser Darstellungen ist ein anderer geworden. Im Jüngsten Gericht von Reims erheben sich die Toten aus den Särgen nicht wie in Autun mit Gebärden der Angst und Verzückung und völligster Benommenheit, sondern wie um mit hundertfacher Variation eines plastischen Motives am nackten Körper die Kunst zu demonstrieren, mit Anmut aus dem Bett zu steigen. Die Seligen, die die Krone des Lebens empfangen haben, sitzen ruhig nebeneinander, die Arme kontrapostisch an den Körper gelegt, redend oder betend aneinandergefaltet, aber kein lauter Schrei der Freude darf ertönen. Darunter bringen Engel, sich wundervoll verneigend, Abraham die Seelen, andere Engel führen Selige an der Hand herbei, wie Kavaliere ihre Dame zum Tanz führen. Aber auch die Verdammten verziehen nur krampfhaft das Gesicht, als wollten sie den Schmerz bezwingen, sie bewahren Haltung und Fassung, indem sie die Hände falten und aufrecht zur Hölle schreiten. Ein kreuztragender Christus aus den Archivolten der Westportale in Reims beugt wohl den Kopf tiefer unter der Last, aber seine Haltung bleibt so edel und schön, daß hier der Stil der klassischen Tragödie vorweggenommen wird. Aus den grausigen, abschreckenden Karikaturen von Geiz und Wollust werden Szenen menschlicher Schwächen, und menschliches Selbstvergessen wird gegeißelt, indem man es ohne Übertreibung einfach bloßstellt. Und fast alle diese Schwächen beziehen sich auf Formen des Zusammenlebens. Da ist die Herrin, die dem Diener, der ihr einen Krug bringt, vor den Bauch tritt, Eheleute, die sich tätlich zanken, der Mann schneidet schlechter dabei ab, ein Jüngling, der einem Bischof unehrerbietig kommt und frech mit den Armen gestikuliert. Es sind so wenig Genrebilder wie die romanischen Darstellungen, sondern moralisch gemeint wie jene, aber es fehlt auch hier das Schreckenmachende, der Teufel, der die Bösen holt. Es genügt, das schlechte Beispiel vor Augen zu halten. Es handelt sich nicht mehr um Todsünden, sondern um Anstandsregeln, und es ist mehr Ironie als dämo-



nische Karikatur. Diese Kunst ist nicht symbolisch, sondern exemplarisch.

Von allen Seiten werden wir so auf das Moment der Freiwilligkeit verwiesen, durch das edle Beispiel werden wir dazu geführt, hier eine Gesellschaft von höherer, erlesener Menschlichkeit zu sehen, der anzugehören uns das Beispiel lockt. Denn das wird immer klarer, daß, so liebenswürdig wir auch empfangen werden, wir doch eine große Verpflichtung auf uns nehmen, eben die, jenen Gestalten in Haltung, Gebärde und Geistesart ähnlich zu werden, die Konvention nicht zu verletzen. Es wird erst recht klar, wenn wir in die Kirchen eingetreten sind. Ein Raum empfängt uns hier, wie er zwingender und strenger im Sinne einer bestimmten höfischen Zeremonie nicht gedacht werden kann. Er ist so hoch und so schmal, daß ein aufrechter Mensch gerade in diese Proportion hineinpaßt, so daß er den Menschen selber aufrichtet, aufreckt, und daß nach den Seiten hin kein Entweichen möglich scheint, nur vom Portal hin zum Chor der Weg frei bleibt und die Richtung vorgeschrieben wird. Ein langes Schiff treibt uns in eilender Perspektive hin zum Chor, und kein Vierungsturm stellt sich dabei in den Weg, allein die Apsis bietet einen Halt und wendet sich als eine monumentale Thronnische den Ankömmlingen entgegen. In den Wänden aber ist alle tote Masse verschwunden. Nur runde Säulen bleiben übrig, ein Bild aktiven Lebens, schlank und aufrecht, und immer zwei so durch Rippen verbunden, daß sie wie mit Armen ausgreifen und sich in einem Kranz, dem Schlußstein, zu einem neuen Portalmotiv vereinigen, wie im Reigentanz die Partner die Hände sich über denjenigen reichen, die zwischen ihnen hindurchziehen. Das Grundgefühl aber, das in diesen dünnen, schlanken Säulen, in diesen elastischen Rippen und in ihrer Vereinigung zum Ausdruck kommt, ist Haltung, Verbeugung und Konversation, Zuneigung zueinander. Kein Dienst isoliert sich, alles ist vereint zu einem wunderbaren Bilde architektonischer Vergesellschaftung. Den festlichen Vorgang aber in diesen Räumen stellt man sich vor wie einen streng geordneten Festzug, der zwischen spalierbildenden Soldaten vor dem Throne eines Fürsten vorbeidefiliert, dort zu huldigen und in der Huldigung selber Gunst zu empfangen. Eine höfische Defiliercour in großartigster Form füllt diese Architektur, und in der Prozession hatte die Kirche ja ein Mittel, diesen Ausdruck des Architektonischen Leben werden zu lassen. Die Gestalt des Hofhaltenden aber denkt man sich wie jenen sogenannten König Ludwig von Reims, der eben vom Thron sich erhoben zu haben scheint und sich auf den Königsstab stützt, mit der anderen Hand den Mantel zügelt und den Kopf erhebt wie zu einer Rede „An mein Volk". Es ist wohl die ritterlichste aller Figuren vom Reimser Dom, schlank, mit knapper Taille, hochaufgerichtet und doch nicht steif. Das Gesicht durchgearbeitet wie das eines Offiziers, fleischlos, schmal und fest, mit scharfem Blick, die Locken in höfischer Tracht seitwärts abstehend und wie später die Allongeperücke den feinen Zügen Wucht und Kraft verleihend. Ein Bild vollen Lebens und doch kein Porträt, ein Typus eines Königs und Kavaliers.

Es kann wohl kein Zweifel sein, daß sich in diesem neuen vermenschlichten kirchlichen Zeremoniell ein ideales Bild einer neuen, auf Freiwilligkeit beruhenden Gesellschaft darstellt, wo der einzelne nicht auf jeden Eigenwillen verzichtet und sich demütigt, sondern in der Ausbildung höchster körperlicher Zucht und Schönheit sich für eine Gesellschaft



Gleichgesinnter vorbereitet. Dort im Romanischen überirdische Mächte, denen sich der Mensch unterwirft mit Verzicht auf jegliche Persönlichkeit, hier wird das Überirdische selber zum Menschen, um in freiem Verkehr mit Menschen gegenseitige Rücksicht zu empfangen und zu üben. Es ist die Welt des Rittertums und der Ritterhöfe, die hier tonangebend wird, und wo sich neue Gemeinschaften bilden durch Verzicht der Ritter auf eigenen Besitz zugunsten der Waffentat im Dienste eines größeren Herrn, wo dieser seinerseits zur Gastlichkeit und offenen Haushaltung verpflichtet ist, und *milte, largesse,* Freigebigkeit seine Haupttugend wird, und wo, wie in der Kirche die Jungfrau Maria, die Frau den Ehrenplatz im Hause erhält und erst recht das Objekt aller Verehrung und Anbetung wird. Diese Verehrung wird ebenso Pflicht und muß sich in festen Grenzen und Formen bewegen wie der Gottesdienst, wofür die gebundene Rede des Minnesanges wie früher die Psalmodien der Mönche die gesellschaftliche Form wird. Auch die Frau ist dafür verpflichtet, mit Huld und Liebenswürdigkeit nicht zu sparen und den Ritter zu allen edlen Taten anzuspornen. Maß und Zucht, Anstand und gute Sitte beim Essen und Trinken und in allen Formen des Verkehrs werden jetzt Hauptforderungen, ebenso wie Jugend und Heiterkeit Ideale dieser Geselligkeit. Auch diese Gesellschaft erhöht den ihr sich Anschließenden durch ein bevorzugtes Standesgefühl, Ritter wird eine Auszeichnung und ein Anspruch auf Vorrechte. Den Gegensatz sieht er nicht im feindlichen Ritter, sondern mit diesem ist er durch Standesgleichheit und einen Ehrenkodex verbunden, der jeden Kampf zu einer Art von Kraftprobe macht, die dem Sieger auch die Achtung des Besiegten verschafft. Der Gegensatz liegt auch hier wie bei den Mönchen im tätigen Leben, bei denen, die um der Arbeit willen nicht Zeit haben, Geselligkeit zu pflegen und feine Manieren sich anzueignen, bei Bauern und Bürgern. Bauer, *vilain,* Dörfler, nimmt so die Bedeutung des Häßlichen an und wird ein Schimpfwort. Die französische Einseitigkeit nach dem gesellig-gesellschaftlichen Ideal hin hat wie bei den Mönchen auch bei dem Ritterstand bewirkt, daß hinter geselligen Formen und Zeremonien schließlich auch die sachliche Aufgabe zurücktrat, um derentwillen sie ihre bevorzugte Stellung erst gewonnen hatten, das Waffenhandwerk und die militärische Tüchtigkeit. Der Formalismus der Turniere genügte nicht, sie vor dem Untergang durch die Hände derer zu bewahren, die diese Regeln und Konventionen nicht anerkannten und nur das eine Ziel verfolgten, des Gegners Herr zu werden. So wurden die stolzen Ritter von den verachteten Schweizer Bauern besiegt, ein Stück Deutschtum wurde des französischen Geistes Herr. Will man sich aber von dem gewaltigen Idealismus eine Vorstellung machen, der auch bei diesen ritterlich-höfische Formen ausdrückenden Gemeinschaftsbauten in Frankreich gewaltet hat, und von der Kraft des Gemeinschaftsbewußtseins, so lese man den Bericht des Chronisten Robert von Mont St. Michel vom Jahre 1144 über die Erbauung der Kathedrale von Chartres:

„In diesem Jahr zum erstenmal sah man zu Chartres die Gläubigen sich vor Karren spannen, die mit Steinen, Holz, Getreide, und wessen man sonst bei den Arbeiten an der Kathedrale bedurfte, beladen waren. Wie durch Zaubermacht wuchsen ihre Türme in die Höhe. So geschah es nicht nur hier, sondern fast allenthalben in Frankreich und der Nor-



mandie und anderorts. Überall demütigten sich die Menschen, überall taten sie Buße, überall vergaben sie ihren Feinden. Männer und Frauen sah man schwere Lasten mitten durch Sümpfe schleppen und unter Gesängen die Wunder Gottes preisen, die er vor ihren Augen verrichtete."

Durch vielfache Kanäle ist die französische Gotik wie die höfische Kultur des Rittertums nach Deutschland hinübergeflossen. Für die Hauptstücke deutscher Skulptur und Architektur im 13. Jahrhundert sind die französischen Ausgangspunkte fest belegt. Und je näher wir im Westen Deutschlands den französischen Zentren kommen, um so treuer sind die Anregungen befolgt worden. So eng ist der Zusammenhang zwischen dem Kölner Dom und der Kathedrale von Amiens, daß man an denselben Baumeister für beide Denkmäler gedacht hat. Je mehr wir nach Osten gelangen, bricht eigenes Wesen durch die französischen Beeinflussungen hindurch, teils um einfach aus der hohen Formkultur in Formlosigkeit und Grimasse zurückzusinken, teils aber auch die französische Geschmeidigkeit und Typik durch ein hohes Maß von Kraft und Eigenart, durch Erschließung individueller Gefühlswelten und durch sachliche Leistungen bürgerlicher Kultur zu überwinden und zu ersetzen.

Die gotischen Bildwerke des Bamberger Domes, eines der Höhepunkte gotischer Plastik in Deutschland, stammen in gerader Linie von den Skulpturen der Kathedrale in Reims ab, wo am Nordportal die gleiche Darstellung des Jüngsten Gerichtes sich findet. Der Vergleich beider ist lehrreich genug, um diesen Rückfall ins Formlose auf deutschem Boden zu bestätigen und die Maßlosigkeit deutschen Wesens zu erkennen. Szenen, die in Reims sich auf einen großen Raum in sorgfältig geschiedenen und geordneten Schichten verteilen, sind hier auf den kleinen Raum eines niedrigen Türbogenfeldes zusammengepreßt, Christus als Weltenrichter mit Maria und Johannes als Fürbittende, Engel mit den Marterwerkzeugen, Auferstehende, Selige, die vor den Thron Christi, Verdammte, die in die Hölle geführt werden, das drängt und schiebt sich durcheinander und hinterläßt den Eindruck unentwirrbaren Gewühles, wo in Reims alles Rang und Ordnung ist. Maßlos und ungebärdig sind die Bamberger Figuren im Affekt, die Verdammten in brüllendem Schmerz, die Seligen in grinsender Vergnügtheit, und man würde unrecht tun, hier mehr zu sehen als das Bemühen einer volkstümlichen Kunst, recht deutlich zu sein und Schrecken und Lohn des Jüngsten Gerichtes recht drastisch auszumalen. Diese Absicht, verbunden mit gotischer Stilisierung, führt direkt zur Grimasse. Der Bamberger Künstler, gewohnt für eine Menschheit zu arbeiten, die derbe Mittel brauchte und sich gehen ließ, hatte offenbar nicht begriffen, daß das Erzieherische der Darstellung in Reims gar nicht mehr in dem Hinweis auf Himmelslohn und Höllenstrafen bestand, sondern in dem feinen Benehmen der Seligen und der Verdammten, die mit allen individuellen Regungen der Freude wie des Schmerzes zurückhalten.

Aber was wir hier als Mangel empfinden, gibt sich in einem positiv bedeutsamen Sinne in den großen Statuen des Meisters, der den Reiter im Innern des Bamberger Domes, Kirche und Synagoge und Maria und Elisabeth der Heimsuchung geschaffen hat. Der Reiter, ein Abkömmling einer herrlichen Königsstatue in den Strebepfeilern der Reimser Kathedrale, hat nicht dessen lässig vornehme Haltung, nicht dessen

feine, fast diplomatisch höfischen Züge, sondern in der Haltung etwas Gespreizteres, aber im Ausdruck der schwellenden Formen etwas Unbefangenes, Hochgemuteres. Siegfriedshaft strebt er vorwärts. Es ist mehr Frische und Energie in ihm.

Kirche und Synagoge an der südlichen Querschiffsrose in Reims sind zarte Geschöpfe, schlank und biegsam wie eine Gerte. Die Bamberger stehen ihnen an Feinheit der Behandlung nicht nach, wie sich das in feine rissige Falten gebrochene Gewand wie aus dünnem Stoff dem Körper straff anlegt und knospenhaft und jugendlich eckig die Formen hervortreten läßt. Aber trotz aller Überschlankheit der Glieder wachsen die Gestalten zu übermenschlicher Bildung empor, der Körper hält sich aufrechter, eigensinniger, machtvoller. Man denkt an die stolzen Gestalten der Heldensage, Krimhilde, Brünhilde, nicht an Frauen des Minnesangs.

Das Höchste aber bedeuten die Gestalten der Heimsuchung, Maria und Elisabeth, erst spät von Dehio als freie Wiederholungen der berühmten Reimser Heimsuchung erkannt, so anders sind sie. In Reims zwei Damen der besten Gesellschaft, im Gespräch über ein delikates Thema, voller feinster Rücksichten und zarter Wendungen. Das Steile und Stabhafte gotischer Körperlichkeit ist durch antikere Fülle der Formen und weiche Stofflichkeit des in tausend Fältchen zerrinnenden, diskret verhüllenden Mantels zu frauenhafter Anmut gemildert. Die Bamberger Gestalten sind von ganz anderem Wuchs, hoch hinaufgeschossen, herb und knochig, zu festen Stäben, Bäuschen und Knäufen sind die Reimser Rieselfalten geschwollen und überschütten wie ein Sturzbach die Leiber der Frauen mit ihrem Schwall. Aber diese ertrinken nicht in ihrer Schwere. Indem sie diese Massen bändigen, erscheinen sie nur noch mächtiger. Jede dieser Frauen ist für sich, streng, verschlossen. In den Alterszügen der Elisabeth steigert sich diese Kraft und Härte des Willens zu prophetischer Mächtigkeit. Sibylle ist sie genannt worden. An das Idyll der Heimsuchung hat man nicht gedacht.

Das französische Ideal höfischer Haltung und vollendeten Anstands, das wir in Bamberg vermissen, scheint dagegen restlos erfüllt in den Stifterfiguren des Naumburger Domes, diesem Gipfel deutscher Plastik des Mittelalters. Hier ist alles, was wir an französischen Statuen bewundern, die Gliederung des Körpers mit Hilfe des Gewandes in ein System von Falten, die durch Streckung und Beugung in mannigfachsten Annäherungen, Auseinanderstrebungen, Gegenseitigkeiten und Ausgleichungen den Körper zu einem harmonisch ponderierten Organismus machen. Die Gesichtszüge sind gotisch scharf geschnitten und enthalten so das Allgemeine einer adligen Typik. Nirgends aber offenbart sich so die edle Art als in den Händen der Frauen, die in Bildung und Gebärde von vollendeter Vornehmheit sind.

Dennoch wird gerade hier die Eigenart deutscher Gotik und der Einschlag deutschen Wesens offenbar, das Vereinzelte, Ungesellige, das Individuelle der Charaktere, und ein neuer Begriff von Kunst, das dramatisch Packende an Stelle des repräsentativ Vorbildlichen.

Zunächst die Frauen. Die Gräfin Gerburg, die mit schönem Schwung gotischer Kurven den Mantel umgeschlagen hat und mit Anstand in die Gesellschaft hineinrauscht, gleicht so sehr der Halbfigur einer heiligen Margarete in Reims, daß man an dieselbe Künstlerhand denken möchte. Vergleicht man aber die Naumburger Statue mit der des berühm-



ten lächelnden Engels in Reims, dann fehlt jener jede feine Verbindlichkeit. Die Unterlippe ist etwas vorgeschoben, ein Ausdruck fast verdrossenen Hochmutes macht sich geltend. Man denkt unwillkürlich an die deutsche Schloßfrau, die das Schlüsselbund im Gürtel, tapfer auf Knechte und Mägde zu schelten versteht.

Wie sie im Begriff ist, sich in ihren Mantel zu hüllen, deutet sie auf eine andere der Frauen in Naumburg hin, jene Frau aus dem prachtvollen Paar, das den ganzen Chor dieser Stifter zu führen scheint, die Gräfin Uta neben ihrem Gatten Eckehardt von Meißen. Auch sie hat im ganzen gesehen das feingeschnittene Gesicht der Reimser Figuren mit den schmalen Lidspalten, dem feinen Nasenrücken und kleinen Mund. Eine herrlich fein organisierte Hand, eine aristokratische Hand, hält den Mantel, der an die Wange emporgezogen ist und die Figur fast ganz umhüllt. Wie um sich vor Zugluft zu schützen, hat man trivial diese Gebärde des hochgedrückten Mantelkragens erklärt. Und doch bedeutet sie in höherem Sinne und echt deutsch den Abschluß vor der Welt. So zieht sich die Figur in sich selbst zurück, und wie der gerad erhobene Kopf und die aufrechte Haltung des Körpers alles Entgegenkommen und Sichverneigen der Reimser Figuren vermissen lassen, wird alles, was an dieser Figur noch sich nach außen wendet, zum sich zurückhaltenden Stolz.

Ganz nur mit sich beschäftigt, vergeistigt und vertieft ist die Gräfin Gepa. Sie hält ein Buch vor sich, und wie sie mit feinen Fingern in den Seiten blättert, merkt man, wie sie sich nicht vergißt. Aber Blick und Gedanken sind der Welt abgekehrt. Wo wäre in Reims eine Figur zu finden, die so nur für sich sein dürfte, so sich von geselliger Verpflichtung emanzipieren dürfte?

Die Männer erscheinen alle in Defensivstellung: fest stehen sie mit beiden Beinen auf, das Schwert haben sie auf den Boden gestoßen und den Griff fest mit der Faust umklammert. Es sind breite, schwere Gestalten, Soldaten und Gutsherren, nicht Kavaliere und Höflinge. Wenn sie doch einmal die Feinheit ihres ritterlichen Standes herauskehren und wie mit zierlichem Griff in den Riemen des Schildes fassen, dann wird diese Bewegung leicht geziert wie bei Händen, die gewohnt sind, derber zuzufassen. Wenn sie sich einander zuwenden, dann scheint es, um sich zu drohen und um zu schimpfen. Wie prachtvoll und energisch kommt das bei dem Grafen Dietrich heraus, der verächtlich den Kopf über die Schultern wirft und mit halb geöffnetem Munde und Zornesfalten über der Nase einen Fluch herauszustoßen scheint. Man sieht die Muskeln am Kinn sich anziehen und die Kinnbacken arbeiten. Unwillkürlich denkt man an einen Artilleriehauptmann, der seine Kerle anschreit.

So ist jede dieser Gestalten für sich allein, etwas Einziges. Das Neue und für diese Zeit allgemeiner Herrschaft des Typus Verblüffende ist, daß hier mit hervorragender Porträtkunst lebendigste Physiognomien festgehalten sind voll packender Lebenswahrheit, während in Reims das Idealbild des höflichen Menschen immer wieder abgewandelt wird. Diese große Bildniskunst weist auf die Renaissance und einen anderen deutschen Meister des Bildnisses voraus, auf Holbein.

War aber in Reims gerade das so echt französisch und hohe architektonische Kunst, daß in allen Figuren die Stimmung und Ordnung des dem Festzug gewidmeten Raumes zum Ausdruck



kam, schreiten die Naumburger Gestalten über die Grenzen der Architektur hinweg, es entsteht ein dramatisches Inbeziehungsetzen der Figuren untereinander, das sie zu Trägern einer Handlung macht wie auf einer Bühne, ein Negieren des wirklichen Raumes, und eine malerische Tendenz, die aus kultischen und repräsentativen Rücksichten das Kunstwerk herausnimmt, um es zu einem objektiv reichen und interessanten Gebilde der Wahrnehmung zu machen. Aus der höfischen Repräsentation wird ein spannendes Drama. Hier offenbart sich der große Dramatiker der Lettnerreliefs. Wenn man von den vielfigurigen Altären der deutschen Spätgotik mit ihrem krausen Durcheinander herkommt und an die Darstellungen der Passion Christi am Lettner des Naumburger Domes herantritt, dann begreift man erst, welche hohe klassische Kunst in der Klarheit, Vereinfachung, Großheit und Bedeutsamkeit dieser Reliefs enthalten ist. Das ist der große figurale Stil des Mittelalters, ist Gotik, der gegenüber die Erzeugnisse der sogenannten Spätgotik nur manierierte Nachahmungen eines kleinbürgerlichen und ganz anders gerichteten Geistes sind. In kühnster Rücksichtslosigkeit gegenüber der Historie sind im Abendmahl 5 statt 12 Apostel dargestellt, damit jede als wuchtige Person in starker Gebärdensprache des ganzen Körpers, und das Ganze als dramatische Beziehung zwischen Spielern eines Dramas wirke. Mit höchster Kunst ist immer die Hauptperson hervorgehoben und der dramatische Zusammenhang geklärt. Nirgends gibt es tote Momente. Aber das wesentlich Deutsche: es sind nicht schöne Gebärden, keine Posen, sondern charakteristische, lebenerfüllte. Man erkennt den breitknochigen slawischen Typus in den Leuten, jüdische Physiognomien sind angedeutet, Christus und die Jünger sind Leute aus dem Volke. Es ist realistische Kunst von shakespearescher Gewalt. Motive, die wie Naturbeobachtungen wirken, finden sich in den erhabenen Szenen, ein Apostel beim Abendmahl greift gerade in die Schüssel, einer führt einen Bissen zum Mund, ein anderer zieht einen kräftigen Schluck aus der Kanne. In der Szene mit Judas hört man die Juden zischeln und tuscheln wie bei einem unsauberen Geschäft, einem anderen geht das Geld so gewandt durch die Finger wie einem Bankkassierer. Die großen Formen dieses Stiles sind nicht Lebensformen, sondern Bildformen, Gestaltung des Sichtbaren. Das kultisch Religiöse tritt zurück hinter dem objektivierten Sachgehalt. Wie anders in Reims! Dort gibt es eine Bekehrung Pauli, in der an einer Stelle der Slawentyp des Naumburger Meisters veredelt wiederkehrt. Aber hier ist alles religiöse Zeremonie, vorbildliche Repräsentation, Kult- und Lebensform, nicht Bildform.

Es ist nur eine andere Seite dieses Individualismus, wenn an Stelle der allgemeinen Gesellschaftlichkeit der Heiligenhierarchie in Deutschland engere familiäre Beziehungen treten, und dadurch auch in der religiösen Darstellung Gefühle unmittelbar von Mensch zu Mensch, ohne Rücksicht auf die Gesellschaft sich äußern, überhaupt das Gefühl freier strömen darf. In Frankreich finden wir hauptsächlich den Ausdruck der Würde und der Verbindlichkeit, in Deutschland werden alle Skalen des Gefühles von Trauer, Liebe, Haß, Freude durchmessen. Sehr bezeichnend dafür ist, wie das Thema von den klugen und törichten Jungfrauen, das in Frankreich nur an schmalen Randstreifen in parabolischer Bedeutung zurückhaltend behandelt wird, in Deutschland in großen Figuren zu seiten des Portales

auftritt, in Magdeburg, Erfurt, Straßburg, Freiburg i. B., und ganz laut die Jungfrauen Freude der Verzückung und Schmerz des Verschmähtseins äußern. Das sind nicht höfische Galanterien, sondern jene Inbrünste des intimen und individuellen Verhältnisses zu Christus, dem Seelenbräutigam, wie in der deutschen Mystik.

Jener familienhaft verbindende Zug engsten Gemeinschaftsgefühles kommt vor allem in drei Themen zum Ausdruck, die für deutsche Gotik bezeichnend werden, und in Frankreich nicht im entferntesten diese Rolle spielen. Besonders die Zeit des weichen Stiles, das 14. Jahrhundert mit seiner Empfindsamkeit, hat hier wundervoll zarte Schöpfungen hervorgebracht, daß wir im 14. Jahrhundert vielleicht Deutschland Frankreich überlegen sehen. Es sind die Themen von Christus am Kreuz zwischen Maria und Johannes, der Dreieinigkeit und der Pietà. Schon am Lettner in Naumburg ist die Kruzifixusdarstellung an die Stelle des Portals gerückt, wo in Frankreich die Madonna mit ihrem Hofe die Eintretenden empfängt. Wie erschütternd aber wirkte so in unmittelbarem Gegenüber die herbe, volkstümliche Gestalt des Gekreuzigten mit den leidenschaftlich Klagenden der Maria und des Johannes! Die übliche Anordnung ist die über dem Lettner als eine Art Triumphkreuz. Wo in den Bogenfeldern der Hauptportale der französischen gotischen Kirchen die Krönung Mariä die Festlichkeit der Kathedralen rechtfertigt, tritt uns in Deutschland, in Straßburg, in Nürnberg, wieder die Kruzifixusdarstellung und Leben und Leiden des Heilandes entgegen. Familiärer noch, zärtlicher und inniger sind die beiden anderen Darstellungen des toten Heilandes, der Sohn im Schoße des Vaters, wo, was sonst so selten, das Bild Gottes selbst erscheint, aber alle Majestät hinwegschmilzt im bekümmerten Gefühl eines alten Mannes, so ganz menschlich wird das Thema aufgefaßt. Vor allem aber zeigten den Wandel des Marienkultus jene unzähligen Marien mit dem Leichnam des Sohnes auf den Knien, die in Deutschland Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts die gekrönte und thronende Maria der französischen Portale und Altäre ablösen. Zwei Typen sind es, in denen sich dieses familiäre Gefühl für Mütterlichkeit und des Mitleidens ausdrückt, ein wild klagender, hemmungslos das Grausen der Zerstörung und des Schmerzes vor uns ausschüttender, und ein anderer, der die schönen Linien der Gotik in ein gedämpftes Spiel müder Wehmut umbildet. Neben dieser echt deutschen Klagemutter, für die es in Frankreich nur wenige Gegenbeispiele gibt, steht dann am Ende des Mittelalters jene Maria im Rosenhag, wo die mittelalterliche Poesie der Liebesgärten und des Marienkults echt deutsch ausklingt in ein Bild heimlichster Verschlossenheit vor der Welt und anmutigsten Familienlebens, Maria im *Hortus conclusus*, lesend in einem Buch, während Kinder im Garten spielen inmitten sprießender Blumen und sprudelnder Quellen. Das reizende Bild der Frankfurter Sammlung ist ein Gegenstück zu den Miniaturen eines Stundenbuches für den Herzog von Berry, wo noch einmal französisches Hofleben sich in den Darstellungen eleganter Kavaliersszenen spiegelt.

Diese Eigenwilligkeit und Besonderheit der Persönlichkeiten, die Sachlichkeit und Weltlichkeit des Auftretens wie in Naumburg und der stark familiäre Zug dieser mittelalterlichen Kunst eröffnen uns erst das Verständnis für die Leistungen innerhalb der deutschen Architektur und ihre Besonderheiten, für



die deutsche Sondergotik. Sie liegen einmal innerhalb der öffentlichen Architektur, des Gemeinbaus, in der Durchbildung eines weltlicheren, der Geschäftigkeit und der Freiheit des einzelnen Raum schaffenden Typus', d. h. in der Halle, dann aber dem familiären Zug entsprechend in der Ausbildung des Privathauses, dem Patrizierhaus.

Im deutschen Kirchenbau finden wir auf der einen Seite in tief herabgezogenen, die Schiffe deckenden Dächern eine Geschlossenheit der äußeren Erscheinungen, die oft geradezu wieder an norddeutsche Bauernhäuser erinnert, und deren lastende Schwere und Bodenständigkeit und Gemütlichkeit man irgendwie zurückzudrängen ein Mittel gehabt hätte, wenn man nicht hier eine das eigene Wesen berührende verwandte Stimmung gefunden hätte. Entsprechend bildet man statt der Türme und Wimperge breite Flächengürtel aus und verwebt das gotische Maßwerk, das in Frankreich auch in der Spätzeit fast immer eine bewegliche, nur nervösere, rokokoartigere Form im Flamboyant behält, zu teppichartigen, schließenden Formen wie in den breiten Giebeln der Patrizierhäuser. Im Zusammenhang mit einem gerade der Gotik mit ihren plastischen Formen widerstrebenden Material, dem Backstein, hat hier der Nordosten Deutschlands und das Stammland Preußens, die Mark Brandenburg, einen ganz eigenen farbigen Flächenstil ausgebildet, dessen Reichtum und Schmuckfreudigkeit und geschmackvolle Eigenart von der Höhe bodenständiger künstlerischer Kultur um so mehr zeugt, als alle Vorzüge um so stärker in Erscheinung treten, je ferner von französischen Anregungen sich diese Kunst entwickelte. Die flächigen Prachtgiebel der Brandenburger Katharinenkirche sind in ihrer profanen Pracht das Gegenstück zu dem Rathaus in Tangermünde, und niemals hat sich deutsche, häuslich sich abschließende Intimität stärker kundgegeben als im Ostgiebel der Prenzlauer Marienkirche, der als breitgelagertes Hausdreieck sein Gesicht über die niedrigen Häuser davor dem Markt zukehrt, der stärkste Gegensatz gegen die Westtürme mit ihrer Publizität und Monumentalität. Die Schönheit nordischer Patrizierstädte entspricht diesem Kirchentypus. Die Mark ist in ihrer Backsteingotik zugleich im besonderen das Land der Hallenkirche wie Deutschland in der Gotik im allgemeinen überhaupt. Die Kennzeichen dieser Halle sind: der sachlich raumöffnende Pfeiler ohne Dienstgliederung und deren Funktion, straffer sich Halten, Herauswachsen der Rippen aus dem Stamm ohne Kapitelle und deren gliedernd formende Bedeutung, Rippen, die sich zu breiten Gewölbeflächen durchkreuzen, ohne die Typik des Sichverneigens und Konversierens der französischen, klar gegliederten Kreuzrippen. Statt des geordneten Zeremoniells ein allseitiges Durcheinanderströmen von Richtungen. Denn auch der Raum im ganzen hat den Zwang des schmalen, zur Apsis führenden Ganges verloren. Die gleich hohen Seitenschiffe vereinigen sich mit dem Mittelschiff zu einem einzigen, zwischen den Pfeilern allseitig offenen, richtungslosen oder richtungsreichen Raum, dessen neue sachliche Bedeutung einem erst klar wird, wenn man an einen gedeckten Markt denkt und das zwanglose Hin- und Herströmen der Leute von Pfeiler zu Pfeiler wie von Verkaufsstand zu Verkaufsstand. Auch die flachen dreiseitigen Apsiden verlieren ihre zentralisierende Bedeutung des Kultmittelpunktes, und nur eine Stimmung heller, klarer Weltlichkeit und sachlicher Vernünftigkeit bleibt in die-

sen Räumen zurück. Erst aus modernen Warenhäusern kann uns klar werden, welches kulturelle Verdienst in diesen deutschen Hallenkirchen lag, in denen man zunächst nur den Verfall der feierlichen Gotik sehen möchte, wie im Ablaßwesen und dem Verschachern kirchlicher Würden und kirchlicher Gnaden des späten Mittelalters den Verfall des Kultus. Das positiv Bedeutsame liegt in dem Weg zu einer Sozialisierung der Sache, so wie die Ordnung des Rittertums und höfische Formen in Deutschland, in der Hansa, einer sachlichen Zwecken dienenden Organisation die Wege bereitet haben, deren ganze Bedeutung wir auch heute erst in neuen Zielen sozialisierter Arbeit verstehen können. In einem Rathaus wie das von Thorn, auch einem Backsteinbau, einer ehemaligen Tuchhalle, muß man sehen, wie hier in Pfeilern ohne gotische Zierlichkeit, in Arkaden ohne zwingende Fassadengestaltung ein zwanglosem Verkehr dienendes Gebäude geschaffen ist, das nirgends auf persönliche Haltung und auf persönlichen Kultus hinweist und doch die sachliche Bedeutung eines allseitig zugänglichen Raumes ausdrückt, der in seiner einheitlichen Gliederung den Geist der Einheit und Zusammengehörigkeit zweckmäßiger Vereinigung ebenso großartig wie sachlich nüchtern widerspiegelt. Hier kündigt sich ein neues Zeitalter des Handelns und Wandelns und der wissenschaftlichen Entdeckungen an, das vielleicht früher sich voll entfaltet hätte, wenn diesem deutschen Geiste hanseatischer Tatkraft die Führung Europas übertragen wäre.

Deutsche und russische Literatur in älterer Zeit.

Von Paul Diels.[1]

VI.

Wenn der russische Büchermarkt dem Wertvollen in der deutschen Literatur nur zögernd Aufnahme gegönnt und den Geschmack oder Ungeschmack des deutschen Publikums zu bereitwillig zum Muster genommen hat, wenn sonach in der etwas breiteren Bildungsschicht Rußlands zunächst kein richtiges Bild von der deutschen Literatur und ihrem Werte entstehen konnte, so hat doch die Einsicht und der Geschmack einzelner frühzeitig eine Wandlung des Urteils vorbereitet. Als einen Vorläufer dieser Wandlung dürfen wir vor allem Nikolaj Karamzin (1766—1826) begrüßen. Nicht als Schriftsteller und Dichter: da war er in der Hauptsache noch ein Schüler der Franzosen und hat für sein Vaterland das Verdienst, ein Lesepublikum geschaffen und zum sentimentalen Geschmack (etwa im Sinne einer Verflachung Rousseaus) erzogen zu haben. Auch nicht den Historiker, der mit seiner „Geschichte des russischen Reiches“ etwas durchaus anderes wollte und erreichte als die gewissenhaften deutschen Historiker. Aber Karamzin hat vor andern Zeit- und Standesgenossen den Vorteil gehabt, daß er früh und gut deutsch lernte; er ist in Moskau später dem Kreise Novikovs und der Freimaurer nahegetreten und hat wohl schon hier vollständigere und richtigere Urteile über den Stand der deutschen Literatur gewinnen können, als sie im damaligen Rußland üblich waren. Dazu trat der Briefwechsel mit Lavater und die

1) Siehe Heft 2.

persönliche Bekanntschaft mit dem deutschen Dichter J. M. R. Lenz, der einst Goethes Freund gewesen war und der nun seine letzten Lebensjahre in Moskau verbrachte († 1792). So hat denn Karamzins westeuropäische Reise (1789 bis 1790) Deutschland ausgiebig berücksichtigt und in Deutschland vor allem die Dichter und die Gelehrten, soweit ihr Ruf in weitere Kreise gedrungen war. Als erster wurde in Königsberg Kant eines Besuchs gewürdigt und der Inhalt seiner Auseinandersetzungen über die Bestimmung des Menschen in einem Briefe wiedergegeben, nicht ohne einige Bangigkeit, ob sie auch richtig wiedergegeben seien. Mannigfaltiger waren die literarischen Anregungen in Berlin: Nikolais Kampf mit den Jesuiten erweckt offenbar nur mäßige Teilnahme bei dem russischen Reisenden, der Ton, in dem die Berliner schreiben, mißfällt ihm schon deshalb, weil sein Liebling Lavater bei ihnen schlecht abschneidet. Der alte Ramler freut sich u. a. über die Nachricht, daß seine Verse auch in Rußland viel gelesen werden, Philipp Moritz, den der Russe sich als alten Herrn vorgestellt hatte, erweist sich als frischer jugendlicher Mann und guter Plauderer. Auch den Toten gilt die Huldigung: Ew. v. Kleists Monument in der Garnisonkirche zu Berlin gibt dem Reisenden Anlaß zu einer kurzen Würdigung: er erzählt Kleists Tod, spricht von seinen Dichtungen und enthüllt sich selbst und das Naturgefühl seines Jahrhunderts mit den naiven Worten: „Der Frühling wäre für mich nicht so schön, wenn mir nicht Thomson und Kleist alle seine Schönheiten beschrieben hätten.“ Besonders aufmerksam besucht Karamzin das Berliner Theater: für Lessing, Goethe und Schiller, freilich auch für Kotzebue, fällt reichliches Lob, für die Franzosen ein kleiner Seitenhieb ab.

Auch in Leipzig galt der Besuch den Lebenden und den Toten: vor Gellerts Monument findet der Reisende Worte, um seine Verehrung und Dankbarkeit für den Mann auszudrücken, dessen ganzes Leben „ein Beweis für die Existenz und Wirksamkeit von Tugend und Religion sei“. Vor allem wurde die Universität besucht; ein Theologe, der über einige hebräische Worte spricht, ist nicht nach dem Geschmack des Reisenden. Dafür knüpfen sich freundliche Beziehungen an zu Platner, der schon Radischtschevs Lehrer gewesen war. Christian Felix Weiße wird ebenfalls nicht vergessen, und bei ihm wie bei Platner und seinen Freunden findet der Russe eine lebhafte Teilnahme an der Literatur seiner Heimat. In Weimar gelingt es unserem Reisenden nicht, Goethe zu sehen; aber Wieland und Herder empfangen ihn, Wieland erkundigt sich nach Karamzins eigenem Schaffen, und Herder verwickelt ihn in ein längeres Literaturgespräch, das mit der Frage beginnt, wen von den deutschen Dichtern Karamzin am meisten schätze. Der Gefragte, in einiger Verlegenheit, nennt schließlich Klopstock, als den erhabensten. Herder gibt ihm recht, fügt aber bei: „Nur wird er weniger gelesen als andere, und ich kenne viele, die in der Messiade beim zehnten Gesange haltgemacht haben, um sich nie wieder mit diesem berühmten Gedicht zu befassen.“ Dann läßt Herder Goethes Gedichte holen und liest dem lernbegierigen Fremden einige von den kleineren vor, mit besonderer Wärme aber nennt er das Gedicht „Meine Göttin“. Von Weimar geht es weiter rheinwärts, mancherlei Erinnerungen werden mitgenommen, ein Regentag in Frankfurt wird Anlaß, sich mit Genuß in Schillers „Fiesko“ zu vertiefen. Die Reise, soweit sie auf deutschem Boden geht, endet in der Schweiz,

in Zürich wird längerer Aufenthalt genommen, ja nach der Wärme und Ausführlichkeit, mit der Karamzin hier berichtet, darf man schließen, daß die Reise durch Deutschland im Grunde eine Reise zu Lavater gewesen ist. Doch fehlt es auch hier nicht an literarischen Erinnerungen, die dem Reisenden durch die Erzählung älterer Züricher zufließen, von Klopstocks Züricherseefahrt, von Bodmer, von Gesner weiß man zu berichten, und das Bild des unglücklichen Lenz steigt hier wie in Weimar auf. Von Zürich wendet sich Karamzin endlich ins Berner Oberland, nun schon ganz im Banne Jean Jacques Rousseaus; der weitere Gang der Reise, nach Genf, Paris, London, bietet für uns kein Interesse mehr.

Die Begegnung mit Herder in Weimar hätte unserem Reisenden zeigen können, daß seine Vorstellung von der deutschen Literatur durch deren Entwicklung doch bereits überholt war, die ganze Reise hätte ihm vielleicht auch zeigen können, daß die gefühlvollen Erzählungen, mit denen er alsbald die russische Literatur zu beschenken begann, in Westeuropa schon der letzten Vergangenheit angehörten. Aber wie die russischen Leser seiner „Armen Lisa" (1792) begeisterte Anerkennung spendeten und, in Anbetracht des für Rußland Neuen, spenden durften ,so dankten sie ihm auch für die „Briefe eines russischen Reisenden", in denen Karamzin rückschauend seine Fahrt erzählte.[1]) Und auch wir müssen ihm dankbar sein für die Kenntnis, die er damals seinen Landsleuten vermittelt hat. Daß diese „Briefe" weit hinter dem Nutzen zurückblieben, den sie hätten stiften können, ist allerdings richtig: es lag einmal an dem Ton, den der Darsteller wählte, an der offenbaren Angst, aus der Rolle eines „Reisenden" herauszutreten und dem Leser durch Gründlichkeit zu mißfallen, aber andere Gründe lagen tiefer: Karamzin kam mit fertigen Kenntnissen und Anschauungen, weder gewillt noch imstande, sie wesentlich zu vertiefen. Und so ist das Bild, das er zeichnet (oder vielmehr dem Leser anheimgibt zu zeichnen) in vielen Punkten ein Bild der deutschen Literatur, wie sie eben gewesen war.

Daß man im neuen Jahrhundert die deutsche Literatur besser kennen und schätzen lernte, dazu haben mancherlei Ursachen zusammengewirkt. Einmal die Bildung solcher kleiner, besser unterrichteter Kreise, wie wir deren einen, den Kreis Alexander Turgenevs, schon kennen lernten. In derselben Richtung konnten die politischen Umstände wirken, die Napoleonischen Kriege, der Haß gegen französisches Wesen, kräftig geschürt durch wetterkundige Journalisten wie Glinka. Zunächst lenkte dieser patriotische Eifer die Blicke auf das eigene Land und Volk: es wuchs die Wertschätzung der russischen Vergangenheit; und als der Kampf siegreich ausgekämpft war und Rußland im eignen und fremden Urteil als Befreier Europas dastand, da kannten auch der Stolz auf die russische Gegenwart und die Erwartungen für die Zukunft kaum noch irgendwelche Grenzen. Der Schätzung ausländischer Einflüsse mußte das alles im ganzen durchaus abträglich sein, aber vor allem betraf es doch die in Rußland bis dahin allmächtige französische Kultur und konnte somit, wenigstens vorübergehend, zu einer gerechteren Bewertung der deutschen führen.

Und man darf nicht vergessen, daß gerade in jener Zeit, durch den jahrelangen Aufenthalt russischer Truppen in

1) Die Briefe erschienen in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts in den von Karamzin herausgegebenen Zeitschriften, dann gesammelt 1797—1801.



Deutschland, äußere Berührungen geschaffen wurden, so eng und mannigfaltig wie nie vorher und nachher. Daß diese Berührungen immer zur beiderseitigen Zufriedenheit geführt hätten, wird man bezweifeln dürfen, und der russische Bauer wird aus diesen Berührungen, wie man vermutet, vor allem ein mehr oder weniger klares Gefühl seiner eignen unwürdigen Stellung davongetragen haben, aber bei den gebildeten Russen mag sich neben solchen Einsichten auch noch anderes Nützliche eingefunden haben: eine gewisse Kenntnis der deutschen Sprache und eine Verbesserung des schiefen und unwahren Bildes von Deutschland, das die französische Literatur bis dahin verbreitet hatte.

Und daß dieses Bild unwahr und schief war, das hatten ja die Franzosen und hatte Europa gerade durch den Mund einer Französin erfahren; in Madame de Staël war den Deutschen ein weiblicher Tacitus entstanden, der ihre Tugenden rühmte und dem wie Tacitus im Grunde an den Deutschen selbst nicht viel lag. Es kam darauf an, einer neuen Literatur in Frankreich den Weg zu bahnen gegen das klassizistische Vorurteil, und da war die deutsche Literatur, die denselben Weg früher und beherzter gegangen war, Führer und Bundesgenosse.

Aus solchen Voraussetzungen erwächst denn in der Tat in den ersten Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts eine höhere Einschätzung der deutschen Literatur. Zunächst freilich nur in kleineren Kreisen, und der Beifall war gering. Selbst die jungen Deutschen, soweit sie Wert darauf legten, der allerbesten Gesellschaft anzugehören, blieben diesen Bestrebungen fern und zogen es vor, das Odium ihrer Abstammung unverdient zu tragen. Shukowskijs Vorliebe für die deutsche Literatur und der Einfluß, den er ihr zeitweilig auf sein eigenes Schaffen einräumte, sind selbst manchen seiner Freunde zunächst als eine Laune erschienen, die nur durch seine Begabung erträglich werde. Erst in den literarischen Kämpfen der zwanziger Jahre wurde die Berechtigung des neuen Standpunktes zur vollen Anerkennung gebracht, wurde das überragende Verdienst der deutschen Dichtung und Philosophie um die Bildung neuer dichterischer Ziele festgelegt, wobei Madame de Staël immer noch, neben den Werken der Deutschen selbst, als Leitfaden dienen konnte. Daß die deutsche Literatur niemals auch nur entfernt das ausschließliche Ansehen zu erringen vermochte, dessen sich die französische im achtzehnten Jahrhundert erfreut hatte, lag freilich auf der Hand: das Neue, das man zum Siege führen wollte, hatte ja neben der deutschen Poesie und Philosophie noch viele andere Wurzeln, und man war auf das deutsche Rüstzeug nicht allein angewiesen, so wie auch der größere Kreis russischer Leser unter den Ausländern manchen fand, der ihm mehr zusagte als die Deutschen, Byron und Walter Scott vor allem. Und gegen Ende der zwanziger Jahre meldete sich auch die französische Romantik zum Worte und verdrängte ihre deutsche Namensschwester mancherorts aus der Gunst. So ist es zu einer wenn auch nur kurzen Alleinherrschaft des deutschen Einflusses im Grunde nie gekommen; gleichwohl: die geschichtliche Bedeutung der Deutschen für das Werden einer neuen Dichtung war Ende der zwanziger Jahre auch für die russischen Theoretiker eine anerkannte Tatsache, und auch die folgende Kritik, die die Romantik historisch werden ließ und der russischen Literatur eine neue Bahn weisen wollte, hat dieses Urteil über die

deutsche Literatur nicht mehr ernstlich erschüttern können.

An ungünstigen, schlechthin absprechenden Urteilen über die deutsche Literatur hat es auch im damaligen Rußland nicht ganz gefehlt. Doch dagegen darf man die aufrichtigen Huldigungen halten, die der deutschen Literatur in den zwanziger Jahren in der Gestalt ihres Größten erwiesen werden. In dem Moskauer Kreise der Schellingverehrer empfindet man es als Mangel, daß der Größte unter der aufstrebenden Dichtergeneration Rußlands noch keine Beziehungen zu dem Alten in Weimar gesucht hat, und so entsteht Venevitinovs poetisches Sendschreiben an Puschkin. Es erinnert den Freund an die Huldigungen, die er dem Genius Byrons und André Chéniers dargebracht hat. „Aber noch hast du den Musen die Schuld der Begeisterung nicht voll entrichtet. Tränenbenetzten Gräbern hat dein Lobgesang gegolten, nun singe noch einmal in freudigem Tone: Noch ein Sänger ist da, der deines Lobes wartet, und — er ist unser, er weilt auf dieser Erde. Sein Kranz leuchtet seit langem, aber voller und herzerfreuender als der laute Ruf des Ruhmes klingt die Stimme des Dichters. Er, unser aller Lehrer — und deiner, er birgt sich im Lande der Träumereien, in seinem Vaterlande, Germanien. Noch immer gleitet hin und wieder seine erkaltende Hand über die Saiten, und wie die liebe Stimme eines Freundes nach schmerzlicher Trennung, so treffen uns die abgerissenen Töne und lenken unsere Gedanken in die früher gewohnten Bahnen. Noch ist sein Herz nicht erkaltet, und glaube mir, mit lebhafter Freude wird er in der Zurückgezogenheit seines freudlosen Alters deine Stimme vernehmen. Und vielleicht wird ihn dein Gruß fortreißen, das dichterische Feuer ihn noch zum letzten Male durchrinnen. Vielleicht wird er zur Antwort seinen Schwanengesang anstimmen, wird mit seinem Abschiedsliede den Flug zum Himmel lenken und in der Begeisterung dichterischen Schauens deinen Namen, o Puschkin, nennen."

Das Sendschreiben hat, soviel wir wissen, seine Wirkung verfehlt. Denn daß Puschkins „Szene aus dem Faust" aus dieser Anregung entstanden sei, ist nur eine Vermutung, und nicht einmal eine wahrscheinliche. Aber das Gefühl, dem Venevitinov Worte lieh, war echt, und seine Huldigung blieb nicht vereinzelt. Rührend klingt die Verehrung für Goethe und zugleich für die geistige Sendung Deutschlands aus den Versen, mit denen Gogol sein Erstlingswerk schließt, den „Hans Küchelgarten". Es ist die Geschichte eines Träumers, eines Deutschen, den die Sehnsucht nach dem Lande der Griechen in die Ferne treibt, der der Sehnsucht sogar sein Liebesglück opfert, und den erst schwere Enttäuschungen der Heimat wiedergeben. Bezeichnend genug, wie hier in den ruhigen, idyllischen Bildern der ersten Abschnitte Voßsche Stimmungen nachgebildet sind, bezeichnend vor allem, daß Gogol solche Bilder und solche Träumereien gerade in Deutschland suchte: darum hat er ein Dörfchen „zwei Meilen von Wismar" zum Schauplatz gemacht, und eben das gibt ihm Anlaß, sich in den Schlußversen an Deutschland zu wenden. „... mit innerlicher Erregung, die ich selbst nicht zu deuten weiß, besinge ich mein Deutschland. Du Land erhabener Gedanken, du Land luftiger Phantasiegebilde, wie ist meine Seele voll von dir! Wie ein Genius hegt dich in seinen Armen der große Goethe und scheucht dir mit dem wundersamen Klange seiner Lieder die Wolke der Sorgen."

Und einem unter den russischen Dich-



tern war es beschieden, Goethe seine Huldigungen persönlich darzubringen: Shukovskij. Seine hohe Schülerin, Großfürstin Alexandra, war im Jahre 1820 erkrankt, und eine Reise ins Ausland sollte zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit beitragen. In ihrem Gefolge war auch unser Dichter, und so konnte er am 29. Oktober, von Weimar aus, einen Besuch bei Goethe anbringen, der sich gerade in Jena befand. Doch war die Begegnung nur flüchtig, und Shukovskij schreibt darüber: „Das Zusammentreffen mit ihm ähnelte meiner Rheinfahrt: es war neblig, obwohl er mich freundlich aufnahm." Ein kurzer Briefwechsel schloß sich an, und Goethe nahm Gelegenheit, sich aus einer damals erschienenen englischen Anthologie über die russische Literatur und gerade auch über den neuen Freund zu unterrichten. Erst 1827 fand Shukovskij auf seiner zweiten Auslandsreise die Möglichkeit, den Besuch gründlicher zu wiederholen. Von Ems kommend, traf unser Dichter am 3. September in Weimar ein, vom 4. bis 7. September berichtet sein Tagebuch von mehrfachen Besuchen bei Goethe. Den lebhaften Eindruck dieser Begegnungen läßt der Bericht erkennen, den Shukovskij dem Freunde Alexander Turgenev in Leipzig sofort erstattete. Eben damals tauschten die beiden Dichter ihre Gaben aus: Shukovskij erhielt von Goethe eine Abschrift der Marienbader Elegie, seine Gegengabe enthält das Gedicht „An Goethe". Er gelobt ihm, dem „Schöpfer erhabner Eingebungen", das Bild der zusammen verlebten Augenblicke werde nie wieder aus der Seele des Besuchers verschwinden, er bewundert die ungebrochene jugendliche Schaffenskraft des Greisen, er gibt der Hoffnung auf ein nochmaliges Wiedersehen Ausdruck. Dann wendet er sich zur Vergangenheit, er spricht es aus, was Goethe für seine eigene Entwicklung bedeutet hat, und beklagt das Schicksal, daß es ihm verwehrt hat, dem Großen in der Jugend nahezutreten. „Dann hätte rings um mich eine wunderbar herrliche Welt sich aufgebaut, und auch von mir würde die Nachwelt sagen dürfen: er war ein Dichter."

Shukovskijs Hoffnung, den Besuch ein drittes Mal wiederholen zu können, hat sich nicht erfüllt. Als er Weimar im August 1833 wiedersah, war Goethe nicht mehr unter den Lebenden, und der russische Verehrer konnte nur noch in Weimar und im Gedächtnis der Goethe Nahestehenden nach den Spuren seines Erdenwallens suchen.

Es hätte an sich nicht viel zu bedeuten, daß gerade Shukovskij dem deutschen Dichter seine tiefe Ehrfurcht bewies. Denn Shukovskij war in der deutschen Dichtung aufgewachsen, und auch seine Landsleute haben in ihm stets und vor allem den Künder deutscher Geistesgröße gesehen. Aber wir wissen, daß auch für die, die der deutschen Dichtung ferner standen, der Name Goethes in unvergleichlichem Glanze strahlte. Ein Zeugnis dafür ist uns Jevgenij Baratynskij, auch einer aus dem Kreise Puschkins, aber einer von den selbständigsten, einer, der über den Verdacht erhaben ist, unechte Gedanken auszusprechen. Unter der Flut der Äußerunrungen, die Goethes Ableben in Deutschland und anderwärts hervorrief, darf sein Gedicht „Auf den Tod Goethes" (1833) einen Ehrenplatz beanspruchen. Es preist den Toten um der Eigenschaft willen, die schon die Zeitgenossen am meisten bewundern mußten, um seiner Universalität willen, die aus der ganzen Schöpfung dem Geiste Nahrung zuzuführen wußte, die dem Wort der Weisen ebenso aufmerksam und verstehend lauschte wie dem Rauschen der Blätter

und dem Keimen des Grashalms. „Und wenn der Schöpfer unser Sein mit dem irdischen Leben abgeschlossen sein läßt, und wenn hinter der Steinplatte des Grabes, hinter der Welt der Erscheinungen nichts unser wartet: dann wird sein Grab die Rechtfertigung des Schöpfers sein."

VII.

Die Einordnung und Bewertung der deutschen Literatur vollzieht sich im engen Zusammenhang mit den theoretischen Kämpfen, die um das Alte und Neue in der russischen Literatur ausgefochten wurden. Gerade in der deutschen Dichtkunst und Philosophie haben die Vertreter des „Neuen" ihre schärfsten Waffen gesucht.

Hier kamen vor allem die Theoretiker der deutschen Romantik zu Worte, Jean Paul, und viel mehr noch die beiden Schlegel, Schelling und endlich Hegel. Wenn irgendwo, so kann man hier von einer zeitweiligen Alleinherrschaft des deutschen Geistes sprechen, denn von der Denkweise der deutschen Theoretiker sind sie alle abhängig, nicht nur die Vorkämpfer der Romantik, sondern auch die andern, die wie Nadeshdin und Bjelinskij ein neues Ziel für die russische Literatur suchten und fanden.

Dabei ist nicht zu vergessen, daß das Neue, das man in Rußland in unklarer Anwendung eines an sich nicht klaren Begriffes „Romantik" nannte, sich mit der deutschen Romantik zwar in vielen Punkten berührt, gemeinsame Grundlagen voraussetzt, aber nur zum kleisten Teile eine direkte Beeinflussung erkennen läßt. Doch auch da, wo nur die Voraussetzungen gemeinsam sind, läßt man sich gern von den deutschen Theoretikern leiten und rechtfertigen.

Shakespeare z. B. mußte auf diesem Wege gerechtfertigt werden, und Karamzin, der sich dieses Verdienst erwarb, steht auch hier unter deutschem, Lessingschem Einfluß.

Und nicht ganz unähnlich ging es dem Volkslied: auch dafür hat man in Rußland verhältnismäßig früh Sinn gezeigt. Nicht nur daß der Weltruhm der Lieder Ossians als einer wahren Volksschöpfung nach Rußland drang, nein, auch das eigene, bescheidenere Gewächs, das russische Volkslied, fand Beachtung und Pflege: Schon Katharina II. hat den Versuch gewagt, Volkslieder und Darstellungen volkstümlicher Bräuche in ihre Dramen aufzunehmen, und die Dichter ihrer Zeit sind ihr darin mit wachsender Kühnheit gefolgt, bis das Volkslied sich aus seiner fremdartigen Umgebung ganz befreite, bis das Dichten im Volkstone für die Kunstdichter zu einer eigenen, gern versuchten Übung wurde, und bis endlich das Volkstümliche den Stil des Kunstliedes zu überformen und zu bestimmen begann. Diese Entwickelung vollzieht sich mit einer Art von Naturnotwendigkeit auch ohne Zutun des Auslands, aber in den ersten Anfängen beruft man sich doch ganz gern auf das maßgebende Urteil eines Fremden, in diesem Falle ist es natürlich Herder, dessen Ansehen das Volkslied gegen etwaige Angriffe der strengen Klassizisten decken soll.

Und ähnlich ist, etwas später, der ganze Kampf um die Berechtigung der neuen Poesie mit den Waffen der deutschen Ästhetik ausgekämpft worden, obwohl die Poesie selbst, für die man kämpfte, keiner Theorie entstammte: dafür bürgt schon der Name dessen, der als Schaffender in der vordersten Reihe stand, und der so gar nichts vom Theoretiker hatte, Alexander Puschkins.

Es hat im Grunde keinen besonderen Reiz, diesen Erwägungen nachzugehen, denn diese Kritik der zwanziger Jahre gibt doch nicht viel mehr als unvoll-



ständige Nachbildungen der Gedankenbauten, die die deutsche Ästhetik um die Jahrhundertwende aufgeführt hatte. Nicht nur die Selbständigkeit fehlte diesen Nachbildungen, nein, auch die Zweckmäßigkeit war oft fraglich: Jene Ästhetik, geschaffen für eine schon ungewöhnlich reich und vielseitig entwickelte Literatur und auf ihrem Grunde aufgebaut, ward hier nun angewendet auf etwas, das kaum seit ein paar Jahren deutlich in die Erscheinung getreten war, das fremden und keineswegs bloß deutschen Einflüssen starke Anregungen verdankte, das Fremdes und Eignes noch keineswegs organisch hatte verschmelzen können. Das Mißverhältnis war augenscheinlich und ist auch den Zeitgenossen nicht verborgen geblieben.

An dieser Stelle kann der ganzen, recht kurzlebigen Erscheinung auch nur im Vorübergehen gedacht werden. Vor allem gilt das Streben dem Versuch, die großen Zeitalter der Dichtung gegeneinander abzugrenzen. Der Theorie des Klassizismus, der sich in unmittelbaren Zusammenhang setzte mit der Dichtung des Altertums und dazwischen nur eine Unterbrechung durch die Barbarei des Mittelalters feststellte, setzt man eine andere Einteilung entgegen. Man macht einen Schnitt zwischen der Poesie des Altertums und aller neueren Dichtung: diese neuere ist die Dichtung des christlichen Mittelalters und ihre Fortsetzung in den neusten Werken der Dichtkunst: dazwischen bildet der Pseudoklassizismus eine Unterbrechung. Die weitere Aufgabe war, festzustellen, worin denn im Grunde der Unterschied der alten und neuen Dichtung beruhe, deren Zeitgrenze man festgestellt hatte. Die Frage hat mannigfache Beantwortungen gefunden, und allgemein wird anerkannt, daß die Überwindung der pseudoklassizistischen Lehre zugleich eine bessere Kenntnis der alten Dichtung ermöglicht habe und daß auf diesem Gebiete die Deutschen Führer waren. Schwieriger und notwendiger war die Begriffsbestimmung der „neuen“ Poesie; nicht nur die Strebungen der letzten Jahrzehnte auf eine Formel zu bringen, sondern auch diese Formel so zu gestalten, daß sie zugleich auf das Mittelalter angewendet werden konnte. Auch hier waren die Deutschen Führer. Der Einwand erhob sich bald, daß im Grunde nur die mittelalterliche Poesie romantisch genannt werden könne und daß die moderne Romantik nur eine Pseudoromantik sei. Dem trat man entgegen: zwar nicht als Blüte, aber vielleicht als Ende der Romantik habe die Dichtung der Jahrhundertwende zu gelten, und vielleicht sei Goethe ihr Abschluß. Man gibt zu, daß etwas Neues sich bilden werde.

Im Zusammenhang mit der Begriffsbestimmung der „neuen“ Poesie werden die verschiedenen poetischen Formen besprochen, die als ihre Werkzeuge zu gelten haben, und noch lebhafter werden die allgemeinen Fragen des dichterischen Schaffens zu beantworten versucht: das Verhältnis des Künstlers zur Wirklichkeit, zur Sittlichkeit, und vor allem seine Stellung zu der Menge, zum Publikum, zum Volk im weitesten Sinne. Hier berühren sich die theoretischen Bemühungen eng mit der Frage der künstlerischen Freiheit und Individualität, und daran, als an einer Frage, die ihr Eigenstes betraf, nahmen auch die Dichter Anteil, allen voran hat Puschkin dem Gedanken von der Selbstherrlichkeit des Künstlers begeisterten Ausdruck verliehen.

VIII.

Der Einfluß der deutschen Ästhetik auf die russische der zwanziger und dreißiger Jahre ist unbestreitbar und wurde schon von den Zeitgenossen an-



erkannt. Eine andere Frage ist, ob die Literatur selbst ihre Gestalt unter deutschem Einflusse gewonnen hat und wie weit dieser etwa ging. Auf dieselbe Frage leitet der Umstand, daß die Russen selbst der deutschen Literatur einen hervorragenden Platz in der Entwickelung des europäischen Geistes anwiesen.

Sie zu beantworten ist nicht ganz leicht, die Schwierigkeiten sind die nämlichen, die solchen Untersuchungen auch sonst entgegentreten. An Fleiß und an Eifer sie zu überwinden hat es nicht gefehlt.

Wenn aber die bisherigen Versuche offenbar ein Mißlingen, obwohl in sehr verschiedener Richtung, bedeuten und wenn sich auch scheinbare Erfolge im Grunde als bloße Triumphe der darstellerischen Kunst erweisen, so wird man wohl urteilen dürfen, daß die Methode für solche Untersuchungen noch nicht gefunden ist. Vielleicht ist sie überhaupt unfindbar.

Was für unsere begrenzte Aufgabe, die Frage nach den Beziehungen der russischen und deutschen Literatur, einstweilen geleistet ist, das füllt noch nicht einmal die Grenzen des Erreichbaren aus. So muß auch dieser Versuch einer Zusammenstellung bescheidener, unansehnlicher ausfallen, als es die Sache selbst gebieten würde.

Kein andrer Russe hat in dem Zeitraum, den wir durchmessen, so viel für die Kenntnis und Schätzung der deutschen Literatur getan wie Shukovskij, kein andrer auch hat bei seinen Volksgenossen, in Ernst und Spott, Anerkennung und Tadel, so sehr als Vertreter der deutschen Geistesrichtung gegolten. „Shukovskij ist ein wahrhaft gescheiter und edler Mensch, aber Moskowiter und Deutscher", schreibt der spätere Homerübersetzer Gnjeditsch im Jahre 1810.[2])

Was Shukovskij in jahrzehntelanger Übersetzungsarbeit geleistet hat, wissen wir schon, es wäre ein Wunder, wenn sein eignes dichterisches Schaffen davon unberührt geblieben wäre. Diese beiden Tätigkeiten eines und desselben Menschen müssen doch offenbar aufeinander eingewirkt haben. Gleichwohl ist es keine dankbare Aufgabe, den Nachweis zu führen. Glatt gelingt es nur bei ein paar Jugendwerken, deren Unselbständigkeit vom Dichter selbst sofort zugegeben wurde.

So hat sich Shukovskij schon im Jahre 1808 den Stoff und die Form der Bürgerschen „Lenore" nachahmend zu eigen gemacht. Dabei sucht er, wie auch sonst nicht ganz selten, durch ein billiges und wenig wertvolles Mittel den Stoff den Zuhörern näher zu bringen: er verlegt den Schauplatz in die Heimat, verändert die Namen und macht die ältere russische Geschichte zum Hintergrund. Andere Abweichungen sind ernsthafter, machen aber den Abstand zwischen Urbild und Nachdichtung noch weit fühlbarer.

Lenorens spukhafter Ritt hat jedoch die Einbildungskraft unseres Dichters noch weiter beschäftigt. Seine Ballade „Svjetlana" zeigt uns, wie er selbst innerlich letzten Endes mit den spukhaften Vorstellungen fertig wurde. Der Rahmen ist hier ganz russisch, nicht nur äußerlich in Namen und Ort: Russische Mädchen, die in der Epiphaniasnacht das Orakel nach dem Liebsten befragen. Auch Svjetlana tut es, und schreckhafte Gesichte stürmen auf sie ein. „Dein Murren ist erhört," sagt die Erscheinung des Liebsten zu ihr, ähnlich wie die Geister zu Ljudmila, und eine spukhafte Reise führt sie schließlich an seine Bahre. Da,

2) Von einer deutschen Abstammung Shukovskijs ist natürlich hier nicht die Rede: Shukovskij war der Sohn eines russischen Gutsbesitzers und einer kriegsgefangenen Türkin.



im Augenblick des höchsten Schreckens, — erwacht sie. Es ist nur ein Traum gewesen, sie sitzt noch immer vor dem Spiegel, wie am Abend vorher, und der Morgen bricht an: er bringt unerwartet den Geliebten, der Vereinigung der Liebenden steht nichts mehr im Wege. Der Dichter selbst wendet sich an seine Leserin: Die Ballade sei zwar nicht viel wert, aber ihre Lehre sei klar: „Unser bester Freund im Leben ist der Glaube an die Vorsehung. Gütig ist das Gesetz des Schöpfers, das Unglück ist nur ein trügerischer Traum, das Glück das Erwachen."

Viel gelungener als „Ljudmila" ist eine zweite Ballade aus Shukovskijs Jugendzeit, die ihren Stoff (und darüber hinaus einiges) aus fremdem Gute nimmt. Gelungener durch die gereiftere Kunst des Dichters und dadurch, daß er hier nicht mit einem unerreichbaren Vorbild ringt. Vor allem auch nicht mit einem Vorbild von festgefügter Form.

Das umfänglichere Gedicht, von dem wir hier sprechen, gehört in das zweite Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts. Sein erster Teil, „Gromoboj", erschien zuerst im Jahre 1811, der zweite, zuerst „Die Erlösung", dann „Vadim" überschrieben, ward 1814 begonnen, 1817 vollendet und mit dem ersten vereinigt. Das ganze Gedicht führte die Bezeichnung „Die zwölf schlafenden Jungfraun" und wies schon damit deutlich genug auf seine Quelle hin, auf den gleichnamigen deutschen Roman des bekannten und auch in Rußland vielgelesenen Spieß. Die Namen der Helden zeigen uns, daß auch hier eine Verpflanzung und Umnennung wie in der Ljudmila stattgefunden hat: aus den Appenzeller Bergen und dem Süden Deutschlands ist das Wunder an den „schäumenden Dnjepr-Fluß" gewandert, der Sünder Gundweil ist zum „Gromoboj" geworden, der Erlöser hat sich aus einem Willibald in einen Novgoroder „Vadim" verwandelt. Die zeitliche Bestimmtheit des Spießschen Romanes ist preisgegeben. In der Führung der Erzählung hatte Shukovskij hier das Recht und geradezu die künstlerische Pflicht, seiner Quelle selbständig gegenüberzutreten. Er hat von diesem Rechte den weitesten Gebrauch gemacht. Nur die erste Ballade nimmt ungefähr alles das in sich auf, was der entsprechende Teil des Spießschen Romans erzählt, und durfte es, ohne der Geschlossenheit der Erzählung zu schaden, der „Vadim" dagegen führt seinen Helden in kurzem, wenig gewundenem Laufe zu seinem Erlösungswerk und faßt die mehreren Bände des Spießschen Romans in wenigen Seiten zusammen.

Die Art nun, wie Shukovskij mit dem überkommenen Stoffe verfährt, läßt uns den Abstand zwischen seinen dichterischen Absichten und den Spießschen erkennen. Auch ohne Shukovskijs spätere abfällige Äußerung über die „Spießschen Ritter" würden wir wissen, daß ihn nicht etwa die dichterische Persönlichkeit Spießens zu einem Wettstreit begeistert hat. Nur der von Spieß erzählte Stoff hat ihm zugesagt, und nirgends hat er sich gescheut, das Vorbild zu verlassen und dem Stoff die Form zu geben, die er als geboten erachtete. Von einem literarischen Einfluß zu sprechen, hat hier nicht viel Sinn, denn wir haben Grund zu bezweifeln, daß es überhaupt das Literarische war, was unserm Dichter den Stoff nahe brachte: wertvoll war ihm das Schicksal der zwölf schlafenden Jungfraun, des Sünders und des Erlösers doch vor allem als Ausdruck eines religiösen Gedankens, und insofern als Spieß diesen Gedanken in der Wirrnis seiner drei Bände erstickte, fand sich

Shukovskij berechtigt, seine Erzählung zu verwerfen.

Und das gleiche gilt von den wenigen dichterischen Erzählungen, in denen sich die religiöse Stimmung des alternden Shukovskij offenbart. Es gilt vor allem von der letzten Schöpfung, die der größte Ausdruck seines Könnens und Fühlens zu werden versprach und über der ihn der Tod ereilte, vom „Ewigen Juden" (1851. 1852). Den Hergang, wie ihn die Legende schildert, mochte er aus deutschen Dichtungen kennen, und in Schubarts „lyrischer Rhapsodie" hat ihn ein und das andere Bild gefesselt: die verzweifelten Anstrengungen Ahasvers, sich vom Leben zu befreien. Aber alsbald weist seine religiöse Stimmung ihm ganz eigene Wege. Drei Ereignisse, der letzte Blick des sterbenden Märtyrers Ignatius in der Arena zu Rom, die apokalyptischen Worte des hundertjährigen Johannes auf Patmos, endlich eine Nacht, die der Zurückgekehrte auf Golgatha verbringt, sind ebensoviele Zeichen und Stufen der göttlichen Verzeihung, und in dem Maße als der Wandernde in immer neuen Beweisen die Größe seiner Schuld erkennt, schwindet seine Verzweiflung über die Größe der auferlegten Strafe, die er nun als ein Gleichgewicht seiner Schuld und als eine Wohltat empfindet. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß in diesen Gedanken des fast Siebzigjährigen etwas anderes sich birgt als der Wunsch, einem Stoffe der Weltliteratur neue Seiten abzugewinnen, und daß die Frage nach den literarischen Vorbildern auch hier in gewissem Sinne müßig ist.

Doch vielleicht nicht nur hier. Auch wer das übrige Schaffen Shukovskijs in seinem mehr als fünfzigjährigen Ablauf betrachtet, der wird nicht vieles finden, was auf bestimmte fremde Anregungen zurückgeführt werden müßte. Es ist ja freilich nicht gar zu viel, was wir in Rechnung stellen dürfen, wenn wir den Dichter Shukovskij meinen: neben der Masse der Übersetzungen, poetischen Sendschreiben, Albumversen und Hofdichtungen verschwindet die Zahl der Dichtungen, die uns seine künstlerische und menschliche Entwickelung ungetrübt zeigen könnten. Doch das Wenige ist im Einklang mit den Gesetzen seiner vielleicht nicht tiefen, aber jede Stimmung verinnerlichenden Natur, und diese Gesetze haben sich in fünfzig Jahren wenig gewandelt, und wenn äußere Einflüsse hier etwas bedeuten, dann in der Regel nur das, daß Shukovskij durch den Gegensatz zum vollen Bewußtsein seines Innern gebracht wird. Will man aber dennoch annehmen, daß seine Natur sich unter dem Einfluß der Weltanschauungen und Stimmungen gebildet habe, die in der Literatur seiner Zeit hervortreten, so bleibt zu bedenken, daß die fremden Anregungen ganz und gar in sein Wesen übergingen, ehe sie von dort aus wieder zur Dichtung wurden. Die Aufgabe ist also in keinem Falle eine Aufgabe nur der Literaturgeschichte.

IX.

Die Balladen Shukovskijs, „Svjetlana" und „Die zwölf schlafenden Jungfraun" haben, als sie erschienen, vielseitige Beachtung, und freilich nicht durchweg Zustimmung gefunden. Auch Puschkin (1799—1837) hat sich ihrem Banne nicht ganz entziehen können. Der garstige Traum Tatjanas im fünften Gesang des „Jevgenij Onjegin" wird zwar nicht wie Svjetlanas Spukgesichte durch die Wirklichkeit sofort entkräftet, auch nicht durch Worte des Gottvertrauens in sein Nichts zurückgeführt, nur ein altes Traumbuch leiht seine kümmerliche Hilfe, gleichwohl hat Puschkin dem ganzen Gesang die Worte übergesetzt:

„Bleib von so schrecklichen Träumen verschont, du meine Svjetlana" und damit das literarische Vorbild bezeichnet.

Und wiederum ist der Kern dessen, was „Ruslan und Ljudmila" erzählt, nicht ohne die Einwirkung einer Episode im „Vadim" zu denken, die von der Befreiung der Kijever Prinzessin erzählt.

Das bedeutet nicht viel; und wenn der mittelbare Zusammenhang mit den deutschen Vorbildern Shukovskijs auch zugegeben werden kann, so ist doch sofort die Einschränkung gegeben: daß bei der mehrfachen Spiegelung[3]) die Züge des Urbildes bis zur vollen Unkenntlichkeit entstellt sind.

Doch hat auf Puschkins Schaffen die deutsche Literatur auch unmittelbare Wirkungen geübt. Was unser ungeschärfter Blick bis jetzt erkennt, ist nicht viel, aber einiges läßt sich doch zur Wahrscheinlichkeit erheben.

Die Bedingungen waren bei Puschkin ohne Zweifel gegeben. Zwar die deutsche Sprache — das wird man zugeben müssen — hat er niemals beherrscht, jedenfalls nicht in ausreichendem Maße. Wir wissen aber, daß er dem Mangel durch französische Übersetzungen nachgeholfen hat, und wir wissen, daß er wieder und wieder in seinem Leben von Freunden umgeben war, die Deutsch sprachen und der deutschen Literatur mit Eifer und Begeisterung anhingen: während der Schuljahre in Carskoje Selo waren es vor allem die Mitschüler Baron Delvig und Küchelbecker[4]), in den letzten Jahren der Schulzeit trat Shukovskij als älterer Freund und Mentor unserem Dichter nahe und ist ihm von da an nahe geblieben. Und als Puschkin aus dem ländlichen Exil nach Moskau zurückkehrte, stand er bald mitten in dem schellingbegeisterten Kreise der „jungen Leute vom Archiv", die seinen Blick auf die Eroberungen des deutschen Geistes und vor allem auf Goethe hinlenkten.

Entfernteren Möglichkeiten, die bei der Geringfügigkeit des Vergleichbaren unsicher bleiben, brauchen wir nicht nachzugehen, zumal da irgendeine äußere Vollständigkeit hier nicht beabsichtigt sein kann. Einiges aber muß hervorgehoben werden: Wir würden uns wundern, wenn der Knabe Puschkin in seiner Lesewut nicht vor allem auch an Wieland geraten wäre, und zum Überfluß bezeugt es uns der Dichter selbst im Jahre 1815, wie er an dunklen Herbstabenden vor dem Kamin sitzend Voltaire und — Wieland las. Die Frage, wieviel im ganzen die dichterische Sprache des jungen Puschkin diesem Vorbild verdankt, muß hier in der Schwebe bleiben, aber bei éinem Gedicht wird jeder Leser an Wieland denken: „Ruslan und Ljudmila" (1817—1820) mischt die russischen Überlieferungen so seltsam mit der bunten Welt des Orients, mit den Wundern des französischen Feenmärchens und mancherlei dichterischem Mutwillen, daß es unglaubhaft erscheint, Puschkin habe diese Mischung ganz selbständig ersonnen.

An einem andern gewichtigen Wendepunkt seiner Entwicklung hat er sich um die Gestaltung eines Stoffes bemüht, der vor ihm schon einen deutschen Dichter gereizt hatte. An die künstlerische und menschliche Erfassung des falschen Demetrius und seiner Gegenspieler hatte Schiller seine letzte Kraft gesetzt. Kein Zweifel, daß Puschkin, als er den „Boris Godunov" schrieb, bessere Kenntnis der historischen Grundlagen hatte (oder

3) Ich gebrauche diesen Ausdruck hier in einem andern Sinne, als ihn die literargeschichtliche Forschung gemeinhin zu verwenden pflegt.

4) Beide waren deutscher Abstammung; Delvig ist später als Dichter hervorgetreten, Küchelbecker als Schriftsteller und Teilnehmer an der Dekabristenverschwörung.



doch haben konnte) als Schiller, kein Zweifel auch, daß er seine Auffassung vom Wesen des Dramas nicht aus dem Demetriusbruchstück abgeleitet hat, sondern aus der Gesamtheit der Shakespeareschen und Schillerschen Dramatik; dennoch: in einzelnen kennzeichnenden Szenen und in der Auffassung der Charaktere zeigen sich Verbindungen, die über das Zufällige wohl hinausgehen.

War hier der Wetteifer mit dem deutschen Dichter gewissermaßen durch ein zufälliges Zusammentreffen gegeben (denn Puschkin bedurfte ja Schillers nicht, um in den Ereignissen der Demetriuszeit einen dramatischen Stoff zu erkennen), so hat er in einem anderen Falle absichtlich das Zusammentreffen gesucht; so, aus dem offenbaren Wunsche, sich mit Goethe zu messen, ist die merkwürdige „Szene aus dem Faust" hervorgegangen. Sie zeigt uns Faust und Mephistopheles am Strande des Meeres, im Gespräch, Faust von Überdruß und Langeweile erfüllt, begierig nach irgendeiner Zerstreuung. Mephistopheles leitet das Gespräch nicht, aber er spricht fast allein, ihm fällt die dankbare und nicht schwere Aufgabe zu, Fausts Klagen mit höhnischer Schärfe zurückzuweisen: „Wann", so fragt er, „wann hast du nicht Langeweile empfunden? Etwa damals, als ...?" Und nun zählt er beredt die Stationen auf, durch die das Leben Fausten geführt hat. Faust muß ihm recht geben, aber eins will er ausgenommen wissen: die Vereinigung zweier Seelen. Mephistopheles ruft sofort das Andenken an Gretchen wach und schlägt die Erinnerungen, die sich bei Faust zu regen beginnen, mit den Einwänden seines einseitigen Scharfblicks nieder. Was hat denn Faust gedacht, als der gefällige Diener ihn endlich in tiefer Mitternacht mit dem Gegenstand seines Verlangens zusammengeführt hat? „Was dachtest du in dem Augenblicke, da niemand zu denken pflegt? Soll ich's sagen?" Faust selbst ist neugierig, und Mephistopheles hält nicht zurück. Was er in Faustens Gedanken gelesen hat, ist freilich nicht „selige Sehnsucht", wie Goethe sie anderwärts als den höchsten Gewinn des Liebe Genießenden preist. „Du dachtest: Mein willfähriges Lämmchen, wie gierig habe ich nach dir verlangt, mit welcher List in deiner einfältigen Mädchenseele die Phantasien des Herzens erregt! Selbstloser Liebe hat sie sich in Unschuld hingegeben ... Warum ist meine Brust von Schwermut erfüllt und von dem verhaßten Überdruß? Alle Entzückungen habe ich ausgekostet, und nun blicke ich auf das Opfer meiner Laune mit unbesiegbarem Widerwillen. ... Aus allem dem zogst du schließlich nur den Schluß ..." Hier verliert Faust die Geduld und jagt den hämischen Genossen von sich. Mephistopheles geht, aber er weiß, daß die Trennung nicht von Dauer sein wird, und bittet für die Zwischenzeit um eine Beschäftigung. Sie findet sich bald: Etwas Weißes wird sichtbar, es ist ein Schiff mit wertvoller Ladung, nach Holland bestimmt, Menschen, Affen, Gold, Schokolade und eine Modekrankheit. Faust, schnell entschlossen, heißt alles versenken, und Mephistopheles geht, den Auftrag auszuführen.

Die Szene ist von den russischen Kritikern recht verschieden beurteilt worden: Von der Meinung, der Goethesche Charakter des Faust sei hier ganz entstellt, schwankt die Bewertung bis zur obersten Grenze und darüber hinaus: auch die Ansicht, Puschkin habe hier den deutschen Dichter übertroffen, fehlt im Chore der russischen Stimmen nicht. Im Grunde gibt das kurze Bruchstück keinen Anlaß zu so weitgehenden Mei-



nungen und auch keinen Anlaß zu weitschweifigen Erläuterungen (wenigstens das, was die russischen Kritiker für erläuterungsbedürftig halten, ist es meistens nicht, und umgekehrt). Die Frage, ob etwa Puschkin imstande gewesen wäre, den ersten, also den einzigen damals bekannten Teil des Faust fortzusetzen, ist ganz müßig: das Bruchstück kann davon keine Vorstellung gewähren, und wir wissen gar nicht, ob Puschkin einen ähnlichen Plan gehabt hat, müssen es vielmehr durchaus bezweifeln. Wirft man die überflüssige Frage, als eine rechte „Doktorfrage", dennoch auf, so wird man sie mit der Mehrzahl der russischen Kritiker eher verneinen, auch gegen das Urteil Varnhagens von Ense.

X.

Daß Puschkin den Einflüssen ausländischer Literatur sich nicht verschloß, ist von seinen Zeitgenossen stets erkannt und gewürdigt worden. Auch an offenen und versteckten Vorwürfen hat es nicht gefehlt. Und eine Zeitlang hat in der maßgebenden russischen Kritik die Neigung geherrscht, Puschkin als Abschluß eines vergangenen Zeitraums in der russischen Literatur zu betrachten und die neue Zeit, die künstlerische Erfassung der russischen Wirklichkeit, mit Gogol zu beginnen. Die Meinung war in mehrfacher Beziehung nicht ganz gerecht, sie konnte auch nicht lange gehalten werden. Nicht lange vor seinem Tode (1847) hat der Begründer der russischen Literaturkritik, Bjelinskij, zugegeben, daß der Nationalismus in der russischen Literatur lange vor Gogol beginne, und daß Puschkin in dem Streben nach der Wirklichkeit schon mitten inne stehe. Die Meinung war aber auch insofern ungerecht, als Gogol (1809 bis 1852) selbst keineswegs frei von überkommenen literarischen Anschauungen und von fremden Einflüssen war. Dabei dürfen wir von seinem Erstlingswerk, der deutschen Idylle „Hans Küchelgarten", ganz absehen; aber wie steht es mit den kleinrussischen Erzählungen, die seinen Namen berühmt machten, mit den „Abenden auf dem Meierhof bei Dikanka"? Sind sie alle wirklich nur auf dem Boden der Wirklichkeit gewachsen, aus der echten Volksüberlieferung und der unbestochenen Beobachtung des kleinrussischen Lebens? Man darf es bezweifeln. Wer den „Abend vor Sankt Johannis Tag" liest, der erkennt zwar einen volkstümlichen Kern: von dem Kraut Paporotnik, das in der Johannisnacht blüht und den Weg zu Schätzen zeigt, erzählt das russische Volk wirklich. Aber zur Erzählung wird die Überlieferung erst durch die Kunst Gogols, und die hat ihre Nahrung nicht lediglich aus sich und der Gesamtheit des Volksglaubens gezogen, sondern auch anderswoher. Wenn der Erzähler den teuflischen Verführer Basavrjuk und das Opfer der Verführung zusammenführt und der Plan zum Aufsuchen des Paporotnik gefaßt wird, so brauchen wir eigentlich nichts weiter, um den Weg zu dem literarischen Vorbild zu finden. Aber der Erzähler erleichtert uns die Aufgabe noch: „Ich werde dich um Mitternacht in der Bärenschlucht erwarten."[5]) Und dann der Höhepunkt der Erzählung: der mitternächtige Zauber im Walde, das Erscheinen der teuflischen Alten und die Ermordung des kleinen Ivas. Hat Gogol das in seiner Heimat erzählen hören? Nein, wir wissen, daß er es bei Tieck gelesen hat (in der Erzäh-

5) Daß der „Freischütz" im damaligen Rußland sehr bekannt war, versteht sich von selbst. Zum Überfluß haben wir das klassische Zeugnis Puschkins: „oder ein Freischütz (ursprüngliche Lesart: Mozart und Dietz), zerspielt von den Fingern zaghafter Schülerinnen". (Jevgenij Onjegin 3, 31.)

lung „Liebeszauber", im Phantasus). Und ähnliche Zweifel erweckt das Ende des verführten Sünders, dessen eigene Frau in der wohlgemeinten Absicht, dem kranken Manne zu helfen, eine alte Zauberin aus der Bärenschlucht herbeiholt. Und nicht weiß, daß eben dieses teuflische Weib ihrem Manne ein Jahr vorher, in der Johannisnacht, den Paporotnik hat besprechen helfen und zum Entgelt jenen Mord von ihm verlangt hat. So führt sie unwissend den Satan zu dem Todkranken. Ist das nun volkstümlich? Hat das Volk so etwas erzählt? Vielleicht! Aber sicher ist wieder, daß Tieck etwas Ähnliches erzählt hat, in den „Zeichen im Walde".

Wie man weiß, zeigen alle kleinrussischen Erzählungen Gogols den Menschen in einer mehr oder minder engen Berührung mit dem Gespensterreich.[6] Wir sahen, daß diese Gespenster nicht alle volkstümlich und echt sind, aber immerhin kann man sagen, daß sie nicht aus der Sphäre heraustreten, die ihnen der Volksglaube anweist. Wenn aber derselbe Gogol die Gespenster auch auf dem Boden der Großstadt ansiedelt, wenn er das Alltagsleben des „Gebildeten", des Stadtmenschen und das Wirken des Künstlers ihrer unheimlichen Einwirkung ausgesetzt sein läßt, so denken wir wieder an den Deutschen, der das gleiche gewagt hat, an E. T. A. Hoffmann. Wir brauchen noch nicht an ihn zu denken, wenn wir die trübselig-komische Erzählung vom „Mantel" lesen, dessen unglücklicher Besitzer oder vielmehr Nichtmehrbesitzer nach dem Tode eine Zeitlang als Gespenst umgeht. Anders aber steht es schon mit dem wunderlichen Sprung der Phantasie, der eine Nase aus dem Gesichte ihres Besitzers verschwinden und zeitweilig ein Eigenleben in den Straßen von Sankt Petersburg führen läßt. Und erst recht denken wir an Hoffmann bei der Geschichte eines spukhaften Porträts, das die Züge eines sterbenden Wucherers halb teuflischer Natur in sich aufgenommen hat, und das nun von Hand zu Hand geht, bis die Bekanntgabe seines Geheimnisses den Zauber löst und das Bild verschwinden läßt.[7])

Auch Puschkin hat dieses Reich, das sonst nicht das seine war, einmal betreten und hat selbst auf Hoffmann verwiesen. Wir würden freilich diesen Hinweis nicht notwendig brauchen, um die Entstehung der „Pikdame" (1834) zu begreifen, es würde genügen, die Erklärung in dem zu suchen, was Hoffmann selbst im „Spielerglück" sagt: „Man weiß, daß nirgends mehr abgeschmackter Aberglaube herrscht als unter den Spielern." Aber wir müssen Puschkins Erklärung gelten lassen.[8])

Noch bei einem dritten haben schon die Zeitgenossen Hoffmann als Vorbild genannt, bei den „Russischen Nächten" Fürst Vasilij Odojevskijs (1831 ff.), deren Form man an die Serapionsbrüder

---

6) Ausgenommen ist nur die historische Novelle „Taras Bulba" und die (übrigens unvollendete) Erzählung von Šponka und seiner Tante.

7) Es gibt zwei Fassungen, in der jüngeren ist die Art des Porträts als eines unglückbringenden Besitzes deutlicher herausgearbeitet, zugleich die Aussicht am Schluß weniger optimistisch als in der ersten Fassung: der Zauber wird nicht gelöst. Man hat, und wohl mit Recht, auf Hoffmanns „Elixiere des Teufels" verwiesen, daß die Art und die künstlerische Bedeutung des Rosalienbildes dort eine ganz andere ist, bedarf jedoch keiner besonderen Hervorhebung.

8) Und dürfen auch hier vielleicht auf die „Elixiere des Teufels" verweisen, wo Leonard in der Cœurdame das Antlitz der Geliebten erkennt und mit unerhörtem Glück auf diese Karte setzt.



anschloß. Doch ist die Beziehung hier von dem Erzähler selbst lebhaft bestritten worden und zum mindesten recht fraglich. Es kann die Frage hier auf sich beruhen, und das um so mehr, als uns das früh gefaßte Urteil über die „Russischen Nächte" doch zum mindesten eines lehrt: wie nah der Vergleich den Kritikern Odojevskijs gelegen haben muß, wie bekannt also, mit andern Worten, Hoffmann in Rußland gewesen sein muß. Das steht im Einklang mit dem, was wir von Hoffmanns Wirkung im Ausland auch sonst (vor allem aus Frankreich) wissen. Und es wird bestätigt durch die Aufmerksamkeit, die man Hoffmann gerade da widmet, wo man zur Bekämpfung der Romantik übergeht: da erscheint Hoffmann als typischer Vertreter ihrer Verirrungen.

Die Erörterungen haben uns von verschiedenen Seiten her zu einem Abschnitt geführt, der den Eintritt neuer Kräfte und Wünsche ankündigt. Nicht nur daß gegen Ende der zwanziger Jahre die französische Romantik ihren Anteil an der Beachtung des russischen Publikums zu heischen beginnt, nein, es regen sich mannigfache Gedanken, die dem einen Ziel zustreben: die russische Literatur in Form und Gehalt selbständig werden zu lassen.

Die Forderung, daß die russische Dichtung in den Schatz der heimischen Überlieferung greifen müsse, ist nicht erst damals aufgestellt worden. Sie ist viel älter und auch an Versuchen, sie in die Tat umzusetzen, wäre mancher zu nennen. Schon das achtzehnte Jahrhundert hat begonnen, auf das russische Volkslied zu hören, und hat die Kunstdichtung durch Einlage von Volksliedern zu beleben gesucht. Die Entwickelung, die sich hieran schließt und die letzten Endes zu einer Neuschöpfung des Kunstliedes führt, ist uns bekannt. Vor allem hat der Schatz epischer Volkslieder die Dichter frühzeitig zum Zugreifen eingeladen. Puschkin mit „Ruslan und Ljudmila" ist hier nicht der erste, nur einer der glücklichsten. Auch die Geschichte ward zur Fundgrube für die Dichter, besonders seit Karamzins Bemühungen sie auch dem ungelehrten Publikum nahegebracht hatten: seine Absicht war ja in erster Linie eine darstellerische gewesen, als er die „Geschichte des russischen Reiches (1818 ff.) schrieb. Auch hier erreichte Puschkins Schaffen eine gewisse Höhe, die nicht sofort überboten wurde, und neben Puschkin trat, wenigstens nach dem Urteil der Zeitgenossen, der historische Roman, den man in Zagoskins „Jurij Miloslavskij" (1829) glänzend verkörpert sah.

Die Hinwendung zu dem eignen Gut, zur heimischen Dichtung und Geschichte, war ja ähnlich auch in Deutschland zu beobachten gewesen. Das war in Rußland wohlbekannt, und die Theoretiker haben wieder und wieder auf das westliche Vorbild hingewiesen, um ihre Landsleute zur Wertschätzung des eignen Volkstums zu begeistern: Herder und die Romantiker, auch die Grimms und Savigny, wurden zu Lehrmeistern der Russen, selbst da, wo man von ihnen nicht viel mehr als die Namen kannte.

War nun alles dies auch die Fortsetzung einer Bewegung, die Westeuropa schon früher erfahren hatte, und war es auch in Rußland gerade durch das deutsche Vorbild angeregt und gefördert, so konnte es doch letzten Endes zu einer Auflehnung gegen die fremden Einflüsse führen. Es war durch die geschichtlichen Bedingungen gegeben, daß das verstärkte russische Selbstgefühl sich in erster Linie gegen die französische Kultur richtete: hier hatten die Lustspieldichter und Satiriker schon früh eine dankbare Aufgabe, und in diesem Sinne hat

z. B. Zagoskin lange vor seinem historischen Roman literarisch gewirkt, und nicht er allein. Doch auch die Notwendigkeit, sich von den Deutschen geistig zu befreien, wird frühzeitig betont. Eine der Moskauer Zeitschriften, die wir als Vorkämpferinnen der Romantik kennen lernten, schreibt schon vor 1825: „Wir werden Shukovskij dankbar sein, daß er uns von dem Joche der französischen Literatur erlöst hat und von der Herrschaft der Gesetze, die in Laharpes Lycée und Batteux's Cours stehn, aber wir werden weder ihm noch irgendeinem andern, und wäre er noch zehnmal begabter, erlauben, uns in die Fesseln deutscher oder englischer Oberherrschaft zu schlagen." Es wird dann weiter eine größere Weite des literarischen Blicks gefordert, etwa auch durch Einbeziehung des Orients, vor allem aber Vertiefung in das Leben des eignen Volkes. Und der Blick richtet sich auf Puschkin, „dessen drei erzählende Gedichte große Hoffnungen erwecken".

Solche Wünsche tauchen hier nicht zum ersten Male auf, sie gehen auch in der Folgezeit nicht unter. Ihr wahres Leben und Wirken aber beginnt um 1830 mit der Krisis der sog. russischen Romantik. Die Forderung nach einer russischen Kunst wird nun laut erhoben und die selbstverständliche Forderung schließt sich an, daß das russische Leben begriffen werde, wie es wirklich ist. Und diese Theoretiker weisen, mit wachsender Bestimmtheit, auf einen Dichter hin, in dem sie Verheißung und zum Teil schon Erfüllung sehen: auf den jungen Gogol.

In diesem Sinne haben Nadeshdin (1804 bis 1856), und, von 1834 an Bjelinskij (1810—1848) die Kritik des dichterischen Schaffens in Rußland begründet. Die theoretische Grundlage, auf der sie bauen, ist keine wesentlich andere als in den zwanziger Jahren, aber manches Neue tritt hinzu: nicht nur ein Dichter, der ihre Gedanken zu erfüllen scheint, sondern auch das Ausland trägt zur Bildung neuer Begriffe und Anschauungen bei: neben den Einfluß Schellings tritt jetzt der Hegels, und, freilich zum Schaden der Sache, auch der Heines, dessen Plattheiten Nadeshdin in der Bekämpfung der Romantik nicht hat entbehren mögen. Doch diese weitere Geschichte der russischen Kritik gehört nicht mehr hierher.

Die Verbindung mit dem deutschen Schrifttum wurde durch die neue Entwickelung nicht gelockert; auch Bjelinskij empfindet wieder und wieder die Notwendigkeit, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Doch verschiebt sich allmählich der Gesichtspunkt. Nicht sowohl durch die Forderungen des Wirklichkeitssinns, auch nicht durch die Forderung, dem Leben des eignen Volkes gerecht zu werden, vielmehr vor allem durch den Wunsch, in der Literatur auch einen vernehmlichen Widerhall des sozialen und politischen Strebens zu finden. Der Weisheit Schillers, der die sittliche Selbstvervollkommnung des Einzelmenschen forderte, hatte Shukovskij gelauscht; jetzt tritt das in den Hintergrund gegen das Pathos des Schillerschen Freiheitsgedankens.[9]) Die schweigsame Tiefe des Goetheschen Lebens und Dichtens schien allzuwenig Antworten zu enthalten auf die Fragen, die die Zeit bewegten. So wendet man sich lieber dem zu, der da sagte: „Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit", der das selbst glaubte — und dem es auch in Rußland

9) Daß Schillers Ansehn im ganzen sich verringert habe, wird man kaum behaupten können. Ein Beispiel seines Einflusses bietet uns der junge Lermontov.

den griechischen Unterricht. 2. Aufl. Geh. M. 2.80; geb. M. 3.20.

III. Allgemeine Sprachwissenschaft.

Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse, 70. Bd., H. 6: Brugmann, K., **Verschiedenheiten der Satzgestaltung nach Massgabe der seelischen Grundfunktionen in den indogermanischen Sprachen.** Geh. M. 3.—. Ohne Teuerungszuschlag.

IV. Geschichte und Kulturgeschichte. Zum geschichtlichen Unterricht.

Devrient, E., Familienforschung. 2. Aufl. Mit 6 Abbildungen im Text. (ANuG. 350.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Heigel, K. T., Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. 4. Aufl. besorgt von F. Endres. (ANuG. 129.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Kaindl, R. F., Böhmen. Zur Einführung in die böhmische Frage. Mit 1 Karte. (ANuG 701.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90

Öhquist, J., Finnland. (ANuG 700.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Quellensammlung zur deutschen Geschichte. Hrsg. von E. Brandenburg und G. Seeliger.
Küntzel, G., und M. Hass, **Die politischen Testamente der Hohenzollern, nebst ergänzenden Aktenstücken** Bd. I: Die Hofordnung Joachims II., Die politischen Testamente der grossen Kurfürsten Friedrich III./1 und Friedrich Wilhelm I. 2. erweiterte Auflage bearbeitet von G. Küntzel. Steif geh. M. 2.20.

Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht. Hrsg. v. G. Lambeck und P. Rühlmann.
II: 75. Koch, J., **Der Krieg von 1886 und der Norddeutsche Bund.**

VI. Kunst.

Matthaei, A., Deutsche Baukunst in der Renaissance- u. Barockzeit bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. 2. Aufl. Mit 63 Abbildungen im Text. (ANuG 326.) Kart. M 1.60, geb. M. 1.90.

VII. Philosophie.

v. Aster, E., Einführung in die Psychologie. 2. Aufl Mit 4 Figuren. (ANuG 492.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Hamann, R., Ästhetik. 2. Aufl. (ANuG 345.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Hensel, P, Rousseau. 3. durchgesehene Aufl. mit einem Bildnis Rousseaus. (ANuG 180.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Lipps, G. F., Das Problem der Willensfreiheit. Volkshochschulvorträge. 2. veränd. Aufl. (ANuG 383.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Richert, H., Philosophie, ihr Wesen, ihre Grundprobleme, ihre Literatur. 3. verbesserte Auflage. (ANuG 186) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Verweyen, J. M, Naturphilosophie. 2. Aufl. (ANuG 491.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90

VIII. Religion.

Clemen, C., Religionsgeschichtliche Bibliographie im Anschluss an das Archiv für Religionswissenschaft. Jahrgang III u. IV der Literatur der Jahre 1916 und 1917 enthaltend. Geh. M. 4.—.

Giesebrecht, Fr., Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. 3. Aufl. besorgt von A. Bertholet (ANuG 52) Kart. M. 1.60; geb M. 1.90.

Auf sämtl. Preise Teuerungszuschläge des Verlags und der Buchhandlungen.

geglaubt wurde. Und im ganzen wendet sich der Blick von Deutschland nach Westen, wo jeder Wunsch der Zeit rasch einen Ausdruck suchte und fand. Man darf es den Russen und man darf es einem Stubengelehrten, wie Bjelinskij war, nicht einmal sehr verübeln, daß sie auch an die Sendung Frankreichs geglaubt haben.

Eine offene Bekämpfung der deutschen Literatur hätte von den Vertretern des „offiziellen Volkstums“ ausgehen können, oder von dem Kreise, der das russische Leben durchweg an die heimischen Überlieferungen anknüpfen wollte und der darum in Peters Reformen und der ganzen Entwickelung des achtzehnten Jahrhunderts eine schädliche Unterbrechung sah. Es war der Moskauer Kreis der Slawophilen, der eben damals, in den dreißiger und vierziger Jahren, die Folgerungen solcher Anschauung zu ziehen und mannigfach zu begründen suchte. Aber die Stifter der Lehre waren sich doch wohl bewußt, wie sehr ihre Begründungen auf dem Boden der deutschen Philosophie standen, und haben der deutschen, überhaupt der westeuropäischen Literatur, ihre Achtung nicht versagt. Allmählich wurde der Ton gröber, und krasse Übertreibungen sollten der slawophilen Lehre zur größeren Deutlichkeit, wohl auch zu größerer Volkstümlichkeit verhelfen. Das Wort vom „verfaulten Westen“ wurde geprägt und von Schevyrjov in grotesken Bildern ausgeführt, von demselben Schevyrjov, der in den zwanziger Jahren Goethes Lob für seine Auslegung der „Helena“ geerntet hatte. Man hätte erwarten können, daß solche Heißsporne der neuen Lehre nun die deutsche Literatur in Bausch und Bogen verwerfen und ihre eigene Vergangenheit, wenn nötig, verleugnen würden. Diese Folgerung ist aber von den Slawophilen nicht gezogen worden, und so blieb das Ansehen der westeuropäischen Literatur, auch der deutschen, zunächst unerschüttert. Es ist aber oben angedeutet, daß die Arten und Formen der literarischen Abhängigkeit sich wandeln, daß sie mit der wachsenden Verselbständigung der russischen Literatur loser werden. In demselben Maße wird die Aufgabe des Literarhistorikers, der ihnen nachgeht, schwieriger und nähert sich der Grenze der Unlösbarkeit. In der Zeit, die nun folgt, darf sie praktisch bereits als unlösbar gelten. Bestimmte Anregungen des Schaffens können noch immer von Deutschland ausgegangen sein und von der Forschung vermutet werden, aber mehr als eine Vermutung ergibt sich in der Regel nur da, wo ein äußerer Hinweis zu Hilfe kommt. Und es handelt sich dann eben nur um Anregungen des Schaffens, nicht aber um Überlieferung eines bestimmten Inhalts oder bestimmter künstlerischer Formen. In diesem Sinne mag man z. B. die Vermutung gelten lassen, die Ivan Turgenevs „Aufzeichnungen eines Jägers“ und Auerbachs „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ in Zusammenhang setzt.

Mit dem Namen Ivan Turgenevs ist aber zugleich der Anfang der Entwickelung bezeichnet, die den russischen Roman auf die Höhe der Weltliteratur geführt und Westeuropa für einige Zeit zum Empfangenden gemacht hat.

Deutsche katholische Missionswissenschaft.

Von Jos. Schmidlin.

Zu den jüngsten, aber zweifellos nicht unwichtigsten Errungenschaften unserer deutschen Wissenschaft und katholischen Theologie gehört die missionswissenschaftliche Disziplin, die am Vorabend des Krieges im katholischen Deutschland so vielversprechend sich entfaltet hat, auch während des Krieges sich zäh aufrechterhielt und namentlich nach dem Kriege von noch größerer Bedeutung werden kann. Katholische wie protestantische, deutsche wie ausländische Stimmen — ich erwähne nur die Aufsätze im Correspondant und in der Revue du Clergé français, in den italienischen Missioni cattoliche und im spanischen Jesuitenorgan Il Siglo de las Misiones, in der katholischen Quarterly Review von Dublin und in der evangelischen International Review of Missions von Edinburgh — haben noch kurz vor Kriegsausbruch in den Ausdrücken wärmster Anerkennung die Verdienste gefeiert, welche die katholische deutsche Wissenschaft auf diesem Gebiet sich um die allgemeine Sache erworben habe (teilweise zusammengestellt in meinen Rundschauen der „Zeitschrift für Missionswissenschaft" und meinem Schlußaufsatz der Abwehrschrift der deutschen Katholiken auf die französischen Anklagen). In kurzer Zeit ist so Deutschland Wiege und Hauptsitz der katholischen Missionswissenschaft geworden, deren unbestrittene Führung und Initiative es übernommen hat. Auch in diesem Völkerringen, das nicht bloß von den materiellen Waffen, sondern zugleich mit geistigen Mitteln geführt wird, dürfen wir nicht ohne Stolz auf solche Friedensbestrebungen hinweisen, die unsere wahre Geistesrichtung kennzeichnen und selbst mitten im Waffengeklirr nicht aufgehört, im Gegenteil trotz der entgegenstehenden Riesenschwierigkeiten eine noch höhere Blüte erreicht haben. Sie sollen uns dazu verhelfen, in der nach Friedensschluß vor uns liegenden Zukunft unsere wissenschaftlichen wie missionarischen Weltaufgaben noch besser zu erfüllen und zur innern Vertiefung der Weltevangelisation beizutragen. Eine Übersicht über Wesen, Stand, Aufbau und Leistungen dieses letzten Gliedes deutscher katholischer Gotteswissenschaft dürfte daher nicht bloß unter theologischem und allgemein wissenschaftlichem, sondern auch unter nationalem und internationalem Gesichtswinkel das Interesse weiterer Kreise beanspruchen.

I. Inhalt, Methode, Stellung und Bedeutung.

1. Über Begriff und Teile der Missionswissenschaft habe ich mich näher an der Spitze der missionswissenschaftlichen Zeitschrift und in meiner Einführung in die Missionswissenschaft (Münster i. W. 1917) verbreitet. Dort definierte ich Missionswissenschaft als die kritische und systematische, auf Gründen aufgebaute Kenntnis, Erforschung und Darstellung der christlichen Glaubensverbreitung unter Nichtchristen in ihrem tatsächlichen Verlauf wie in ihren Grundlagen und Gesetzen. Danach zerfällt die Missionswissenschaft in die Missionskunde über die Missionstatsachen und die Missionstheorie über die Missionsprinzipien:



erstere wieder in die Missionsgeschichte über die vergangene und die eigentliche Missionskunde über die gegenwärtige Mission (mit Missionsstatistik und Missionsgeographie); letztere in die grundlegende Missionstheorie oder Missionslehre über die Gründe bzw. Grundprinzipien der Mission (daher apologetische, dogmatische, ethische und biblisch-traditionelle Missionstheorie), Missionsrecht und Missionsmethodik (dazu kommen als Hilfswissenschaften noch Religionsgeschichte, Ethnographie, Linguistik, Tropenhygiene, Kolonialwissenschaften usw.). Daß dies lauter wirkliche Wissenschaften sind, ergibt sich aus dem Charakter des Gegenstandes, der sog. Heidenmission, die sowohl in ihren faktischen Geschehnissen und Zuständen als auch in ihren Grundsätzen und Methoden wissenschaftlich untersucht und behandelt werden kann. Von einer spezifisch katholischen Missionswissenschaft kann man insofern reden, als die katholische Missionskunde und Missionsgeschichte vorwiegend den katholischen Missionen sich zuwendet, die katholische Missionstheorie auf katholischen Prinzipien und Normen aufgebaut ist, ohne daß damit eine Gegensätzlichkeit oder Ausschließlichkeit gegenüber der protestantischen Mission bzw. Missionswissenschaft gegeben wäre, die vielmehr in freundschaftlichen Beziehungen zur katholischen Missionswissenschaft und ihren Vertretern steht.

2. Das Verfahren der katholischen Missionswissenschaft und ihres praktischen Studiums richtet sich einerseits nach der Eigenart des Gegenstandes und andererseits nach allgemein wissenschaftlichen Gesetzen, muß daher vor allem, wie ich ebenfalls in meiner Einführung gezeigt habe, ein planmäßiges und zielbewußtes, methodisches und rationelles sein. Als Hilfsmittel stehen zu Gebote Vorlesungen und Übungen, Missionszirkel und Missionsvorträge, periodische und Buchliteratur, wie sie bibliographisch besonders von P. Robert Streit aus Hünfeld fixiert worden ist. In bezug auf Anordnung und Ausgangspunkt befürworten die einen die aufsteigende oder synthetische Methode vom Einzelnen zum Allgemeinen, die anderen eine absteigende oder analytische vom Ganzen zum Detail, während wir für möglichste Verbindung des Spezial- und des Generalstudiums eintreten. Von einer missionswissenschaftlichen Gesamtmethode kann nicht gut gesprochen werden, sondern die einzelnen Zweige nehmen an derjenigen Methode teil, welche dem theologischen Gebiete eigen ist, zu dem sie gehören: also die Missionsgeschichte an der allgemein kirchenhistorischen, die Missionskunde an der kirchenkundlichen, die grundlegende Missionstheorie an der apologetischen, dogmatischen, moralistischen, exegetisch-patristischen je nach der Art der Begründung, das Missionsrecht an der kanonistischen und die Missionsmethodik an der pastoraltheologischen. Immerhin ergeben sich für die Missionsbehandlung auf all diesen Teilgebieten gegenüber den heimatkirchlichen Verhältnissen und Regeln charakteristische Unterschiede und Besonderheiten, die in der eigentümlichen Natur der erst werdenden Missionskirche begründet sind und den verschiedenen missionswissenschaftlichen Zweigen wieder eine gewisse Gemeinsamkeit verleihen. Dem entspricht die Gliederung und Stoffverteilung einerseits der Missionskunde und Missionsgeschichte, die sich nach eigenartigen räumlichen und zeitlichen Gesichtspunkten gruppiert, andererseits der Missionstheorie, die mehr nach der



inhaltlichen oder sachlichen Analyse des Missionsbegriffs vorgeht.

3. Damit hängt die Frage nach der Stellung der Missionswissenschaft und ihrem Verhältnis zu den übrigen Wissenschaften aufs engste zusammen. Trotz der vielen Berührungspunkte, die sich auch mit den profanen Disziplinen, den historischen wie den systematischen ergeben, kann die integrale und organische Zugehörigkeit zur Theologie keinem Zweifel unterliegen. Die Frage ist nur, ob unser Wissensgebiet innerhalb dieser Theologie einen selbständigen Platz einnimmt oder einem andern theologischen Fach angegliedert werden soll bzw. welchem? Die protestantischen Missionswissenschaftler Warneck und Grundemann entschieden sich für selbständige Pflege wenigstens in einem entwickelteren Stadium und für die Missionstheorie, in Wirklichkeit betrachten und behandeln die meisten protestantischen Theologen den Missionsstoff als Anhängsel der praktischen Theologie. Auch ich möchte für das Anfangs- oder Übergangsstadium eine Anlehnung an die theologischen Einzelzweige wie Kirchengeschichte, Kirchenrecht, Pastoral und auch späterhin intensive Berücksichtigung der Missionen durch diese Fächer empfehlen; aber dem Ideal wie den wirklichen Beziehungen entspricht allein die unabhängige und gesonderte Pflege der Missionswissenschaft in ihrem ganzen Zusammenhange, namentlich der eigentlichen Missionslehre, die nicht in ihre verschiedenen Stücke auseinandergerissen werden darf, wenn sie ihren Aufgaben und Zielen gerecht werden will.

4. Auch Wichtigkeit und Notwendigkeit der Missionswissenschaft habe ich in meiner enzyklopädisch-methodologischen Einführung vom theoretischen wie praktischen Standpunkt nachgewiesen, unter Wiederholung meines Vergleichs mit der Kriegswissenschaft auf dem Kölner missionswissenschaftlichen Kursus für den Klerus im Jahre 1916. Wertvoll und nützlich, ja unentbehrlich ist zunächst unsere Disziplin, wie ich a. a. O. im einzelnen begründe, nicht bloß für das gesamte theologische Denken und die verschiedenen theologischen Fächer (Kirchengeschichte, Apologetik, Dogmatik, Moral, Exegese, Kirchenrecht und praktische Theologie), sondern auch für viele weltliche Wissenschaften aller drei Fakultäten und für die Erweiterung des geistigen Horizonts überhaupt, so daß kein gebildeter und religiös einigermaßen interessierter Mann an diesen Kenntnissen vorbeikommen kann. Nicht minder leistet sie unschätzbare Dienste für die Praxis, an erster Stelle natürlich für die theologische, auf der einen Seite dem heimatlichen Seelsorger für die ihm als Berufspflicht obliegende Weckung, Erhaltung und Steigerung des Missionssinnes, auf der andern noch stärker der Mission selbst und ihren Organen, die ohne Einweihung in die missionswissenschaftlichen Materien und Probleme unmöglich auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen können und zu einem gedeihlichen Wirken der Missionslehre ebenso dringend bedürfen wie jede andere Kunst der entsprechenden Theorie. Hiermit berührt sich die Frage der Ausbildung und Vorbereitung der Missionare, welche katholischerseits fast durchweg auf der humanistischen wie philosophisch-theologischen Stufe tiefer geht und länger dauert als bei den evangelischen Glaubensboten, aber leider in der fachwissenschaftlichen Vorbildung zumeist noch viel zu weit zurücksteht.

II. Organisation.

1. Mehr und mehr bricht sich im gelehrten Deutschland die Überzeugung Bahn, daß, wie in praktischer Hinsicht die Organisation eine der stärksten Kräfte unseres Volkes ist, so auch die wissenschaftlichen Bestrebungen und Unternehmungen straffer organisiert werden müssen. Dieser Gedanke hat schon gleich an der Schwelle unserer Disziplin zum „Internationalen Institut für missionswissenschaftliche Forschungen" (Sitz Münster) geführt. Von verschiedenen Richtungen sind die Fäden zu seiner Gründung im Jahre 1911 ausgegangen, besonders einerseits vom Bedürfnis Streits, für seine missionsbibliographischen Arbeiten einen starken Rückhalt zu finden, andererseits von der Notwendigkeit kritischer Quellenpublikationen für die gesunde Entfaltung der Missionswissenschaft, wie es in den beiden Denkschriften zum Ausdruck kam, welche P. Streit und ich dem Missionsausschuß der Katholikentage darüber vorlegten. Unter dem Vorsitz des Fürsten Löwenstein besteht das Institut aus freiwilligen Mitgliedern, die in jährlichen Generalversammlungen über die wichtigen Angelegenheiten beschließen sollen. Die Geschäftsführung besorgt neben einem Gesamtausschuß eine wissenschaftliche und Finanzkommission. Durch eine Reihe von Veröffentlichungen und Veranstaltungen hat sich das Institut bereits aufs beste eingeführt, soweit es seine nicht sehr reichen Mittel erlaubten. Soll es seinen vielen und großen Aufgaben hinreichend gewachsen sein, dann muß namentlich die finanzielle Basis erweitert werden, indem auf der einen Seite aus den vermöglichen Privatkreisen mehr Mitglieder und Gönner dem Institut gewonnen werden[1]), auf der andern die Regierungen diesem auch national und kulturell hochwichtigen Werke ihre Unterstützung zuwenden. Auch ein Ausbau nach der internationalen Seite hin wäre sehr wünschenswert, wird aber wohl erst nach dem Kriege einsetzen, durch den die Werbetätigkeit um so mehr gelähmt ist, als der Vorsitzende im Felde steht.

2. Ein weiterer Mittel- und Brennpunkt missionswissenschaftlichen Lebens und Strebens ist entsprechend der Stellung unserer Hochschulen im Wissenschaftsbetrieb das mit dem Institut vielfach verknüpfte missionswissenschaftliche Seminar an der theologischen Fakultät zu Münster, ebenfalls 1911 vom preußischen Ministerium ins Leben gerufen und mit einer gutdotierten Bibliothek ausgestattet. Es dient vor allem zur Heranziehung eines fachmännischen Nachwuchses aus dem Welt- und Ordensklerus, insbesondere aus den deutschen Missionsgesellschaften, denen es die künftigen missionswissenschaftlichen Literaten und Dozenten für ihre Lehranstalten liefern will. Eine Reihe tüchtiger junger Missionsgelehrter, die zum Teil auch schon promoviert haben, ist bereits aus dieser Pflanzschule hervorgegangen. Zu den missionshistorischen und missionstheoretischen Übungen kommen noch öffentliche und private Vorlesungen, die systematisch in die verschiedenen Gebiete der Missionswissenschaft einzuführen suchen. Mit dem missionswissenschaftlichen Ordinariat ist an der gleichen Fakultät je ein Extraordinariat für Religionswissenschaften (Prof. Dr. Dölger) und für orientalische Kirchenkunde (Prof. Dr. Karge) verbunden, um diesen angrenzenden Gegenständen ein spezielles

1) Mitgliedsbeitrag 25 Mark jährlich.



Augenmerk zu widmen und Münster zu einer Zentrale nach all diesen Richtungen auszugestalten, wie es die Denkschrift des Kultusministers über die Auslandsstudien gelegentlich der Errichtung des christlichen Orientlehrstuhls wünschte (s. Jahrg. 11, Sp. 532). Daneben behandeln andere Professoren der theologischen wie der übrigen Fakultäten Münsters in ihren Vorlesungen und Übungen missionswissenschaftliche Stoffe, besonders Prof. Dr. Meinertz missionsbiblische und Prof. Dr. Ebert missionsrechtliche. Mittlerweile hat die Münchener Universität gleichfalls eine außerordentliche Missionsprofessur erhalten, nachdem Privatdozent Dr. Aufhauser und vor ihm schon Prof. Königer dort seit Jahren missionswissenschaftliche Vorlesungen gehalten hat. Solche finden auch noch an anderen katholisch-theologischen Fakultäten, wie in Würzburg, Straßburg und Breslau, statt.

3. Um die missionswissenschaftlichen Kenntnisse und Ergebnisse zu popularisieren und unter weiteren Kreisen zu verbreiten, hat das missionswissenschaftliche Institut neben dieser dauernden akademischen Vertretung eigene missionswissenschaftliche Kurse veranstaltet. Schon gleich in seinen Anfängen setzte es dieselben auf sein Programm, aber erst der Krieg sollte sie ausreifen lassen, ein Beweis, daß er das wissenschaftliche und Missionsinteresse nicht unterbunden, sondern für diese Dinge angesichts der neuen Verschiebungen und Aufgaben auf dem Missionsfeld eher noch gesteigert hat. Im September 1916 tagte ein dreitägiger Missionskursus für den deutschen Klerus in Köln, von annähernd 600 Priestern besucht, und im September 1917 folgte ihm ein solcher von der gleichen Dauer für die Lehrerinnen, die sogar noch zahlreicher (über 1000) teilnahmen. Wie der äußere Verlauf beider Veranstaltungen glanzvoll war, so zeichneten sie sich durch das andauernd gespannte Interesse der Hörer und die innere Gediegenheit der Darbietungen aus, die in glücklicher Mischung theoretische und historische Themata mit praktischen verbanden und auch durch ihre Diskussionen bzw. Resolutionen höchst anregend wirkten. Ein anschauliches Bild davon geben die von mir gesammelten und bei Aschendorff gedruckten Vorträge und Referate, denen Vorberichte über den Werdegang vorausgeschickt sind. Für letztes Jahr war ein einwöchiger missionswissenschaftlicher Kursus für Missionare und Missionskandidaten geplant, aber kam leider nicht zustande. Als verkürzte Kurse noch populärern Charakters und Aufklärungsmittel für die breiteren Massen können die vielen Missionsvorträge und Missionsfeste gelten, die von den einzelnen Missionsgesellschaften und Missionsvereinen aus in den verschiedensten deutschen Gauen gehalten wurden, seit Kriegsausbruch in noch erhöhtem Maße und vermehrter Zahl.

4. In engstem Konnex mit den missionswissenschaftlichen Organisationen und unter ihrer mannigfachen Befruchtung stehen einzelne praktische, die man in ihrer Zusammenfassung als die moderne Missionsbewegung im katholischen Deutschland bezeichnen kann. An erster Stelle die akademische, die unter den Studierenden mehrerer Universitäten (Münster, Tübingen, München, Freiburg, Bonn usw.) zu katholischen akademischen Missionsvereinen geführt, ein besonderes Organ in den akademischen Missionsblättern erhalten und auch den männlichen und weiblichen höheren Lehranstalten sich mitzuteilen begonnen hat. Ferner die

Missionskonferenzen und Missionsvereinigungen des Klerus, die gleichfalls von Münster aus sich über eine Reihe von Diözesen (Straßburg, Trier, Paderborn, Köln) ausgebreitet hat und weitere Fortschritte verspricht. Parallel dazu die Missionsbewegung unter den Lehrern und Lehrerinnen, die in ihren katholischen Verbänden eigene Ausschüsse zur Pflege des Missionsgedankens geschaffen haben. Ähnliche Bewegungen und Organisationsansätze können wir in anderen Ständen und Verbänden beobachten. Von denselben Kreisen ist anläßlich des Wiener pädagogischen bzw. eucharistischen Kongresses die internationale Missionsschulkommission ausgegangen, als deren Vorsitzender ich kurz vor dem Kriege auf meiner ostasiatischen Studienreise die bischöflichen Missionsschulkonferenzen in China einberief. Auch die älteren Formen der Missionsorganisation, die noch immer unentbehrlichen Missionsgesellschaften und Missionsvereine, haben in Deutschland unter den Einwirkungen der missionswissenschaftlichen Bewegung großen Aufschwung genommen und sich in vielem modernisiert. So kann der deutsche Katholizismus wohlgemut und wohlgerüstet den Ausgang des Krieges abwarten, um dann mit doppeltem Eifer und Erfolg sich den hehren Aufgaben der Weltchristianisierung zuzuwenden.

III. Publikationen.

1. Zumeist von den behandelten Organisationen getragen und ausgegangen sind in den letzten Jahren nicht wenige grundlegende Veröffentlichungen für die verschiedenen missionswissenschaftlichen Gebiete. An der Spitze der periodischen steht die gleichzeitig mit dem Institut entstandene und zu seinem Organ erhobene „Zeitschrift für Missionswissenschaft". Sie steht nun im 8. Jahrgang und erscheint vierteljährlich bei Aschendorff in Münster im Umfang von je 5—6 Bogen. Alle Teile der Missionswissenschaft kommen darin zum Wort in den wertvollen fachmännischen Beiträgen, die dem Organ den Ruf einer wahren Missionsenzyklopädie eingetragen haben; dazu treten kritisch-pragmatische Rundschauen, gegenwärtig über die Missionen im Weltkrieg, literarische Umschauen und Bücherbesprechungen. Bei aller Verbindung mit den praktischen und aktuellen Bedürfnissen hat sich die Zeitschrift durchweg auf streng wissenschaftlicher Höhe gehalten. Sie genießt daher in allen Kreisen, auch den nichtdeutschen und nichtkatholischen, ein unbestrittenes Ansehen und hat vielseitige Anerkennung gefunden. Auch im Kriege ist sie weder in ihrem innern Werte noch in ihrem äußern Erscheinen und Abonnentenstand gesunken. Von ihr und den übrigen missionswissenschaftlichen Bestrebungen zum Teil gefördert und gehoben, haben auch die anderen deutschen katholischen Missionszeitschriften eine größere Verbreitung und innere Verbesserung erlebt, sowohl die allgemeinen der „katholischen Missionen" als auch diejenigen einzelner Missionsvereine und Missionsgesellschaften, namentlich des großen internationalen Vereins der Glaubensverbreitung in ihrem neuen („Weltmission") wie in ihrem alten („Jahrbücher" und „Annalen") Organ.

2. Eine mehr formale, aber nicht zu umgehende Voraussetzung gründlichen missionswissenschaftlichen Forschens und Studiums, die unser Institut zu allererst in Angriff genommen hat, ist die Missionsbibliographie. Das dringendste Bedürfnis war die Buchung



der ältern Missionsliteratur, ohne deren Kenntnis die Missionswissenschaft ins Blaue hinein arbeitet oder überflüssige Doppelarbeit verrichtet. Sie ist vollzogen in der vom missionswissenschaftlichen Institut herausgegebenen Bibliotheca Missionum von P. Robert Streit aus der Oblatenkongregation und liegt seit 1916 für den grundlegenden und allgemeinen Teil vor in dem 900 Quartseiten umfassenden, von Aschendorff prachtvoll ausgestatteten, nach allen Regeln der bibliographischen Wissenschaft abgefaßten ersten Band, dem die drei Bände über die Sonderliteratur für die amerikanischen, asiatischen und afrikanischen Missionen folgen werden. Diese Bibliothek, ein wahrer Markstein in der missionswissenschaftlichen Entwicklung, ist von der Kritik allgemein mit freudigem Beifall begrüßt worden und gewährt uns überraschende Einblicke in eine reiche und hochbedeutsame, aber fast ganz versunkene und vergessene literarische Welt. Inhaltlich über das Endjahr 1910 fortgesetzt wird sie in den bibliographischen Berichten bzw. Zusammenstellungen desselben Verfassers in der missionswissenschaftlichen Zeitschrift. Der unermüdliche P. Streit war es auch, der vorher schon einen mehr für breitere Kreise berechneten und die gegenwärtigen Erscheinungen registrierenden „Führer durch die deutsche katholische Missionsliteratur“ nebst mehreren brauchbaren missionsbibliographischen Abhandlungen angefertigt hat.

3. Zu der Bibliotheca Missionum hat das missionswissenschaftliche Institut noch „missionswissenschaftliche Abhandlungen und Texte“ gefügt, die in zwangloser Reihenfolge missionswissenschaftliche Einzelgegenstände teils historischer, teils theoretischer Natur zur Darstellung bringen. Eröffnet wurden sie durch meine mehr oder weniger programmatische Einführung in die Missionswissenschaft, welche Begriff, Aufgabe, Stellung, Bedeutung, Regeln, Quellen, Literatur der jungen Disziplin und ihrer Einzelzweige erörtert. Als missionsgeschichtliche monographische Musterleistung schloß sich im gleichen Jahre eine Untersuchung des vielversprechenden Missionshistorikers aus der Missionskongregation der Benediktiner von St. Ottilien, Dr. Laurentius Kilger, über den ersten ostafrikanischen Missionsversuch des Jesuiten P. Gonçalos Sylveira an. Noch im Laufe dieses Jahres dürfte eine missionsbiblische Abhandlung von Prof. Dr. Pieper aus Hamm über die Missionsidee des Heidenapostels Paulus folgen und eine Darstellung des Missionsgedankens beim heiligen Augustinus, von einem Kapuziner. In Vorbereitung ist ferner eine katholische Missionslehre und eine dreibändige Missionsgeschichte. Vom Institut gewissermaßen publiziert und dem deutschen Kaiser anläßlich der Missionsspende zu seinem 25jährigen Regierungsjubiläum gewidmet war ferner mein reich illustriertes und von Aschendorff aufs feinste ausgestattetes Werk über die katholischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten am Vorabend des Krieges (1913). Hoffentlich ist die Zeit nicht allzu fern, wo auch archivalische Quellen zur Missionsgeschichte aus ihrem Staub hervorgezogen werden und in Veröffentlichungen des Instituts ihre Auferstehung feiern, wozu sich u. a. ein Institutsstipendiat aus dem Franziskanerorden während der ganzen Kriegszeit in spanischen Archiven befindet.

4. Neben diesen Institutserzeugnissen wollen wir aber auch die anderen mehr oder weniger wissenschaftlichen literarischen Erscheinungen nicht ver-



gessen, schon weil sie vielfach in bewußtem oder unbewußtem Zusammenhang mit jenen stehen. Wir nennen vor allem die missionsbiblischen Monographien von Prof. Dr. Meinertz (Jesus und die Heidenmission) und Prof. Dr. Heinisch (Der Missionsgedanke im A. T.). Auf missionsgeschichtlichem Gebiet wären besonders die Werke des Jesuiten P. Huonder (über deutsche Jesuitenmissionäre, den einheimischen Klerus in den Heidenländern und eine mehr populäre Biographiensammlung) und des schweizerischen Kapuziners Jann (über die Entwicklung der hinterasiatischen Missionshierarchie) zu nennen. Über gegenwärtige Missionsprobleme hat der Steyler P. Schwager einige Broschüren verfaßt, über die Mission im Kriege gibt es eine solche von mir, über einzelne Missionsgebiete besitzen wir das Koreawerk des Erzabts Norbert Weber und meine Reiseberichte über Ostasien, dazu die katholische Missionsstatistik von P. Krose S. J. und den Missionsatlas von P. Karl Streit aus Steyl, von dem auch der große Atlas Hierarchicus stammt. Missionsbegründende Schriften praktischer Richtung sind von Erzabt Weber aus St. Ottilien, P. Fischer aus Steyl und P. Linckens aus Hiltrup geschrieben, missionskundliche Abrisse für die Schule von Prof. Dr. Ditscheid, P. Schwager und P. Heinz, Sammlungen von Missionspredigten von P. Huonder, P. Streit, P. Freytag usw. Auch die vor allem populären Zwecken dienenden Sammlungen einzelner Gesellschaften enthalten manches wissenschaftlich Brauchbare, vor allem die der Franziskaner „Aus allen Zonen", dann die der Benediktiner „Im Kampf fürs Kreuz", der Oblaten „Blüten und Früchte", die „Kleine Kamerunbibliothek" der Pallottiner usw. Auch hier regt sich also überall wissenschaftliches Denken und Arbeiten im Dienste des wissenschaftlich wie praktisch, kulturell wie religiös, national wie international gleich wichtigen Weltapostolats. Möge es auch in Zukunft andauern und noch wachsen!

Nachrichten und Mitteilungen.

Ernst Abbe.

Ärzte und Naturforscher haben vollste Veranlassung, in Bewunderung und Dankbarkeit zu Ernst Abbe aufzusehen. Täglich benutzen wir am Mikroskop die von ihm geschaffene Lichtquelle, täglich seine Ölimmersion. Diese Erfindungen erleichterten einem Robert Koch und seiner Schule, die Bakteriologie zu schaffen, und wenn Rudolf Virchow im Kolleg mit etwas ironischer und hoher Stimme von „enthusiastischen Parasitenjägern" sprach, so war Abbe derjenige, welcher das edle Weidwerk am meisten gefördert.

Die Familie Abbe ist eine thüringische; bescheidene geistige und gewerbliche Berufe herrschten vor.[1] Der Großvater begabt, aber ein Trunkenbold, am Wege gestorben. Der Vater ein Freigeist, Aufseher in einer Eisenacher Spinnerei; in ihr 1840 als Proletarierkind geboren, wuchs Abbe auf. 14, 15 und 16 Stunden lang sah er seinen Vater arbeiten; täglich brachte er ihm das Mittagbrot in die Fabrik, welches im Stehen verzehrt wurde. Arbeiterentlassungen, Notstände, Eindrücke der Revolutions- und Flüchtlingszeiten fehlten nicht. Die Spinnereibesitzer ließen den begabten Jungen die höhere Schule besuchen, um sich eine bessere Kraft zu verschaffen; aber die früh und stark hervortretende mathematisch-physikalische Begabung verhinderte diese kaufmännische Fortbildung. 17jährig ging Abbe nach Jena zur Universität. Die Wohnung kostete für das Semester $3^1/_2$ Taler, Frühstück und Vesper eingeschlossen. Freitische, Stipendien, Privatunterricht, Lö-

1) Ernst Abbe, Eine Lebensbeschreibung, von Felix Auerbach, Leipzig, Akad. Verl.-Gesellsch. m. b. H. 1918. 512 S.

sung von Preisaufgaben vergrößerten den väterlichen Zuschuß, der pro anno 52 Taler betrug. Trotzdem Studium in Göttingen vom 5. bis 9. Semester; mit 21 Jahren Doktor, dann Lehrer am Physikalischen Verein zu Frankfurt; ein Mäzen in dieser Stadt streckte für Habilitation und die ersten Semester von 1863 an 1000 Gulden vor. Abbe lehrte höhere Mathematik und Physik; das Laboratorium (Jahresetat 40 Taler) war in einem Schuppen; die ganze Universität Jena hatte damals einen Jahreszuschuß von 25000 Taler; Abbe unterrichtete an Privatschulen, sicherlich nicht aus Freude am Unterricht. Das Ministerium erkannte aber bald seine Bedeutung und förderte ihn auch wirtschaftlich. Er wurde Extraordinarius, ohne daß er irgendeine Zeile geschrieben. 1871 wurde der Hausstand gegründet, nachdem vier Jahre vorher Beziehungen zu Karl Zeiß, geboren 1816, sich gebildet. Zeiß hatte 1846 eine mechanisch-optische Werkstätte mit einem Gehilfen und zwei Lehrlingen eröffnet. Jakob Schleiden, der Botaniker und Zellularbiologe, hatte bei Zeiß den Bau einfacher Mikroskope angeregt. Nun handelte es sich darum, einen Gelehrten zu gewinnen, der Bau und Anordnung der Mikroskope wissenschaftlich errechnete; nichts ist praktischer als die Theorie.

Was Frauenhofer für die Astronomie geschaffen — *„approximavit sidera“* steht auf dem Münchener Denkmal —, leistete Abbe für die Welt der kleinsten Lebewesen und Strukturen. Aber auch noch andere wertvolle Instrumente, deren Berechnung und Zielsetzung geometrische Optik zugrunde liegt, wurden geschaffen. Die Liste der Erfindungen und Entdeckungen (S. 501) führt mehr als vierzig auf; aus dem Universitätsmechaniker Karl Zeiß wurde der Weltoptiker. Die Zahl der Beamten und Arbeiter stieg von 12 bzw. 60 im Jahre 1880 auf 744 bzw. 8720 im Jahre 1917.

Wissenschaftliche Gegnerschaft kam und ging für Abbe und seine Theorien. Aber auch Anerkennung kam, so durch Helmholtz, welcher 1878 eine Berliner Spezialprofessur vergeblich anbot. Ebenso Marburg 1882. In Jena selbst begnügte sich Abbe mit einer ordentlichen Honorarprofessur. Ein wichtiges Kapitel der höchst anregenden Lebensbeschreibung führt den Titel: Das neue Material. Um seine Theorien in die Praxis umzusetzen, versuchte Abbe die Erzeuger des Rohmaterials für die fortgeschrittenen Aufgaben der Optik zu interessieren. Große Reisen, Schürfungen, eigene Versuche, führten nicht zum Ziel. Erst Otto Schott schaffte das neue Glas, Virchow half 1884 in der Preußischen Budgetkommission 60000 Mark für zwei Jahre durchzusetzen für das glastechnische Laboratorium Schott und Genossen. An der gemeinsamen Sache arbeiteten, wie Auerbach schreibt, ein Idealist und ein Realist, beide für sie begeistert; Mitarbeiter wie Siegfried Czapsky und Rud. Straubel u. a. kamen hinzu. Technische Siege folgten; dem Besucher der Pariser Weltausstellung (1900) ist *La lune à un mètre* erinnerlich, das Instrument stammte aus Jena.

Und nun die größere Tat. Anton Dohrn, der nachherige Gründer der zoologischen Station in Neapel, ein Freund aus den 60er Jahren, der Bürgersohn, führte Abbe in die sozialistische Gedankenwelt ein. Abbes „Sozialpolitische Schrift“[2]), ein Beitrag zur Lehre vom Wesen und Gewinn der modernen Großunternehmung und von der Stellung der Arbeiter in ihr und das Jenaer Zeißwerk als „eine Musteranstalt ersten Ranges“, hat Gustav Schmoller 1907 ausgiebig besprochen[3]); Gedanken und Ziele Abbes werden in drei Gruppen geschildert: 1. Der politische Kern und Hintergrund von Abbes sozialen Überzeugungen; 2. seine Auffassung der modernen Unternehmung und des Unternehmergewinns; 3. seine Beurteilung der Arbeiterfrage, der Arbeiterpolitik und der Lohnmethoden.

Der Raum verbietet hier näher einzugehen. Die Zeit der Reife und Ruhe kam Ende der 90er Jahre. Die Lebensführung entsprach den Grundsätzen; die von dem Biographen im einzelnen aufgeführte Steuererklärung für 1903 nennt eine Reineinnahme von 27000 Mark. Die jahrelangen Nachtarbeiten zermürbten das schon in der Jugendzeit zu schweren Migräneanfällen veranlagte Gehirn; 1905 am 14. Januar, kurz vor dem 65. Geburtstag kam der Tod drohendem Siechtume zuvor. Max Klinger und Henry Vandevelde schufen einen Tempel, in dessen Mitte die

2) G. Fischer, Jena 1906.

3) Jahrb. f. Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft XXXI. Jahrg.

Kolossalbüste Abbes in weißem Marmor steht. „Das Ganze auf dem Zeißplatz, hier nach der Fabrik, dort nach dem Volkshause hinüberschauend, ein herrliches Bild der ewigen Ruhe, die der Held nach seiner technischen und sozialen Arbeit gefunden." Adolf Hildebrand meißelte für Friedhof und Aula die packenden, unvergeßlichen Züge *ad aeternum.* „Hoffen wir", so schließt der Biograph, „daß auch einmal wieder Zeiten anbrechen, mit einer Kulturgestaltung und Arbeitsentfaltung zum Segen der Menschheit, wie sie sich Abbe in großem Maßstabe erträumt und in bescheidenem durch seine persönliche Kraft geschaffen hat!"

B. Laquer, Wiesbaden.

Zeitschriftenschau.

Pädagogik.

Die Pädagogik gehört zu denjenigen Wissenschaften, die sich mehr in der Form weit verstreuter Zeitschriftenaufsätze als in Gestalt zusammenfassender Bücher entwickeln. An diesen ist zwar auch kein Mangel, aber sie gehören doch nicht so uneingeschränkt dem pädagogischen Fortschritt: neben viel Traditionellem bringen sie oft nur wenig neue Ergebnisse, die dann in solcher Vermischung nicht jedem sofort erkennbar sind. Die pädagogische Zeitschriftenliteratur ist in den beiden letzten Jahrzehnten so angewachsen, daß heute auch dem Fachmann eine Übersicht über sämtliche Erscheinungen kaum mehr möglich ist. Einige der wichtigsten sollen hier einer fortlaufenden Würdigung unterzogen werden, indem bedeutsame, die pädagogische Bewegung der Gegenwart charakterisierende Aufsätze besprochen werden neben einem gleichzeitigen Hinweis auf andere in ihnen erschienene Artikel.

Die „Vierteljahrsschrift für philosophische Pädagogik", herausgegeben von Wilhelm Rein, Jena, erscheinend im Verlage von A. W. Zickfeldt in Osterwieck a. Harz, tritt mit dem vorliegenden Oktoberheft in den zweiten Jahrgang ihres Erscheinens. Sie ist jedoch keine Neugründung, sondern bildet vom 1. Oktober 1917 an die Fortsetzung des Jahrbuchs des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik, das 1868 von dem Herbartianer Tuiskon Ziller begründet und später von Theodor Vogt und Wilhelm Rein fortgeführt worden ist. So ist die Grundabsicht der neuen Vierteljahrsschrift durch ihr Herkommen bestimmt. Sie tritt in den Dienst der Fortbildung der pädagogischen Wissenschaft, indem sie an die durch Johann Friedrich Herbart geschaffene allgemeine Lage anknüpft. Seine Ideen will sie zu einem lebensvollen pädagogischen Gemeinbesitz machen, zugleich aber auch, wo dies geboten erscheint, auf Grund neuzeitlicher Forderungen und Forschungen weiter ausbauen. Im Sinne Herbarts sucht sie die pädagogische Wissenschaft besonders in ihrer philosophischen Grundlegung fortzuentwickeln, daneben aber will sie ebenso auch an der Lösung der Probleme mitarbeiten helfen, die das Bildungsleben der Gegenwart beständig neu erzeugt.

In dem vorliegenden 1. Hefte (Oktober 1918) des 2. Jahrganges 1918/19 [1]) gibt einen lehrreichen Beitrag zu der gegenwärtig im Vordergrunde des pädagogischen Interesses stehenden Frage der sog. „Einheitsschule" der Aufsatz des Leipziger Philosophen, Soziologen und Pädagogen Prof. Dr. Paul Barth über „Die Gliederung der höheren Schulen in soziologischer Beleuchtung". Die Arbeit stützt sich auf die in der Erziehungswissenschaft zuerst von Friedrich Schleiermacher erkannte Tatsache, daß die Bildungspolitik nach sozialen Gesichtspunkten zu orientieren sei

1) Inhalt: Bruno Bauch, Der pädagogisch-religionsphilosophische Sinn des Mythos bei Platon. — Willy Moog, Die Möglichkeit der Pädagogik als philosophischer Wissenschaft. — Paul Barth, Die Gliederung der höheren Schulen in soziologischer Beleuchtung. — O. Götze, Friedrich Fröbels Stellung zur Heimatkunde. — Paul Linke, Beobachten und Schauen. — W. Rumpf, Die Arbeit der deutschen Jugend für das Auslandsdeutschtum. — Paul Rühlmann, Erziehung zur Weltgeltung. — Eugen Bolis, Die erste lateinische Deklination — Grundzüge einer Lehrprobe. — Julius Honke, Das gegenwärtige philosophische Deutschland. — Buchbesprechungen.



und für die Gliederung des Schulwesens dessen Hinordnung auf die Zwecke des Lebens entscheidend werden müsse. Für das Gebiet des höheren Schulwesens sieht Barth, ganz ebenso wie vor hundert Jahren Schleiermacher, zwei führende Gesellschaftsschichten ihre Ansprüche an eine verschieden geartete Bildung geltend machen: 1. den Stand, der den sozialen Willen des Volkes zu leiten hat und dafür die Offenbarungen des sozialen Lebens aus Geschichte, Politik, Religion, Kunst und Philosophie sich zu eigen machen muß, 2. den Stand, der die soziale Wirtschaft regiert und dazu Vertiefung in Naturwissenschaft und Technik, lebende Sprachen, Geographie der Wirtschaft und des Verkehrs nötig hat. Das Bildungsbedürfnis der ersten Gruppe wird seit Jahrhunderten befriedigt durch das Gymnasium, dem der zweiten Gruppe dient seit kurzem die Oberrealschule.

Vor dem Nachteil, bloße Fachschulen zu werden, sollen sich diese beiden Formen der höheren Schule dadurch bewahren, daß sie ihr Bildungsprogramm universalistisch organisieren: das Gymnasium durch entsprechende Mitbeachtung der realen, die Oberrealschule durch Heranziehung auch der geschichtlichen Bildungselemente und des Lateins.

Zu derselben Forderung gelangt Barth auch von einem andern Gesichtspunkte aus. Die Schule hat nicht nur materiale, sondern auch formale Bildung zu gewähren, nicht nur für den Erwerb des Wissens, sondern auch für die Steigerung des Könnens, des Denkens zu sorgen. Diese Formalbildung differenziert Barth in eine dreifache: die reflektierende Formalbildung als Vorbildung für die Geisteswissenschaften, die objektivierende als Vorbildung für Naturwissenschaft und Technik und eine systematisierende zur Einstellung auf logischen Zusammenhang, wie sie für Logik und Mathematik erforderlich ist. Jede Schule aber, die Volksschule so gut wie die höhere, soll nach Möglichkeit eine vollständige Formalbildung vermitteln; denn ohne allseitige Formalbildung wird der Geist des Spezialismus gezüchtet, der den Sinn und das Interesse verengt, eine umfassende Weltanschauung unmöglich macht und die gerechte soziale Würdigung anderer Berufe gefährdet.

So ergeben sich für Barth nach soziologischer und pädagogischer Deduktion zwei Typen der höheren Schule: 1. das Gymnasium mit altsprachlichem, aber auch mit gründlichem mathematisch physikalischem Unterricht, 2. die Oberrealschule mit vorwiegend naturwissenschaftlichem und neusprachlichem Unterricht und den Elementen des Lateins.

Diese Konstruktion gelangt also zur Ausschaltung des Realgymnasiums oder besser: zur Vereinigung der beiden heutigen gymnasialen Anstalten zur gymnasialen Einheitsschule, die den Lehrplan des Realgymnasiums mit dem des Gymnasiums verschmilzt. Das ist eine ähnliche Lösung der Schulfrage, wie sie Paul Natorp mit der Forderung seines „neuhumanistischen Gymnasiums" oder Wilhelm Rein in seiner „Studienanstalt" anstrebt. Aber die Aufnahme des pflichtmäßigen Lateinunterrichts in die Oberrealschule und die strenge utraquistische Gestaltung des Gymnasiums bedeutet doch die Wiedererneuerung einer Gefahr für beide Anstalten, an der das alte Gymnasium in früheren Perioden schwer zu tragen gehabt hat, der Gefahr der Überbürdung. Barth glaubt hiergegen ein Aushilfsmittel zu finden in der „fortschreitenden Besserung des Lehrplanes und der Lehrweise, welche in dem heutigen Stande der Pädagogik und Didaktik den fruchtbarsten Boden findet". Es fragt sich aber, ob die durch eine verbesserte Unterrichtsmethodik zu ermöglichende Kraftersparnis so groß sein wird, daß sie für die Durchführung der universalistischen Tendenz in beiden Schulen ausreicht. Gegenüber der von Barth befürworteten Rückbildung der Gliederung des höheren Schulwesens, die wesentlich aus der Überzeugung von der Unerläßlichkeit einer ausgebreiteten allgemeinen Bildung hervorgeht und die daher der psychologischen Begabungsdifferenzierung nicht genügend gerecht wird, scheint doch gerade die Entwicklung des Bildungswesens, entsprechend der fortschreitenden Spezialisierung der Wissenschaft wie des gesamten nationalen Arbeits- und Berufslebens, auf eine weitere Differenzierung des höheren Schulwesens zuzusteuern. —

Lebhafte unmittelbare Beziehung zur Praxis des Bildungslebens und zu den Bewegungen der Schulpolitik pflegen die „Pädagogischen Blätter", Zeitschrift für Lehrerbildung und Schulaufsicht, begründet 1872 durch Karl Kehr, herausgegeben von



Seminardirektor Schulrat Karl Muthesius in Weimar, erscheinend im Verlage Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Zweigniederlassung Berlin. Während der ersten vier Jahrzehnte ihres Bestehens widmete sich die Zeitschrift neben allgemeinen Bildungsproblemen vorzugsweise dem Gebiete der Volksschullehrerbildung, hier für besonnenen Fortschritt und fruchtbare Weiterentwicklung des historisch Gewordenen eintretend und letzten Endes das Ziel erstrebend, die Lehrerbildungsanstalten in den Organismus des höheren Schulwesens einzugliedern. Mit dem 40. Jahrgange erweiterte sie ihr Programm, indem sie die Fragen der Schulaufsicht und Schulverwaltung in ihren Interessenkreis einbezog, die ja mit der Lehrerbildung in engstem innerem Zusammenhange stehen. Gleichwohl erheben sich die „Pädagogischen Blätter" über die Bedeutung einer bloßen Fachzeitschrift für Lehrerbildungsanstalten, insofern sie ihre Sonderaufgabe immer im Zusammenhange des gesamten nationalen Bildungslebens erfassen und erfüllen und dessen allgemeine Entwicklungstendenzen mit lebendiger Teilnahme und offenem kritischem Blick begleiten.

Das bestätigt schon ein kurzer Rückblick auf die wichtigeren der in dem laufenden 47. Jahrgange der Zeitschrift erschienenen Abhandlungen. Wir nennen davon: Max Frischeisen-Köhler, Grenzen der experimentellen Methode. — Aloys Fischer, Über die Vorbildung für das Lehramt an Fortbildungsschulen. — Hanno Bohnstedt, Die neue Frauenschule. — August Volkmer, Einige Erfahrungen beim Unterrichte kriegsverletzter Seminaristen — bezogen auf die geplanten Seminarlehrgänge für Kriegsteilnehmer. — Karl Muthesius, Welche Forderungen stellt die Zeit an die allgemeine Bildung der Volksschullehrer? — Hermann Rolle, Das Problem der Einheitsschule in der Pädagogik der preußischen Reformzeit. — Christian Tränckner, Zur Behandlung Homers im Seminar. — Walter Popp, Die Pädagogik und die Geschichte der Pädagogik.

Eine interessante Würdigung neuer schulpolitischer Bestrebungen enthält der Aufsatz, den der Herausgeber Karl Muthesius für das Oktoberheft [1]) beigesteuert hat: „Die Lehrerbildung in dem Hamburger Unterrichtsgesetzentwurf". Die Bedeutung dieses neuen Schulgesetzentwurfes, den der Hamburger Senat unterm 8. März 1918 der Bürgerschaft vorgelegt hat, erblickt der Verfasser mit vollstem Rechte in der Tatsache, daß seit dem leider gescheiterten Süvernschen Entwurf eines Staatsunterrichtsgesetzes vom Jahre 1819 dies das erste Schulprogramm ist, das das Bildungswesen eines Staates in seiner Gesamtheit einheitlich regeln will. Hier zum ersten Male auch wird eine Schulgesetzgebung auf der Grundlage der Einheitsschulidee aufgebaut und ein innerer organischer Zusammenhang der Bildungsanstalten, der niederen und der höheren, der allgemeinbildenden und der Fachschulen, angestrebt und so der Aufstieg der Begabten in einer von allen bisherigen Hemmnissen befreienden großzügigen Weise in die Wege geleitet.

Eine völlige Neugestaltung findet in diesem Schulorganisationsentwurf die Bildung der Volksschullehrer, der das Ziel gesetzt wird, „lebendige, schöpferische, charaktervolle Persönlichkeiten zu entwickeln, deren Leistungen auf einer vertieften wissenschaftlichen Allgemeinbildung und pädagogischen Fachbildung gegründet sind". Den Schwierigkeiten, die der allgemeinwissenschaftlichen Bildung auf der Oberstufe der Lehrerbildungsanstalten durch das Nebenher der Fachbildung drohen, sucht der Entwurf dadurch zu entgehen, daß er einen wesenhaften Teil der eigentlichen Berufsbildung in die Hilfslehrerzeit verlegt. Die dadurch gewonnene Entlastung wird zur Vertiefung der allgemeinwissenschaftlichen Bildung benutzt, die, wie dies ähnlich Lübeck und Württemberg schon versucht haben, in der obersten Klasse sich in zwei wahlfreie Fächergruppen, eine sprachlich-geschichtliche und eine mathematisch-naturwissenschaftliche, gabelt, von denen jeder Schüler zu mindestens drei Fächern einer Gruppe verpflichtet ist. Durch diese freiere Ausgestaltung des wissenschaftlichen Unterrichts auf der

1) Inhalt: Karl Muthesius, Die Lehrerbildung in dem Hamburger Unterrichtsgesetzentwurf. — Berufsberatung und Schule. — Zur Psychologie des Erziehers. — Der Verein zur Förderung der Begabten in Stuttgart. — Deutscher Jugendfürsorgetag. — Kleine Mitteilungen. — Literaturberichte: Fremde Sprachen.

Oberstufe, wie sie unter den Theoretikern zuerst Georg Kerschensteiner mit Nachdruck gefordert hat (Grundfragen der Schulorganisation, Leipzig 1907, S. 263 ff.), soll der Seminarist auf den Gebieten, auf die ihn seine Sonderbefähigung hinweist, mit den Methoden wissenschaftlicher Erkenntnis sowie mit der Fachliteratur vertraut werden und selbständig arbeiten lernen.

Eine noch tiefer greifende Umgestaltung erfährt durch den Entwurf die pädagogische Fachbildung. Das Seminar selbst hat nur den Anfang zu geben (mit Psychologie, Erziehungs- und Unterrichtslehre, Geschichte der Pädagogik und Unterrichtsübungen), ihre Weiterführung wird in die Hilfslehrerjahre verlegt und mit dem öffentlichen Vorlesungswesen Hamburgs in Verbindung gebracht, um „die pädagogische Ausbildung einerseits mit der wissenschaftlichen Forschung und Lehre, soweit diese für die Erziehung Bedeutung gewonnen haben, anderseits mit der Entwicklung und dem gegenwärtigen Stande der allgemeinen Kultur fest zu verankern". Vorlesungen über allgemeine und pädagogische Psychologie und Jugendkunde, experimentelle Psychologie (mit Übungen), Philosophie, Jugendpflege und Jugendfürsorge, Pädagogik in ihrer Beziehung zu Staat und Gesellschaft, Heilpädagogik, Gesundheitslehre, Sexualpädagogik sind durch vier Halbjahre mit etwa sechs Wochenstunden zu halten, wofür durch Verkürzung des Schuldienstes, bei Lehrern auf 20, bei Lehrerinnen auf 15 Wochenstunden, die nötige Zeit gewonnen werden soll. Das Neue ist also, daß hier zum ersten Male zunächst ein Teil der Lehrerbildung, die Fortführung und Vertiefung der pädagogischen Fachbildung, an die Universität, als deren Kern ja das künftig zu einer vollen Hochschule auszugestaltende Hamburger Vorlesungswesen anzusehen ist, verlegt wird, so daß damit also die Volksschullehrerbildung universitätsfähig zu werden beginnt.

Daß ein Schulmann wie Muthesius, der seine beste Kraft für die Erreichung dieses Zieles eingesetzt hat, diese zum erstenmal auf eine breitere Basis gestellte Beziehung zwischen Seminar und Hochschule als erfreulichen bildungspolitischen Fortschritt begrüßt, ist angesichts der sich überall sonst diesen Forderungen entgegenstellenden Schwierigkeiten nur zu begreiflich. Muthesius geht aber aufs Ganze, und so sieht er darin, daß der Hamburger Schulgesetzentwurf das Seminar nicht ausdrücklich auch in den Kreis der höheren Bildungsanstalten aufnimmt, einen Mangel an Folgerichtigkeit, einmal gegenüber dem auf eine höhere Allgemeinbildung eingestellten Lehrplan, ebenso auch angesichts der in dem Entwurf geforderten Zusammensetzung der Seminarlehrerschaft, die, wie an den Realschulen, zu zwei Dritteln aus akademisch gebildeten Kräften bestehen soll. Die Forderung des Ausbaus des Seminars zu einer höheren Schule fällt überhaupt teilweise mit einer allgemeinern schulpolitischen Tendenz zusammen, mit dem Bestreben nämlich, die Lücke, die zwischen Volksschule und Hochschule besteht, durch die bereits oben erwähnte neue höhere deutsche Schule auszufüllen, die von manchen Reformern als die zweckmäßigste Stätte der Lehrerbildung bezeichnet wird. Daß der Hamburger Schulgesetzentwurf diese letzte Konsequenz nicht zu ziehen wagt, obwohl er die sachlichen Voraussetzungen dafür erfüllt, nötigt Muthesius zu der kritischen Einschränkung seiner sonst durchaus zustimmenden Würdigung. —

Unter den pädagogischen Zeitschriften von spezifisch katholischer Richtung nimmt den unbestritten ersten Platz ein „Pharus", Katholische Monatsschrift für Orientierung in der gesamten Pädagogik, herausgegeben von der Pädagogischen Stiftung Cassianeum in Donauwörth, geleitet von Chefredakteur Josef Weber, erscheinend im Verlage von Ludwig Auer in Donauwörth. Eine vorurteilsfreie Beurteilung muß von ihr anerkennen, daß sie die Erziehungsprobleme, nur soweit Weltanschauungsfragen entscheidend eingreifen, vom spezifisch konfessionellen Gesichtspunkt aus betrachtet, sich im übrigen aber durch einen freien offenen Sinn für alle nationalen Bildungsnotwendigkeiten auszeichnet, die in reicher Vielseitigkeit und unter geschickter Vereinigung aller Teilgebiete der Pädagogik behandelt werden. Eine Auslese aus den größeren der im vorliegenden 9. Jahrgange erschienenen Aufsätze ist der beste Beweis für die Mannigfaltigkeit pädagogischer Interessenrichtungen, denen die Zeitschrift dient. Es seien genannt: Joseph Heigenmooser, Die pädagogi-



schen Einflüsse Pestalozzis auf Bayern. — W. Scherer, Adalbert v. Stifters pädagogische Anschauungen. — Domdekan Kiefl, F. W. Foersters Stellung zum Christentum. — Simon Irschl, Die Frauenschule. — Theodor Maunz, Die Arbeitsgemeinschaft im System Kerschensteiners. — Hermann Rolle, Der „Deutsche Ausschuß für Erziehung und Unterricht" über das Problem des Aufstiegs der Begabten. — G. Grunwald, Begriff und Aufgaben, Quellen und Methoden der pädagogischen Psychologie. — J. Hörmann, Münsterbergs Psychotechnik. — W. Toischer, Die Lehre von den Vorstellungstypen und ihre Bedeutung für die Schule. — Matthias Lechner, Zum Problem der Einfühlung. — J. Lindworsky, S. J., Das Problem der Willensstärkung nach dem derzeitigen Stand der experimentellen Willensforschung. — Heinrich Kautz, Zur Psychologie des Industriekindes. — Jakob Hoffmann, Ein neuer Lebensstil der heranreifenden Jugend. — J. Koch, Die Persönlichkeit des Jugendpflegers. —

Im Oktoberheft[1]) würdigt ein Aufsatz von Georg Lurz „die neuen Berliner Begabtenschulen". Zwei Erscheinungen der modernen pädagogischen Bewegung haben in dieser Neueinrichtung probeweise Verwendung und Gestaltung gefunden: die experimentelle Begabungsfeststellung und der Versuch eines organischen Ausbaus des Schulwesens im Sinne der Einheitsschulidee. Es galt, 300 Kinder (Knaben und Mädchen), die das siebente Schuljahr einer Berliner Gemeindeschule abgeschlossen hatten, durch eine psychologische Fähigkeitsprüfung, eine sog. „Intelligenzprüfung", daraufhin zu untersuchen, wer von ihnen für den Besuch eines verkürzten sechsklassigen Gymnasiums, von dem sich nach zwei Jahren ein vierklassiger realgymnasialer Zweig ablösen soll, oder einer auf drei Klassen verkürzten Realschule geeignet sei. Die Begabungsprüfung war den beiden Schülern William Sterns, Walther Moede und Kurt Piorkowski, übertragen, die mit experimentellen, Maß und Zahl verwendenden Methoden, sog. „Tests", das Bewußtsein und seine Funktionen: Aufmerksamkeit und Konzentrationsfähigkeit, Gedächtnis, Kombination, Begriffsbereich, Urteilsfähigkeit, Anschauungs- und Beobachtungsfähigkeit untersuchten und auf Grund der gewonnenen Leistungsmaßzahlen eine mittlere Rangordnung berechneten, nach der die 60 Besten der Reihe für die Aufnahme in jene höheren Schulen bestimmt wurden. W. Stern[1]) selbst sieht mit Recht in dieser Beschränkung der Befähigungsprüfung auf die Experimentaluntersuchung einen Mangel des so außerordentlich verantwortungsvollen Ausleseverfahrens, das überdies zu einseitig rechnerisch-mechanisch sei und an der unteren Grenze der Auszuwählenden ein Gebiet der zweifelhaften Fälle ignoriere, für das eine individualisierende qualitative Analyse nötig ist. Namentlich hierfür wie überhaupt für die gesamte Begabungsauslese hält Stern grundsätzlich die Mitwirkung der Lehrerschaft für unerläßlich, die ihre durch längeren Umgang mit den Schülern gewonnene Kenntnis derselben in Form einer psychographischen Beobachtung nach Maßgabe eines besonderen vom psychologischen Beobachtungsleiter vorzulegenden Beobachtungs- oder Personalbogens verwerten soll. Dieser enthält Fragen nach denjenigen psychischen Eigenschaften des Kindes, die für den Eintritt in eine Schule mit erhöhten Anforderungen von Bedeutung sind, wie: Anpassungsfähigkeit, Aufmerksamkeit, Ermüdbarkeit, Wahrnehmungs- und Beobachtungsfähigkeit, Ge-

1) Inhalt: Domdekan Kiefl, Foersters Religionsphilosophie und der Katholizismus. — Georg Lurz, Die neuen Berliner Begabtenschulen. — A. Volkmer, Leitender oder gängelnder Unterricht? — Rundschau: Kritische Stimmen zum „Aufstieg der Begabten". Pädagogisch-psychologische Beobachtungen über Schülertypen. Die Kinder und ihr eigenes psychisches Leben. Schul- und Erziehungsfragen im neuen Codex juris canonici. Zur Neugestaltung der Frauenschule in Preußen. — Bücherschau. — Mitteilungen.

1) Vgl. hierzu W. Sterns Aufsatz: „Die Methode der Auslese befähigter Volksschüler in Hamburg" in der Zeitschrift für pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik, herausgegeben von O. Scheibner und W. Stern (Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig), 1918, Heft 3/4, über deren Aufsätze in dieser Zeitschriftenschau gelegentlich auch berichtet werden soll.

dächtnis, Phantasie, Denken, Sprache, Arbeitsart, Gemüts- und Willensleben, besondere Interessen und Talente. Diese Beurteilungsweise will Stern in einer Vorauslese angewendet haben, während die Testprüfung die auf Grund der Beobachtungsmethode ausgewählten Kinder einer Nachauslese unterziehen soll. Eine engere Aufnahmekommission hat dann nach Maßgabe des gesamten für jeden Schüler vorliegenden Materials (Schulzeugnis, Beobachtungsbogen, Testausfall) die endgültige Entscheidung zu treffen. Stern selbst hat diese doppelte Prüfungsart in Hamburg verwendet für die Auslese befähigter Volksschüler, die nach vierjährigem Schulbesuch in einen fünf Jahre umfassenden mit zwei Fremdsprachen ausgestatteten Kurs (Fremdsprach-Zug oder F-Zug) übergehen sollen, der neben dem vierklassigen deutschen Zug (D-Zug) eine höhere, in seinen Lehrzielen ungefähr der preußischen Mittelschule entsprechende Form des Oberbaus der Volksschule darstellt. In Breslau hat ähnlich Alfred Mann für die Begabtenauslese sich der psychographischen Beobachtung und der Testprüfung bedient.

Die Einwände, die Lurz gegen die Verkürzung der höheren Schulen und ihre späte Ablösung von der Volksschule erhebt, gehören zu der vielumstrittenen Frage nach der zweckmäßigsten Verknüpfung der beiden Schularten. Hierfür scheint aber der Weg der Berliner Begabtenschulen, der auf die siebente Volksschulklasse zwei sechsklassige gymnasiale Anstalten mit drei Fremdsprachen aufbaut, ein Sonderweg für spät entdeckte Hochbegabte zu sein. Sonst zweigen die Schulreformer die höhere Schule schon in früherem Lebensalter von der allgemeinen Grundschule ab (W. Rein z. B. nach sechs Jahren mit vorbereitendem dreijährigem Unterricht in einer Fremdsprache, G. Kerschensteiner nach vier Jahren), während sonst für die Oberstufe der Volksschule, wie dies oben bei der Würdigung des Hamburger Schulgesetzentwurfes und der Barthschen Reformvorschläge schon erwähnt wurde, eine Fortsetzung durch das sog. deutsche Gymnasium gefordert wird, das nur eine Fremdsprache neben einer zweiten wahlfreien aufnehmen soll — eine Lösung der Schulfrage, die gewiß weniger anfechtbar ist als der Berliner Versuch. —

Als offizielles Organ des Deutschen Lehrervereins erscheint im 22. Jahrgange die „Deutsche Schule", Monatsschrift, im Auftrage des Deutschen Lehrervereins begründet von Robert Rissmann, geleitet von Rektor L. C. A. Pretzel in Berlin, Verlag von Julius Klinkhardt, Leipzig und Berlin. Sie verbreitet sich über alle Teilgebiete und Seitenzweige der Pädagogik, pflegt besonders die Interessen der Volksschule und greift namentlich auch tatkräftig in die Schulpolitik ein. Aus dem laufenden Jahrgange dürften folgende Aufsätze allgemeinere Beachtung verdienen: Kurt Weckel, Die Formen der geistigen Arbeit. — Georg Hirsch, Ästhetik und Pädagogik. — R. G. Haebler, Die geschichtlichen Grundlagen der badischen Schulgesetzgebung. — K. F. Sturm, Paul Barth. — E. Hylla, Vorfragen zum Problem der psychischen Eignung für den Lehrberuf. — Theodor Maunz, Unterrichten wir zu sinnlich?

Im vorliegenden Oktober-November-Heft[1]) vergleicht Otto Lipmann, der Leiter des „Sekretariats für Berufs- und Wirtschaftspsychologie", das kürzlich im Anschluß an die neue Geschäftsstelle für Berufsberatung in Berlin gegründet worden ist, in kurzer Gegenüberstellung die Leistungsfähigkeit von „Experiment und Beobachtung als Mittel der Begabungs- und Eignungs-Feststellung". Lipmann kommt dabei im wesentlichen zu dem gleichen Ergebnis wie Stern gegenüber den Berliner „Intelligenzprüfungen". Auch er stellt für die Erkennung der Berufseignung und die Klassifikation der Schulkinder dem psychologischen Experiment als erforderliche, ja unersetzliche Unterstützung die nach psychologischen Gesichtspunkten geregelte Beobachtung durch den Lehrer zur Seite. Er findet einen Maßstab für die Verwendbarkeit beider Methoden, indem er die Vorteile und Nachteile des Experiments ge-

1) Inhalt: Hylla, Vorfragen zum Problem der psychischen Eignung für den Lehrberuf (Schluß). — W. Ostermann, William Sterns Personalismus. — J. Tews, Gegner der Einheitsschule. — Otto Lipmann, Experiment und Beobachtung als Mittel der Begabungs- und Eignungs-Feststellung. — Umschau. — Mitteilungen. — Persönliches. — Bücher und Zeitschriften.



genüber der Beobachtung abwägt. Die Überlegenheit des Experiments sieht Lipmann in folgenden Vorzügen: es liefert 1. rasche Ergebnisse, die 2. zahlenmäßig feststellbar sind und daher 3. durch ihre genaue Vergleichbarkeit eine klare Rangordnung der geprüften Befähigungen bilden lassen. Dagegen versagt das Prüfungsexperiment 1. bei der Prüfung der höheren Seelenvermögen, besonders der ethischen Qualitäten, 2. für die Dynamik des Seelenlebens, die erst in periodischer Ausbreitung in Erscheinung tritt, 3. beim Zusammentreffen mit abnormen körperlichen oder geistigen Zuständen (z. B. sog. „Examenspsychosen"), 4. auch bei der Nichterfüllung der hohen experimentalpsychologischen Voraussetzungen seitens des Experimentators.

Nach diesen Einschränkungen bestimmt Lipmann die Fälle der zweckmäßigsten Verwendungsmöglichkeit des Experiments: 1. für schnelle Entscheidungen, 2. für Lösung von Zweifeln bei sich widersprechenden oder unsicheren Beobachtungsergebnissen, 3. zur feineren Unterscheidung und Reihenbildung unter den durch die Beobachtung im allgemeinen als befähigt Bezeichneten.

Danach hat die Beobachtung doch zunächst die Grundlage für die experimentellen Feststellungen zu schaffen, indem sie einmal das Gesamtverhalten, den ganzen geistigen und sittlichen Habitus der einzelnen Schüler bestimmt, sodann aber die einzelnen Eigenschaften und Fähigkeiten im Verhältnis zu ihrer normalen Entfaltung als über oder unter dem Durchschnitt stehend bezeichnet. So spricht also Lipmann die höhere Bedeutung als Feststellungsmittel für Begabung und Eignung der Beobachtung zu, neben der das Experiment mehr ergänzende Hilfsdienste zu leisten habe.

Es ist von besonderem Werte, gerade von Vertretern der experimentellen Psychologie selbst die begrenzte Brauchbarkeit der exakten Methode für die Begabungs- und Eignungs-Feststellung bewiesen zu sehen, die von manchen allzu Hoffnungsfreudigen so zuversichtlich als das Allheilmittel gepriesen wird. Die „Psychotechnik" oder „Psychodiagnostik" wird die bisher geübte Psychologie der Erfahrung und des Lebens niemals überflüssig machen. Sie erschließt auch keine völlig neue Erkenntnisquelle, sondern ihr Ziel ist nichts anderes als „die wissenschaftliche Vertiefung und Durchleuchtung dessen, was die Gabe der Menschenkenntnis und der Blick für die Erfordernisse der einzelnen Lebensgebiete bisher schon instinktiv geahnt haben"[1]). H. R.

Aus englischen Zeitschriften.

Wenn etwas in diesem Weltkriege unser schmerzliches Staunen erregt und manchen Vaterlandsfreund zu trübem, grübelndem Nachdenken veranlaßt hat, so ist es der verschiedene Eindruck, den unsere Sache und die unserer Gegner in der Welt gemacht hat. Es läßt sich nicht leugnen, daß die überwiegende öffentliche Weltmeinung auf seiten der Entente steht. Während Deutschlands Daseinskampf nicht bloß den Gegnern, sondern auch den Neutralen in ungünstigem Lichte erscheint, erstrahlt der Kampf unserer Feinde in der bengalischen Beleuchtung aller sittlichen und politischen Ideale, der Freiheit, des Rechts, der Humanität u. s. f. Woran liegt das? Nicht, dessen sind wir gewiß, daran, daß die Feinde eine bessere Sache vertreten. Andererseits ist es doch kindisch, anzunehmen, daß die ganze Welt sich durch Lug und Trug hat hintergehen und täuschen lassen; so einfach erscheinen die Dinge nur dem naiven Gemüte, das die Fülle des Geschehens in zwei Kategorien ordnet, nur Gut und Böse, Weiß und Schwarz sieht und bei dem Gegner immer bösen Willen und bewußte Lüge voraussetzt. Es liegt vielmehr der Grund in der namentlich von den Engländern seit Jahrhunderten geübten und gepflegten Kunst, die Dinge so zu sehen und so darzustellen, wie sie ihren Interessen entsprechen, und in diesem Sinne auf den Geist der Menschen zu wirken.[2]) „Deutsch sein", sagt das schon müde gehetzte Wort, „heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun." Englisch sein, könnte man mit demselben Rechte

1) Eduard Spranger: Begabung und Studium (Leipzig-Berlin 1917, B.G.Teubner) S. 73f. — Eine ähnliche Stellung nimmt auch Max Frischeisen-Köhler ein in dem oben zitierten, sehr beachtenswerten Aufsatze: Grenzen der experimentellen Methode. Pädagogische Blätter, 1918, Heft 1, 2/3 und 4.

2) Vgl. den Aufsatz von L. Morsbach in Heft 8 des 12. Jahrgangs. Die Red.



sagen, heißt eine Sache um ihrer Bedeutung, ihres Nutzens, ihrer Wirkung auf andere willen tun. Beide Betrachtungsweisen haben ihre Vorteile und ihre Nachteile. Nur eine sachliche, selbstlose Hingebung vermag die Dinge zu meistern; sie schafft die Wissenschaft und ist auch letzten Endes die höchste und wirksamste Praxis. Andererseits führt das Fortschreiten von Zweck zu Zweck und die beständige Rücksicht auf die Anwendbarkeit und die Meinung der Menschen auch sehr weit in einer Welt, die von Zwecken und Meinungen gelenkt wird. Deutschland ist das Land der Reformation, der transzendentalen Philosophie, der Wissenschaft, des modernen Sozialismus, der Organisation des Lebens nach einheitlichen, großen Gesichtspunkten; England ist das Land der Erfahrungsphilosophie, des Utilitarismus, der beständigen Kompromisse zwischen Ideen und Leben, sei es auf dem Gebiete der Religion oder dem der sozialen Probleme und besonders auch das Land, wo die Kunst, die Menschen durch Wort und Schrift zu beeinflussen, sich am glänzendsten entfaltet hat. Unter den Mitteln, auf die Meinung der Menschen zu wirken, eine öffentliche Meinung zu bilden, steht die periodische Presse und besonders die in längeren Zwischenräumen erscheinende Zeitschrift an erster Stelle. Im 17. Jahrhundert als Folge und Begleiterscheinung der politischen Umwälzungen entstanden, erreichte sie ihre erste hohe Blüte im Anfang des 18. Jahrhunderts sowohl als Werkzeug der beiden um die Macht kämpfenden aristokratischen Parteien, denen die ersten Schriftsteller der Zeit, Defoe, Swift Prior, Addison, Steele, als Herausgeber oder Mitarbeiter politischer Zeitschriften ihren Geist und Witz zur Verfügung stellten, als auch als Mittel der Belehrung und Unterhaltung in den berühmten unpolitischen sog. moralischen Wochenschriften Steeles und Addisons, dem Tatler, Spectator und ihren zahlreichen Nachfolgern. Der ausgesprochene Zweck dieser Zeitschriften war, in Sachen der Moral und des Geschmacks eine öffentliche Meinung zu bilden; sie wollten, wie es im Spectator heißt, „die Moral durch Geist beleben und den Geist durch Moral mäßigen", die Sitten verfeinern und eine Norm der Lebensführung für die herrschenden Klassen schaffen. So bestanden zahlreiche rein politische und rein unterhaltend-belehrende Zeitschriften nebeneinander. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts kam ein neuer Zweig hinzu, die gewerbsmäßige literarische Kritik. Die großen Buchhändler sammelten eine Schar von Literaten um sich, die die Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Literatur anzeigten. Die ersten Organe dieser Art waren die Monthly Review seit 1749, die Critical Review seit 1756, denen andere folgten. Die Zeitschriften schieden sich auch politisch, aber das literarische Interesse überwog doch. Eine neue Epoche in der Geschichte der Zeitschriften bildet die Gründung der Vierteljahrsschrift Edinburgh Review im Jahre 1802, auf die im Jahre 1809 die der Quarterly Review folgte. Beide pflegten zwar auch die literarische Kritik, aber sie waren zugleich politisch gerichtet und zogen das gesamte soziale Leben in den Kreis ihrer Betrachtung. Sie bestehen heute noch, sind aber ganz unpolitisch geworden. Einst war ihre Macht, besonders auf dem Gebiete der Kritik, ungeheuer, und sie haben sie, wie die Leidensgeschichte so manchen Dichters zeigt, namentlich unter dem Einflusse des Parteigeistes, nicht immer verständig gehandhabt; heute sind sie, gegenüber den Monatszeitschriften, einigermaßen in den Hintergrund getreten. Unter diesen sind die bedeutendsten die Westminster Review, schon 1824 von Bentham und seinen Freunden als Organ der philosophischen Radikalen gegründet und später mit den Namen von John Stuart Mill, Herbert Spencer, George Eliot und George Henry Lewes verknüpft; ferner die in den 60er und 70er Jahren gegründeten Zeitschriften Fortnightly Review, Contemporary Review, Nineteenth Century und die noch jüngere National Review; daneben bestehen als leichtere, mehr der Unterhaltung gewidmete Zeitschriften Blackwood's Magazine (seit 1817), Fraser's Magazine (gegr. 1830), das Thackeray lange redigierte, und eine Fülle von Wochenzeitschriften, wie Spectator, Saturday Review, Athenaeum, Academy u. v. a.

Alle diese Organe, namentlich die Vierteljahrs- und Monatsschriften, schaffen in Rede und Gegenrede die öffentliche Meinung über wichtige nationale Fragen, die uns dann in Parlament und Tagespresse so stark und imponierend entgegentritt. Es lohnt also schon, diese Zeitschriften im Auge zu behalten. Unter den gegenwärtigen Um-

ständen ist es allerdings bei uns nur möglich, sie bruchstückweise zu erfassen, und so mögen denn die hier folgenden Lesefrüchte auch nur als eine Probe gelten, aus der man auf den Geist des Ganzen schließen kann.

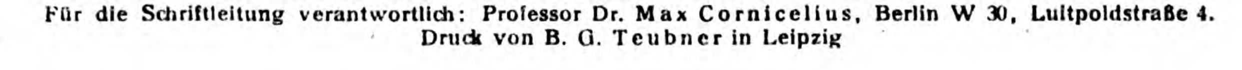
Vor mir liegen zwei Bände der Quarterly Review vom Jahre 1918. Die etwa 30 Aufsätze, die darin enthalten sind, behandeln alle Gebiete des Lebens in reicher Mannigfaltigkeit, äußere und innere Politik, Religion und Philosophie, Volkswirtschaft und Erziehung, Geschichte und Dichtung, meist nach Art dieser Vierteljahrszeitschriften im Anschluß an neu erschienene Literatur. Unter den besprochenen Büchern sind von besonderem Interesse für uns die Korrespondenz Lord Actons, des bekannten liberalen katholischen Historikers, der auch zur deutschen Wissenschaft enge Beziehungen hatte, und besonders die Erinnerungen Lord Morleys, des noch lebenden Staatsmannes und Schriftstellers, der im August 1914 aus der Regierung austrat, da er den Krieg mißbilligte. In seinen Erinnerungen zieht eine glänzende Galerie hervorragender und bedeutender Personen aus allen Gebieten des Lebens, mit denen er in Beziehung stand, an uns vorüber. Von Interesse ist auch eine Biographie des Dichters John Keats von Sir Sidney Colvin, einem hervorragenden Literarhistoriker und Schriftsteller, der schon im Jahre 1887 eine Keats-Biographie veröffentlicht hat. Merkwürdig ist, daß diese Besprechung einer Keats-Biographie in der Quarterly Review genau 100 Jahre erscheint, nachdem in derselben Zeitschrift der junge Dichter, weil er als Radikaler galt, von dem toryistischen Herausgeber Gifford auf die roheste und gehässigste Weise heruntergemacht worden war, ein Angriff, der nicht wenig dazu beitrug, den zarten, körperlich schwachen und empfindlichen Dichter in ein frühes Grab zu senden. — Von den übrigen Aufsätzen ist für uns von besonderem Interesse eine Doppel-Abhandlung über Sinn Fein. Ihr erster Teil „Sinn Fein und Deutschland" erzählt die Geschichte dieser irischen Bewegung [1]). Ein zweiter Aufsatz „Sinn Fein und die Arbeiterfrage" behandelt die Ursachen der Empörung von 1916, die von den Engländern so grausam niedergeschlagen wurde. Der Aufstand, so führt der Verfasser aus, hatte sowohl patriotische als ökonomische Ursachen. Er war auch eine Empörung des armen Mannes; die Slums von Dublin hatten daran nicht geringen Anteil. Aber die Führung hatten doch die nationalen Elemente. Der Sozialismus ist in Irland — außer Ulster — nicht sehr verbreitet. Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit spielt sich in Irland ganz anders ab als in England, denn es überwiegt der Ackerbau über die Industrie, es herrscht ein nationaler Gegensatz zwischen Herrschern und Beherrschten, und es kommen noch religiöse Empfindlichkeiten hinzu. Der irische Farmer will vom Sozialismus nichts wissen, er richtet sich allein gegen den „verhaßten Sassenach". Bei den Arbeitern der Städte hat sich der Sozialismus immer mit nationalen und religiösen Motiven gemischt. Zu gewissen Zeiten allerdings, wie von 1847—49, haben sich die verschiedenen Richtungen vereinigt, aber im allgemeinen herrscht der „Patriotismus" vor trotz der furchtbaren Lage der Ärmeren in der irischen Hauptstadt. Nirgends sind sie so von der eisernen Ferse der kaufmännischen Konkurrenz und der Habgier niedergedrückt worden. „Maxim Gorkis Ausdruck ‚Geschöpfe, die einmal Menschen waren', könnte passend angewandt werden auf große Mengen der häßlichen, schmutzigen, verkümmerten Wesen, die man sich umherschleppen oder verlassen sitzen sieht an den Torwegen der übelriechenden, verpesteten Höfe, die Dublin zu einem der kleineren Ansteckungsherde der Welt machen". So sieht es also nach den Worten dieses englischen Zeugen in der Hauptstadt der Nachbarinsel von Großbritannien aus, die sich nun schon seit mehr als drei Jahrhunderten der Fürsorge und des Schutzes der Beschützerin der kleinen Nationen erfreut. Man wird an Swifts Anklagen gegen die englische Herrschaft erinnert. Diese Zustände waren die Ursache des Larkin-Aufstandes von 1913, dessen Anführer Jim Larkin das Evangelium der Arbeit verkündete. Sie treten aber gegenüber den nationalistischen Motiven zurück in der Sinn Fein-Rebellion von 1916. Nach Ansicht des Verfassers hat zwar die Zahl der Anhänger der Bewegung seit der blutigen Unterdrückung des Aufstandes zugenommen, doch auch die Zahl derjenigen, die nicht an die Segnungen einer Trennung von

1) Vgl. hierüber W. Dibelius im Septemberheft 1917. Die Red.

England glauben und lieber soziale Ideale verfolgen. Das Volk kommt, wie er sagt, mehr und mehr zur Erkenntnis, daß die nationalistische Sinn Fein-Bewegung ihm nicht helfen kann und daß die Schranken von Rasse und Religion allmählich fallen. Ob das nicht eine der beliebten englischen Selbsttäuschungen ist? Irland bleibt immer eine furchtbare Anklage gegen das Volk und Land, das sich von jeher für die Freiheit aller der Nationen und Natiönchen begeistert hat, deren Unabhängigkeit mit seinen Herrschaftsgelüsten und Interessen nicht im Widerspruch stand. Zeigt sich hier die Skrupellosigkeit englischer Herrschaftsmethoden, wo es sich um Nichtengländer handelt, so tritt eine andere Seite des Engländertums, seine Selbstgerechtigkeit, hervor in dem Aufsatze: „Wie Deutschland die Eingeborenen behandelt". Meist an der Hand von Reichstagsverhandlungen wird hier der deutschen Kolonisation der Prozeß gemacht, indem alles, was gegen dieselbe mit Recht oder Unrecht von kolonialfeindlicher Seite vorgebracht ist, einseitig zusammengestellt und als Schuldkonto gebucht wird. Was die deutsche Kolonisation Gutes und Großes getan hat, wird natürlich nicht erwähnt, dagegen werden die bedauernswerten Übergriffe einzelner verallgemeinert. Was wiegen sie aber gegenüber den mit Blut getränkten Annalen der englischen Kolonialgeschichte von Warren Hastings bis zu Lord Cromer! Der Zweck der Darstellung ist ja auch nur, einem beabsichtigten Kolonialraub das unentbehrliche moralische Mäntelchen umzuhängen.

Schon in dieser Vierteljahrsschrift nimmt die Politik einen sehr großen Raum ein. Sie herrscht fast unumschränkt in den Monatsschriften. So ist es in der National Review von L. J. Maxse, die in der mir vorliegenden Nummer vom Mai 1918 nur zwei nichtpolitische Aufsätze enthält, einen über zwei irische Romanschriftstellerinnen Violet Martin (Pseud. Martin Ross) und Edith Somerville, die über irisches Leben geschrieben haben, und einen über die Biene, der bezeichnenderweise, damit die Beziehung auf die Gegenwart nicht ganz fehle, den Titel führt: „Die bolschewistische Biene". Aus dem Nineteenth Century (Juni 1918), das nicht ganz so einseitig ist, ist von besonderem Interesse ein Artikel von Walter Sichel über einen spanischen Kriegsroman von V. Blanco Ibanez mit dem Titel: „Die drei apokalyptischen Reiter". Es ist eine Kriegsgeschichte, deren Charaktere einer national gemischten Familie angehören und die meist in Frankreich, aber auch in Argentinien und auf einem Schiffe spielt. Die Sympathien des Verfassers sind durchaus auf französischer Seite. Besonders wendet er sich auch mit scharfer Satire gegen die Theorie von der Überlegenheit der germanischen Rasse, wie sie von dem Franzosen Gobineau und dem Anglodeutschen Houston Stuart Chamberlain aufgestellt worden ist. — In einem Artikel huldigen 8 Mitarbeiter der Persönlichkeit und den Werken von C. F. Keary, der sich als Romanschriftsteller, Historiker, Philosoph und Dichter einen Namen gemacht hat. — Unter den politischen Aufsätzen hat für uns besonderes Interesse der eines Polen Stanislas Kozicki „Die Polen unter preußischer Herrschaft"; er ist natürlich preußenfeindlich. Aus der Fortnightly Review, die mir nur in einer Nummer vom Januar 1918 zur Verfügung steht, sei eine Anzeige eines Lebens von Charles Dilke, einem der Begründer des englischen Imperialismus, erwähnt, sowie eine andere einer „Geschichte des französischen Romans" von dem außerordentlich fruchtbaren, doch sehr subjektiven und nicht sehr gründlichen Literarhistoriker G. Saintsbury. Lesenswert ist auch ein Aufsatz von Arthur A. Baumann über Benjamin Disraeli. Es wird hier gezeigt, wie das, was dieser geniale und ideenreiche Politiker zur Zeit der Abschaffung der Korngesetze vorausgesagt hat, nämlich, daß man diesen Schritt in England einst bitter bereuen würde, in Erfüllung gegangen ist.

Ph. Ar.



Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

13. JAHRGANG | HEFT 4 | FEBRUAR 1919

Die deutsche Theologie und die Einheit der Kirche.

Olaus Petri-Vorlesungen in Uppsala.

Von Adolf Deißmann.

Unter Führung des Erzbischofs von Uppsala Nathan Söderblom bemühen sich skandinavische lutherische Bischöfe seit 1917 um vorbereitende Arbeit für die Wiederherstellung der durch den Krieg so schwer erschütterten Einheit der Christenheit. Eine in Uppsala am 14. Dezember 1917 abgehaltene Neutrale Christliche Konferenz galt der Organisation einer Internationalen Konferenz, die aber seither wegen der von der englischen Regierung gemachten Paßschwierigkeiten noch nicht tagen konnte. Dagegen hat die von der Olaus Petri-Stiftung zu Uppsala im Herbste 1918 ergangene Einladung an christliche Theologen der kriegführenden und neutralen Länder zu Vorlesungen über den Einheitsgedanken Erfolg gehabt. Seither haben Dr. A. J. Carlyle (Oxford), Professor Dr. Nikolaus Glubokowsky (St. Petersburg), Bischof Geduly (Ungarn), der dänische Bischof A. S. Poulsen (Viborg), der norwegische Bischof Jens Tandberg (Kristiania), der finnische Theologe Professor Arthur Hjelt (Helsingfors) und der Direktor des Jugendamtes der Stadt Berlin Lic. theol. Friedrich Siegmund-Schultze in der Universität zu Uppsala gesprochen. Im folgenden gebe ich die von mir am 7. und 8. Oktober 1918 gehaltenen Vorlesungen. Das Thema war mir von dem Leiter der Stiftung, Erzbischof Söderblom, gestellt.

Die deutsche Theologie und die Einheit der Kirche! Wer im Herbst 1918 über dieses Thema nachzusinnen beginnt, kann es nicht tun, ohne von der Tragik der Lage aufs tiefste ergriffen zu sein. Die deutsche Theologie und die Einheit der Kirche — diese Titelzeile läßt ein Stück Gegenwart vor uns auftauchen, dessen Disharmonien das Herz zerreißen. Die deutsche Theologie, die gibt es noch: auf einem verhältnismäßig unbeschädigten Katheder steht bei uns der dozierende Doktor wie immer. Aber die Einheit der Kirche? Eine in Flammen stehende Kathedrale droht zusammenzustürzen! Die christlichen Weltmächte zerfleischen einander; Protestant steht gegen Protestant, Luther gegen Calvin, Wesley gegen Wichern. Des Katholiken Handgranate zermalmt den Katholiken, Gebet prallt gegen Gebet, und der farbige Taufbewerber rennt gegen die Linien an, denen der weiße Missionar als Mitkämpfer verpflichtet ist. Hinter den Fronten aber geht der Kampf weiter auf geistigem Gebiet: Christ gegen Christ, Bruder gegen Bruder. Haß verblödet die Urteilskraft, Mißtrauen erkältet die Seelen, Pharisäergeist trennt die Völker.

Hat es da überhaupt einen Sinn, von der Einheit der Kirche noch zu reden? Haben die Ströme des vergossenen Bruderblutes nicht die heiligen Runen des *„Ut omnes unum“* hinweggewaschen, die mit seinem Blute und seinem göttlichen Geiste der Meister hineingeschrieben hatte in die brennenden Herzen seiner apostolischen Gemeinde?

Die Antwort auf diese Frage fällt mir leicht. Wenn ich irgend etwas gelernt habe für meinen inwendigen Menschen in den Wettern dieser vier Jahre, so ist es dies, daß das Christentum steht und

fällt mit der Einheit der Kirche. Der urchristliche Einheitsgedanke ist mir gerade durch den Krieg in seiner ganzen göttlichen Größe und Wucht deutlicher geworden denn jemals zuvor. Eine Kirche, die ihn aufgeben wollte, würde sich selbst aufgeben. Kirchen kann es überhaupt ja nicht geben ohne Kirche. Die Kirche ist nicht die Summierung von Kirchen, sondern die Kirchen sind Emanationen der Kirche. Wer die Partikular-, die Nationalkirche für den Endpunkt der Entwicklung hält, setzt sich ein Ziel, das durchaus nicht notwendig christlich sein muß; er könnte es ebensogut im vorchristlichen und außerchristlichen Bezirk verwirklichen. Die Una Sancta allein läßt die letzten Impulse des Evangeliums zur Geltung kommen: Ein Herr, Eine Kirche!

Dabei denke ich nicht an eine durch die festen Bande rechtlicher Organisation äußerlich zusammengeschlossene Großkirche. Wo sich neue große Verbände organisieren lassen, mag es geschehen; aber notwendig für die evangelische Einheit ist es nicht. Ich denke an die unsichtbar spürbare Einheit der *bona fides* in Kraft der gemeinsamen Bezogenheit aller auf die Erlösergegenwart Jesu Christi.

Der Weltkrieg konnte den Einheitsgedanken gewiß erschüttern bei den einen, verdunkeln bei den anderen; aber nur, um ihn auf dem Hintergrunde der Menschheitstragödie schließlich um so sicherer und um so heller in seiner heiligen Vernünftigkeit wiederzuoffenbaren. Es ist eben nicht bloß die äußere Autorität Jesu Christi und seiner Apostel, die den Einheitsgedanken trägt und hält, sondern es sind innere Notwendigkeiten, die ihn fordern, Notwendigkeiten, die aus dem Bewußtsein der gliedlichen Zugehörigkeit zum Meister für jeden Jünger Christi ohne weiteres hervorquellen. Wenn die der Stärkung des ökumenischen Konferenzplanes der nordischen Bischöfe dienende Oxforder Versammlung vom August 1918 eine kraftvollere Betätigung der internationalen Einheit der Kirche mit der Rücksicht auf den Dienst der Kirche an der Welt begründet, so ist dies nur eine Sonderform jenes allgemeinen Gedankens, daß in der gliedlichen Zugehörigkeit zu Christus die Einheit der Seinen beschlossen liegt; denn mit der Zugehörigkeit zu Christus ist auch der Dienst an der Welt in der Gesinnung Christi ohne weiteres gegeben.

So stelle ich also ein Bekenntnis zur Einheit der Kirche an den Anfang, ein Bekenntnis im Sinne eines trotziggläubigen „Dennoch!" Die Einheit der Christenheit ist mir nach vier Jahren der Vernichtung nicht ein Scherbenhaufen zerstörter Illusionen, sondern ein zwar gefährdetes, aber deshalb um so treuer zu hütendes und auszubauendes Heiligtum. Und es ist ein gefährlicher Irrtum, zu meinen, man müsse erst die internationale Liquidation der harten politischen Interessenprobleme des Weltkrieges abwarten, ehe man wieder an jene feineren Dinge denken könne. Im Gegenteil: gerade um die ungeheure Arbeit des seelischen Wiederaufbaus der Christenheit nach dem Kriege zu ermöglichen, muß schon während des Krieges vor dem Volke, das im Finstern wandelt, der Einheitsgedanke auf den Leuchter gestellt werden. Gesegnet alle, die in den neutralen und den kriegführenden Ländern dieses wahrhaft priesterliche Versöhnungswerk betreiben! Ihre Arbeit hat, des bin ich sicher, eine große Verheißung. Es ist eine kurzsichtige Betrachtung, wenn man da die Erfolgsfrage etwa an der Zahl der bewilligten Auslandspässe prüft. Schon heute hat beispielsweise das Verständigungswerk der

nordischen Bischöfe einen seelischen Erfolg, wie er den Maßstäben des Reiches Gottes allein gerecht wird: Säeleute sind ausgezogen, und etliches fiel auf ein gutes Land und brachte Frucht. Es drängt mich, dies Zeugnis abzulegen, daß in meinem Vaterlande zahlreiche evangelische Christen, Bekannte und Unbekannte, Führer und Stille im Lande, in dem Werk, das durch den uns auch vorher teueren Namen Uppsala symbolisiert wird, einen hellen Schein von Norden erblicken, für den sie Gott danken, so, wie er schon einmal gewesen ist, vor drei Jahrhunderten, bei unseren Vätern.

Und nun handelt es sich um die Frage, welche Stellung denn beim künftigen Wiederaufbau der Einheit der Christenheit die deutsche Theologie einnehmen soll und einnehmen kann.

Den Beitrag zwar, den die Theologie als solche leisten kann, möchte ich meinerseits in keiner Weise überschätzen. Gegen das ja naheliegende Theologenvorurteil, daß die schöpferischen und erhaltenden Kräfte des Evangeliums von der Theologie verwaltet werden, muß man doch geltend machen, daß das Beste an christlichen Energien stets in der prätheologischen lebendigen Frömmigkeit der Gemeinde beschlossen ist, und wir können sogleich hinzufügen: wenn nicht die christliche Gemeinde in allen Ländern eine neue Mobilisation des Glaubens und der Liebe erlebt, wenn nicht ihre Gebete den Stacheldraht niederlegen, werden alle Theologenversuche wiederaufbauender Arbeit nur einen geringen Erfolg haben. Sie werden aber einen um so größeren Erfolg haben, je mehr sie getragen sind von der Zuversicht und der brennenden Bruderliebe der gläubigen Gemeinde. Will also die Theologie das Werk beginnen, so muß sie es in innigster Fühlung mit der Gemeinde tun, und daß durch die unerhörten Erlebnisse dieser Heimsuchungsjahre das Band zwischen Theologie und Gemeinde, zwischen Wissenschaft und Volk in allen Ländern ein festeres geworden ist, gehört ja doch wohl zu den guten Wirkungen des Krieges auf die seelische Gesamtlage.

Dies mußte vorausgeschickt werden, ehe wir nun die Sonderfrage behandeln, was wir von der deutschen Theologie für die Stärkung der Einheit der Kirche erwarten können.

Die Frage ist in etwas anderer Formulierung, ohne direkte Bezugnahme auf das Einheitsproblem, von Gegnern Deutschlands bereits gestellt und beantwortet worden, und die Antwort läuft auf eine glatte Verneinung hinaus: nichts sei zu erwarten, ja der gesamte Betrieb der internationalen christlichen Theologie sei künftig nur unter Ausschluß Deutschlands möglich.

Damit habe ich eine in England zutage getretene Bewegung berührt, die sich durch das Schlagwort „Theologie ohne Deutschland" (*„Theology without Germany"*) kennzeichnet und die als eine Teilerscheinung eines großen, nach dem Friedensschluß zu verwirklichenden Boykottplanes überhaupt begriffen werden muß.

Ich spreche von dieser Bewegung nicht, um sie zum Gegenstand einer erregten Kritik zu machen; mein Hauptgrund für ihre Erwähnung ist der Umstand, daß sie ablehnende Kundgebungen aus der angelsächsischen Theologie hervorgerufen hat, die die wirkliche Lage zweifellos richtiger und erfreulicher widerspiegeln.

Es handelt sich namentlich um zwei Rufer im Streit, Dr. J. S. Carroll und Rev. E. C. Waterhouse.[1])

1) Es folgte nun eine Skizze dieser Boykott-



Die Neutralität der Vernunft brachte es mit sich, daß gegen diesen in England erdachten Boykottplan kräftige Bedenken in Amerika laut wurden. In der „Methodist Review" (New York) vom Januar 1918 unterzog der Herausgeber in seinem Leitartikel das Programm des englischen Fanatikers einer in der Form verbindlichen, in der Sache scharfen und ablehnenden Kritik, wobei die unvergleichlich größere wirkliche Kenntnis der deutschen Theologie auf seiten des amerikanischen Theologen ist.

Man würde nun aber glücklicherweise auch sehr fehlgehen, wollte man den besprochenen Ächtungsplan als typisch für die Stimmung der britischen Theologen überhaupt ansehen. Ich habe dafür wichtige private Mitteilungen erhalten, und wir besitzen auch sehr wertvolle gedruckte Zeugnisse eines Schweizers, des Züricher Pfarrers Adolf Keller, der auf Einladung der freien schottischen Kirchen im Februar 1918 eine Studienreise durch Großbritannien gemacht hat. Ich teile von seinen Eindrücken die folgenden mit:

2. Februar (1918). Die schönen stillen Studierstuben in Oxford, in Glasgow, in Edinburg sind gottlob nicht vom Haß verdüstert. Deutsche Bücher grüßen von den Wänden herab. Evangelischer Sinn und Geist, der auch dem Feind gerecht zu werden sucht, hat doch mitten im Krieg in mancher Studierstube, in manchem Herzen noch eine Heimstätte gefunden.

9. Februar. Die theologischen Fakultäten in Edinburg haben mich zu einem Empfang eingeladen, während dessen der Wunsch nach stärkerer Fühlung mit den schweizerischen Reformierten kräftig und wohltuend zum Ausdruck kommt. Die meisten dieser feinen und ernsten Gelehrten haben in Deutschland studiert und reden auch jetzt mit Liebe und Anerkennung von einzelnen Gelehrten und ihren wissenschaftlichen Leistungen. Auch hier auf wissenschaftlichem Gebiet wie im christlichen ein Rest eines Gemeinschaftsgefühls, das der Krieg nicht unterdrücken konnte! — Gottlob, es gehen trotz allem unsichtbare Fäden zwischen den Völkern hin und her und können nicht ganz abgebrochen werden. Der Dekan spricht davon, daß nach dem Kriege doch wieder einmal die geistige Fühlung hergestellt werden müsse. Ins Feindesland zu gehen, bleibe noch für lange ausgeschlossen. Aber die Schweiz, die deutsche besonders, sei ein Land, wo diese Fühlung wieder einmal gewonnen werden könne.

bewegung, wie ich sie in der „Deutschen Politik" III (1918) Nr. 25 vom 21. Juni bereits gegeben habe.

Kann hiernach gesagt werden, daß, vom nichtfanatischen, ruhig urteilenden politischen Gegner aus gesehen, die deutsche Theologie auch in der schwülen seelischen Situation der nächsten Zeit zum mindesten kein Hindernis für die Kräftigung des Einheitsgedankens sein dürfte, so kann sich der für die Einheit eintretende deutsche Theologe selbst aber doch seinerseits die Frage ernsthaft vorlegen, ob die deutsche Theologie berufen und befähigt ist, der Einheit der Gesamtkirche Jesu Christi zu dienen, und zwar durch ihre Organisation sowohl wie durch ihre Arbeitsmethoden.

Durch ihre Organisation. Die deutsche Theologie ist, aufs Ganze gesehen, eine an staatlichen Universitäten betriebene Wissenschaft, unabhängig in weitgehendstem Maße, ihre Schranken findend lediglich im Gewissen ihrer Vertreter, nicht in irgendwelchen statutarischen Festlegungen oder kirchlichen Regulativen. Die da und dort noch in den Statuten der Fakultäten stehenden dogmatischen Bindungen sind mehr oder weniger veraltet. Als ich mich 1892 in Marburg habilitierte, bin ich eine einzige Verpflichtung eingegangen: der Wahrheit und nur der Wahrheit zu dienen. Das ist für einen ernsten Menschen gewiß eine sehr große Verpflichtung, aber sie ist ein kostbarer Hort persönlicher

Freiheit. Verglichen mit der Lage des theologischen Lehrers z. B. an vielen amerikanischen Universitäten, erfreut sich der deutsche theologische Universitätslehrer einer Forschungs- und Lehrfreiheit, wie sie weitgehender nicht gedacht werden kann und wie sie reiner von nirgends her bei uns importiert zu werden braucht. In dieser Freiheit beruht das Ansehen und der Kredit der theologischen Fakultäten innerhalb des Gesamtorganismus der Universitäten und innerhalb der geistigen Kultur unseres Volkes überhaupt. Nicht als Kuriositäten aus der akademischen Vorzeit werden die theologischen Fakultäten in den Listen weitergeführt, wie der Reit- und Tanzlehrer, sondern ebenbürtig stehen sie neben den Schwestern, als Verwalterinnen eines ungeheueren Komplexes des seelischen Lebens der Menschheit, eifersüchtig auf die Wahrung ihrer Freiheit bedacht und furchtlos von ihrer Freiheit Gebrauch machend.

Damit ist denn der Boden gegeben für die Entwicklung einer wissenschaftlichen Kritik, die alles und jedes, was als Objekt der Forschung sich darbietet, unter die Lupe nimmt, ohne durch seine überlieferte Heiligkeit und seine innerlich erlebte Ehrwürdigkeit gehindert zu sein, das Objekt so zu sehen und so darzustellen, wie es in Wirklichkeit ist.

Und hier erhebt sich nun das Bedenken, ob nicht gerade durch die ungehemmte Freigabe der wissenschaftlichen Kritik die Einheit der Kirche Christi gefährdet werde. Die Kritik zersetze, zerstöre, löse auf, trete in den Staub, was heilig, und werfe in die Ecke der Unechtheit, was geoffenbart sei. So sammle sie nicht, sondern sie zerstreue; so unterhöhle sie die Fundamente der Einen Kirche und sei nur eine Macht der Dekomposition, die als solche dann vom religiösen Gebiet auch auf alle andern übergreife. Es ist nicht ein schlechter Scherz gewesen, sondern kam aus einer wenn auch bornierten subjektiven Aufrichtigkeit, wenn in dem geistigen Krieg gegen unser Volk bei den Angelsachsen ernsthaft die diabolische Genealogie Ferdinand Christian Baur-Nietzsche-Bernhardi aufgestellt worden ist, die eben dies dartun sollte, daß die deutsche Bibelkritix letztlich die Großmacht der Zerstörung sei, die sich im Weltkrieg mit apokalyptischer Furchtbarkeit austobe.

Was ist davon zu halten? Ich gebe ohne weiteres zu: durch gewisse kritische Ergebnisse oder vermeintliche kritische Ergebnisse kann die Einheit der Kirche gefährdet werden. Aber die Korrektur solcher Wirkungen liegt dann eben wieder in der als Antikritik reagierenden Kritik selbst; und die Erkenntnis, daß, was wirklich heilig ist, jenseits aller Kritik auf sturmfreiem Gelände kraft seiner immanenten Göttlichkeit in selbstsicherer Ruhe aller Zersetzung trotzt, mag diejenigen beruhigen, die immer noch in der Kritik nur die Stimme des Tieres aus dem Abgrund vernehmen. Vielleicht, daß sie dann allmählich auch zu der andern Erkenntnis fortschreiten, daß jedenfalls die von Meisterhand geübte Kritik einen unendlichen Segen in sich birgt für eine wirkliche Einigung der Christenheit. Einmal durch ihre Einzelergebnisse, die oft, destruktiv aussehend, aufbauend wirken. Ich möchte dafür zwei Beispiele aus meiner eigenen Erinnerung anführen.

Ich gedenke der Diskussionen vor zwei, drei Jahrzehnten über den Begriff „Reich Gottes" bei Jesus. Als damals stärker und stärker der Zukunftscharakter des Reiches Gottes bei Jesus erkannt wurde, ging das vielen Gutmeinenden auf die Nerven, und sie hatten alle möglichen Befürchtungen, daß man damit aus dem Bereiche anständiger wohl-

geordneter Kirchlichkeit in das Nebelland der Schwarmgeisterei komme. Ich muß gestehen, je mehr ich selbst erkannt habe, daß die Betonung des Zukunftscharakters des Reiches Gottes berechtigt ist, und je mehr mir der wachsende Ernst meiner Lebensführung die praktischen Probleme der Gegenwart neben die Fragen der Bibelforschung gelegt hat, um so wertvoller ist mir jene Erkenntnis. Ich möchte heute, nach vier Jahren Weltkrieg, die Gewißheit wahrhaftig nicht missen, daß wir nach dem Willen des Meisters des kommenden Reiches harren sollen und daß wir die Vaterunser-Bitte „Dein Reich komme!" im ursprünglichsten Sinne Jesu beten dürfen. Die alte Theorie würde mir heute nur eine hinter uns liegende Trümmerstätte zeigen; die neue Theorie stellt mich vor ein frisch zu pflügendes Ackerfeld.

Ähnlich ging es mir mit der Veränderung der Gesamtauffassung vom Charakter der Sprache des Neuen Testaments. Als sich mir die Überzeugung mehr und mehr aufdrängte, daß die Apostel in der Hauptsache das unliterarische Griechisch des Volkes gesprochen und geschrieben haben, wurde diese Theorie von Hermann Cremer und Friedrich Blaß als Depravation des Neuen Testaments scharf bekämpft. Inzwischen hat sie bei mir selbst nur die Wirkung gehabt, mir das Neue Testament lieber und ehrwürdiger zu machen: die wundervolle Schlichtheit seines äußeren Gewandes ist mir einer der stärksten Erweise seiner innerlichen wesenhaften Echtheit.

Der Segen der Kritik liegt nun aber mehr noch, als in der Tragweite ihrer Ergebnisse, in dem hohen Maße geistiger Schulung, das sie uns verleiht durch Erziehung zur Fähigkeit der Scheidung des Wahren, des Halbwahren und des Falschen und damit zur Selbständigkeit gegenüber den finsteren Mächten des fanatischen, weil unkritischen Nationalismus, der pharisäischen Verleumdung, der rohen Verallgemeinerung — Mächten, die in der Gegenwart recht eigentlich die Zerstörerinnen der Einheit sind. Was jetzt in unseren Zeitläuften wie ein Schwaden giftigen Gases über der Menschheit lagert und die Solidarität der Christenheit aufs schwerste gefährdet, ist der nur auf dem Boden der Kritiklosigkeit gedeihende Massenhaß und Völkerhaß. Darum meine ich, eine Erziehung unseres Geschlechts durch die Kritik der Vergangenheit zur kritischen Betrachtung der Gegenwart kann letztlich nur Hindernisse der Einheit wegräumen, und eine Theologie, die ihrer Natur nach kritisch ist, wirkt letztlich nicht zerstörend, sondern aufbauend.

So liegt in der Eigentümlichkeit der Organisation der deutschen Theologie, in der Freiheit des Forschens und ihrer kritischen Gesamttendenz kein Grund, die Frage zu verneinen, ob sie befähigt sei, an der Einigung der Christenheit mitzuwirken, und wir können die Frage um so leichter bejahen, je kritischer wir gegen uns selbst sind und je mehr wir durch Selbstkritik die Gefahren der militarisierten Theologie überwinden, jener wie ein gefallener Engel durch alle christlichen Völker während des Krieges gehenden und besonders uns Theologen in den kriegführenden Ländern gefährdenden Kriegstheologie, die im Kriegerischen stark ist, im Theologischen schwach.

Wie steht es nun mit den Arbeitsmethoden der deutschen Theologie und ihrer etwaigen Wirkung auf die Einheit der Kirche? Blicke ich auch hier aufs Ganze, auf die eigentlich lebendigen Tendenzen der schaffenden Theologie,



so sind es im wesentlichen zwei Methoden, durch die wir die Gegenwart (und natürlich nicht bloß die deutsche theologische Gegenwart) charakterisieren können: bei ihren historischen Aufgaben arbeitet die Theologie mehr oder weniger stark religionsgeschichtlich, bei ihren spekulativen und normgebenden Aufgaben mehr oder weniger religionspsychologisch.

Religionsgeschichtlich: ich möchte meinerseits bei dieser Losung das Wort „Religion" als Singular betont wissen. Nicht das scheint mir der eigentliche Fortschritt der neueren Theologie zu sein, daß sie Religionen heranzieht zum Vergleich und zur Ermittlung von historischen Genealogien, sondern daß sie das Christentum als Religion erforscht, natürlich auch durch Hineinstellung in die Religionen, aber vor allem durch Herausarbeitung seines prädogmatischen, praktisch-kultischen Frömmigkeitsgehaltes. Und hier meine ich: je mehr man den Frömmigkeitsgehalt des Urchristentums, der altkatholischen Kirche, des Mittelalters, der Orientalen, der protestantischen Kirchen und Gruppen herausarbeitet, um so mehr dient man der durch die früher einseitige Betonung der „Lehre" und Lehrunterschiede immer gefährdeten Einheit der Kirche. In der zunächst von vielen mit schwerer Beklemmung betrachteten religionsgeschichtlichen Forschung, wenn sie nicht vergißt, daß ihr letztes Objekt nicht die Religionen sind, sondern die Religion, sehe ich nicht nur keine destruktive Erscheinung, sondern eine große Förderung des Verständnisses des christlichen Einheitsgedankens.

Dasselbe scheint mir aber auch von der Religionspsychologie zu gelten, und bei der von mir angedeuteten Stellungnahme sind die beiden „Methoden" ja ohnehin innerlich sehr verwandt. Die großen Zeitalter der dogmatischen Starrheit sind dem Einheitsgedanken wohl nie besonders günstig gewesen. Ich gebe ja zu, daß der Einheitsgedanke literarisch innerhalb der dogmatischen Produktion aufs beste vertreten worden ist; in den Büchern wie in den Kollegheften stand stets ein feiner Paragraph über die Una Sancta. Aber in praxi versagte man; der schöne Paragraph war der Käfig, an dessen Eisenstäben der Einheitsgedanke, sehnsuchtsvoll in die Weite strebend, sich die Fittiche zerbrach. Je mehr jetzt durch die religionspsychologische Betrachtung die Inhalte des religiösen Bewußtseins aus der Sphäre der harten und kühlen theologischen Objektivität zunächst einmal in die blutwarme Subjektivität des Frommen hineinversetzt, dort in ihrer Entstehung und Vibration, in ihrem Ringen nach Ausdrucksformen beobachtet und zuletzt bei aller scheinbaren Mannigfaltigkeit der Ausdrucksformen doch in der ursprünglichen Einfalt und Schlichtheit ihrer Linien erkannt werden, um so mehr erlebt man eine Erziehung zur Konzentration auf das Echte und gewinnt allmählich die beglückende Fähigkeit, auch in ganz verschiedenartigen religiösen Phänomenen den Pulsschlag dessen herauszufühlen, was einem selbst heilig ist.

Es gibt für jeden, der dem Einheitsproblem sich widmet, in der wissenschaftlichen Betrachtung und religiösen Wertung der internationalen und interkonfessionellen religiösen Lage zwei Möglichkeiten der Akzentsetzung: der eine hebt das Trennende hervor, der andere das Gemeinsame. Der dogmatisch gehärtete Mensch wird stets zuerst entdecken, was der andere nicht hat oder was er falsch hat; der religionspsychologisch sensible Mensch wird überall sehen, was der andere schon hat, und wird überall Hände erblicken, die



sich ihm entgegenstrecken. Mit einem Bilde könnte ich vielleicht noch näher erläutern, was ich meine. Denkt man sich für die theologische Betrachtung die ungeheure Mannigfaltigkeit der religiösen Phänomene des Christentums und seiner verschiedenen Bekenntnisse innerhalb einer Kreislinie vereint und durch Radien voneinander abgesetzt, so wird der dogmatische Mensch leicht geneigt sein, die trennenden Radien ganz stark und die Kreislinie ganz schwach zu ziehen. Der religionspsychologische Betrachter dagegen wird vor allem die Kreislinie, die alles zu einer Einheit zusammenfaßt, ganz stark ziehen und die Radien zwar nicht auslöschen, aber oft nur schwach, in manchen Fällen sogar nur in punktierter Linie andeuten.

Ein großes Beispiel: die Stellung der christlichen Kirchen, Konfessionen, Gruppen zu Christus. Der dogmatische Betrachter wird da sofort überwältigt von der aufreizenden Fülle christologischer Distinktionen und wird immer wieder die Wunden, die Orient und Okzident einander geschlagen haben oder die beim Kampfe der Altgläubigen und Modernen geblutet haben, aufreißen, mit dem Ergebnis, daß Gruppen, die gleichermaßen behaupten und danach streben, zu Christus zu gehören, durch christologische Explosionen auseinandergesprengt werden. Der religionspsychologische Betrachter dagegen wird unschwer das Gemeinsame entdecken, das in der massivsten orthodoxen Formulierung hier, in der mattesten modernen These dort enthalten ist: irgendeine Art der Beugung unter Christus als der Autorität für Glauben und Handeln, irgendein Wille zur Nachfolge Christi wird sich ihm da und dort aufdrängen, und so wird ihm, was die Christologie getrennt hatte, durch Christus selbst wieder verbunden.

Ein vor einem halben Jahre erschienenes deutsches Buch scheint mir für beide Arbeitsmethoden charakteristisch zu sein und könnte als Beleg dafür dienen, wie sehr aus der Atmosphäre der modernen Forschung die Tendenz zum Einheitsgedanken belebt werden kann. Es ist das große Werk des Münchener Gelehrten Friedrich Heiler, Das Gebet. Eine religionsgeschichtliche und religionspsychologische Untersuchung, München 1918. Da ist aus der unübersehbaren Fülle der Geschichte des Betens aller Religionen und Zeitalter heraus der Versuch gemacht, die seelischen Linien der großen Typen des Betens herauszuarbeiten, und obwohl der Verfasser Katholik ist, hat er die tiefsten Zeugnisse der religiösen Genien aller christlichen Konfessionen neben die derbsten Dokumente der Volksfrömmigkeit gestellt, überall Pulsschlag und Atmung der betenden christlichen und nichtchristlichen Seele prüfend. Wenn ich mich da frage, wie wohl eine derartige Untersuchung auf den Gedanken der Einheit wirkt, so muß ich bekennen: nirgends habe ich den Eindruck, daß das Ergebnis ein Auseinanderfallen des Christentums in fünf oder sechs Konfessionen ist oder eine Liquidation der Religion in zwanzig Religionen; was sich mir zuerst aufdrängt und als großer Eindruck auch standhält, ist dies, daß durch das Beten die Christenheit, ja die religiöse Menschheit überhaupt, als Einheit erscheint.

Selbstverständlich verkenne ich nun aber auch die Gefahren nicht, die die religionsgeschichtliche und religionspsychologische Methode der theologischen Wissenschaft für den Einheitsgedanken hat. Von verbohrten Spezialisten rein routinemäßig gehandhabt, könnte sie zuletzt ein Bild der internationalen und interdenominatialen Christenheit ergeben, in dem Sonderkonturen

überhaupt nicht mehr sichtbar wären; alles Eigenartige wäre vielmehr weggehobelt, alles Farbige abgewaschen, alles Unausgleichbare verschleiert. Daran denke ich in keiner Weise, daß man mit dem Zauberstab einer Methode die harten Spitzen und Kanten, die die Geschichte der Konfessionen innerhalb der Christenheit zurückgelassen hat, im Handumdrehen beseitigen könnte, so, daß man schließlich auf einen charakterlosen Mischmasch als auf die Una Sancta hinweisen dürfte. Das liegt mir fern. Die selbstverständliche Vorbedingung aller Arbeit an der Einheit der Kirche ist die, daß man zuerst die Eigenart der Kirchen erfaßt und aus seinem Programm jeden Gedanken an eine Beseitigung der reichen Fülle historischer Eigenart ausschaltet. Darin glaube ich mich durchaus eins zu wissen mit den Trägern der während des Krieges aufgeblühten Einheitsbewegung, daß in der niemals durch kirchenrechtliche Maßnahmen, sondern lediglich durch die jenseits alles Kirchenrechts liegenden lebendigen Kräfte der christlichen Gemeinfrömmigkeit herzustellenden Una Sancta jede Konfession, jede Gruppe die ihr von den Vätern überkommenen besonderen Güter zu wahren hat.

Nach alledem gebe ich auf die Frage, ob die deutsche Theologie kraft ihrer Organisation und kraft ihrer Methode befähigt sei, an der Einheit der Kirche zu arbeiten, eine unbedingt bejahende Antwort. Aber die Antwort würde doch zu einem Teil in der Luft hängen, wenn ich nicht die Frage „Die deutsche Theologie und die Einheit der Kirche“ ergänzte durch die andere: „Die deutschen Theologen und die Einheit der Kirche“. Wie steht die deutsche Theologenschaft zur Einheitsfrage?

Da kann ich mit dem Hinweise darauf beginnen, daß vor dem Kriege die Beziehungen zwischen den deutschen Theologen verschiedener Konfessionen untereinander und zwischen deutschen und nichtdeutschen Theologen im allgemeinen sehr herzliche waren. Insbesondere war, wenn ich von dem glücklicherweise ja nicht gestörten Verhältnis zu andern absehe, die Fühlungnahme deutscher und angelsächsischer Theologen untereinander, besonders auf dem Gebiete der Bibelforschung, eine sehr rege und eine sehr fruchtbare gewesen, und das große persönliche Vertrauen, das sich hinüber und herüber wob, hatte eine Atmosphäre des guten Willens geschaffen, die dem religiösen Einheitsgedanken zugute kam. Sehr enge Beziehungen der Führer der evangelischen Missionen in aller Welt kamen hinzu, und so war es beispielsweise keine amerikanische Phantasterei, sondern eine ernsthafte, ihr Recht in sich selbst tragende Unternehmung, als Silas Mc Bee in seinem vor dem Kriege gegründeten Organ „The Constructive Quarterly“ den Versuch machte, einen guten Boden brüderlicher Aussprache und gegenseitiger Förderung für alle christlichen Konfessionen zu schaffen.

Als der Krieg ausbrach, verloren manche hüben und drüben den Kopf. Wie bei uns viele damals mit herbster Kritik etwa von den Versuchen des kirchlichen Komitees zur Pflege freundschaftlicher Beziehungen zwischen England und Deutschland sprachen und sich heiligst verschworen, niemals wieder den Engländern „nachzulaufen“ (dabei war es gar kein Nachlaufen gewesen, sondern ein durchaus auf ehrlicher Gegenseitigkeit beruhendes Zusammengehen), so hat drüben beispielsweise Sayce (wohl auch in einer etwas späten Rache für einige Jahrzehnte deutscher Rezensionen) in plumpem Absprechen

über die deutsche Theologie sein Möglichstes getan. Aber ein gut Teil der einmal gewonnenen Beziehungen blieb auch während des Krieges ungestört und wirkte sich hauptsächlich in mannigfachen, meist in aller Stille sich vollziehenden Werken der Caritas inter arma aus, die bei uns unter lebhafter Förderung durch den Prinzen Max von Baden jenseits des Hasses zu arbeiten suchte. Sogar ein brieflicher und literarischer Austausch, den der deutsche Zensor nicht gehindert hat, blieb da und dort bestehen; mein Kriegsbriefwechsel mit meinem teuren, 1917 als Opfer des Krieges zugrunde gegangenen Freunde James Hope Moulton gehört für mich zu den aufrichtenden Erlebnissen dieser Zeiten.

Mittlerweile gingen dann große Veränderungen im Personalbestand der deutschen Theologenschaft vor sich. Ich glaube nicht, daß jemals in so wenigen Jahren so viele namhafte und zum Teil führende Forscher bei uns gestorben sind, als während des Krieges: Johannes Weiß, Alfred Seeberg, Georg Heinrici, die fachverwandten Philologen Albert Thumb und Paul Wendland, dann Gustav Wohlenberg, Julius Wellhausen, Bernhard Weiß, Ernst Kühl, Albert Hauck, Friedrich Nippold, — das ist eine Verlustliste bloß der biblischen und historischen Fächer, bei der ich im Augenblick nicht einmal weiß, ob sie vollständig ist. Der furchtbare seelische Druck der Zeit und der Hungerkrieg gegen unsere Nichtkombattanten, der die Widerstandsfähigkeit auch gegen leichtere Erkrankungen verminderte, stehen da mit im Hintergrunde. Als direkte Opfer der Front fielen, wenn ich nur an biblische Forscher denke, Franz Dibelius, Caspar René Gregory (in seiner lauteren originellen Persönlichkeit ein leuchtendes Symbol der Einheit der Kirche) und Traugott Schmidt (Privatdozent für neutestamentliche Wissenschaft in Göttingen); außer ihnen ein großer Teil des jüngsten theologischen Nachwuchses, der für die literarische und akademische Laufbahn in Betracht gekommen wäre, junge Lizentiaten und Doktoren die, mit ihren wissenschaftlichen Problemen ins Feld gezogen, nur das eine große persönliche Problem ihrer vaterländischen Pflicht restlos erfüllen durften. Die Verwüstungen des Krieges in der akademischen Jugend gehören zu den entsetzlichsten Tatsachen dieser Zeit; die theologischen Fakultäten sind besonders stark betroffen.

So ist heute unser Personalbestand ein wesentlich anderer als 1914: die Mitarbeiter haben zu einem guten Teile die Werkstatt verlassen, und unsere Hörsäle sind verödet. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr es mich ergreift, hier bei Ihnen der in ungebrochener Kraft arbeitenden akademischen Jugend Ihrer ehrwürdigen Alma mater ins Auge blicken zu dürfen; diese von jungen Männern vollen Bänke sind ein Anblick, dessen wir uns nahezu entwöhnt haben.

Welche Wirkungen hat diese Sachlage nun auf die Stellung der deutschen Theologen zum Einheitsgedanken? Ohne weiteres kann gesagt werden, daß man, wenn man heute etwa eine Umfrage bei älteren Theologen anstellen wollte, im ganzen einer starken Zurückhaltung begegnen würde. Das ist ebenso sicher wie begreiflich. Der Verleumdungsfeldzug gegen unser Volk und seine Ideale hat da seine Spuren hinterlassen, und man wird namentlich in konservativ-theologischen Kreisen dieser Zurückhaltung begegnen, mindestens der Meinung, die Einheitsfrage sei nicht aktuell und müsse hinter wichtigeren



Aufgaben zurücktreten. Immerhin haben wir aber doch auch von dieser Seite her bemerkenswerte Zeugnisse eines unerschütterten Glaubens an die Einheit. Ludwig Ihmels z. B. hat kürzlich in einer Predigt gesagt:

Das Christentum verbindet. Nicht in erster Linie das Christentum, das jenseits der Berge seinen äußern Einheitspunkt hat, sondern gerade das Christentum, das allein von einer inneren Einheit im Herzen weiß. Sagt nicht zu schnell, auch dies Christentum habe doch gerade im Kriege versagt. Gewiß, wir haben sehr schmerzliche Enttäuschungen erlebt. Aber ich weiß und ich sage wieder mit gutem Bedacht, ich weiß, es gibt auch heute eine Gemeinschaft des Glaubens unter den Völkern. Und vollends dürfen wir für die Zeit nach dem Krieg uns an der Gewißheit stärken: Ich glaube an eine Gemeinschaft der Heiligen. Alles, was sonst die Völker und die Menschheit verbindet, ist schließlich Gemeinschaft der Interessen. Jede Interessengemeinschaft kann in ihr Gegenteil umschlagen. Dagegen die Gemeinschaft des Glaubens ist völlig interessenlos. Sie will wirklich weiter nichts als nur diese Gemeinschaft und will sie um ihres Herrn willen. An dieser Gemeinschaft mag daher auch andere Gemeinschaft sich aufs neue entzünden.

Schöne Worte hat auch Carl Mirbt in seiner Göttinger Reformationsjubelrede 1917 gefunden. Sie enthalten zwar nur ein historisches Urteil, aber zwischen den Zeilen steht doch ein Bekenntnis zur Einheit.

Daß andererseits bei Männern wie Adolf v. Harnack der Einheitsgedanke weiterwirkt, wenn auch die Ungunst der Zeit jeden Schritt zur Verwirklichung unsäglich erschwert, ist fast selbstverständlich. Wichtiger aber für die künftige Entwicklung als die Stellung der Älteren scheint mir die Haltung der Jüngeren zu sein. Ich habe dafür ein ziemlich umfangreiches Material, das aus den Antworten von Theologen im Feld (Soldaten, Offizieren, Feldgeistlichen) auf meine „Evangelischen Wochenbriefe" besteht. Es fehlt darin zwar nicht an Protest gegen meine Bestrebungen zur Förderung der christlichen Solidarität, aber weit überwiegend ist die Zustimmung. Je länger der Krieg dauert und je grausamer er geworden ist, um so mehr verinnerlichen sich namentlich die um die stille Muße ihrer akademischen Jahre betrogenen Studenten und holen sich neue Spannkraft aus den feinsten und tiefsten Gedanken des Evangeliums. Die Hoffnung, daß auf Jahre der Vernichtung eine Periode des Aufbaues folgen werde, ist vielen wie ein Kompaß durch Steppe und Wüste.

Man würde nun aber die Sachlage recht unvollständig darstellen, wenn man nur auf die Stellung der deutschen Theologen zu dem Problem der internationalen christlichen Einheit hinweisen wollte. Es gibt auch innerdeutsche Wirkungen zur Einheit, die sehr bemerkenswert sind. Zunächst liegt es im Wesen der Sache, daß der fortwährende Austausch von akademischen Lehrern vom Süden nach dem Norden und von lutherischen Universitäten zu anderen hin eine wohltätige Blutzirkulation bedeutet; an Thrombose werden unsere Fakultäten so leicht nicht zugrunde gehen. Auch im Krieg hat das nicht aufgehört. Dieser ganze Fakultätenaustausch, der sich in der Freiheit der Studenten in der Wahl ihrer Universitäten fortsetzt, hat seine stillen, aber tiefen Wirkungen für den inneren Ausgleich der Partikularkirchen. Der Krieg selbst hat sodann die Schärfe der Richtungsgegensätze bei uns sehr gemildert; selten einmal sind kleinere Zänkereien aufgeflackert, und wo sie aufkamen, wurden sie als zeitfremd empfunden. Wenn ich von mir selbst etwas sagen darf: meine Stellung zu den deutschen Freikirchen ist während des Krieges eine



wesentlich andere geworden, und andern ist es ebenso ergangen; wir sehen in diesen kleinen Kirchenkörpern nicht mehr die der Großkirche feindliche „Sekte", sondern betrachten sie mit ihrer Bezogenheit auf die internationale Kirchengeschichte als lebensberechtigte Gebilde, mit denen man ohne Bedenken in einen brüderlichen Wetteifer der Liebe treten kann.

Nach längerer Vorarbeit ist sodann Ende August 1918 auf dem Deutschen Pfarrertage zu Eisenach ein Thema behandelt worden, das den Einheitsgedanken sogar nach der organisatorischen Seite hin verwirklichen möchte: den Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen hat sich die deutsche Pfarrerschaft als ernsthaftes Ziel gesetzt.

Noch bedeutsamer aber scheint mir die Tatsache zu sein, daß der Einheitsgedanke sich im Verhältnis der deutschen Protestanten und Katholiken in einer ebenso nüchternen wie erfreulichen Weise neuerdings geltend gemacht hat. Schon lange vor dem Kriege konnte man in der Problemstellung und den methodologischen Fragen der theologischen Wissenschaft eine Annäherung der beiden Konfessionen beobachten; ich denke dabei vor allem an die biblischen und allgemein historischen Fächer. Diese Annäherung hat nun die Voraussetzung für eine interkonfessionelle Arbeitsgemeinschaft geschaffen, von der ich zum Schlusse noch reden muß.

Es klingt paradox, aber es ist Tatsache, daß das vierhundertjährige Gedächtnisfest der Reformation 1917 die Veranlassung zu einer deutschen Forschungsorganisation geworden ist, die protestantische und römisch-katholische Gelehrte zu gemeinsamer Arbeit an den Quellen der Reformations- und Gegenreformationszeit mit staatlichen Mitteln vereinigt. Es handelt sich um den Antrag des Abgeordneten D. Traub, der meines Erachtens, auch abgesehen von seiner Bedeutung für die Wissenschaft, einen außergewöhnlich wertvollen Beitrag zur Stärkung des Einheitsgedankens bedeutet. Er ist vom Preußischen Abgeordnetenhause angenommen worden, und schon sind die ersten Schritte zu seiner praktischen Verwirklichung getan. Ich will das eigenartige Dokument wörtlich zitieren:

Unter dem Vorsitz des Herrn Kultusministers wird eine zehn- bis zwölfgliedrige Kommission gebildet. Sie setzt sich zu gleichen Teilen zusammen aus protestantischen und katholischen Gelehrten und Vertretern der zur Leitung solcher Arbeiten berufenen Institute. Für die Arbeiten dieser Kommission werden im Extraordinarium unter besonderem Titel jährlich 60000 M. eingesetzt, erstmalig in dem demnächstigen Haushaltsplan auf 10 Jahre. Von diesen Geldern soll die Hälfte, also 30000 M. jährlich, regelmäßig zu gleichen Teilen an den Verein für Reformationsgeschichte und an die Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum zu Händen der Vorsitzenden gegeben werden, welche darüber frei und selbständig verfügen. Die andere Hälfte soll für jene größeren Arbeiten der Erforschung der Reichsgeschichte im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation und den damit zusammenhängenden geschichtlichen Aufgaben nach Verständigung in der Kommission verwandt werden.

Damit stehe ich am Ende dessen, was ich zu sagen hatte. Mit einem Bekenntnis zur Einheit habe ich begonnen; ich hoffe, durch die Andeutungen, die ich über die deutsche theologische Lage geben durfte, berechtigt zu sein, mit einem Bekenntnis zur Einheit auch zu schließen. Die ungeheuren Schwierigkeiten der internationalen seelischen Kriegssituation für die Einheitsfrage sind mir gewiß nicht unbekannt; aber der Weg, der den Beginn eines Auswegs daraus bedeutet, ist bereits betreten in

der Neutralen Christlichen Konferenz von Uppsala 1917 und der für die Zukunft geplanten Internationalen Konferenz. Möge der von wahrer bona fides getragene und darum gesunde christliche Konferenzgedanke in allen Wettern der Zeit sich festigen! Gott der Herr aber segne alle die, die ihn auf ihr Gewissen glaubten nehmen zu sollen!

Ulrich Zwingli.

Rede, gehalten bei der Zwinglisäkularfeier der Universität Zürich am 5. Januar 1918.[1])

Von Walther Köhler.

I.

Als im vergangenen Jahrhundert die schweizerischen Kirchen die dritte Säkularfeier der Reformation festlich begingen, klang durch Rede, Ansprache, Predigt und Festspiel allüberall das Bewußtsein der Einheit und Gemeinsamkeit hindurch. Gewiß, zunächst protestantischer Gemeinschaft — es klirrten die Waffen gegen den Katholizismus, und von dort her flogen Brandpfeile hinüber ins Gegenlager. Aber doch nicht nur protestantischer Gemeinschaft; der Kreis weitete sich zum Christenbunde, die konfessionellen Schranken fielen, ja, selbst der Christenbund schien noch nicht weit genug, man hoffte auf einen Menschheitsbund „aller friedsamen Brüder", in dessen Chor neben Katholiken, Lutheranern, Reformierten auch „ungenannte Stimmen" in bester „Harmonie vereint" erschallen sollten. Und nicht etwa phantastischer Überschwang hoffte so, nein, ernster Glaube vertraute auf diese Überzeugung — hat doch kein Geringerer als Alexander Vinet damals eine Hymne auf baldige Vereinigung aller christlichen Religionsparteien gedichtet! Fast wie ein Ärgernis wurde die Spaltung in Lutheraner, Zwinglianer, Kalvinisten empfunden; über den „Ansichten Luthers, Zwinglis und Kalvins, solange sie noch im Fleische wandelten", sollte das „ewige Evangelium" als Einheitsbasis stehen. Der junge Jeremias Gotthelf, der Pfarrvikar Albert Bitzius in Herzogenbuchsee, setzte in einer reizenden Plauderei die Reformatoren im Himmel an einen Tisch und ließ sie sich gegenseitig ihre Eigenart und Eigenwilligkeit abbitten: „Mein lieber Ulrich," sagt Luther zu Zwingli, „ich schäme mich allemal, wenn ich an die Marburger Geschichte denke, an deine Nachgiebigkeit und meinen rohen Eigensinn, wo ich schuld war, daß aus einer Kirche zwei wurden." Zwingli beklagt „manche Irrung", und Kalvin schlägt das Gewissen ob der Verbrennung Michael Servets. Keine Spur aber von einem Verständnis der Eigenart der Reformatoren begegnet; alle Besonderheit und Individualität, sei es der Persönlichkeiten, sei es der Länder, wird als traurige Zerrissenheit beklagt. Die Einheit hat die Vielheit erwürgt.

Es mutet uns heute wie ein Märchen an, wenn damals ein St. Galler die Verwirklichung jener Menschheitsverbrüderungshoffnung ausgerechnet auf das Jahr 1919 erwartete, wo die brutale Wirklichkeit der Dinge das genaue Gegenteil, den jähen Riß in der Völkerwelt, offenbart — selten ist ein Zukunftsprophet so zum Narren geworden!

1) Die Rede erscheint hier mit einigen Erweiterungen.

Aber es wäre verfehlt, mit diesem Bruch des Einheitsbewußtseins lediglich das Schuldkonto des gegenwärtigen Weltkrieges zu belasten. Es hatte sich längst zuvor differenziert und zergliedert, wenn nicht gar aufgelöst, und es hatte das tun müssen, weil es ein Kind seiner Zeit gewesen war und darum ein Opfer fortschreitender Entwicklung werden mußte. Unverkennbar spiegelt sich in den Säkularfeiern des vergangenen Jahrhunderts wider das Zeitalter der Aufklärung — zwar schon dem Grabe nahe, aber doch noch kräftig genug, um seine Lieblingsidee von der einen, natürlichen Menschheitsreligion den feiernden Protestanten einstempeln zu können. Mit diesem rationalen Ersatze der mittelalterlichen Einheitskultur verband sich ohne allzu große Schwierigkeit ein wirklich Stück mittelalterlicher Gedankenwelt in den ersten Anfängen der Romantik mit ihrem sehnsuchtsvollen, mondbeglänzten Rückblick auf die „alten Zeiten, da es gab weder Zank noch Streiten"; und endlich umschlang der Idealismus mit seinem Glauben an das Schöne, Wahre und Gute in der Menschenbrust die Millionen und wollte der ganzen Welt den Kuß wahrheitsbegeisterter, harmonischer Einheit aufdrücken. Den Tatbeweis aber für das innere Recht dieser Geistesbewegungen schien die gerade im Säkularjahr der Reformation 1817 erfolgte Union in Preußen zu liefern, die den klaffenden Spalt zwischen Lutheranern und Reformierten mit einem Federstrich zu schließen befahl. Wirklich lauter Einheitsmomente!

Aber ihre Aufgipfelung bedeutete zugleich ihre Auflösung. Realpolitisch so gut wie ideell. Mit dem Zusammenbruch der Napoleonischen Herrschaft, die den geistigen Einheitstendenzen die politische Wendung gegeben hatte, wurde das eine Weltimperium begraben, und aus den Trümmern erhob sich die Vielheit der nationalen Staaten in einem Prozesse, der noch immer in der Gärung steht. Geistesgeschichtlich wurde die ideale aprioristische Ideenkonstruktion ersetzt durch die exakte historische Methode, die ihren stärksten Impuls von der Naturwissenschaft empfing: Tatsächlichkeit trat an die Stelle idealer Hoffnung. Und Tatsächlichkeit bedeutete Erkenntnis des Einzelnen gerade in seiner Vereinzelung; Unterschiede und Eigenart traten heraus, und jetzt konnte, gerade umgekehrt wie ehedem, im Historismus die Gefahr entstehen, über den Einzelheiten und dem Kleinkram den großen Zusammenhang geschichtlicher Entwicklung, über der Tatsachenfülle den Ideengehalt, den sie doch nur verkörperte, zu vergessen. Jetzt traten Luther und Zwingli wieder schroff auseinander, es hob der Eifersuchtsstreit an, welcher von beiden der größere sei, und das Goethewort vom Danke, daß wir zwei solche Männer haben, schien vergessen. Hier konnte die Vielheit die Einheit erwürgen und ein anderes Extrem das erste ersetzen.

Bei dieser Sachlage ist es von vornherein unmöglich, die diesjährige Jubelfeier wie vor hundert Jahren als Bekundung der Menschheitsverbrüderung zu begehen; ein Zwinglijubiläum wird der Besonderheit Zwinglis gerecht werden müssen. Aber es wird nicht daran haften bleiben und in spezialgeschichtlichem Kleinkram sich verlieren; vielmehr wird es den Ausgleich erstreben, die Eigenart Ulrich Zwinglis im Zusammenhange mit und in ihrer Bedeutung für die allgemeine Reformationsgeschichte, ja, für die Geistesgeschichte der Menschheit überhaupt, herauszuarbeiten. Nur so kann die Säkularfeier ethischen Wert gewinnen, was sie doch



soll. Nicht ein Requiem halten wir heute ab, sondern wir feiern das Gedächtnis an einen Verstorbenen, „und siehe, er lebt!“, die Erinnerung an einen Mann, dessen kraftvolle Hand in den Gang der Geschichte eingriff, fortwirkend bis zur Gegenwart. Zwingli selbst würde dem die Form geben: wir bleiben nicht haften am Geschichtsglauben, der *fides historica,* der daran erinnert, daß „einmal etwas geschehen sei“, sondern heben uns empor zur *fiducia,* zum zuversichtlichen Vertrauen auf von ihm ausstrahlende, fortwirkende Geisteskraft. Es kann sich nur darum handeln, diese Geisteskraft an der richtigen Stelle zu fassen, um sie recht zu verstehen. Suchen wir sie in seiner Gedankenwelt zu begreifen, so ist sicher, daß wir an die Wurzel rühren; denn, so sagt Zwingli selbst, der Gedanke bestimmt des Menschen Tat und gibt ihr ihren Wert.

II.

Aber die Gedankenwelt formt sich aus der Umwelt, und diese wieder ist ein zeitlich wie sachlich Zusammengesetztes, in das der Persönlichkeitswille erst die Einheit hineinbringt. Die Grundlage aller Umwelt aber bildet der Heimatboden, und er ist bei Zwingli Grundlage nicht nur in dem Sinne gewesen, daß er das erste und älteste Einwirkungsmoment war, nein, er ist die Basis seines ganzen Denkens und Handelns geblieben: beide wachsen aus Schweizerboden empor, beide sind nur von dort aus voll verständlich. Das an Zwinglis Leiche gesprochene Wort vom guten Eidgenossen ist lautere Wahrheit; der war er und hat nie etwas anderes sein wollen. Aber es ist schwer, gerade weil er die tragende Grundlage ist, diesen heimatlich-nationalen Einfluß scharf zu umreißen. Er ist überall zu spüren und geht doch immer wieder als das Grundelement mit anderen Faktoren Verbindung ein. „Die Nähe des Himmels dort oben in Wildhaus, dem höchst gelegenen Toggenburger Dorfe, hat ihn der Gottheit nahe gebracht“, sagt der älteste Zwinglibiograph, Oswald Myconius, und deutet damit sinnig auf die bei Zwingli sehr starke Empfindung für die Erkenntnis Gottes aus der Natur. Dahin gehören auch die bekannten Jugendbeobachtungen vom Eichhörnchen, das, den buschigen Schwanz als Segel benutzend, auf einem Holzstücke über den Bach fährt, oder vom Spiel der für den Winter hamsternden, dabei durch einen ausgestellten Signalposten sich sichernden Murmeltiere — der gereifte Mann hat in der Zweckmäßigkeit des Naturlebens das Walten der göttlichen Vorsehung gespürt. Und wenn er gerne Vorgänge in der Menschengeschichte an Naturereignissen illustriert, den jähen Einbruch der Täufer z. B. in die Reformationsgemeinden der wilden, plötzlich hervorbrechenden Bergrüfe vergleicht oder in fein gewähltem Bilde von der Schneeblindheit des Verstandes spricht, so ahnt er das Naturgesetz in der Geisteswelt. Nicht künstlich gesucht werden die Beziehungen, unwillkürlich sprudeln sie aus dem lebendigen Grunde des Heimatgefühls hervor. Zwingli denkt sich etwa den schaffenden Herrgott am Werke: er überlegt, wie er denn nun die Welt machen soll? Hochragende, stolze Bergriesen allein, das geht nicht, das ist zu kahl und zu starr, grüne Matten müssen zwischen hinein, muntere Bächlein von den Bergen springen, mit einem Worte: der Herrgott muß eine Schweiz schaffen, sonst taugt die Erde nichts! Und das Wurzeln in der Heimatnatur vertieft sich zum festen Fußen in der Heimatgeschichte. Daß das Erbteil vom Elternhause her war, hat er selbst bekannt. Er ist stolz gewe-



sen auf die eidgenössischen Freiheitskämpfe; wo es den patriotischen Appell galt, führt er sie an, und das starke Vertrauen in ihr inneres Recht ist bedeutsam geworden für seine praktische Politik und ihre Rechtfertigung vor dem christlichen Gewissen: Zwingli ist ja vorübergehend, unter dem Einfluß der von Erasmus von Rotterdam neubelebten Bergpredigtsethik, Kriegsgegner, Pazifist gewesen, aber sein Pazifismus hat niemals Absolutheitsstärke gewonnen: er hat die ruhmreichen Taten der Eidgenossen als Verteidigungskriege, aber eben doch als Kriege, stets gerechtfertigt und damit die Brücke gewonnen zu einer neuen, evangelischen Politik, die Kriegspolitik, ja, Gewaltpolitik nicht nur tatsächlich war, sondern auch sein sollte. Das verbindende und zugleich rechtfertigende Glied bildete das Interesse eidgenössischer Wohlfahrt, die Vaterlandsliebe. Er kann an den „gottskräftigen Held und ersten Anheber eidgenössischer Freiheit", an Wilhelm Tell, erinnern, der Drucker bildet als Zierinitial dazu die Apfelschußszene ab, so mahnen Wort und Bild an das Vätererbe. Und der prächtige Schwung nicht nur in seiner Politik, nein, seines hohen Wollens überhaupt — wer könnte verkennen, daß die Heimaterde ihre Kraft dazu geliehen hat? „Wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen" — das wundervolle Lokalgefärbe der Rütliworte haftet auch an Zwinglis gottvertrauender Tat. Steinbeschwert steht noch heute die Zwinglihütte auf winddurchwehter Höhe, aber die Steine sind nicht Symbol dumpfen Druckes, sondern Wahrzeichen kraftvoller Selbstbehauptung, freien, nur vor Gott, nicht vor den Elementen sich beugenden Menschenwillens. Desselben Menschenwillens, der trotz „bäurischer, unkönnender Schrift" auch vor den Großen der Erde stets den Kopf aufrecht trug.

III.

Nächst der Heimat pflegt die Schulbildung die erwachende Selbständigkeit des Menschengeistes zu formen. Auch hier weist Zwingli Eigenart auf. Hat die gegenwärtige Lutherforschung den jungen Erfurter Studenten und dann den ringenden Mönch als Schüler des Ockamismus, der sog. *via moderna,* erkannt, so hat Zwingli an den Bildungsstätten Bern, Wien, Basel, vielleicht auch Paris, ganz unter dem Einfluß der sog. *via antiqua* gestanden, d. h. Thomas v. Aquino und Aristoteles sind seine Schulautoritäten gewesen. Die hier vorliegenden Richtungsgegensätze griffen tiefer, als es nach den dialektischen und erkenntnistheoretischen Haarspaltereien der Scholastiker den Anschein gewann. Kennzeichnete den Ockamismus die scharfe Spannung zwischen Vernunft und Offenbarung, göttlichem Wollen und menschlichem Tun, und konnte dieser klaffende Riß in lebendiger Paradoxie des persönlichen Erlebnisses Hölle und Himmel zugleich für den hier ein Entweder — Oder zwingenden Augustinermönch werden, so war zwar die *via antiqua* von ähnlichen Reibungen nicht ganz frei, aber sie besaß in Thomas v. Aquino den Vorkämpfer einer die auseinanderstrebenden Kräfte, mochten sie nun Vernunft und Offenbarung, Gnade und freier Wille, oder Staat und Kirche heißen, harmonisch ausgleichenden und systematisch verknüpfenden Schule, und in Aristoteles, dem die Stoa sich beigesellte, den gegenüber der Ideendialektik wohltätig wirkenden, mit Sein und experimenteller Tatsächlichkeit arbeitenden Empiriker. Hier wird nicht Spannung und Gegensätzlichkeit, vielmehr Synthese das letzte Ziel. Und



die Harmonie der Entwicklung Zwinglis, die keine Jugendtrübung kennt, setzt sich fort.

Gewinnt sie alsbald in seiner Glarner- und Einsiedlerzeit die gefällige Form philologisch-ästhetischen Literatentums, so hebt auch diese Stufe bruchlos, folgerichtig von der früheren sich ab. Von der *via antiqua* liefen Fäden hinüber zum Humanismus, Zwinglis Lehrer Thomas Wyttenbach verkörpert diese Verbindung, und der junge Pfarrer Ulrich Zwingli liest gleichzeitig eine Rechtfertigung der Seligkeit des Aristoteles und die alten Klassiker. Schon aber bereitet er sich vor auf die Lektüre der christlichen Klassiker, der Kirchenväter, als ein entscheidender Besuch in Basel bei dem großen Humanistenfürsten, Desiderius Erasmus von Rotterdam, ihn ganz in diese Richtung des christlichen Humanismus hineinwirft. Jetzt ist er „Philosoph und Theologe", d. h. Erasmist und hängt mit der ganzen Begeisterung des Erasmuskreises an den Idealen des „um die Wissenschaft und die Hl. Schrift hochverdienten" Meisters, dessen Gunst ihm gönnerhaft lächelt. Nicht nur die formale Schulung des exakten Philologen und sorgsam feilenden Stilisten, nein, vorab die Gedankenwelt des Erasmus eignet er sich an, diesen eigenartigen Bund von Christentum und Antike, den Meister und Schüler als „des Christentums Wiederherstellung" empfanden und der auch mit starkem Rechte eine solche war. Jetzt — jetzt erst — erklingen bei Zwingli Töne persönlichen Eindringens in die christliche Religion, jetzt faßt er den Entschluß und führt ihn auch eine Zeitlang durch, „kein Weib zu berühren, weil Paulus gesagt hat, es sei gut, kein Weib zu berühren", jetzt packt ihn mit aller Wucht das Bergpredigtsideal, er wird Pazifist, tätiges Mitglied eines Pazifistenbundes, verficht den Friedensgedanken auf der Kanzel und in besonderer literarischer Leistung, dem „Labyrinth", eifert und kämpft gegen Aberglaube und Kreaturdienst, fertigt, schon vor Luther, einen Ablaßklamanten ab und setzt diese ganze Tätigkeit, Wiederherstellung der reinen Lehre Jesu und seines in Einheit mit ihm verbundenen Apostels, Paulus, auch in Zürich seit Jahresanfang 1519 fort. Die Scholastik liegt jetzt dahinten, äußerlich wenigstens, sie wird verspottet und verhöhnt, Jesus und Paulus, besser: die Lehre Jesu und des Paulus, sind die Richtschnur von Zwinglis Gedankenwelt geworden. Durchaus im Sinne des Erasmus von Rotterdam, dessen größter schweizerischer Schüler Zwingli nach dem Urteil der Freunde unter Zustimmung des Erasmus selbst damals gewesen ist.

IV.

Da klingt ein heller Klang ans Ohr der staunend aufhorchenden literarischen Gemeinde: der Hammerschlag von Wittenberg. Er wächst und schwillt, reißt die Humanisten, selbst den kühl beobachtenden Erasmus mit und schart sie um Martin Luther, den sie als ihren Heros auf den Schild heben. Die Briefe, auch die Zwinglibriefe, reden von ihm, fast nur von ihm, die Basler Presse druckt seine Schriften, von Bern und Zürich kommen die Buchführer, sie zu kaufen, Zwingli spricht auf der Kanzel von ihnen und leitet die lebhafte Propaganda in Stadt und Land, ja, er grüßt den kühnen Mönch als den Elias, der das Kommen des Herrn und seines Reiches kündet. „Es ist nichts weiter von Luther da, das Du wohl nicht gesehen hättest", schreibt man ihm; der „Mensch, der wahrhaft Christi Bild spiegelt," hat ihn in seinen Bann gezwungen.

Es kann heute keinem Zweifel mehr unterliegen, daß dieser bald nach dem





Antritte der Züricher Wirksamkeit Zwinglis einsetzende Einstrom der Gedankenwelt und Persönlichkeitswucht Luthers mehr bedeutet hat als einen neuen Aufschwung alter Kräfte: eine gänzlich neue Richtung des Denkens und mehr noch des Wollens wurde gewonnen, Humanismus wandelte sich in Reformation. Und wenn diese entscheidende Wendung sich Zwingli selbst verschleierte, die Humanisten zunächst Luther wie einen ihresgleichen empfanden, nur als einen besonders hell leuchtenden Stern am Gelehrtenhimmel, so lag das daran, daß starke und doch wieder feine Fäden zwischen den beiden Geistesströmungen liefen, schon weil sie beide „Evangelium Christi" bringen wollten. Darum bleiben die Unterschiede doch. An zwei Punkten treten sie wie im allgemeinen so bei Zwingli im speziellen scharf heraus: Erst die Reformation schuf die Tat, der Humanismus blieb beim Wort. Scharfe, selbst radikale Worte konnten fallen, die humanistische Kritik griff stellenweise weiter als die reformatorische, aber ganz abgesehen davon, daß neben dieser Schärfe wohl abgewogene, fein abgetönte Mäßigung stand, die Umsetzung der Worte in die Tat, den Durchstoß der kühnen Tat hat kein einziger der Humanisten gewagt, der große Erasmus am allerwenigsten. Lehre bot man, nicht Leben; der Humanismus hat nie und nirgends eine eigne Gesellschaftsordnung aus sich zu entwickeln gewußt. Er besaß schon eine, ja, aber sie war eine Utopie, Platos Republik. Für die hat auch der humanistische Zwinglikreis geschwärmt, Zwinglis Kritik politischer und sozialer Mißstände ist sehr scharf gewesen, aber sie blieb vor dem Einstrom der Reformation nur die Kritik des Wortes. Er kann in einem Atem die Anbetung der Heiligen mit den Worten des Vaterunsers verbieten, aber die sonstige Heiligenverehrung gestatten. Der kühne Griff durchgreifender Tat hat nicht hier seine Wurzel, sondern in den Taten Martin Luthers; insbesondere der kühne Stoß der Leipziger Disputation gegen das göttliche Recht des Papsttums hat Zwingli mitgerissen, wie seine Briefe beweisen. „Im Anfang war die Tat" — gilt das von Luther allein gegenüber aller mittelalterlichen, wenn auch noch so radikalen Reform, so hat sein Genius auch dem Schweizer Reformator die Kraft der kühnen Tat geschenkt. Das hat ihm Zwingli selbst nie vergessen und ihm selbst beim schärfsten Kampfe um die Abendmahlslehre, ja, gerade damals vor aller Öffentlichkeit dafür gedankt. Darum grüßen wir heute, am Gedächtnistage der Zwinglischen Reformation, auch den deutschen Heros von Wittenberg. Wir müssen es tun, und tun es mit Zwinglis eigenem Wort. „Als es nicht wenige gab, die den Inbegriff der Religion, wenn Du nicht erlaubst zu sagen: besser, so doch in gleicher Weise wie Du erfaßt hatten, da war doch niemand aus dem ganzen Lager Israel, der sich der Gefahr entgegenzuwerfen wagte — so fürchteten sie jenen gewaltigen Goliath, der mit so schwerem Gewicht an Waffen und Kräften dräute. Da, da hast Du allein als treuer David, vom Herrn dazu gesalbt, die Waffen angezogen. Zuerst fuhrst Du fort, nach ihrem Brauche mit ihnen zu disputieren, ihnen Thesen und gordische Knoten entgegenzuwerfen; bald jedoch warfst Du diese Hindernisse fort, wähltest aus dem himmlischen Flusse Steine aus und wogst sie und schleudertest sie mit geschickt geschwungener Schleuder so heftig, daß Du den Riesenleib zu Boden strecktest. Deshalb dürfen fromme Seelen niemals aufhören, zu singen: „Saul hat tausend geschlagen,

David aber zehntausend. Du allein bist der Herkules gewesen, der Du Dich, wo nur etwas Gefahr war, entgegenwarfst. Du hast den römischen Eber getötet." Das ist die Wiedergabe eines unauslöschlichen Eindrucks, neidlos ist hier von Zwingli die Führerschaft Luthers anerkannt.

Aber wie die Tat Luthers Tat des Glaubens war, so hat auch Luthers Glaube Zwingli die Kraft der Tat gegeben. Er gab ihm etwas Neues. Das Ziel der humanistischen Pädagogik, nicht minder das ihrer Frömmigkeit war Bildung, moralische Bildung des Charakters, von der Religion mehr umsäumt als wirklich gestützt: *„erudire homines ad iusticiam“*, wie es einmal treffend im Zwinglibriefwechsel heißt. Mit den hohen Zielen vertrug sich durchaus — Zwingli selbst beweist es — sittliche Leichtlebigkeit. Der Intellekt wurde gespeist mit Werten aller Art, aber dem Willen fehlte die Widerstandskraft und Motivation, wie sie nur die erlebte Religion zu geben vermag. Hier lag das wundervolle Geheimnis der Religion und Sittlichkeit zusammenbindenden, eine schöpferische Wiedergeburt des ganzen Menschen schaffenden Gerechtigkeit aus Glauben allein, wie sie Luther durchgerungen und nun in fröhlichem Vertrauen als Freiheit eines Christenmenschen vorlebte und vorlehrte. Diese Töne der Paulinischen Gnadenbotschaft, der Rechtfertigung und Erlösung, der tiefen Empfindung von des Menschen Sünde und Elend waren Zwingli fremd, sie erklingen, nachdem er Luther gelesen hat. Sie sind die zweite Gabe des Wittenbergers an den Schweizer, zugleich der zweite Unterschied zwischen Humanismus und Reformation. Und wenn die Eigentümlichkeit dieser Gabe für eine Vollwirkung ein Nacherleben forderte, so wurde Zwingli dieses in der Pestkrankheit im Sommer 1519 gegeben. Der Jubelruf in seinem ergreifenden Festliede: „Gesund, Herr Gott, gesund!" ist mehr gewesen als die äußere Gesundung von der Krankheit, er umschloß die innere, religiöse und sittliche Wiedergeburt des ganzen Menschen durch das Evangelium der Reformation.

V.

Aber scheint nicht dieser Gipfelpunkt der inneren Entwicklung Zwinglis zugleich Tiefpunkt seiner reformatorischen Eigenart werden zu müssen? Hat ihm nachweislich Luther die Kraft der Tat, nicht minder das Herzstück der Reformation, den reformatorischen Glauben, übermittelt, was bleibt an Originalität noch übrig? Verflüchtigt sie sich nicht ins Formelle, in ein gewisses Lokalgefärbe und Verschiedenheit äußerer Handlung, vielleicht auch in eine besondere humanisierende Sprachform? Bedeutsame Leistung schlösse das nicht aus, eine dankbare Gedächtnisfeier wäre auch dann geziemend, aber von geistiger Eigenart des Zwingliwerkes könnten wir nicht sprechen, es ginge auf in Luthers Reformationswerk wie eine Provinz im Organismus eines größeren Landes.

Tatsächlich ist die Eigenart der Gedankenwelt Zwinglis geblieben. Luther hat die in Zwinglis Seele dank seiner bisherigen Entwicklung wirksamen Kräfte nicht aufgesaugt, vielmehr sie teils neu entbunden, teils sich neben, nicht über sie gestellt, und nun regte sich Zwinglis Genius und band die nebeneinanderstehenden original zusammen. Damit schuf er seine Eigenart. Nicht in einem mechanischen Prozesse, sondern in der organischen Lebendigkeit einer Persönlichkeit, die niemals Nachtreter war, auch da nicht, wo

sie empfing. Die beiden Hauptfaktoren aber, die er band, waren Humanismus und Reformation. Die Scholastik, soweit sie noch nachwirkte, ordnete sich jenem unter, und der Heimatboden stützte sie alle beide. Nicht Flankenschutz oder Rückendeckung wie bei Luther und Melanchthon ist für Zwingli der Humanismus, er bildet eine eigene Front neben der Reformation, und das ganze Problem der religiösen Eigenart Zwinglis steckt in der Meisterung der von rechts und links einströmenden Gedankenmassen zu einem einheitlichen, man darf bei ihm sagen: systematischen Erleben, Denken und Wollen. Diese Geistesarbeit wird um so höher bewertet werden müssen, je klarer und schärfer die Verschiedenheit und Besonderheit der beiden Faktoren heraustritt.

Humanismus und Reformation — trotz des Mischcharakters, den sie beide an sich tragen, in der Verkörperung Erasmus und Luther, in der sie Zwinglis Seele trafen, repräsentieren sie einen neuen Zusammenprall der beiden alten Rivalen: Antike und Christentum. So schwer es ist, die lebendige Mannigfaltigkeit beider Lebensmächte auf die Formel zu bringen, kein Zweifel kann darüber herrschen: zwei verschiedene Weltanschauungen stehen sich gegenüber, nicht etwa eine zufällige Zusammenwürfelung disparater Elemente. Es sind letztlich die beiden Weltanschauungen, die überhaupt nur möglich sind, die eine innerhalb der Kategorie des Seins, des Rationalen, des Intellektes, die andere innerhalb der Kategorie des schöpferischen Werdens, des Irrationalen, des Emotionalen. Ganz verschieden bestimmen sich hüben wie drüben die Lebenswerte. Antike Weltanschauung, am edelsten ausgeprägt in hellenischer Philosophie, sucht die Einheit der Welt zu erfassen und hat von da aus die große Idee einer einheitlichen Kulturmenschheit ausgesprochen, sich bekundend in der universalen vernünftigen Anlage, der gemeinschaftlichen Teilnahme an der Weltvernunft. Die Einheit ist naturgegeben und wird darum von der Menschheit auch nicht sowohl in der Geschichte erlebt als vielmehr von dem vernünftig denkenden Individuum erkannt und vergegenwärtigt. Der Mensch fühlt sich als einen Teil der Welt, und aller Mangel, alle Unvollkommenheit wird in dem vernünftigen Erkennen des gesetzmäßigen Charakters der Welt überwunden. Die Wirklichkeit wird rationalisiert, auch die Tugend wird ein Wissen oder kommt nicht hinaus über das Streben nach Erlösung von den Mängeln der Leiblichkeit und nach physischer Naturverklärung. Ganz anders der christliche Bußruf: „Ändert euren Sinn!" Hier war das Physische ersetzt durch das Ethische, das Rationale und Vernünftige wich dem Irrationalen und Überweltlichen, ja, dem Wunder. Die Sünde ist nicht „Nichtseiendes", nicht physische Unvollkommenheit, die Erlösung ist nicht Selbstbesinnung, sondern Gnadengeschenk, Welt und Mensch sind nicht die selbstherrliche große Naturordnung, sondern Zweck und Folge göttlichen Willens und Wirkens. Jeder Mensch ist Gegenstand besonderer göttlicher Fürsorge, der regelmäßige Kreislauf alles Geschehens wird hier ersetzt durch das schöpferische Erlebnis: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden!" Da aber Gott sich nur in Christus offenbarte und darum nur in Christus ergriffen werden kann, bildet sich eine Sondergemeinschaft der Gotteslieblinge, der Gottesgläubigen, über allen anderen. Die antike Idee der Einheit der Kulturmenschheit zerbirst, und die Menschheit zerfällt in die beiden Klassen der Seligen und der von Gott



Verworfenen, und zu diesen gehörte trotz aller Schönheit, ja, gerade in ihr auch die „ungläubige“ Antike.

Kann man denn nun bei solch scharfer Gegensätzlichkeit der Grundauffassung überhaupt versöhnen und ausgleichen? Widersprüche und Unebenheiten in Zwinglis Gedankenwelt haben ihren Ansatz bei den hier vorliegenden Kontrasten, aber sie sind nichts anderes als unabgeschliffene Ecken und unvermeidliche Unvollkommenheiten; zerrissen ist seine religiöse Welt nicht. An sich neu war ja auch der Ausgleich nicht; schon seit den Tagen des Apostels Paulus waren Antike und Christentum verknüpft, und die Scholastik so gut wie Erasmus von Rotterdam hatten auf diesem Wege weitergearbeitet. Aber gerade nun die im Mittelalter klassisch gewordene Zusammenschweißung an der Stelle der Heilsgewinnung im Zusammenwirken der Gnade — das war christlich — und des angeborenen freien Willens — das war antik — lehnt Zwingli ab. Hier ist er seit der Berührung mit der Reformation nie wieder Erasmusschüler geworden, hat vielmehr noch vor Luther des Humanisten Schrift „vom freien Willen“ rückhaltlos verworfen. Hier ist er ganz „Reformation“ und weiß prächtige Worte über Rechtfertigung, Gnade und Glaube, der ihm ein fröhliches, starkes Gottvertrauen ist, zu finden. Hier ist gar nichts von denkender Reflexion, von Philosophie und der Seinskategorie zu beobachten, hier sprudelt die lebendige Fülle frommen Erlebens frisch und unerschöpflich. Glaube ist „Sicherheit und Sich-Verlassen“, er ist persönlich, unübertragbar, auch die Hölle kann ihm nichts anhaben, Gott schenkt ihn, und Glaube, Hoffnung und Liebe sind eins: „wo der Glaube ist, ist Gottes Geist, wo Gottes Geist ist, ist Gutes Tun.“ Das religiöse Geheimnis der Reformation, zusammengefaßt im „Glauben“, ist von Zwingli voll erlebt.

Merkwürdig nur, daß dann die beiden Reformatoren ihren Abendmahlsstreit, der eine so gut wie der andere, als Kampf um den Glauben ausfochten?! War das Überschätzung einer Quisquilie im Eifer des Gefechtes, Verwechslung von Peripherie und Zentrum? Keines von beiden, es war lautere Wahrheit. Der Kampf um das Abendmahl war ein Kampf um den Glauben, um sein innerstes Wesen, nicht etwa nur um sein Objekt, und Zwinglis Eigenart hier, die, so gut wie bei Luther zum Eigensinn werden konnte, lag in einer Synthese von Christentum und Antike. Ist der Glaube eine „Wirklichkeit der Seele, keine frivole oder zufällige Meinung“, ist er „der innere Mensch, der erleuchtete Geist“, so muß er um seiner selbst willen in rein geistiger Höhenlage bleiben. Als Hauch des göttlichen Geistes richtet sich der Glaube nur auf Göttliches, auf nichts Kreatürliches. Geist schlägt zu Geist im Glauben den Bogen. „Was sinnenfällig ist, kann nicht Gegenstand des Glaubens sein.“ „Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch nützt nichts“ — und sollte es auch das Fleisch Christi sein! Das hat einmal am Kreuze das Versöhnungsopfer geleistet, aber man glaubt nicht an das Fleisch, geschweige denn, daß man es im Sakramente ißt, wie Luther wollte. *Credere est edere,* Glauben heißt Essen, man „ißt“ Christus, indem man gläubig an ihn gedenkt. Nur so bleibt der Glaube auf der Höhe seiner Vollendung, und wie auch Zwinglis theologische Formulierungen im Interesse einer Einigung sich wandeln konnten, bis hart an die Grenze des Möglichen, niemals hat er von der reinen Geistigkeit des Glaubens auch nur ein Stück abgebrochen, sie war wirk-



lich, wie er selbst sagte, seine „eherne Mauer". Und hat nicht minder wirklich siegreich alle Stürme bezwungen. Wenn Zwingli in der „Amica Exegesis" einen Appell an die kommenden Jahrhunderte richtet: „an dich, kommendes Jahrhundert, appelliere ich, daß du in lauterer Urteilskraft über unsern Streit den Spruch fällst", so ist der Richterspruch für Zwingli und gegen Luther ausgefallen: Luthers Abendmahlslehre ist historische Reliquie geworden, die Zwinglis, wenigstens in ihrem Kerne, so stark protestantisches Gemeingut, daß man des Urhebers sich fast nicht mehr bewußt ist. Der tragende Untergrund aber dieser Vollreife des Glaubens — darum ging es — war der bis fast zum metaphysischen Dualismus sich steigernde Gegensatz von Fleisch und Geist, und der war antik, neubelebt durch Erasmus. Niemals konnte Zwinglis Glaube die kompakte Massivität des Lutherglaubens gewinnen, der seinen Christus fassen und mit den Zähnen zerbeißen wollte, um ihn zu besitzen, aber Fäden woben sich, die am Ausgang des 18. Jahrhunderts zum Geistesidealismus sich verdichteten. Und fand hier Geist auch vor fremdem Geiste die Achtung der Toleranz, so steht Zwingli unmittelbar auf dem Wege dazu, wenn es ihm — Marburg 1529 bewies es! — möglich wurde, den Lutheranern die evangelische Bruderhand trotz Abendmahlsdifferenz zum Bündnis gegen die katholische Weltmacht zu reichen. War das auch noch nicht religiöse Toleranz schlechthin — sie schloß den Katholiken aus —, evangelische Toleranz war es, Überwindung der Lehrstreitigkeiten durch die Gemeinsamkeit evangelischen Christusglaubens. In dieser Fähigkeit zur dogmatischen Neutralität steckte schon die Unterscheidung von Religion und Theologie, die wir dem Idealismus zu verdanken gewohnt sind. Nur reine Geistigkeit des Glaubens konnte sie gewinnen.

Gott ist Geist — keiner von den drei großen Reformatoren hat so wie Zwingli diese Gottesanschauung in der Tiefe auszuschöpfen vermocht. Der Gott in Christus kann darum mit dem Menschen in ihm keine Vermischung eingehen, die beiden Naturen bleiben getrennt. Gott ist Geist — das Wort entstammte dem den Reformatoren gleich werten Johannesevangelium, aber Zwingli verbindet wiederum eigenartig mit dem Christentum die Antike, wenn er den geistigen Gott mit Aristoteles als das reine Sein, das höchste Gut und den ersten Beweger faßt. Seine Schrift „von der göttlichen Vorsehung" — es ist seine schwierigste, aber auch seine reifste — entwickelt von da aus eine große Naturphilosophie mit stark pantheistischem Anflug. „Aus Gott und in Gott ist alles, besteht alles, lebt alles, bewegt sich alles und wirkt alles, er ist die alleinige und wahre Ursache aller Dinge. Außerhalb dieses Unendlichen kann es kein Sein geben; was ist, ist in ihm, die Gottheit ist das Sein aller Dinge." Alle die Fragen, die Luther niemals drückten, nach dem Selbstanfang der Welt, der Urzeugung, der Zufälligkeit, finden eingehende Erörterung, eigenartig wirren sich Christentum und Antike ineinander, der Ausklang ist der christliche: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes", aber die Arbeitsmittel sind die antike Philosophie. Und sie auch, weil sie Gott, dem Unbegrenzten, die kosmische, allumfassende Weite gab, rückt bei Zwingli diese Ehre Gottes in den beherrschenden Vordergrund. Nicht erst die Theologie Kalvins, schon die Zwinglis ist theozentrisch, nicht christozentrisch angelegt, und der reformierte Eigenbegriff der Ehre Gottes ist schon bei Zwingli ausgebildet.



Die großen Pauliner der Kirchengeschichte sind, wie ihr apostolischer Meister selbst, ausnahmslos Prädestinatianer gewesen. Aber es ist ein Unterschied, ob die Vorherbestimmung als religiöser Schluß aus der Gnadenerfahrung gewonnen wird, oder die reflektierende Vernunft sich mit dem Probleme von philosophischer Fragestellung aus beschäftigt. Zwingli kennt beides und hat den Mut, philosophisch offen und ehrlich den Schwierigkeiten ins Auge zu schauen, um neue Eigenart damit zu gewinnen. Ist Gott die oberste Ursache alles Seins, so kann und darf nichts ohne seinen Willen geschehen. Folglich ist die erste Sünde, der Fall Adams, und die Sünde überhaupt gewollt. Das scheint furchtbar und ist es auch später für Kalvin gewesen. Nicht so für Zwingli: ihm gelingt der Einbau dieses scheinbar Schrecklichen in den göttlichen Weltplan, er gewinnt eine feine und tiefsinnige Erklärung der Notwendigkeit des Übels und des Bösen. Das Gute und Gerechte kann erst an seinem Gegenteile recht erkannt werden; für Gott selbst ist dieses Gegenteil auch gar nicht Ungerechtigkeit und Böses, wird beides vielmehr erst durch den menschlichen Willen, der die Gebote übertritt. Das von Gott für den Menschen gewollte Gute ist seine Erlösung und Beseligung; ihren Vollwert kann erst des Menschen Sünde und Elend zeigen, darum sind diese von Gott gewollt. Der Zweck heiligt also das Mittel, weil das Mittel erst den Zweck voll begreifen läßt — das ist bis zur Stunde immer noch die beste Theodizee geblieben. Unschwer erkennt man aber hinter dieser rationalen Dialektik antike, neuplatonische Gedanken vom Übel als dem Nichtseienden oder unvollkommenen Guten. Weil sie nun aber auch gedanklich gesichert, nicht nur erlebt ist, gewinnt die Prädestination bei Zwingli jene ruhige, starke Festigkeit, die dem sittlichen Leben die Spannkraft gottgewollter Unablässigkeit verleiht und jenen das Luthertum bedrohenden Spalt zwischen Glauben und Handeln verhütet. Die reformierte Energie, Tatkraft und Leistungsfähigkeit aus dem Kraftquell der Prädestination wurde hier geboren. Es ist alles sinnvoll, weil es gottgewollt ist, und es ist alles gottgewollt, weil es sinnvoll ist. Die antike Weltharmonie schwebt über dem Ganzen, und wenn Luther gerade im Unmöglichen und Absurden Gottes Willen ehren will — „wenn Gott mir geböte, Mist zu essen, so würde ich es tun und gewiß sein, daß es mir heilsam ist" —, so schneidet Zwingli derartige peinliche Erwägungen mit der klaren Erklärung ab: „Gott mutet uns nicht zu, das Unbegreifliche zu glauben." Das höchste Sein ist eben zugleich die oberste Vernunft.

Ist das große All sinnvoll, so heben sich naturgemäß seine einzelnen Teile, am stärksten der Mensch. Gewiß ist Zwingli durchdrungen von der reformatorischen Wahrheit menschlichen Sündenelendes, aber diese Gedanken kreuzen sich sehr lebhaft mit solchen von der Würde und Hoheit des Menschen. „Der Mensch ist von allen Wesen auf der Weltbühne das wunderbarste." Er übertrifft sogar die Engel; denn er packt gerade durch die wundervolle Verbindung von Himmlischem und Irdischem — der hellenische Schönheitsmensch leuchtet hier durch, und die dunklen Farben Augustinischer menschlicher Sündenverderbtheit verblassen. Zwingli hat die Lehre vom freien Willen des Menschen preisgegeben, ja, aber ihn ganz bis zur Wurzel der Erbschuld verderbt sein zu lassen, vermochte er nicht. Von Schuld kann er da nicht sprechen, wo er nur Krankheit, Anlage, Neigung sieht,



so wie ein junger Wolf die räuberische Anlage mit auf die Welt bringt. Schuld ererbt sich nicht, sondern wird erst in persönlicher Tat. Darum gibt es auch keine Verdammung unschuldiger, ungetaufter Kinder, mehr noch: es gibt auch keine Verdammung der ganzen außerchristlichen Menschheit lediglich um der Unkenntnis von Christus willen auf Grund der Erbschuld. Ja, in dieser Heidenwelt, der „verdammten Rotte", wie sie das Mittelalter und auch Luther einschätzte, leuchten Lichter der Wahrheit, ein Seneka wird um seines Glaubens an das Gute willen ein „allerheiligster Mann", und am Tische im Reiche Gottes sitzen neben den Vätern des alten Bundes die Helden der Antike, ein Sokrates und Cato so gut wie ein Herkules und Theseus. Das ist ganz und gar nicht christliche Jenseitshoffnung, vielmehr poetische Jenseitsverklärung von Platos „Gastmahl", ermöglicht durch einen starken Glauben an das Schöne, Wahre und Gute im Menschen an sich, nicht nur im Christen, so gut wie es für Zwingli eine Unsterblichkeit der Seele an sich gibt als Seinsweise neben der Vereinigung des Christen mit dem Herrn dank göttlichen Schöpferaktes. Kann man aber auch außerhalb des Christentums selig werden, so bricht die Grundlage der mittelalterlichen Weltanschauung, festgehalten auch von Luther, die scharfe Trennung der christlichen und außerchristlichen Welt, auseinander, und die Perspektive moderner Weltanschauung öffnet sich. In unendlicher Mannigfaltigkeit spielen ihre Farben, aber den entscheidenden Durchstoß bedeutete und bedeutet immer wieder der Bruch mit der mittelalterlichen christlichen Exklusivität, die Gewinnung einer Solidarität der Menschheit. Zwingli hat jenen Durchstoß vollzogen; er konnte es, weil mit seinem Christentum antikes Menschheitsbewußtsein sich verschmolz. Die Verbindung: Christentum und Antike bei ihm erreicht hier den Gipfelpunkt ihres Wertes.

VI.

Christentum und Antike, Glaube und Wissen, Offenbarung und Vernunft, schöpferisches Werden und Sein — die Grundprobleme der Menschheit kreisen um diese in der Form wechselnden, in der Sache gleichen Gegensätze. Die Zweiheit zur Einheit werden zu lassen, hat man oft versucht, teils hat das Wissen den Glauben aufsaugen, teils der Glaube sich kühn über das Wissen hinwegsetzen wollen. Die Kraft der Einseitigkeit konnte hier wundervollen Schwung schaffen; Luther ist dank ihrer der Heros des Glaubens geworden. Aber den Knoten zerhauen, heißt niemals ihn lösen. Der Mensch trägt in Denken und Wollen den Gegensatz in sich selbst, nicht ungestraft verachtet er das eine oder das andere. Die Lösung kann nur im Ausgleich liegen. Sie ist eine Aufgabe. Möglich, daß sie es bleibt — dann hätte Jeremias Gotthelf recht, wenn er erst in der Unendlichkeit Luther und Zwingli an einen Tisch setzte. Ihr ganzer Kampf ging um jenes Grundproblem. Zwingli suchte den Ausgleich. „Das Wissen steht bei der Betrachtung Gottes nicht an letzter Stelle", sagt er, Luther schloß es in religiösen Dingen aus. Das bedeutete für Zwingli Verlust an Wucht, aber Gewinn an Weite. „Die Wahrheit ist eine" — hart und unerbittlich klingt dieses Verstandeswort Zwinglis und muß auch so klingen. Aber nun tritt der Glaube hinzu, und auf einmal glühen und leuchten die Zacken in wundersamem Firnelicht. Jetzt heißt es: „Fröhlich schaut das Antlitz der Wahrheit aus." Im Glauben an die Wahrheit hat Zwingli den letzten persönlichen

Ausgleich auf alle jene Fragen gefunden. Mehr noch: er hat ihn gelebt in seinem ganzen Züricher Wirken bis zum Tode auf dem Schlachtfelde von Kappel. „Nicht fürchten ist der Harnisch!" Das ist derselbe Ausgleich, dem das Johannesevangelium, seine „Sonne", wie Zwingli es nannte, die Form gab: „Die Wahrheit wird euch frei machen."

Die Mechanisierung unseres Lebens und die technischen Künste.

Ein Beitrag zu architektonischen Zeitfragen.

Von Fritz Schumacher.

I.

Wer die Einwirkungen dieses Krieges[1]) auf das äußere Triebwerk unserer Lebenskräfte mit einem Begriffe bezeichnen will, kann das vielleicht nicht deutlicher tun als mit einem jener Fremdworte, dessen Unübersetzbarkeit mit zur Kennzeichnung der Künstlichkeit dessen gehört, wovon die Rede ist, dem Worte: Mechanisierung. Der Krieg hat unser ganzes Dasein mit einem eisernen Netz straffer Organisationen umspannt, und es ist das Wesen aller Organisation, an die Stelle der individuellen, eigenwillig wirkenden Kraft, die bestimmt geleitete, mechanisch wirkende Kraft zu setzen.

Die großartigste Form, in der die Macht dieser Mechanisierung bisher jemals innerhalb eines Volkes hervorgetreten ist, kann man wohl ohne Zögern die Art nennen, wie in unserem deutschen Heere ein Wille wie mit dem Hebel einer Maschine Millionen Einzelwillen lenkt. Das Spiegelbild dieser gewaltigen Mechanik aus Menschenleibern und aus Menschenkräften zeigte sich in unserem ganzen außermilitärischen Dasein im öffentlichen und privaten Leben. Im größten Maßstabe ist unsere Erzeugung und unser Verbrauch, unser Handel und unsere Geldwirtschaft dem Einzelwillen entzogen und in die Formen eines mechanischen Prinzips gebracht, das mit mehr oder auch mit minder großer Vollkommenheit diese Grundkräfte unseres Daseins lenkt.

Wenn wir einen Augenblick den Zwang der Stunde, unter dem das geschah, außer Rechnung setzen und nur die Leistung als solche betrachten, so stehen wir vor ihr mit einem Gemisch von staunender Bewunderung und von unheimlichem Grauen. Wir sehen Gewalten wirksam von ungeheuerlicher Macht und Größe, Gewalten, wie sie noch nie auf Erden waren, denn sie sind an keine Person geknüpft, wie etwa die gigantischen Kraftansammlungen früherer Zeiten, und gerade in ihrem unpersönlichen Wesen liegt etwas von der Unfaßbarkeit, die wir auch natürlichen Kräften gegenüber empfinden.

Wir wissen wohl, daß dieses stählerne Triebwerk wieder zurückgebremst werden wird, wenn einmal stillere Zeiten ins Land ziehen, aber wir wissen auch, daß ein Wasser, das man einmal nach allen Regeln der Kunst kanalisiert, gestaut und geschleust hat, auch, wenn man später alle künstlichen Maschinen wieder entfernt, niemals wieder ein natürlicher Strom wird. Die Spuren der Mechanisierung seiner Kräfte werden an

1) Die Abhandlung ist im Januar 1918 niedergeschrieben.



ihm haften bleiben, ja, vielleicht vermag man an vielen Stellen gar nicht die künstlichen Maßnahmen abzubauen, weil die Not, die zu ihrer Anlage geführt hat, auch wenn die Sturmflut vorüber ist, bestehen bleibt.

Denn immer ist es irgendeine Not, die zur Mechanisierung führt: ein Mangel, der durch die steigernde Kraft der künstlichen Konzentrierung bekämpft wird, oder das Gegenteil, ein Überschuß, nämlich eine unlenkbare störende Kraft, die durch künstliche Lenkung planmäßig nutzbar gemacht wird, mit einem Worte: es ist wohl niemand im Zweifel darüber, daß wir einer Epoche entgegengehen, in der die Mechanisierung unserer Lebenskräfte unsere Hoffnung und unsere Furcht, unsere Kraft und unsere Gefahr, kurz unser Schicksal sein wird.

Die Richtung, in der wir uns bewegen, die der Krieg uns mit dem wuchtigen Nachdruck aller seiner Wirkungen so deutlich und handgreiflich zum Bewußtsein gebracht hat, ist an sich keine neue Richtung, die große Flamme des Weltenbrandes beleuchtet nur gleichsam den Weg, auf dem die Menschheit geht, mit besonders grellen Lichtern. Es ist der Weg, auf den wir, wie alle Kulturvölker, seit etwa einem Jahrhundert getrieben werden.

Wer die inneren und äußeren Daseinsformen etwa aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts mit denen der heutigen Menschen vergleicht, muß seine Vorstellungswelt fast in allen grundsätzlichen Dingen umstellen. Auf allen Gebieten hat das Wachsen der Menschenmassen und die daraus entstehenden Zwänge vom individuellen natürlichen Betrieb zu einer künstlichen Mechanisierung der Kräfte geführt, die nötig war als Hebel, um ungefüge Massen in Bewegung zu setzen oder sie zu lenken, wenn sie in Bewegung waren, kurz, um äußere oder geistige Kräfte für den Massenbedarf brauchbar zu machen. Alle Organisationsformen der menschlichen Gemeinschaft, die unserer Zeit gegenüber allen anderen Epochen den charakteristischen Stempel aufdrücken, sie sind nichts anderes als Formen zur Mechanisierung großer Massen oder großer geistiger Gewalten. Fast alle unsere Erfindungen geben die Mittel zur Vervollkommnung dieses Mechanisierungssystems, alle die stolzen Wunder unserer Technik und unseres Geistes sind nichts anderes als Werkzeuge zur Mechanisierung von Kräften unter dem Zwange weitausgreifenden Massenbedarfs. Von allen Seiten schließen sich unsichtbare Klammern und Fäden um jede einzelne unserer Lebensbeziehungen zusammen, und was so von außen her mit tausend Armen von uns gleichsam Besitz ergreift, während wir glauben, von ihm Besitz zu ergreifen, das bauen wir in den Einzelheiten des persönlichen Lebens freiwillig weiter aus in Form von Vereinen und Gesellschaften, von Verordnungen und Gründungen.

Walter Rathenau, der diesen Prozeß der Mechanisierung unseres Daseins mit besonderer Inbrunst verfolgt hat, kommt dabei zu dem Schluß: „Wir müssen anerkennen, daß niemals, solange die irdische Menschheit besteht, eine Weltstimmung so einheitlich einen so ungeheuren Kreis von Wesen beherrscht hat wie die mechanistische. Ihre Macht scheint unentrinnbar, denn sie beherrscht die Produktionsquellen, die Produktionsmethoden, die Lebensmächte und die Lebensziele." („Kritik der Zeit" S. 135.)

Betrachten wir das Bild, das sich uns unter diesen Gesichtspunkten entrollt, so sehen wir, es handelt sich um Erscheinungen, bei denen der Begriff von Zuneigung und Abneigung, die Wertung

von „gut“ und „böse“ völlig aussetzt! Es sind im tiefsten Grunde die gleichen Erscheinungen unserer Kultur, auf die wir stolz sind und über die wir klagen, an denen wir uns freuen und an denen wir leiden, und beides geschieht mit vollem Recht und vollem Grund. Es sind eben Kräfte der Entwickelung, und im allgemeinen kann man auch wohl sagen, daß uns heute Lebenden die Erscheinungen auf diesem Gebiete, die wir streifend berührten, als etwas so Notwendiges vor dem Bewußtsein stehen, daß wir uns zunächst nicht über ihr Vorhandensein, sondern eher darüber wundern, daß dieses Vorhandensein besonders beleuchtet wird.

Anders ist es, wenn wir das eigentliche Problem unserer Betrachtung ins Auge fassen, das Problem, in dem die Begriffe Mechanisierung und Kunst aufeinanderstoßen. Was uns im sozialen, wirtschaftlichen und politischen Leben als etwas Natürliches anmutet, springt hier im künstlerischen Leben als etwas Naturwidriges sofort hervor.

„Mechanisierung“ und „Kunst“ das ist eine gründlich unnatürliche Zusammenstellung.

„Kunst“ das ist uns der Inbegriff alles Persönlichen. „Mechanisierung“ setzt an diese Stelle ein unpersönliches Prinzip. Hebt das eine das andere nicht von vornherein auf? Haben wir hier nicht vielleicht ein Gebiet vor uns, an dem die große Tendenz unserer Zeit, die nach Mechanisierung treibt, vorübergehen müßte?

Die Frage bedarf keiner ernsthaften Antwort. Es ist selbstverständlich, daß die umwälzende Welle der Zeit an keiner Erscheinung vorübergeht, mag sie sich noch so sehr auf unnahbare Höhen zurückziehen wollen. Ja, je mehr ein Gebiet des weiten Reiches der Kunst in seiner Ausübung an den Einzelmenschen geknüpft und dadurch beweglich ist, um so eher und schneller pflegt eine Regung der Zeit an sie heranzukommen und in ihr fühlbar zu werden.

So hatte sich allen anderen voran die beweglichste Form der Kunst, die sogenannte „freie Kunst“, in ihrer Art mit den Einwirkungen der Mechanisierung abzufinden. Die Photographie glaubte eine Zeitlang das Porträt entthronen zu können, die Reproduktion machte Anspruch, an Stelle der Handzeichnung zu treten. Das Plakat drohte in anderer Weise das eigentlich Künstlerische zu verzerren. All diese Erscheinungen, die mechanische Kräfte an die Stelle individueller Werte setzen wollten, traten zunächst mit der Kunst in Kampf, und wenn man fragt, wie dieser Kampf verlaufen ist, so sehen wir, sie sind nicht etwa unterdrückt und totgeschlagen, nein, sie sind von der Kunst aufgegriffen, umgearbeitet, zur Vollkommenheit eines untadeligen Werkzeuges gemacht und dann als solches Werkzeug zur Erweiterung der Machtsphäre individuellen künstlerischen Tuns benutzt. In diesem Vorgang liegt eine wichtige Erkenntnis, deren wir uns später erinnern müssen.

Auf dem nächstbeweglichen Gebiet, dem des Geräts, ist der Kampf mit diesen Mächten am nächstschnellsten bewußt aufgenommen: Die Mechanisierung ergriff das Kunstgewerbe und suchte an die Stelle der Handarbeit die mechanische Maschinenarbeit zu setzen. — Die ganzen Verzerrungen traten ein, die zunächst dadurch hervorgerufen wurden, daß eine Kunstindustrie entstand, welche die Handarbeit durch die Maschine nachzuahmen suchte. Man fing deshalb zunächst an, die Maschine zu bekämpfen. Ein nutzloses Unterfangen, denn sie läßt sich nicht zurückdrängen. Man sah deshalb bald ein, daß der

einzig mögliche Kampf nicht ein Kampf gegen die Maschine war, sondern ein Kampf im Bunde mit der Maschine, ein Kampf um neue künstlerische Prinzipien, die in der zielbewußten Herausarbeitung gerade der mechanischen Eigentümlichkeiten liegen, die der Maschine im Gegensatz zur Hand eigen sind. Erst auf diesem Wege begann man die kunstfeindlichen Tendenzen der Mechanisierung des Kunsthandwerks einzudämmen.

Je unbeweglicher nun das Gebiet des kunsttechnischen Schaffens seiner Natur nach wird, um so später ist dieser Kampf gegen das kunstfeindliche Prinzip der Zeit in die Erscheinung getreten. Das sehen wir deutlich, denn auf dem besonders fest verankerten Gebiet des Architekten und des Ingenieurs herrscht einstweilen noch die größte und die ungeklärteste Verwirrung. Technische und künstlerische Elemente liegen in einem krampfhaften Ringen.

Blickt man in die Entwickelung einer modernen Großstadt, so sieht man: das, womit die eigentliche Architektur zu kämpfen hat, sind nicht nur die Auswüchse der Unternehmerphantasien, sondern von der anderen Seite drängen an sie heran die vielen künstlerisch undisziplinierten Bauten, die dem weiten Reiche jener technischen Notwendigkeiten dienen, die zur großen Maschinerie unseres mechanisierten heutigen Großstadtlebens gehören: Kraftwerke, Fabriken, eiserne Brücken und Betonhallen, Gasometer und Silos. Der rücksichtslose technische Geist, mit dem solche Bauten heute meist noch auftreten, droht die architektonisch disziplinierten Leistungen immer mehr und mehr zu überwuchern, und es ist eine der großen Fragen, wie der Krieg dieses Ringen beeinflußt hat.

Daß er zunächst die Wirkung hat, die technischen Kräfte und Erscheinungen mächtig zu stärken, wird wohl kaum bezweifelt werden. Alles Künstlerische, das als Selbstzweck auftritt, wird durch die unerbittliche, zur strengsten Selbstbeschränkung zwingende Hand der Not, die er mit sich brachte, zurückgedrängt. Alles Technische, das als Selbstzweck auftritt, ist durch die gleichen Tendenzen an Macht gestiegen. Das Ringen scheint ungleich an Kräften zu werden, und man könnte denken, daß derjenige, dem das Künstlerische am Herzen liegt, voll Sorgen in die Zukunft blicken muß.

Suchen wir uns klar zu machen, um was es sich dabei, genauer betrachtet, handelt.

II.

Zunächst gilt es hervorzuheben, daß, wenn der Krieg mit der Forderung öffentlicher Sparsamkeit den äußerlichen dekorativen Kompromissen zwischen Kunst und Technik ein Ende bereitet, kein ernsthafter Betrachter das beklagen wird. Wir stehen in einer Zeit, wo noch viele glauben, eine Eisenbrücke künstlerisch zu veredeln, wenn sie eingespannt wird zwischen Pfeilern, die als großartige steinerne alte Stadttore ausgebildet werden, — einen Kraftwerkschornstein hoffähig zu machen, dadurch, daß man ihm den Charakter der Nutzform nimmt und ihn architektonisch ummantelt, — eine Betonhalle zum Kunstwerk zu stempeln, dadurch, daß man ihr eine in Steinform gedachte Architektur aufnötigt. Dieser äußerliche und deshalb ganz fruchtlose Kampf gegen den mechanisierenden Einfluß der Technik ist unser Unglück. Je schärfer mit diesem romantischen Wahn gebrochen wird, der glaubt, dem Problem so äußerlich mit dekorativen Mitteln zu Leibe gehen zu können, um so besser. Aber diesem dekorativen Irrweg gegenüber tritt nun eine andere Richtung auf, die nicht weniger kritisch betrachtet



werden will. Man glaubt vielfach im Gegensatz zu diesen, architektonisch-dekorativen Versuchen mit den einfachen nackten Ergebnissen zweckmäßiger Berechnung nun schon das letzte Ziel erreicht zu haben und will in den Formen dieser Berechnung das Gesetz einer neuen Schönheit sehen.

Diese Ästhetik der Zweckmäßigkeit ist sogar ein Lieblingsgedanke unserer Zeit geworden; er schien am einfachsten Erlösung aus all den Verzerrungen zu bringen, die man um sich sah. Kein Wunder, denn sie bedeutete ja nichts Weiteres, als eine bedingungslose Unterwerfung unter die Macht des mechanistischen Prinzips: an die Stelle der individuell abwägenden Formgebung des künstlerischen Gefühls tritt die mechanisch sich entwickelnde Formgebung des technischen Geistes, — an die Stelle künstlerischer Freiheit mathematischer Zwang. Tausend Erscheinungen unserer Zeit scheinen den Gedankengang dieser Auffassung zu bestätigen, und doch ist es auffallend, daß ihr Ergebnis so oft nicht befriedigen will.

Gewiß, wenn wir statt jener künstlich zusammengekoppelten Brücke nun eine Gestaltung vor uns sehen, die nur aus den statisch ermittelten Formen der Eisen- oder auch der Eisenbetonkonstruktion besteht, so ist das unangenehme Gefühl jenes unklaren Zwiespaltes verschwunden, wir stehen reinlichen Verhältnissen gegenüber. Aber so einfach ist die Lösung des Problems schließlich denn doch nicht.

Dadurch, daß man einen Irrweg verläßt und die entgegengesetzte Richtung einschlägt, hat man an sich noch nicht die Gewähr, das eigentliche Ziel zu erreichen. Wenn wir glauben, die Unterwerfung unter das Prinzip mechanisierender Zweckmäßigkeit als Parole für die Zeit des neuen Besinnens nach dem Kriege ausgeben zu können, würden wir bald festsitzen.

Wie kommt es, daß sich vor solchen Produkten der Statik und technischen Mechanik eine Harmonie, die wir mitempfinden können, so selten von selber einstellen will?

Der Architekt, der sich klar geworden ist über die Grundelemente, mit denen er im altbefahrenen Gebiet des Steinbaues wirkt, und mit denen jeder Baukünstler bisher gewirkt hat, wird sich nicht darüber wundern. Wir müssen ihm einen Augenblick über die Schulter blicken.

Was der Architekt als Gestalter von Formen tut, ist schließlich nichts anderes, als dem Stützen, Tragen und Spannen, also den dynamischen Funktionen des Stoffes, in dem er baut, in seinen Formen Ausdruck zu geben. Wäre hierfür die höchste Zweckmäßigkeit das oberste Gesetz, so wäre beispielsweise die ganze Formenwelt der antiken Baukunst unbegreiflich. Es wäre unter anderem ganz unerklärlich, weshalb man eine freitragende Steinstütze in Form einer dorischen Säule ausbildet. Weshalb macht man nicht einfach einen glatten, zylindrischen Schaft als tragende Stütze, anstatt ihn, wie man es bei der Säule tut, nach oben zu verjüngen, die Außenkontur elastisch zu schwellen und ihn oben abzuschließen mit den geschwellten Profilformen eines Kapitäls. Nach den Gesetzen der statischen Zweckmäßigkeit würde jener glatte Zylinderschaft nicht nur ganz das gleiche, nein, er würde, weil er mehr Masse besitzt, mehr leisten können als die ausgebildete Säule von gleichen Abmessungen. Man macht also, wenn man die Stütze trotzdem verjüngt, schwellt und mit elastischen Profilformen ausstattet

etwas, was, verstandesmäßig betrachtet, durchaus nicht als zweckvoll bezeichnet werden kann; nein, man handelt offenbar gegen das materielle statische Gesetz. Und doch erlebt man das Wunder, daß diese zur Form ausgebildete Säule nicht etwa nur gefälliger aussieht, nein, daß sie weit mehr Kraft zu entwickeln scheint, als der in Wahrheit kräftigere Pfeilerschaft: der Pfeilerschaft ist tot, die Säule erst ist lebendig. Wir stehen vor dem Rätsel aller architektonischen Formgebung: der Mensch fühlt das Gegenteil von dem, was das Gesetz der Materie dem prüfenden Verstande sagt. Der Schlüssel zu diesem Rätsel und damit zum Verständnis alles architektonisch-technischen Formens liegt darin, daß der Mensch gar nicht imstande ist, die Gesetze einer außer ihm liegenden Materie zu empfinden, empfinden kann er nur die Gesetze seines eigenen Wesens, seiner eigenen Materie. Will der Schaffende also in dem starren Stoff des Steins Kräfte zum Ausdruck bringen, die der Beschauer mitzufühlen vermag, so kann er das nur, wenn er die dynamischen Erfahrungen, die wir Menschen mit unserem eigenen auf elastischem Prinzip gestellten Muskelsystem gemacht haben, zugrunde legt. Deshalb behandelt er instinktiv die starre Masse so, als ob sie, wie er selbst, elastisch wäre: er läßt sie schwellen unter dem Druck des Tragens, er gibt ihr die quellenden Formen einer spannenden Bewegung und Gegenbewegung, und jetzt erst erhält sie für unser Gefühl spannende und tragende Kräfte; vorher war sie tot. Kurz, der Schaffende muß die Materie gleichsam vermenschlichen, damit der Mensch ihre Kräfte fühlt. Er tut lauter Dinge mit ihr, die vom Standpunkte der mathematischen Zweckmäßigkeit sinnlos sind, und schafft dadurch erst das Einzige, worauf es ankommt: die gefühlsmäßige Zweckmäßigkeit.

Wir sehen, die wirklich mathematisch begründete Zweckmäßigkeit und die gefühlsmäßige Zweckmäßigkeit sind nicht ein und dasselbe. Damit fällt jene Ästhetik der mathematischen Vernunft in sich zusammen. Erst diese grundlegende Erkenntnis gibt der Kunst wieder Raum im technischen Schaffen. Das, was wir Kunst nennen, ist eben nichts anderes, als die unbewußte Kraft, die Materie mit menschlichem Gefühl zu durchtränken.

Bei der Architektur ist uns dieser Prozeß im Laufe der Jahrhunderte etwas so Selbstverständliches geworden, daß wir uns seines Wesens kaum noch bewußt sind, zumal sein eigentlicher Kern meist von zahllosem schmückenden Beiwerk überwuchert zu sein pflegt, das der oberflächlichere Betrachter für die Hauptsache zu nehmen geneigt ist. Es liegt eigentlich auf der Hand und ist doch verhältnismäßig selten begriffen worden, daß das Verhältnis des betrachtenden Menschen zu den anderen Materialien, also beispielsweise zu Eisenbeton und Eisen in seinen letzten Grundlagen nichts anderes sein kann, als das Verhältnis zum Stein. Nur wird die Art, wie sich das begrifflich Gleiche ausdrückt, gemäß dem jeweiligen anderen Stoff natürlich eine andere werden. Charakterisieren wir den massebildenden Stein im Sinne des uns vertrauten elastischen Muskelsystems, so charakterisieren wir das gerippebildende Eisen mehr im Sinne der uns vertrauten Spannungen unseres Gelenk- und Sehnensystems. Aber auch hier tritt wieder an die Stelle der mathematischen Linie die statische Gefühlslinie. Wieder bedarf es nicht des Verstandes allein, sondern des künstlerischen Gefühls, sie zu finden. Meist liegen die beiden Linien nahe beieinander und sind doch nicht

dieselben. An dieser scharfen Grenze, wo der Mensch sein Körpergesetz selbstherrlich an Stelle des Gesetzes der Materie setzt, wo er sein Wesen gleichsam in sie herein projiziert, an dieser Grenze liegt auch hier das Reich der Kunst.

Setzen wir so unser Wesen bei der Formgebung des technischen Organismus als oberstes Gesetz, so tun wir schließlich nichts anderes bei allem anderen, was wir künstlerisch gestaltend mit der Materie vornehmen. Wenn wir beispielsweise in die willkürliche Häufung eines toten Stoffes eine bestimmte Massenverteilung bringen, so beruht das künstlerische Gesetz, nach dem wir das tun, auf dem geheimnisvollen Urelement, das allem menschlichen Wesen zu tiefst innewohnt: dem rhythmischen Gefühl, durch das alles Lebendige sich vom Unlebendigen unterscheidet. Weil dieser Sinn für Rhythmus eine Kraft ist, die das ganze Menschentum durchdringt, und auf dem sich sein Fühlen aufbaut, verlegt der Künstler die Ergebnisse dieses Gefühls in die starre Materie und charakterisiert sie dadurch so, als ob auch sie einem inneren rhythmischen Gesetze gehorchte, nach dem sie sich gliedert und aufbaut. Erst dadurch, daß dieses unserem Wesen verwandte Gesetz durch den Künstler in die Materie hereingelegt ist und nun scheinbar aus ihr wiederklingt, beginnt sie für uns jenes innere Leben zu bekommen, das unser Empfinden mitschwingen läßt. Sie besitzt es nicht durch die mechanischen Gesetze, nach denen die Massen sich stützen, tragen und verspannen, — sie besitzt es nur durch das Gefühl des Künstlers.

Und zu dieser Belebung der Materie im Sinne des dynamischen Systems der Menschennatur und des rhythmischen Systems der Menschennatur tritt als dritte Form des künstlerischen Ausdrucks die Proportionierung der Teile. Die Art, wie der Künstler zusammengehörende rhythmische Elemente untereinander in ein bestimmtes Größenverhältnis bringt, ist eine der Urkräfte, durch die er der toten Masse einen bestimmten lebendigen Charakter gibt. Und auch hier ist das, was er tut, wenn man es genauer betrachtet, nichts anderes, als eine Vermenschlichung des Stoffes. Dürer hat in seinen „Vier Büchern von menschlicher Proportion" nachgewiesen, wie all unser künstlerisches Empfinden im Abwägen der Teile zueinander auf nichts anderem beruht als auf den Proportionen, nach denen das Kunstwerk des menschlichen Körpers in allen seinen Teilen aufgebaut ist. Auch dieses Gesetz unseres Wesens projizieren wir in den unbelebten Stoff, um ihn zu einem lebendigwirkenden Organismus, das heißt zu einem Kunstwerk, zu machen.

Diese drei Kräfte aber, — die Rhythmik der Massenverteilung, die Proportionierung der Gliederung, die Dynamik der Formengebung, also die Grundelemente alles technischen Ausdrucks, vermag keine Strömung der Zeit der Hand des Künstlers zu entwinden, denn alle drei entnehmen ihr Gesetz, wie wir gesehen haben, nicht dem unter den Wirkungen der Zeit veränderlichen Stoff, der gebildet wird, sondern dem unveränderlichen Stoff dessen, der da bildet. Und nur das, was der Bildende von menschlichen Wesenskräften geheimnisvoll in die Materie geflößt hat, strahlt aus ihr in die Empfindungswelt des Betrachtenden zurück.

So ist es bei jedem technischen Organismus, der künstlerisch wirkt. Der Mensch schafft ihn zwar nicht wie der freie Künstler in jenem gottähnlichen Sinne unmittelbar nach seinem Bilde,

aber mittelbar ist es doch sein Bild, nach dem er schafft. Auch jedes technische Kunstgebilde, so naturfremd und der Natur entgegengesetzt sein Organismus auch erscheinen mag, ist, wenn anders es ein Kunstwerk geworden ist, genauer betrachtet, ein Stück vermenschlichter Natur.

Diese Erkenntnis beginnt, uns den technischen Dingen gegenüber erst allmählich in der Theorie aufzugehen.

In unser praktisches Leben ist die Konsequenz dieser Auffassung bisher noch kaum gedrungen. Noch wird der Künstler höchstens an das technische Baugebilde herangelassen, um es irgendwie mit künstlerischen Zutaten zu garnieren. Meist aber bleibt es in seiner kühlen Verstandesmäßigkeit starr und leblos bestehen, und man ist noch weit davon entfernt, zu erkennen, daß es ganz willkürlich ist, das Bauen gleichsam nach Baustoffen scheiden zu wollen in technische und in künstlerische Aufgaben. Es gibt in Wahrheit nur eine Kunst des Bauens, und ihr Wesen liegt darin, technische Gebilde aus irgendeinem Material derartig mit dynamischem und rhythmischem Gefühl zu durchdringen, daß sie mitschwingen mit unserem menschlichen Gefühl.

Aber nicht wegen solcher fachtechnischen Bemerkungen haben wir diesen in seiner Skizzenhaftigkeit etwas gefährlichen Einblick in das Reich der ästhetischen Grundlagen des technischen Schaffens gewagt. Der Zweck war in unserem Zusammenhang ein anderer. Wir sehen aus diesen Betrachtungen, daß die Gefahr, die durch die mechanisierenden Tendenzen der Zeit über die technisch-gestaltende Kunst heraufzurücken schien, ihren tiefsten Kern niemals treffen kann. Mag äußerlich das, was wir Technik nennen, in den Werken unserer Zeit immer mehr hervortreten und Eindrücke verdrängen, in denen wir früher gewohnt waren, das zu sehen, was uns künstlerisch erfreute, diese Umwandelung bedeutet nicht ein Ersticken künstlerischer Möglichkeiten zugunsten einer anderen mechanisch wirkenden Welt, sondern sie bedeutet nur eine Umlagerung der Mittel, mit denen wir uns künstlerisch ausdrücken. Die Möglichkeit dieses Ausdrucks in Rhythmus, Proportion und Gestaltung der dynamischen Grundformen bleibt ungeschwächt. Keine Tendenzen der Zeit können sie jemals antasten.

Das ist ein Ergebnis, das im Widerspruch steht zu den ersten Eindrücken, die uns umgeben, und das uns deshalb doppelt wertvoll sein muß.

Wenn man auf die Verwüstungen blickt, welche die Mechanisierung unseres Lebens heute in eigentlich allen Erscheinungen hervorgebracht hat, die durch die technischen Künste beherrscht werden, und sich vorstellt, daß die nächste Zukunft noch ein gewaltiges Wachsen dieser mechanisierenden Mächte in sichere Aussicht stellt, könnte zunächst der Mut sinken. Nach dem, was wir eben erkannten, dürfen wir folgern, daß wir zunächst keinen Grund dazu haben, denn der Weg, den wir vor uns liegen sahen, um wieder bis zur Kunst durchzudringen, war nicht der Weg des Rückwärtsschraubens, sondern der Weg konsequenten Vorwärtsgehens. Die Zerrbilder, die uns schrecken, liegen darin begründet, daß wir die Richtung, auf welche die Entwickelung der Zeit weist, nur halb und nur zaghaft einschlagen, und daß wir mit romantisch wirkendem Flitter glauben, die neuen Erscheinungen bemänteln zu müssen. Das neue Prinzip ist, halb entwickelt, eine hoffnungslose Fessel, vollkommen entwikkelt, kann es dazu dienen, über das Mechanische Herr zu werden, so daß wie-

der Raum für die Freiheit des Geistigen geschaffen wird.

Das ist das Ziel, und es kam darauf an, zu zeigen, daß dieses Ziel durch die Tendenzen der Zeit nicht verrammelt ist; im Gegenteil, daß diese Tendenzen in den Dienst zu seiner Erreichung gestellt werden können, wenn man sich ihnen nicht blind hingibt.

Mit dieser Erkenntnis ist dieses Ziel natürlich noch lange nicht erreicht, sie ist einstweilen nichts anderes, als ein theoretischer Trost. Wir können sagen, daß wir heute im praktischen Leben im allgemeinen auf jener zweiten Stufe der Entwickelung stehen, wo sich der große Reinigungsprozeß von mißverstandener romantischer Kunstübung durch ein energisches Betonen des Prinzips der materiellen Zweckmäßigkeit zu vollziehen beginnt. Erst von weitem sehen wir die praktische Möglichkeit, das höhere Ziel zu verwirklichen, hier und da emportauchen. Die Bauten der AEG., der große Gasometer in Dresden, die Hängebrücke in Köln, die große Festhalle in Breslau, die Bahnhofshallen in Leipzig sind einzelne Vorläufer dazu. Aber das sind doch nur vereinzelte Leistungen. Es genügt nicht, daß man hier und da einen verständnisvollen Künstler auf einem Gebiete zu Worte kommen läßt, das noch gar nicht als Feld des Künstlers gilt, und so zu einem schönen und überraschenden Ausnahmeergebnis kommt; nein, um so wichtiger diese ganzen Tendenzen nach dem Kriege zu werden versprechen, um so mehr muß die ganze Richtung des technischen Lebens nach dieser Seite eingestellt werden. Es gehört zu den Aufgaben, die uns gestellt sind, daß wir aus selbstverständlichen inneren Kräften heraus diesem Ziele durch die Art unserer Aufgabestellungen, unseres künstlerischen Schaffens und unseres technischen Produzierens von selber entgegenwachsen.

Auf dem Gebiete der technischen Kunst nützt es nichts, wenn man ästhetisch mit einer Sache im reinen ist: das ist zwar eine Vorbedingung, aber sie kann ganz nutzlos sein, wenn nicht zahlreiche, höchst handgreifliche Kräfte zusammenwirken, um eine ästhetische Erkenntnis zur Verkörperung zu bringen. Die Erkenntnis muß sich umsetzen in Willensäußerungen, über die der Künstler nicht frei zu verfügen vermag.

Die praktische Frage wird deshalb sein, wie die verschiedenen Willensträger, die beim Bau beteiligt sind, durch die mechanisierenden Tendenzen der Zeit in ihrer Entwickelung beeinflußt werden.

Als für den Bau entscheidend können wir unterscheiden: den Willen des entwerfenden Künstlers, — den Willen des ausführenden Arbeiters und den Willen des auftraggebenden Bauherrn.

Die Art, wie jeder von ihnen beeinflußt wird, ist maßgebend für die Fragen: Von wem wird gebaut? eine Frage, die den Künstler betrifft. — In welcher Art wird gebaut? eine Frage, die den Arbeiter betrifft. — Was wird gebaut? eine Frage, die den Bauherrn betrifft.

III.

Wir haben bisher nur ins Auge gefaßt, daß die Tendenzen unserer Zeit, die zur Mechanisierung führen, dem Künstler den Weg nicht zu versperren brauchen, weil sein Reich von einer Welt ist, die jenseits dieser Gefahren liegt. Wenn wir darin einen Trost sehen, angesichts der schwierigen Verhältnisse, denen der Künstler entgegengeht, so setzt das eines voraus, nämlich, daß der Künstler wirklich an die Aufgabe herankommt, die gelöst werden soll. Mögen jene mechanisierenden Tendenzen





auch unter Umständen die Gestaltungsmöglichkeiten des Künstlers nicht grundsätzlich bedrohen, ganz anders ist die Frage, ob sie nicht die Gefahr mit sich bringen, ihn von den Aufgaben des Tages fernzuhalten. — Sobald wir unser Thema von dieser Seite aus betrachten, können wir nur von Gefahren sprechen, welche die mechanisierenden Neigungen unserer Zeit mit sich bringen.

Jede Mechanisierung der Auslese kann in der Frage: „Von wem wird gebaut?" notwendigerweise nur zum Unheil führen. Die Gefahr setzt schon ein während der Erziehung des Baukünstlers. Das Prinzip, durch das unsere Zeit das ganze berufliche Fortkommen ihres jungen Nachwuchses mechanisiert hat, ist das Prinzip des Berechtigungswesens: An Stelle des individuellen Befähigungsnachweises durch die Tat, der in früheren Zeiten allein maßgebend war, ist ein überaus fein ausgearbeitetes Präzisionssystem getreten, das die Berufsauslese durch das mechanisch wirkende Sieb des Examens vollzieht. Auf dem Examen baut sich dann das Berechtigungswesen auf, das für den weiteren Verlauf der Auswahl maßgebend wird. In dieses Mechanisierungssystem ist auch die freie Kunst des Architekten von verschiedenen Seiten aus eingespannt, so daß es durchaus nötig ist, auch für den Erziehungsweg dieses Berufes das Ventil zu schaffen, das einen Aufstieg der Begabten außerhalb der Normbestimmungen gewährleistet. Wie das zu geschehen hätte, ist ein Problem, das uns heute von unserem Ziele allzusehr abführen würde. Wir wollen nur feststellen, daß hier einer Gefahr entgegengearbeitet werden muß, die von diesem Untergrunde aus in den ganzen künstlerischen Staatsdienst einzudringen droht. Das Berechtigungswesen der Studienordnung setzt sich fort im Rangwesen des Beamtentums. Dieses mechanische Wertungssystem ist beim Riesenorganismus heutiger Verwaltung unvermeidlich geworden, darf aber nicht maßgebend sein für die Handhabung der künstlerischen Tätigkeit. Es wäre ein großes Unglück, wenn der Beamte, statt durch seine künstlerische Fähigkeit, mechanisch durch seine Beamtenlaufbahn zum Schöpfer wichtiger Bauten bestellt würde. Dieser Gefahr ist unsere Zeit in der künstlerischen Verwaltung der Städte mit großer Energie aus dem Wege gegangen: es kommt kaum noch in Deutschland vor, daß ein Mann vermöge seiner Beamtenlaufbahn an die Stelle rückt, welche berufen ist, die städtischen Bauten zu gestalten. Im Staatsbetriebe aber ist das oft anders, und mechanisch fördert das große Triebwerk des Beamtenapparates die leitenden Männer an ihre Herrschersitze. Das ist eine gefährliche Folge der Mechanisierung der Beamtenauslese, der man bewußt im Sinne des Prinzipes entgegenarbeiten muß, das unsere Städte befolgen.

Dieser Gefahr auf dem Gebiete des beamteten Künstlertums steht eine nicht minder große Gefahr im Gebiete der privaten künstlerischen Betätigung gegenüber. Suchte sich früher der Bürger frei den Meister heraus, der ihm seine Wohnung gestaltete, so hat sich das Verhältnis zwischen dem Gestaltenden und dem Benutzer jetzt in weitem Umkreis von Grund aus geändert. Der Gestalter schafft gar nicht mehr für einen bestimmten, persönlich umrissenen, sondern für einen imaginären Benutzer. Der Begriff dieses Benutzers ist beim Mietshausbau innerhalb des Rahmens weniger Typen schematisiert und die persönlichste Form der baulichen Betätigung, das Schaffen menschlicher Wohnungen, dadurch völlig mechani-

siert worden. Weitaus der größte Teil unserer Wohnungen entsteht ohne Bauherrn; die Baukünstler entwickelt sich zur neuen Form des Bauunternehmers, in dem Schaffender und Bauherr sich zur Karikatur vereinigen, und wenn man heute fragt, von wem wird der ausschlaggebende Teil des Riesenleibes einer Großstadt gebaut, so ist man sehr naiv, wenn man meint, das täte der Baukünstler. Damit hat die Mechanisierung unserer technischen Aufgaben gründlich aufgeräumt.

So erweisen sich die scheinbar so zusammenhangslosen Gefahren, die der künstlerisch geeigneten Kraft das Herankommen an die Aufgabe erschweren, — das Berechtigungswesen und das Unternehmertum als enge Verwandte; sie sind Kinder jenes für unsere Zeit charakteristischen Bestrebens der Mechanisierung aller wirkenden Kräfte. Trifft dieses Bestreben die Kraft des künstlerischen Willens selbst und setzt statt der Schätzung der einzelnen Persönlichkeit eine unpersönliche Form des Geschehens, — ein Examen, ein Geschäft, ein Rechenexempel, so gibt es jene Möglichkeit, die wir zuerst entwickelt haben, nicht, durch eine möglichste Vervollkommnung des mechanistischen Prinzips wieder zur Freiheit des Künstlerischen zu kommen. Wir müssen deutlich unterscheiden, daß das nur möglich ist, wenn die Mechanisierung irgendeines der geistigen oder materiellen Werkzeuge des Künstlerwillens ergreift. Rührt sie an den Lebensboden dieses Willens selber, so kann man nur versuchen, ihre Erscheinungen kräftig zu bekämpfen, nicht aber, sie in den eigenen Dienst zu stellen.

Dieser Gesichtspunkt gibt uns gegenüber den Wirkungen der Zeit eine ganz klare Richtung an, sobald wir es zu tun haben mit den eindeutigen Erscheinungen, die wir bisher ins Auge faßten. Daß der menschliche Wille selbst in einem natürlichen Kampf mit den Mechanisierungstendenzen der Zeit steht, ist eine Selbstverständlichkeit. Aber dieser menschliche Wille spielt im Betrieb des Bauens eine gar mannigfaltige Rolle: er kommt nicht nur als selbständiger Schöpferwille in Betracht, sondern, solange das Bauen noch nicht zu vollem Maschinenbetrieb überführt ist, — Edisons gegossene Häuser lassen auch diesen Zustand am Horizont auftauchen — gebraucht es auch abhängiger menschlicher Willen, um die Absichten der schaffenden Kräfte in die Wirklichkeit umzusetzen, und das führt uns zu der Frage: in welcher Weise gebaut wird. —

IV.

Es gibt vielleicht in unserem ganzen Kulturleben nichts, wo sich der Zug zur Mechanisierung deutlicher und bestimmender auszuprägen beginnt, als gegenüber dem Willensträger, der als abhängiger Ausführender einer baulichen Arbeit in Betracht kommt. Auf diesem Gebiete ist die Mechanisierung des menschlichen Willens neuerdings zu einem wissenschaftlichen System gemacht worden, das beginnt, eine immer mehr wachsende Bedeutung anzunehmen: das Taylor-System, so genannt nach dem Amerikaner Frederick Taylor, der in zahlreichen berühmt gewordenen Werken das niedergelegt hat, was er „Wissenschaftliche Betriebslehre" nennt. Seine Lehre geht darauf hinaus, in höchst geistreicher Weise die menschliche Arbeit beim Bauen bis zum äußersten Nutzeffekt zu mechanisieren. Von der Art, wie er das macht, läßt sich schwer ein Begriff geben, denn es ist völlig verschieden, je nachdem, ob es sich etwa um die Neuorganisation der Arbeit des Maurers oder des Eisenbe-

tonarbeiters handelt. Im wesentlichen kommt es dabei darauf heraus, daß in den typischen Verrichtungen der betreffenden Arbeiter jede Willkür und dadurch jeder Zeitverlust ausgeschaltet wird. Auf Grund langjähriger Studien — einzelne Zweige der baulichen Betätigung haben Taylor fast zwei Jahrzehnte beschäftigt, ehe er sein System für sie bearbeitete — stellt er beispielsweise fest, daß der Maurer für die normale Tätigkeit des Vermauerns eines Steines siebzehn Bewegungen auszuführen pflegt; er richtet durch kleine, mit unendlichem Scharfsinn ersonnene Veränderungen die Arbeit so ein, daß nur noch fünf Bewegungen nötig werden. Oder er ermittelt durch zahlreiche Versuche mit der Stoppuhr, daß die eine Form eines Arbeitsinstrumentes, meinetwegen die Kelle des Maurers, um einige Sekunden schneller arbeitet als eine etwas andere Form, und er ersinnt aus diesen Anhaltspunkten eine neue, leise abgeänderte Gestaltung des Werkzeuges, die haarscharf dem Bedürfnis angepaßt ist. Den so ausgerüsteten, zur Präzisionsmaschine gemachten Menschen reguliert er in seiner Tätigkeit durch ein neukonstruiertes Lenkwerk, das „Betriebsbureau“ genannt wird; hier wird die Tätigkeit jedes Arbeiters in allen Einzelheiten vordisponiert; er erhält seine genauen Anweisungen allmorgendlich auf einer Karte verzeichnet, und es wird ihm dabei zugleich auf Grund eingehender Erfahrungen ein bestimmtes Pensum aufgegeben, dessen Erreichung oder Überschreitung in gewissen Staffeln seine Löhnung erhöht. Das Ergebnis des vergangenen Tages ist auf jeder neuen Anweisungskarte abgerechnet, so daß auch der Arbeiter einen ständigen Manometer besitzt, an dem er gleichsam ablesen kann, wie hoch der Druck ist, unter dem seine Maschine steht. So wird auf eine Weise, die sehr einfach aussieht, die in Wahrheit aber weit komplizierter ist, als hier auch nur angedeutet werden kann, der Maurer, um bei diesem Beispiel zu bleiben, der bisher in der Art seiner Materialherbeischaffung, in der Art von dessen Verarbeitung und in dem Tempo seiner Tätigkeit ein ziemlich willkürliches Dasein führt, zu einem Glied in einer durchgeistigten Maschinerie gemacht, die sein Tun mechanisiert, und es ist Taylor gelungen, auf diese und ähnliche Weise bei den verschiedensten Betrieben den Nutzeffekt um ein Vielfaches zu steigern. Sein Ruf als Reformator der Arbeit ist zunächst in Amerika so angewachsen, daß das „Taylor-System“ zu einer Art Glaubensartikel geworden ist. Es beginnt auch unser technisches Leben, besonders auf dem Gebiete der Industriebetriebe, lebhaft zu bewegen.

Man sieht, wir haben es mit einer typischen Erscheinung zu tun, einer Erscheinung, in der das Wesen der Kräfterichtung unserer Zeit sich mit seltener Deutlichkeit spiegelt: der Mechanisierung des Bauarbeiters. Der erste Eindruck, den solch andeutende Schilderung macht, ist wahrscheinlich der des Schreckens. Die Einschaltung eines anonymen Kollektivwillens an Stelle von Tausenden von Einzelwillen erscheint als ein letzter Schritt zur Versklavung des Menschen.

Wenn man zunächst unter solchem Eindruck steht, horcht man auf beim Bericht, daß intelligente Arbeiter diesen Einrichtungen aufs lebhafteste zuzustreben pflegen, und geht man der Sache weiter nach, so wird man finden, daß Taylor sich nicht als Versklaver, sondern als Befreier des Arbeiters betrachtet.

Dadurch, daß er ihn kraft seines Geistes zu einer wertvolleren Maschine

macht, erhöht er eben nicht nur den Nutzen, den er für den Arbeitgeber hat, sondern auch den Lohn, der ihm gezahlt wird und damit die Lebensführung, die er sich leisten kann. Ja, er entfacht durch sein System der täglichen Selbstkontrolle einen inneren Ehrgeiz, der bei mechanischer Tätigkeit der einzig brauchbare Ersatz ist für das, was die Liebe zur Arbeit bei Qualitätstätigkeit bedeutet.

Wieder sehen wir die Erscheinung vor uns, daß die Mechanisierung in ihrer höchsten, klarsten Vollkommenheit ihren kulturfeindlichen Stachel verliert und den Boden gibt für eine neue Art der Freiheit.

Taylor faßt sein Glaubensbekenntnis in die Worte zusammen: „Die Zeit der großen persönlichen oder individuellen Taten, vollbracht von einem einzelnen ohne Hilfe anderer, geht schnell ihrem Ende zu. Es naht die Zeit, in der alle großen Dinge durch jenes Zusammenarbeiten zustande kommen, bei dem jeder einzelne tut, was für ihn am besten paßt, wo niemand etwas von seiner Originalität und seinem persönlichen Arbeitsinteresse (Initiative) verliert und doch unter dem dauernden kontrollierenden Einfluß vieler anderer steht, mit denen er harmonisch zusammenarbeitet."

Das sind sicher bedeutungsvolle und in mancher Hinsicht befreiende Gesichtspunkte. Wenn sie uns aber in solcher Form als allgemeine Wahrheit schlechthin entgegenkommen, dann stutzen wir.

Das Mittel, durch geistvolle Mechanisierung der Einzelkraft und der dadurch erzielten Kräftesteigerung den persönlichen Forderungen wieder gerecht werden zu können, ist auf dem Gebiete der baukünstlerischen Arbeit doch nur so lange wirksam, als es sich um bauliche Betätigung handelt, die ihrem Wesen nach rein mechanisch bleibt. Wie viele Erscheinungen aber gibt es daneben, wo gerade in der Art der handwerklichen Behandlung, also in der individuellen Seite der Technik ein Stück der künstlerischen Wirkung liegt. Es gibt unter den baulichen Erscheinungen eine wichtige Grenze, wo die menschliche Hand nicht nur ein möglichst vollkommenes Werkzeug sein darf, sondern wo sie ein eigenwillig belebtes Werkzeug bleiben muß. Und hier ist die Grenze, wo dieser Gedankengang, der auf den Maurer, Eisenbetonarbeiter, Erdarbeiter paßt, seine Gültigkeit verliert und ins Gegenteil umschlägt.

Diese Grenze betont Taylor nicht, und darin liegt die Gefahr des gewaltigen Siegeszuges seiner Gedanken; sie liegt nicht im Kern dessen, was er will, sondern in der Bemessung der Machtsphäre, wo dieses Wollen Geltung haben darf. Es wird gerade in der kommenden Zeit eine der Aufgaben bleiben, diese Grenze scharf zu bewachen.

So können die Bestrebungen, die sich an den Begriff des Taylorsystemes und ähnlicher Versuche knüpfen, wie alle bedeutsamen Heilmittel, zu einem Gift oder zu einer Arznei werden; jedenfalls aber haben wir in ihnen eine Erscheinung von größter sozialer Bedeutung vor uns, und der Blick in die nächste Zukunft, der uns hier an der Hand noch junger Experimente gewährt wird, verdient aufmerksame Beachtung. Wir können vielleicht nirgends deutlicher als an den Gesichtspunkten solcher Versuche lernen, wie man die Zwänge der Zeit umschmieden kann zu einem Werkzeug, das in der Hand eines überlegenen Willens eben die Leiden, die zu diesen Zwängen führen, zu überwinden möglich macht. Unsere Zeit hat uns im Prinzip der Mechanisierung eine Parsifal-

lanze in die Hand gegeben, die fähig ist, die Wunden, die sie selber schlug, in der Hand des Berufenen wieder zu heilen.

V.

Spielt, wie wir sehen, der Einfluß mechanisierender Wirkungen bereits mächtig herein in die persönlichen Fragen, die den Schaffenden und den Ausführenden betreffen, so wird dieser Einfluß noch bedeutend schwerwiegender, sobald wir die persönlichen Fragen betrachten, die mit dem dritten unter den Willensträgern, die beim Bau in Betracht kommen, dem **Bauherrn**, in Beziehung stehen. Die Antwort auf die Frage: was wird gebaut? ist entscheidend für alles Weitere, und keine Fähigkeiten künstlerischer Kräfte und keine gesunden Prinzipien nützen etwas, wenn sie nicht befriedigend geregelt ist.

In den historischen Zeiten der Architektur sind die größten und lebensvollsten Werke durch ein enges Zusammengehen zwischen Bauherrn und Künstler entstanden.

Ohne die römischen Kaiser ist die Antike, ohne ihre Päpste und ihre Medizäer ist die Renaissance undenkbar. Bei ihren bedeutenden Bauten gehört der Auftraggeber ebensogut in die Kunstgeschichte wie der Ausführende. Ohne ihre Fürsten kann man sich die barocken Kulturepochen nicht vorstellen; Wesen und Launen der herrschenden Männer, und nicht zu vergessen der herrschenden Weiber, geben dem einzelnen Werk, ja einer ganzen Zeit, die Richtung. Das wirkt weiter bis zur Zeit eines Napoleon. Dann aber beginnt es immer mehr zu versickern. An Stelle der Fürsten und Herrscher tritt der unpersönliche Begriff des Staates, der Begriff des Staates spaltet sich in die verschiedenen Verwaltungen, und als einflußreichste und mächtigste Erscheinungen treten allmählich unter ihnen die Stadtverwaltungen hervor. Sie rücken an die Stelle der Fürsten, der Kaiser und der Päpste. Alles, was sich sonst an Macht umsetzte in öffentliche Bauten, vereinigt sich jetzt in den Händen von öffentlichen Organisationen, und diese mechanisierte Form des menschlichen Willens ist an die Stelle des befruchtenden unmittelbaren persönlichen Einflusses getreten, der mehr und mehr in das Reich der Privatbetätigung zurücksank.

Allmählich aber begann dieser persönliche Einfluß auch auf den privaten Baugebieten in den Hintergrund zu treten; fragt man nach den großen Mäzenen unserer Zeit, so tönen einem nicht mehr Namen, sondern Begriffe entgegen: die AEG., die Deutsche Bank, die Versicherungsanstalten, die Gartenstadtgesellschaften, der Spar- und Bauverein, — das sind die Mächte, die auch im privaten Betriebe an Stelle der großen Bauherren auftauchen.

Durch diese entscheidende Änderung hat sich auch die Psychologie der Berufsmethode des Architekten wesentlich ändern müssen. Die unmittelbare Wirkung seiner künstlerischen Persönlichkeit, gesehen im Rahmen ihrer Arbeit, auf der in früheren Zeiten die Hauptquelle seines Einflusses beruhte, ist unterbunden, und er ist in der Kunst des Sichdurchsetzens auf ganz andere Mittel angewiesen. Heute vermag niemand ein führender Architekt zu werden, der nicht neben seiner eigentlichen, immer verwickelter werdenden bildenden Kunst zugleich ein Stück staatsmännischer Kunst besitzt. Er kann sich sonst den großen unpersönlichen Bauherrenmächten gegenüber, mit denen er es zu tun hat, überhaupt nicht verständlich machen. An Stelle der unmittelbaren Wirkung von Mensch zu Mensch ist ein mehr oder minder parlamentarisch auf-



gezogenes System von Sitzungen und Beschlüssen getreten.

Nun könnte man meinen, daß dadurch für denjenigen Künstler, der mit dieser Maschine des mechanisierten Bauherrn erfolgreich umzugehen weiß, die Möglichkeit außerordentlich gewachsen sei, um nun die eigene Persönlichkeit um so stärker hervorzukehren, da ihr die Kraft eines persönlichen Bauherrnwillens meist nicht gegenübersteht. Das ist aber wohl nur zum kleinen Teil der Fall, denn dem unpersönlich gewordenen Bauherrn entspricht im allgemeinen auch die unpersönlich gewordene Bauaufgabe. Der Strom des künstlerischen Willens wird durch das Programm der Bauaufgabe in ein ganz bestimmtes, persönlichem Belieben entrücktes Bett geleitet, und durch dieses aus dem Bedürfnis entwickelte Programm dringt nun eigentlich weitaus am stärksten der neuartige Einfluß unseres mechanisierten Lebens in das Herz der technischen Kunst ein. Die neuen Wirtschaftsformen, die Verwaltungssysteme, die Methoden industriellen und wissenschaftlichen Betriebes, kurz, jede Art der Organisation unseres äußeren und inneren Lebens spiegeln sich wider in dem Programm, das der technische Künstler zu erfüllen hat. Er muß die neue Hülle finden für diese ganze mechanisierte Welt, in die wir eingespannt sind, er muß diese technische Maschine in die Form von Bauten umkonstruieren.

Je klarer die Kräfteformeln sind, für die der Künstler die Maschinerie schaffen muß, um so eher wird er zu einem vollkommen harmonisch wirkenden Ausdruck dafür kommen.

Ich habe das nie stärker empfunden wie als Preisrichter im Wettbewerb um den Verwaltungsbau für die Reichsversicherungsanstalt: ein Gebäude von neun Millionen, mehrfach so groß wie der deutsche Reichstagsbau, bestehend aus lauter bureauartigen Arbeitsräumen. Im ersten Augenblick klingt das hoffnungslos, aber wenn man sich das Raumsystem ansah, das aus der völlig abgeklärten Organisation dieser wunderbar vollendeten Betriebsmaschinerie unseres Versicherungswesens entsprang, hielt man einen Keim in Händen, aus dessen baulicher Entwickelung ein klares, monumentales System mit Notwendigkeit geboren wurde. Die organische Wiederkehr des Gleichen ergab die Möglichkeit, nach großen, rhythmischen Gesetzen das Riesengebilde zu fügen. Nicht nur dem Betriebsleiter, sondern auch dem Künstler war durch die Vollkommenheit der geistigen Maschinerie der Boden gegeben, auf dem er frei die Massen beherrschen konnte.

Wenn man in die Zukunft blickt, sieht man von allen Seiten solche Aufgaben der Massenbewältigung in unserem Leben auftauchen. Schon während des Krieges haben sie begonnen, Gestalt zu gewinnen. Einst wird man voll Staunen sehen, wie mitten während des ungeheuren Ringens gewaltige Fabrikanlagen und Arbeiterstädte bei uns entstanden sind, die nicht nur durch ihre Größe verblüffen, sondern die aus Größe und Gleichmäßigkeit eine neue Monumentalität an Dingen entwickelten, die lange außerhalb aller Kunstmöglichkeit zu liegen schienen. Man hielt solche Arbeitsstätten und Arbeiterquartiere lange für notwendige Übel, und sie waren es auch, als sie im halbentwickelten Zustand altvertraute bürgerliche Verhältnisse zu durchsetzen begannen. Als in sich abgerundete, große einheitliche Aufgaben schwindet der Zwiespalt, und nur die Großartigkeit bleibt zurück, die wir empfinden, wenn ein starker Wille aus großen Massen spricht. — Nicht das einzelne kleine Haus oder der einzelne

Schuppen ist das, was reizvoll wirkt; für sich allein ist das einzelne genau so reizlos wie früher. Aber diese neutralen Einheiten kann man benutzen zu rhythmischen Reihungen, zu Gruppen und Gefügen, die in ihrem Wechsel, ihrem Zusammenklang und Gegensatz eine künstlerische Wirkung hervorrufen. Diese individuelle Behandlung im Großen ist nur möglich durch die Mechanisierung im Kleinen.

Wir können die Aufgaben, die uns die großstädtische Riesenentwickelung stellt, nur mit Hilfe einer immer abgeklärteren Mechanisierung des Lebensstoffes, der zur Gestaltung drängt, befriedigend lösen. In unseren neuzeitlichen Bebauungsplänen müssen wir bewußt die Vorreiter zu solchen Zielen schaffen: ihr Wesen beruht darin, auf weiten Strecken die Besiedelungsart, die Verteilung von Industrie, von Grünanlagen und Verkehrswegen festzulegen; an die Stelle der individuellen Absichten einzelner Willen, aus denen früher eine Stadt erwuchs, tritt ein zusammenfassender Wille, der nach bestimmten Gesichtspunkten die Entwickelung mechanisiert, damit aus Wille nicht Willkür wird. So entsteht vom Standpunkt des Gestaltens aus eine erste grobe Disposition. Um aus ihr das Gebilde zu gewinnen, das damit eingeleitet wurde, bedarf es neuer, großer Zusammenfassungen. Nur wenn wir immer mehr dazu kommen, durch Bilden von Baugesellschaften und Vereinigungen ganze Teile solcher Planungen nach einheitlichen Absichten auszuführen, nur wenn so der Einzelwille seine willkürlichen Gelüste aufgibt, und die Absichten des einen sich auf die des anderen einstellen, kann man hoffen, inmitten des bunten Durcheinanders heutiger Menschenhäufung zu harmonischen Eindrücken zu gelangen und die Leiden der Mechanisierung mit eben jener Parsifallanze zu berühren, welche ihnen Heilung bringt.

So sehen wir überall das gleiche für unser Tun nach dem Kriege wichtige Ergebnis: sofern nur die schaffende Persönlichkeit selbst nicht berührt wird, b r a u c h e n die scheinbar allem Künstlerischen, weil allem Persönlichen, feindlichen Mächte der Mechanisierung, die durch unser Dasein gehen, uns nicht zu schrecken, sie bleiben nur so lange feindlich, als sie noch nicht zu voller Abgeklärtheit durchgebildet sind; sind sie zu einer vollkommenen Maschinerie gediehen, so werden sie lenkbar und können wieder in den Dienst des Persönlichen, in den Dienst der Kunst gestellt werden.

Wenn ich hier allerlei von allgemeinem Interesse abliegende Spezialfragen des Architektenberufes an eine Schnur gereiht habe, so rechtfertigt sich das dadurch, weil wir an allen entscheidenden Punkten unserer Betrachtung zu diesem Ergebnis gekommen sind, das vielleicht eine Bedeutung hat, die nicht allein fachmännischer Natur ist.

Für den, der sich im bunten Wechsel der Erscheinungen einer im tiefsten Grunde aufgewühlten Zeit, wie die unsrige es ist, zurechtfinden will, gibt es wohl nur einen Weg: er muß suchen nach der großen Entwicklungsmacht, die hinter all den Zufallserscheinungen steht. Wir sahen sie in der Mechanisierung des gesamten Lebens, zu der in letzter Linie Not in mannigfachster Form die zu immer größeren Massen zusammengeballte Menschheit treibt. Hat man sich das Wesen dieser Macht klargemacht, so muß man sich mit ihr im engeren Kreis des eigenen Berufes auseinanderzusetzen suchen und muß spähen, was dabei an Hoffnungen und Weisungen zutage tritt. Vielleicht liegt

in solchem Einzelbild ein Fingerzeig für die allgemeine Lage.

Nur wenn wir die Dinge als notwendigen Bestandteil einer großen Wellenbewegung sehen, verliert auch das Verzerrte, das uns heute entgegentritt, seinen Schrecken, es wird zu etwas Symptomatischen und beginnt zu lehren und zu mahnen.

Auf solches Mahnen müssen wir hören, wenn wir das Bild unseres Lebens vermeintlich immer starrer werden sehen. Wir müssen gerade aus den starr gewordenen Teilen ein neues Gerüst zu seinem neuen Weiterbau zu fügen suchen.

Dazu gibt uns ein Blick in die Welt der technischen Künste frischen Mut. Wir sehen hier, daß alles, was der Mensch tut, um durch den Ausbau mechanischer Methoden zu einer Kräftesteigerung zu kommen, — alles, was er ersinnt an Organisation und Technik, um seine Umwelt damit zu umspannen, nicht Selbstzweck ist. Es erfüllt erst seinen wahren Zweck, wenn es kraft dieser gesteigerten Macht den Menschen wieder erlöst von den ungewollten Zwängen, mit denen ihn des Lebens gesteigerte Ansprüche zu ersticken drohen, und ihm eine neue Freiheit der Bewegung gibt auf dem Boden bewußt übernommenen und frei gewollten Zwanges.

Die Zwänge, unter denen der Mensch steht, sind die Zwänge der Natur und die Zwänge der menschlichen Gemeinschaft, — die ersteren nötigen ihn zu einem Kampf mit den Mitteln der Technik, die zweiten zu einem Kampf mit den Mitteln der Organisation. Aber die eigentliche Idee der Technik erfüllt sich nicht in der Maschine, die sie erzeugt, sondern „in der Freiheit gewährenden Leistung der Maschine in der Hand des Lenkers", — und die Idee der Organisation erfüllt sich nicht in der Verordnung, die sie mit sich bringt, sondern in dem Freiheit gewährenden Ergebnis ihrer Befolgung.

Das muß als letzter Grundsatz der Philosophie unseres technisch-organisatorischen Zeitalters niemals vergessen werden.

Die Macht eines anonymen Geistes, die in Form der immer stärker werdenden Mechanisierung von unserem natürlichen Leben Besitz ergreift, hat nur dann ein würdiges Ziel, wenn sie die kleinen Freiheiten opfert, um uns aus der Enge zu größerer Freiheit des Überblicks zu führen.

Noch müssen wir im Leben wie in der Kunst erst lernen, mit diesen neuen Daseinsformen das Rechte anzufangen. Noch strecken wir in Kunst und in Leben oftmals die Hände nach rückwärts, um von jenen kleinen Freiheiten des einzelnen, die weggeweht werden, noch ein Restchen zu erhaschen; wir müssen lernen, das Gesicht nur nach vorwärts zu drehen und die Hände nur zum Weiterklettern zu benutzen hinauf zu neuen Höhen, wo der Wind vielleicht schärfer weht, aber die Aussicht wieder weit wird.

Immermanns politische Anschauungen.

Von Harry Maync.

Immermann hat sich einmal die eigentliche politische Ader ausdrücklich abgesprochen. Das ist insofern richtig, als er der Tagespolitik und dem Parteiwesen, dem Journalismus und dem Kannegießertum nicht nur gleichgültig, sondern mit unverhohlener Mißachtung gegenüberstand. Seine Abneigung gegen das laute und aufgeregte, unklare und zerfahrene Treiben der kleinstaatlichen Dutzendpolitiker in einer politisch vielfach so unerfreulichen und unfruchtbaren Zeit war zum guten Teil ästhetisch-aristokratischer Art. Er war nun einmal in erster Linie Dichter und ein Dichter, der von den politisch so wenig berührten und der Politik innerlich wesensfremden Klassikern und Romantikern herkam. Als rechter Abkömmling des deuschen Idealismus und ausgesprochener Individualist sah er gleich ihnen, vor allem gleich Goethe, in der geistigen Ausbildung und Hinaufläuterung der Einzelpersönlichkeit und dadurch mittelbar der Menschheit im ganzen den höchsten Sinn des Lebens und die gerade der überragenden Natur gesetzte Aufgabe. In der Kultur im weitesten Sinne und ganz besonders in der Literatur, der Dichtung erblickte er das wertvollste, das eigentliche Mittel zur Völkerbildung und Menschheitsförderung, zu Ewigkeitszielen also, die er durch die leidenschaftliche Beschäftigung mit stets wechselnden und zum Teil verhältnismäßig belanglosen Tagesfragen und die durch solche Tätigkeit nur zu leicht heraufbeschworenen äußeren Unruhen und Umwälzungen schwer gefährdet sah. Geradezu verhaßt war ihm aus diesem Grunde das „schreibende Ungeziefer", und wieder und wieder hat er sich gegen das Zeitungswesen auf das schärfste ausgesprochen. Es konnte ihm daher gar nicht in den Sinn kommen, etwa selbst in die Arena herabzusteigen, sei es als Bürger, sei es als politischer Tendenzdichter.

Aber Immermann ist auch auf diesem Felde der Angehörige einer Übergangszeit und eine in sich zwiespältige Natur. Er ist nicht nur ästhetischer Mensch und nicht nur Sohn des 18. Jahrhunderts, sondern er hat selbst das auf das Praktische gerichtete und im Kampfe mit dem ästhetischen liegende „handelnde Element" in sich stark betont, es ja auch in seinem Leben und Schaffen stets mannigfach betätigt. Es drückt sich nicht zum geringsten in seinem engen und tiefen Verhältnis zur Geschichte aus. Nicht umsonst hat er, im Gegensatz zu den Klassikern und zu den Romantikern, denen nach Bettinas Witzwort die Geschichte Backobst war, die Geschichte seiner Zeit als realste, unausweichlichste Lebensmacht und Schicksalsgestalterin am eigenen Leibe und im eigenen Geiste voll stärksten Anteils miterlebt. Seine ganze Jugend stand unter dem Zeichen gewaltiger geschichtlich-politischer Entwicklungen und Einwirkungen, und neben dem Despotismus hat er Männer wie Fichte und Jahn als die eigentlichen Erzieher seiner Generation hingestellt. So traten ihm früh, vor und neben den durch Goethe und Schiller bezeichneten idealen Forderungen des Geistig-Ewigen, auch die praktischen Forderungen des Tages gebieterisch entgegen und

lenkten seinen Blick wohl oder übel auch auf den politischen Weltlauf. Wem die Geschichte so viel ist wie ihm, den kann die Politik, die man ja die angewandte Geschichte genannt hat, nicht durchaus kalt lassen, am wenigsten einen Mann, der von einem so lebendigen, durch Erziehung und erlebte Geschichte bestimmten Staatsgefühl beseelt ist wie Immermann. Gerade die Geschichte seines eigenen Staates hatte ihm den unermeßlichen Wert eines historisch gewordenen, festgefügten Staatsorganismus gezeigt, ihn sich mit Stolz als preußischen Staatsbürger fühlen gelehrt und ihm den Sinn und Blick für staatliches Leben überhaupt geschärft und geschult. Es war nicht anders möglich, er mußte zu großen Fragen der großen Staatspolitik innerlich Stellung nehmen, und diese Stellung mußte wiederum durch sein Preußentum wesentlich bedingt sein. Als denkender und zwar stets kritisch denkender Mensch gelangte er auch zu festen politischen Überzeugungen von eigener Färbung. Sie öffentlich zu verfechten verbot ihm außer seiner persönlichen Abneigung auch seine Eigenschaft als preußischer Beamter. Sie liegen als rein politische Ausführungen nur in seinen Briefen, zu geschichtlichen Einsichten abgeklärt in einigen seiner Prosaschriften, hauptsächlich denen selbstbiographischer Natur, vor. Denn niemals vertritt er sie bewußt als Parteimann, sondern stets als sachlicher Beobachter und von der höheren Warte des redlich und unbestochen zur Erkenntnis des Wahren strebenden Historikers. Daß sie gleichwohl keine unbedingt objektive Geltung beanspruchen können, vielmehr nicht selten doktrinär anmuten und schief urteilen, hängt mit dem eingeborenen Eigengehalt seiner durchaus nicht voraussetzungslosen Persönlichkeit zusammen.

Den so überwiegend verneinenden Politikern seiner Zeit steht Immermann als eine konservativ-bejahende Natur gegenüber. Der aufgeklärte Despotismus, der Preußen groß gemacht, die tatkräftige, feurige Vaterlandsliebe, die den Staat von der Fremdherrschaft befreit, vom Abgrund gerettet hatte, und endlich das in gemeinsamer Not durchgeglühte, tief gemütliche Patriarchatsverhältnis zwischen Volk und Herrscherhaus waren die unverrückbaren Säulen seiner Anschauungen, also praktische, nicht theoretische Grundlagen seiner Schlüsse. Sie machten ihn, dem ja auch für Napoleons Größe der Blick stets ungetrübt blieb, keineswegs so befangen, daß er mit dem preußischen Staatsphilosophen Hegel das Bestehende an sich auch zugleich als das Vernünftige und den preußischen als den absoluten, den Musterstaat angesehen hätte. Immermann war selbst zu sehr fordernder Charakter von eigener Willensrichtung, viel zu selbständigen, freien und fortschrittlichen Geistes, ein viel zu scharfer, nüchterner Beobachter und unbestochener Kritiker, um nicht mit recht vielen Einzelerscheinungen im Zeitalter der Restauration und Reaktion sehr unzufrieden zu sein. Er hat sich mit ihnen, unter denen er auch persönlich nicht wenig zu leiden hatte, recht oft, und zwar bemerkenswert freimütig und eindeutig, auseinandergesetzt, sowohl in sachlichen Darlegungen wie in strafender und spottender Satire, die gelegentlich sogar zur Karikatur wird.

Daß Immermann einerseits keineswegs überhaupt unpolitisch, anderseits durchaus nicht auf vorgefaßte starre Ansichten eingeschworen war, bewies das große, wie eine Naturgewalt ausbrechende und um sich greifende Zeitereignis der Julirevolution. Das war Politik größten Stils, die keinen denken-



den Menschen teilnahmlos lassen konnte. Hier schien ein urgewaltiger heilsamer Sturmwind mit geschichtlicher Notwendigkeit und mit einem Schlage alles wegfegen zu wollen, was morsch und wurzellos, was Unkraut und geiler Schößling war. Das war keine Parteiangelegenheit, sondern ein Akt der Weltgeschichte, der nach Heines Wort die Zeit gleichsam in zwei Hälften auseinandersprengte. Und nicht anders als Heine, Börne und die Jungdeutschen war auch Immermann sofort Feuer und Flamme. Da war kein ängstlich ablehnender altpreußischer Reaktionär, da hatte ein von Natur liberal und großzügig gerichteter Mensch nur freudige Zustimmung. Michael Beer erlebte die große Woche in Frankreich selbst mit und sandte dem Düsseldorfer Freunde begeisterte briefliche Berichte über das Geschehende. Lebhaft bedauerte dieser, nicht auch in der Lage zu sein, „einen großen historischen Moment in seiner ganzen Energie anzuschauen"; wie im Fieber nehme er aus der Ferne teil an dem „ungeheuren Ereignisse des Julius" und lebe nur von „Constitutionnel" zu „Constitutionnel". „Nie", schreibt er am 15. August 1830 dem natürlich unbedingt liberal gesinnten jüdischen Freunde, „hat ein Faktum so gewaltig und erschütternd auf mich gewirkt als dieses; es berührte mich wie ein Wunder, und ich habe in diesen Wochen vor Aufregung noch zu keiner Arbeit kommen können. Daß sich nach all dem Sturm und Blut von 40 Jahren die Revolution wiederholt, nur noch imposanter als das erstemal, ist ohne Beispiel in der Geschichte und zeigt die nicht zu berechnende Kraft des Jahrhunderts und der Nation. Die Franzosen haben recht, wenn sie diese Katastrophe eine einzige nennen, denn sie ist nicht, wie gewöhnlich, aus einer eigentlich physischen Not, sie ist vielmehr aus einem geistigen Bedürfnis und aus dem Drange, sich in seinem Rechte zu behaupten, hervorgegangen. In dieser Begeisterung für etwas Übersinnliches hat das Ereignis für mich Ähnlichkeit mit der religiösen Bewegung des Mittelalters, und vielleicht ist auch das Agens unserer Zeit das Politische, wie der Glaube damals." Unbeschadet seines Monarchismus billigt er ohne weiteres und ganz unbefangen die Entthronung der Bourbonen als eine selbstverständliche Notwendigkeit und zollt den neuen Machthabern, der Elite des Geistes von Frankreich, ob ihres Taktes und ihrer Mäßigung volle Bewunderung, erklärt aber gleich in diesem ersten Brief dem Freunde, daß sie hinsichtlich der Folgen des Geschehenen wohl verschieden denken dürften.

Zunächst hatte er Großes auch für Deutschland erhofft, erwartet, daß die heimischen „Despötlein", gewarnt durch den Sturz ihrer soviel mächtigeren Vettern, nun ganz von selbst gelindere Saiten aufziehen und ihre längst fälligen Verfassungsschulden schleunigst einlösen würden. Aber die Entwicklung des Bürgerkönigtums und das Gebaren des neuen Parlamentarismus enttäuschte ihn schnell und gründlich. Er teilt Bruder Ferdinands Ekel und Langeweile „an den quatschen Franzosen und den unsäglich widerlichen Belgiern" und schreibt Ende September an Beer, er finde durch den Gang, den die Ereignisse in Frankreich genommen, seine „alte Überzeugung bestätigt, daß man bei einzelnen wie bei Massen immer nur auf Momente der Erhebung und Begeisterung, nie aber auf eine gewisse Folge und Konsequenz im Sublimen rechnen kann. Man soll so hoch als möglich von der menschlichen Natur denken; sie ist das Ungeheuere zu leisten imtande. Aber das eigentliche Element des Tages



und Jahres ist das Gewöhnliche und Gemeine. Wenn mir nun die Erscheinungen, zu welchen es gar bald wieder an der Seine gekommen ist — der unkönigliche König, die nüchterne Phraseologie der Stimmführer, die Stellenjagd, das gänzlich unbestimmte Wesen, in dem sich die Regierung umhertreibt, und der große Fehltritt, im Kampfe für die Charte diese selbst zu verletzen — wenig behagen, so finde ich dieselben doch ganz natürlich." Jetzt ist er durchaus damit einverstanden, daß die deutschen Regierungen gegenüber den Putschversuchen ihres Pöbels scharfe Maßnahmen ergreifen, daß insbesondere Preußen, im allgemeinen im Einverständnis mit der Bevölkerung, auch der des ehemals französischen Westens, auf ernstliche Verteidigung des status quo bedacht ist und für den Fall kriegerischer Ereignisse in den Rheinlanden das 4. Armeekorps zusammenzieht.

Noch glaubt er, daß die Revolution „eines der Fermente ist, welche durch Gärung in der Zukunft die neue Gestalt erzeugen werden", aber anderseits bestärkt er sich in seiner alten, durch die Geschichte der jüngsten Gegenwart nur befestigten Überzeugung, „daß es mit der bloßen Majestät des Volkes, als erhaltendem Prinzip, nicht so recht auslangen will". Er sieht die beiden Systeme aufs neue in einen Kampf auf Leben und Tod eintreten — wie er fürchtet, einen blutigen Kampf der Waffen. Das alte Bestehende, so reich es ist an Rückständigkeiten und Kleinlichkeiten, es erscheint ihm doch immer noch besser und wertvoller als das gesinnungstüchtige Niederreißen und unbesonnene Pröbeln der radikalen Umstürzler und unberufenen Neuerer. Das ist bei ihm schon Ausfluß seines Charakters, und ähnlich wie der Goethe der ersten französischen Revolution kann auch er leichter eine Ungerechtigkeit als die Unordnung ertragen. An Heine schreibt er am 6. Oktober 1830: „Augurieren Sie aus meinen Worten keinen Aristokraten, ich bin nichts weniger als ein solcher; aber ich kann kein Spektakel leiden; man hatte sich so hübsch eingerichtet." Auch für ihn wird das neue Bessere stets durch natürliche Evolution, nicht durch gewaltsame Revolution herbeigeführt. Übersättigt und mißmutig wendet er sich bald wieder von der Beschäftigung mit politischen Dingen ab und nimmt von neuem seinen ursprünglichen aristokratisch-ästhetischen Standpunkt ein. Daß Goethe Aristokrat und stolz geworden, meint er in einem Brief des Jahres 1834, wer will es ihm übel nehmen; „wer wird es nicht, der mit der Masse zu tun gehabt?" Unleidlich nennt er schon einige Monate nach der Umwälzung die Gegenwart und sagt, nicht ungleich dem Klopstock des Jahres 1793, seinem Revolutionsirrtum feierlich ab. Ich „schwor mir selbst einen teuren Eid (schreibt er an Beer und fast wörtlich ebenso an Ferdinand), nun auch nie in meinem Leben wieder an etwas Großes, was von der Masse ausgehen soll, zu glauben und bei meinem alten Symbolo getreu zu verharren, daß das geistig Hohe immer nur von einzelnen hochstehenden Menschen herrühren kann". Schon in den „Papierfenstern eines Eremiten", seinem 1822 erschienenen Erstlingsroman, hatte er gesagt: „Wodurch dem Jahrhundert geholfen werden kann? — Nicht durch Konstitutionen, Organisationspläne, Schulverbesserungen, sondern durch einen großen Mann. Ein solcher würde das ungeduldige Verlangen der Besseren stillen und allen Hydern den Kopf abhauen." Das ist die alte deutsche Sehnsucht, der erst Bismarck die Erfüllung bringen sollte. Und geradeso verfocht der junge Ranke seine Überzeugung, daß



ein Staat nicht nach Schulmeinungen, sondern durch reale Kräfte geschaffen werde. Durch die Fraktion von hunderttausend mittelmäßigen Köpfen, führt Immermann nach der Julirevolution an anderer Stelle aus, sei noch nie etwas Neues entstanden: „Die Masse ist da, um zu empfangen, der Idee Leib zu geben, zu verehren oder der Willkür eine Schranke zu setzen. Im letzteren Falle entsteht aber naturgemäß ein Strudel: das Reich der Lohgerber und Mälzenbrauer beginnt, und es ist fast wieder so schlimm als unter der Willkür." Gerade die Julirevolution also bestärkte dem in einem Heroenkult Erwachsenen die gerade durch die deutsche Geschichte so gut gestützte, von dem ihm geistesverwandten Historiker Heinrich v. Treitschke nachmals so feurig verfochtene Überzeugung, daß die Geschichte in erster Linie von Männern, nicht von Verhältnissen und Massen gemacht werde. Er entschließt sich, fortan den politischen Dingen nur noch als historischer Beobachter zu folgen und als Deutscher und Künstler für keine der geltenden politischen Meinungen Partei zu nehmen. Vor allem als Künstler. Gleich den Klassikern und dem Historiker Niebuhr fürchtet er, daß das deutsche Volk, wenn es eine politische Entwicklung einschlüge, für die ihm die geschichtlichen Vorbedingungen noch zu fehlen scheinen, sein höchstes Gut gefährden würde, die deutsche Kultur, „worin wir eigentlich etwas bedeuten und wozu wir allein Anlage haben"; daß es darüber „das eigentliche Palladium des Landes: Philosophie, Poesie und deutsches Wissen", verabsäumen würde.

Die durch die Julirevolution gewonnenen Eindrücke und Folgerungen bestimmen dauernd Immermanns politische Stellung. Die französischen Neuerungsideen fanden in den süddeutschen Kleinstaaten, den ehemaligen Rheinbundländern, ebenso naturgemäß fruchtbaren Boden, wie sie in Preußen weniger Entgegenkommen beim Volke, scharfe Unterdrückung durch die Regierung erfuhren. Die Folge war, daß Preußen von den demagogischen Liberalen Süddeutschlands fortgesetzt mit maßloser Übertreibung angegriffen und als das „deutsche Sibirien" gebrandmarkt wurde; eine weitere, daß gerade Kernpreußen wie Immermann ebenso scharf und zuweilen nicht minder einseitig erwiderten. Preußenhaß und Preußenstolz trafen hart aufeinander. Immermann, stets bestrebt, nur selbst Geprüftes zu beurteilen, unternahm im Herbst 1831 zu seiner Aufklärung eine Reise nach Süddeutschland, das ihm bis dahin aus eigener Anschauung nicht minder fremd war als den dortigen Schreiern das ferne Preußen, und vertiefte sich in die süddeutschen Zeitungen. Wir besitzen die unterwegs gemachten Tagebuchaufzeichnungen in seinem „Reisejournal". Hier stellt sich Immermann als glänzenden Beobachter und Charakteristiker dar; freilich auch als preußischen Partikularisten, obwohl er offen zugibt, daß die Verhältnisse in seinem Heimatstaat vielfach recht verbesserungsbedürftig seien. Die süddeutschen Kammerredner und Zeitungschreiber erkennt er als äußerst oberflächlich, unklar und doktrinär; den Liberalismus bezeichnet er kurzweg als den „süddeutschen Schwindel", an dem die Narrheit noch größer erscheine als die schlechte Absicht. Überall findet er „ein vages Umhertasten, ein knabenhaftes Übergreifen, eine rohe Petulanz". Duodezländchen wollen es großen organisch gewordenen Nationalstaatsgebilden gleichtun! Wieder sieht er einen Knirps sich zum Riesen machen, und diese Leute wollen aller Welt das Heil bringen! „Es blieb ein Widersinn," sagt

Treitschke, „daß jene Deutschen, die einen wirklichen Staat gar nicht besaßen, in der Politik als Lehrmeister Preußens auftraten." Genau in diesem Sinne stellt Immermann der politischen Unreife Süddeutschlands das gediegene historische Erzeugnis des auf strenges Recht, feste Ordnung und altüberlieferte Zucht gegründeten preußischen Staatswesens gegenüber. Was man auch gegen Preußen einwenden könne, es sei doch wenigstens, verglichen mit Baden, Hessen oder Württemberg, ein wirklicher Staat von europäischer Bedeutung, und alles große Deutsche in den letzten Jahrhunderten — die Reformation, Friedrich der Große, das Jahr 1813 — sei im Norden und nicht im Süden entsprossen.

Daß des Süddeutschen Pfizer „Briefwechsel zweier Deutschen" Preußen die natürliche Vormachtstellung zuerkennt, ist Immermann natürlich beachtenswert und erfreulich, dagegen sind ihm dessen Ideen von der Einigung Deutschlands nur „Metaphysik", und gegen Pfizers Auffassung vom Fürstentum hat er erhebliche Einwände zu machen. Und nun entwickelt er seine monarchistische Ansicht: „Der wahre Mensch, der tiefere Mensch hat kein dringenderes Bedürfnis, als zu lieben, zu verehren und in freudigem Gehorsam gegen etwas Größeres sich von der öden Qual der Selbstsucht zu erlösen. Am glücklichsten steht es nun für die, welche einem Könige und Helden folgen dürfen; das ist die irdische Seligkeit. Weil aber die Natur nur selten so große Momente aussäen kann, so sorgt sie wenigstens dafür, daß ein Zeichen dieser Begnadigung stehen bleibe, welches daran erinnere, daß alles Menschliche, Edelmut, Weisheit, Vermögen, Tatkraft, Güte und Gnade, in seiner höchsten Vollendung und Glorie wirklich werden könne. Und dieses Zeichen ist der Thron. In dem Könige sieht der Wohlgeborene die Fülle alles Ersehnten und die schönen Blüten der Seele: Zutrauen, Neigung, Treue und Ergebenheit, die nach andern Richtungen hin nur einzeln und vereinzelt sprossen, wehen und ranken dahin, zu einem Strauße verschlungen." Demgemäß sieht Immermann in der laut geforderten „sogenannten konstitutionellen Freiheit" ein recht bedenkliches Gut. Das Wesen des Deutschtums ist ihm die durch das Christentum nur noch vertiefte Richtung zur Persönlichkeit und Individualität und daher die ihm einzig gemäße Staatsform die monarchische. Wir stoßen auch hier wieder auf Immermanns, von D. Fr. Strauß als Personalismus bezeichnete Anschauung, daß im historischen Weltprozeß das Individuum entscheide. So wird er zum entschiedensten und unerschütterlichsten Vertreter und Vorbild eines gesunden und aufrechten, tief sittlich begründeten Monarchismus, der mit Byzantinismus und Servilismus nichts gemein hat. Er sei ein Bürger nach Sinn und Gemüt, versichert er in einem Briefe und verwirft jedes junkerliche Benehmen. Die zurzeit in Preußen bestehenden Verhältnisse gefallen ihm keineswegs. Die Wahl der Minister Ancillon und Kamptz erschreckte ihn geradezu als drohendes Zeichen eines hereinbrechenden Berliner Despotismus, dem gegenüber er im Volk eine bedenkliche Begeisterung des Gehorsams fand. Sein Monarchismus ist kein starres Eintreten für einmal Bestehendes, sondern eine geschichtlich begründete ideale Forderung. Er hat auch nichts gemein mit der ultrakonservativen, religiös durchsetzten Auffassung der orthodoxen Leibgardisten des preußischen Absolutismus, dem romantisch-mystischen Royalismus der Restaurationsmänner vom Schlage Adam Müllers und Karl Ludwig v. Hallers. Das Gottesgnadentum lehnt Immermann viel-

mehr ausdrücklich als eine Ungereimtheit ab. Wenn er schon von den Menschen überhaupt nicht viel erwarte, am allerwenigsten erwarte er von denen von Gottes Gnaden. Schranken, sagt er, werde natürlich auch der König haben, dadurch sei er ja erst eine Person; „aber sie werden sehr individuelle sein und mit dem Begriffsspiel, welches jetzt getrieben wird, wenig zu schaffen haben". Gerade seine Auffassung von germanischer Freiheit als einer, die nicht mit wütenden Rotten durch die Straßen läuft und sich selbst ausruft, sondern die der Gewalt eine unsichtbare und stumme Schranke entgegensetzt, bestimmt auch sein Bekenntnis zum Monarchismus.

Da die süddeutsche Reise des Jahres 1831 infolge der Cholera ein vorzeitiges Ende gefunden hatte, unternahm er zwei Jahre später eine zweite. Insbesondere sah er sich im Schwabenlande um. In Stuttgart besuchte er wiederholt die Ständeversammlung und hörte hier Uhland, Pfizer und Menzel reden. So wenig er sich zum Liberalismus und Parlamentarismus bekehren ließ, so erkannte er doch, daß er nicht unvoreingenommen und allzu herb in seinem damals gerade unter der Presse befindlichen „Reisejournal" über diese Dinge geurteilt hatte; es war ihm nicht ganz geheuer zumute, als er es nach Erscheinen an Gustav Schwab sandte, und dieser machte, bei aller persönlichen Schätzung des Verfassers als Menschen und Dichters, kein Hehl daraus, daß er und das Schwabenland daran Ärgernis nehme. Auch in Dresden wohnte Immermann bald darauf einer Parlamentssitzung bei, ehrlich bestrebt, sich wirklich zu unterrichten.

Ranke erkannte gleichzeitig, wie Meinecke ausführt, den Wahrheitsgehalt sowohl der damaligen liberalen wie der damaligen konservativen Staatsansicht und widersetzte sich nur ihren Ansprüchen auf Alleinherrschaft; in Immermanns Ansichten greift dagegen in der Folge eine gewisse Unsicherheit Platz. Keiner der beiden Strömungen vermag er sich mit voller, freudiger Zustimmung anzuschließen, und die Folge ist eine resignierende Abkehr von der Politik überhaupt. Sie kommt in seinem großen Zeitroman von 1836 zum Ausdruck, der unter dem bezeichnenden Titel „Die Epigonen" die Gegenwart als unerquickliche Übergangsperiode vorwiegend pessimistisch abschildert. In den Bekenntnissen des Herausgebers im 8. Buche heißt es z. B.: „Was ist also das politische Leben unsrer Zeit? Eine große, weite wüste Überschwemmung, worin eine Welle sich zwar über die andre erhebt, aber gleich darauf von ihrer Nachfolgerin wieder umgestürzt und zerschlagen wird. Ich kann daran nichts Schönes erblicken. Leider haben die Beherrschten mehr Geist als die Herrscher. Deshalb vermag nicht einer dieser feste Gestalt zu gewinnen, und jener sind viele, so daß sie sich gegenseitig aufheben." Und weiter vergleicht er die Gegenwart mit den Tagen der Völkerwanderung: „Das römische Reich zerfiel in jenen, und die Germanen traten an dessen Stelle. Auch wir hatten so ein römisches Reich an der Autokratie der Fürsten oder gewisser allgemeiner Begriffe. Beides neigt sich zu seinem Untergange, und die Individualitäten in ihrer schrankenlosen Entbindung stehn als die Germanen der Gegenwart da. Noch haben sie nur zerstört; nicht das geringste Neue ist von ihnen bisher erfunden und gebildet worden. Mein Sinn, in welchem etwas Dichterisches sich nicht austilgen lassen will, neigt sich mit Wehmut und Trauer dem Verfallenden zu, denn die Musen sind Töchter der Erinnrung; aber eine Tatsache läßt sich nicht ableugnen, nicht verschweigen."

Das war nicht sein letztes Wort. Dieses steht vielmehr in seinem letzten größeren Werk, seinem größten und bleibendsten überhaupt, dem „Münchhausen", der der Negation und Satire den positiven Gehalt, dem Pessimismus den Optimismus entgegensetzt. Hier hat auch seine politische Auffassung die schönste dichterische Verklärung gefunden, vor allen in der prachtvollen Rede des alten Hofschulzen im letzten Buche: „Der König, der König muß sein, und nicht ein Buchstabe darf abgenommen werden von seiner Macht und von seinem Ansehen und von seiner Majestät. Weil er nämlich ist der oberste General und der allerhöchste Richter und der gemeine Vormund. Denn es arrivieren freilich mitunter Sachen, darin man sich nicht selbst helfen kann und nicht zu raten weiß mit seinen Nachbarn. Da ist es dann Zeit, daß man den König anruft in der Not. Aber wie ein ordentlicher Mensch dem lieben Gott nicht um jede Bagatelle Molesten macht, als zum Beispiel, wenn einem der kleine Finger wehe tut an der linken Hand, sondern wo die Kreatur nicht mehr aus noch ein weiß, da schreit sie zu ihm; also soll der König nicht angeschrien werden um jeden Groschen, der mangelt, sondern in der rechten echten Not allein, und zu allen übrigen Tagen soll man nur sein Herze erfreuen und erquicken an dem Könige; denn er ist das Abbild Gottes auf Erden. Zum Pläsier ist uns hauptsächlich der König gesetzet und nicht zum Hans in allen Ecken. Aber wo nun der Geängstete und Bedrängte seinem Leibe keinen Rat mehr weiß, da tut er sich aufmachen und steckt Brot und sonstigen Mundproviant zu sich und tut viele Tage gehen. Und endlich stellt er sich an Ort und Stelle vor das Schloß und hebt sein Papier in die Höhe, und dieses sieht der König und schickt einen Lakaien oder Heiducken, oder was für Kramerei und Package er sonst um sich hat zu seiner Aufwartung, herunter und läßt sich das Papier bringen und lieset es und hilft, wenn er kann. Wenn er aber nicht hilft, so steht nicht zu helfen, und das weiß dann der arme Mensche, geht stille nach Hause und leidet seine Not wie Schwindsucht und Abnehmungskrankheit.... Voll Freuden bin ich immer gewesen, sein Untertan zu sein wie ein geborener Fürst, und mein Herz habe ich an ihm erfrischet all mein Lebtage."

Und wenn Immermann den denkenden alten Bauern, dem Bureaukratismus absagend und das Volk zur Selbständigkeit aufrufend, sagen läßt: „Dann wäre auch erst der König ein recht großer Potentate und ein Herre sondergleichen, denn er wäre der König über vielmalhunderttausend Fürsten", so berührt er sich von fern mit bezeichnenden Sätzen aus Novalis' Aufsatz „Glauben und Liebe oder der König und die Königin": „Der König ist ein zum irdischen Fatum erhobener Mensch. Diese Dichtung drängt sich dem Menschen notwendig auf. Sie befriedigt allein eine höhere Sehnsucht seiner Natur. Alle Menschen sollen thronfähig werden. Das Erziehungsmittel zu diesem fernen Ziel ist ein König. Er assimiliert sich allmählich die Masse seiner Untertanen. Jeder ist entsprossen aus einem uralten Königsstamm. Aber nur wenige tragen noch das Gepräge dieser Abkunft!"

Die ganze Oberhof-Geschichte des „Münchhausen" ist ein einziger Beweis, daß Immermann trotz seinem Autoritätsbedürfnis nichts weniger war als ein volksfremder Anwalt des Obrigkeitsstaates. Wie hat er besonders im zweiten Buche der „Idee des unsterblichen Volkes" ein Hohes Lied gesungen: „Das unsterbliche Volk! Ja, dieser Aus-





druck besagt das Richtige. Ich versichere Ihnen, mir wird allemal groß zumute, wenn ich der unabschwächbaren Erinnerungskraft, der nicht zu verwüstenden Gutmütigkeit und des geburtenreichen Vermögens denke, wodurch unser Volk sich von jeher erhalten und hergestellt hat. Rede ich aber von dem Volke in dieser Beziehung, so meine ich damit die besten unter den freien Bürgern und den ehrwürdigen, tätigen, wissenden, arbeitsamen Mittelstand. Diese also meine ich und niemand anders vor der Hand. Aus ihnen aber und aus dieser ganzen Masse haucht es mich wie der Duft der aufgerißnen schwarzen Ackerscholle im Frühling an, und ich empfinde die Hoffnung ewigen Keimens, Wachsens, Gedeihens aus dem dunkeln, segenbrütenden Schoße. In ihm gebiert sich immer neu der wahre Ruhm, die Macht und die Herrlichkeit der Nation, die es ja nur ist durch ihre Sitte, durch den Hort ihres Gedankens und ihrer Kunst, und dann durch den sprungweise hervortretenden Heldenmut, wenn die Dinge einmal wieder an den abschüssigen Rand des Verderbens getrieben worden sind. Dieses Volk findet wie ein Wunderkind beständig Perlen und Edelsteine, aber es achtet ihrer nicht, sondern verbleibt bei seiner genügsamen Armut, dieses Volk ist ein Riese, welcher an dem seidenen Fädchen eines guten Wortes sich leiten läßt, es ist tiefsinnig, unschuldig, treu, tapfer und hat alle diese Tugenden sich bewahrt unter Umständen, welche andere Völker oberflächlich, frech, treulos, feige gemacht haben."

Nachrichten und Mitteilungen.

Neue Auslandsstudien.

Trotz der Not der Zeit sind von den „Auslandsstudien an der Universität Halle-Wittenberg" zwei weitere Hefte erschienen. In knapper und klarer Übersicht behandelt Sommerlad die alte, napoleonische und die neue, angelsächsische Kontinentalsperre. Wenn er gelegentlich betont: „Repetitionsstunden kennt der Lehrplan der Weltgeschichte nicht, sondern nur Erkenntnisstunden", so kann man ihm nur beipflichten. Bei der neuesten Kontinentalsperre werden mit Recht nicht nur die wirtschaftlichen Folgen, sondern auch die völkerrechtliche Aufmachung bloßgelegt. Wo die sachkundigen Ausführungen des Verfassers inzwischen mehrfach durch die Ereignisse überholt sind, kann man ihm das nicht zur Last legen. E. v. Sterns Mitteilungen über die „russische Agrarfrage und die russische Revolution" entsprechen nicht ganz dem Titel; denn der Verfasser beschränkt sich im allgemeinen auf eine agrargeschichtliche Darlegung, die in eine Kritik der Bauernbefreiung gipfelt. So kann das eigentliche Thema am Schlusse nur noch skizzenhaft berührt werden. Es wäre diesen und ähnlichen Auslandsstudien zu wünschen, daß sie über der Vergangenheit nicht die so notwendige, freilich oft mühsamer zu beschaffende Gegenwartskunde, ohne welche die neuen Auslandsstudien in Halbheiten stecken bleiben, nicht vernachlässigen. Gerade im Hinblick auf die gegenwärtigen Zustände in Deutschland können die russischen Revolutionen und ihre Gründe gar nicht eingehend genug studiert werden, da sie uns heute durchweg mehr zu denken geben sollten als die freilich bekannteren französischen. Dabei ist eine Ergänzung der russischen Geschichte durch allseitige Gegenwartskunde vor allem erforderlich. In dieser Anschauung wird man durch eine andere größere, im gleichen Verlage erschienene Arbeit von V. Löwe über „das neue Rußland und seine geistigen Kräfte" nur bestärkt; denn der Verfasser schildert weit mehr das alte Rußland der Vergangenheit, wenn auch besonders der letzten Jahrzehnte und seine tiefen Schatten, übrigens auch nicht in Form einer geschlossenen Darstellung, sondern nur in skizzenhafter, ungleichmäßiger Manier. Löwe fühlt sich besonders zur Kritik verpflichtet; er richtet sie u. a. gegen den „geistigen Terror" des Judentums, gegen die Unfähigkeit der russischen Intelligenz, namentlich der Kadetten und der



Frauen, aber auch gegen die Mißgriffe der Kirche und der alten Regierung im allgemeinen. Dies geschichtliche Bild ist fast stets grau in grau gehalten. Positive Kräfte vermag Löwe außer bei Stolypin fast nirgends zu entdecken. Gleichwohl enthalten seine Angriffe manches Bemerkenswerte, und der Rückblick auf das Verhältnis zwischen Russen und Deutschen ist heute gewiß besonders willkommen. Wer sich freilich von der „russischen Seele" nach wie vor bezaubern und begeistern läßt, wird Löwes nüchterne Betrachtungen ablehnen. Aber gerade Nüchternheit ist für Auslandsstudien unerläßlich. Wo sich der Verfasser weniger von ihr leiten läßt, wie bei seinen Zukunftsgedanken, ist er bereits durch die Tatsachen widerlegt. J. Hashagen.

Etappe und Geschichtswissenschaft.[1])

Die psychologischen Erscheinungen, die das Leben bei der fechtenden Truppe in den Kriegsteilnehmern hervorgebracht hat, sind verhältnismäßig früh einer begreifenden Analyse unterworfen und in ihrem Wesen erfaßt worden. Diese Tatsache mag auch in der Personenfrage begründet liegen. „Die Seele des Soldaten im Felde" hat schon im ersten Kriegsjahr in Erich Everth einen glänzenden Beobachter und scharfsinnigen Ergründer gefunden.

Wer aus einem weitverzweigten und voll dahinströmenden Friedensleben herausgerissen wurde, dem werden die ersten Monate seines Kriegerlebens mit einem Reiz umwoben geblieben sein, wie wir Menschen ihn allen völlig kontrastierenden Erlebnissen gegenüber empfinden. Wir waren ruckartig in ein ganz anderes, von dem bisherigen absolut verschieden pulsierendes Leben gesetzt. Es ergriff uns so elementar, daß wir einen Vergessenheitstrank genossen zu haben glaubten und uns unser Dasein völlig neu zu formen gezwungen sahen. Vor dem Kriege waren wir organisch gewachsen und hatten eine wenn auch schwankende, so doch kontinuierliche Bahn eingehalten; jetzt wurden wir aus unserer bisherigen Entwicklungsrichtung herausgeschleudert und bewegten uns fortan auf einer Linie, von der es zunächst keine Brücke zur früheren Lebenshaltung gab.

Die erste Folge dieser völlig veränderten Voraussetzungen unserer Existenz war eine außerordentliche Verkümmerung unseres geistigen Daseins. Die hohen Werte, die jeder einzelne von uns den Monaten, Jahren unmittelbar vor dem Feinde verdankt, liegen auf jedem anderen, nur nicht auf intellektuellem Gebiete. Hier erlebten wir eine vielleicht Jahrhunderte überspringende Rückbildung, die freilich auch ihr Gutes hatte. Wir bauten uns unser Leben aus einigen, ganz wenigen Elementen; wir verloren alle Sensibilität und Nervosität aus der Zeit vor dem Kriege; wir lernten den Bauer verstehen und freuten uns seiner Gesundheit. Unsere geistige Existenz wurde simpel und im Grunde leicht zu begreifen. Darum vermochte ein Mensch, der nach einer verhältnismäßig kurzen Kriegszeit der Heimat zurückgegeben wurde, seine frischen Erinnerungen einer Analyse zu unterwerfen und damit durchaus den Kern der Sache zu treffen.

Aus einer viel komplizierteren Lage heraus gestaltet sich das Leben in der Etappe.

Die Landstreifen, die in Ost, West und Südost von deutschen Truppen besetzt gehalten werden, sind nicht nur die geographische Verbindung zwischen Schützengraben und Heimat, sie bilden auch das geistige Zwischenstück zwischen den beiden großen Teilen, in die heute das deutsche Volk zerfällt. Nur aus dieser eigentümlichen Zwischenstellung heraus, die die Etappenmenschen in der geistigen Gesamtstruktur dieses Weltkrieges einnehmen, sind sie zu verstehen. Der Soldat der Etappe hat keinen vollen Anteil mehr an dem neuen, völlig in sich schwingenden Leben des Feldsoldaten; aber die Verhältnisse, unter denen er leben muß, sind auch wieder so verschieden von denen der Heimat, daß es ihm versagt bleibt, an deren Existenzformen und ihrem Wandel teilzunehmen. Er wird niemals in der großartig einfachen Lebensführung seiner Kameraden vor dem Feinde sein Genügen finden können, besitzt aber doch auch keine Mittel und Wege, sich in das Leben der Heimat mit ihren durch den Krieg veränderten Strebungen und Zielen völlig einzufügen. Er bietet das Beispiel für eine Verpflanzung in Verhältnisse hinein, die nicht wie das „Feld" sich rasch zur Voraussetzung für einen zwar völlig anderen,

1) Gedanken eines Historikers in der Etappe vor dem Abschluß des Waffenstillstands niedergeschrieben und gesetzt. Die Red.



aber kräftigen Wuchs gestalten, sondern die in ihrem Zwittercharakter die ernsteste Bedrohung seiner einheitlichen Existenz darstellen. Aus dieser Lage heraus begreift sich auch der unausgeglichene Charakter, der so vielen Etappenmenschen eignet, und die Unzufriedenheit mit sich selbst, unter der sie leiden, aus ihr der Materialismus, in den die versinken, die an dem Aufbau eines geistigen Lebens unter den heterogenen Voraussetzungen scheiterten und sich nun der Herrschaft ihrer Physis unterwerfen. Und es bedarf ohne Zweifel einer gesunden geistigen Konstitution und einer weitreichenden Anpassungsfähigkeit, um zu einer einheitlichen Lebensführung in der Etappe durchzudringen. —

Für den Wissenschaftler und speziell für den der historischen Disziplinen (den wir im folgenden in erster Linie im Auge haben) bietet die Etappe sicherlich vielseitige Anregungen. Die Kathedralen Nordfrankreichs, das Wilnaer Barock, die antiken Trümmerstätten des Balkans führen mit lebendiger Anschauung in bedeutende Epochen der Weltgeschichte, und das Völkergemisch der Dobrudscha lenkt den Blick auf das vielleicht interessanteste ethnohistorische Problem Europas. Aber wohl wichtiger noch als diese einzelnen historischen Erscheinungen ist der Gewinn, den die intensive praktische Beschäftigung mit grundverschiedenen Völkern dem Historiker oder Soziologen einträgt. Dieser findet Gelegenheit, viel eingehender, als dies auf Reisen möglich ist, fremde Lebensauffassungen zu beobachten; und, da es sich zumeist um kulturell zurückstehende Nationen handelt, wird er nicht nur wertvolle Analogien zu früheren Verhältnissen des eigenen Volkes entdecken, sondern auch innewerden, wie sich ähnliche Kulturlagen unter anderen Voraussetzungen und anderen Menschen ganz anders auszugestalten vermögen. Nicht nur eine extensive Ausweitung des historischen Gesichtskreises, sondern auch eine intensive Bereicherung und Verfeinerung des historischen Empfindens und Urteilens dankt der lebendige Historiker der Etappe.

Dabei wird freilich sofort auch das Fragmentarische aller Etappenhistorie offenbar. Wahre Wissenschaft erschöpft sich nicht in Beobachtungen und deren Registrierung, sondern sie baut ein Gefüge, in das sie die Einzelerkenntnisse eingliedert. Sie ist kein zufälliges Kennenlernen, sondern ein organisches Wissen; sie ist nicht Liebhaberei des einzelnen, sondern das Werk von Generationen, sie ist kein entbehrliches Ornament, sondern ein entscheidender Pfeiler der jeweiligen Gesamtkultur, und der einzelne kann kein Eigenbrötler bleiben, sondern muß sein Werk aufbauen auf einer umfassenden literarischen Tradition. Indem der Historiker in der Etappe gezwungen ist, fern von Archiv und Bibliothek zu leben, fühlt er sich gleichsam in eine wissenschaftlich außerordentlich verdünnte Atmosphäre versetzt. Er vermag kaum seine Beobachtungen zu vervollständigen und sie dementsprechend zu verarbeiten. Das meiste bleibt ihm so als Material liegen, mit dem endgültig ins reine zu kommen er sich auf eine spätere, bessere Zeit vertrösten muß.

Jedoch der wissenschaftliche Gestaltungstrieb läßt sich nicht auf Jahre hinaus unterdrücken. Er fordert schließlich seine Rechte mit einer Kraft, die die bisherigen Äußerungsformen zerbricht und sich neue schafft.

Bleibt es dem Historiker in der Etappe versagt, aus seinen Lebensverhältnissen heraus mit seinen neuen Erfahrungen die Wissenschaft durch eindringliche Studien um Einzelerkenntnisse zu bereichern, so vermag er doch Abstand von seinem bisherigen Wissen zu gewinnen, um an der Lösung der Probleme teilzunehmen, die die Gegenwart mit ihren ungeheuren Wandlungen beschäftigt. So wird er zum historisch orientierten Publizisten. Es dürfte eine Sache des Temperaments sein, ob er für bestimmte Thesen wirbt, sie aus der Geschichte heraus zu stützen sucht und so zum Politiker wird, oder ob er nur den neu emporkommenden Gedanken nachgeht, sie zu begreifen sucht und sich den vielleicht etwas anmaßlichen Namen eines Kulturphilosophen beilegt. In beiden Fällen wird er sich ehrlicherweise eingestehen müssen, daß er auf diesem Wege zu wissenschaftlichen, d. h. durchaus zuverlässigen Ergebnissen nicht zu gelangen vermag, sei es nun, daß er den politischen Leidenschaften seinen Tribut zollt, oder gewissen optischen oder akustischen Täuschungen unterliegt, denen die Analyse aller jüngstvergangenen Ereignisse in erhöhtem Maße ausgesetzt erscheint.

Es gibt, soweit ich sehe, nur eine Möglichkeit, über diesen Zustand wieder hinauszugelangen, alle Zugeständnisse an die widrigen Daseinsbedingungen zurückzu-



nehmen und intellektuelles Wollen und Schaffen wieder in Harmonie zu bringen: durch Hinwendung zu Problemen, die weniger die Ergebnisse der Geschichtsforschung als die Formen und Voraussetzungen des Geschichtsforschens zum Gegenstand haben, die mehr an die innere als an die äußere historische Erfahrung appellieren, für die wir das Material in uns tragen, ohne es außer uns erst mühsam sammeln zu müssen. Wenn es überhaupt der Historie in der Etappe beschieden ist, unsere Wissenschaft um Vollwertiges zu bereichern, so vermag sie es m. E. nur auf diesem Gebiete. Dr. Fritz Kaphahn.

Zeitschriftenschau.

Neuere Geschichte.

Die starken Anregungen, die der Weltkrieg den geschichtlichen Interessen und Studien gegeben hat, wirkten auch auf die Zeitschriftenliteratur nachhaltig ein, wobei periodische Veröffentlichungen allgemeinen Charakters mit den Fachorganen wetteiferten. Ehe die laufende Berichterstattung über diese beiden Gattungen, soweit sie für Neuere Geschichte ergiebig sind, aufgenommen werden kann, dient es der besseren Übersicht, wenn im Rahmen dieses Eröffnungsberichtes aus den Kriegsjahrgängen solcher Zeitschriften einige Beiträge hervorgehoben werden, die nach Inhalt und Methode allgemeinere Beachtung verdienen.

Unter den Fachzeitschriften, die von jeher auch über die Historikerkreise hinausgreifen, behauptet die Historische Zeitschrift mit sieben Kriegsbänden einen seit alters trefflich ausgefüllten Platz. Zurück zur Schwelle der Neuzeit führt E. Dürr, Karl der Kühne und der Ursprung des habsburgisch-spanischen Imperiums (113, 1914). Der Aufsatz ist einerseits ein Ausschnitt einer größeren Arbeit über Karl den Kühnen und Ludwig XI. und andrerseits eine Vorstudie zur Kaiserwahl von 1519. Er schildert kurz, aber anschaulich, wie die burgundische Macht emporgekommen ist und sich Englands, Spaniens, Neapels und anderer Mächte gegen den französischen Lehnsherrn bedient hat. „Jener gewaltige Zusammenschluß der europäischen Staaten im 16. Jahrhundert, der ein Werk Habsburg-Spaniens war und der Vernichtung Frankreichs galt, besteht seinem Wesen nach schon unter Karl dem Kühnen.“ Dazu kommen später Karls Kaiserpläne, seine lotharingisch-habsburgischen Maßnahmen, sein Gegensatz gegen Türken und Schweizer. Während aber die west- und südeuropäischen Bündnisse „den wahren Bedürfnissen burgundischer Politik“ entsprechen, wird Karl durch den lotharingischen Traum der Wirklichkeit immer weiter entrückt. Daraus und aus seinem Charakter, der von Dürr vielfach beleuchtet wird, erklärt sich sein Sturz.

Die Gestalt Friedrichs des Großen ist durch die erhebenden und durch die bitteren Erfahrungen des Weltkrieges vielfach in ein neues Licht gerückt worden. Noch immer strömt dem Forscher und Geschichtsfreunde neues wertvolles fridericianisches Material zu. So ist es ebenso begreiflich wie förderlich, daß trotz Kosers großen, in mancher Richtung abschließenden Werkes die fridericianische Einzelforschung ihren altbewährten Gang weitergeht und oft behandelte Probleme neuen Lösungen entgegenzuführen sucht. Das gilt z. B. von G. B. Volz, Die Krisis in der Jugend Friedrichs des Großen (118, 1917). Inhalt: I. Der Rheinfeldzug. II. Erkrankung des Königs. III. Politische Zwischenspiele [Österreichs und Frankreichs Verhältnis zum Kronprinzen]. IV. Genesung des Königs. Rückwirkung auf den Kronprinzen. „An seinem inneren Menschen ist die Katastrophe von 1730 beinahe spurlos vorübergegangen . . . Anders die Ereignisse von 1734/5.“ Im Anschlusse an eine noch ungedruckte Studie W. v. Sommerfelds (†) wird betont, „daß die Genesung des Königs, die seine Erwartung auf die baldige Thronbesteigung enttäuschte, und in Verbindung damit das fortdauernde Mißtrauen, das Friedrich Wilhelm ihm bezeigte, die Gründe waren, die den Kronprinzen dazu führten, sich . . . den Wissenschaften und der Philosophie zuzuwenden“ . . . Besonders lesenswert ist in 117 (1916) F. Meinecke, Des Kronprinzen Friedrich Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe. Mit Hilfe einer genauen Darstellung der allgemeinen politischen Lage und der Entstehungsgeschichte des berühmten Seitenstücks zum Antimachiavell von 1737/8 wird über M. Duncker



hinaus der Nachweis geführt, daß Friedrichs „Betrachtungen" zunächst nicht nur die Seemächte, sondern auch Bayern „von dem französisch-österreichischen Blocke fernzuhalten" suchen. Später steht aber auch des Kronprinzen „Idee einer französischen Alliance", die er „immer wieder ... betastete", in Reichweite. Es ist dem Verfasser gelungen, „eine etwas verloschene Skizze aus seinem Skizzenbuche nachzuzeichnen mit Hilfe des fertigen Gemäldes, das Friedrichs Politik von 1740 bietet". Jedoch beschäftigt sich Meineckes Studie eingestandenermaßen nur mit den nächsten, recht verwickelten politischen (ostensiblen und wirklichen) Zwecken der Considérations: „sie sind eine nicht bloß betrachtende, aber sie sind auch eine in hohem Grade betrachtende Schrift."...

Aus der Historischen Vierteljahrsschrift (18, 1917) sei hier angeschlossen: G. B. Volz, Friedrich der Große und die orientalische Frage. Gegen H. Uebersberger, Rußlands Orientpolitik in den letzten zwei Jahrhunderten (I 1913), der die Orientpolitik Friedrichs des Großen merkwürdigerweise ohne Benutzung der Politischen Korrespondenz darstellt und infolgedessen in ein schiefes Licht rückt, wird der Nachweis geführt, daß Friedrichs Friedensvermittelung im russisch-türkischen Kriege von 1768-1774 vornehmlich von dem Wunsche bestimmt ist, „einen allgemeinen Krieg zu vermeiden", besonders zwischen Rußland und Österreich-Ungarn. Diesem Zwecke dient die Ablenkung Rußlands von den Donaufürstentümern auf Polen und die erste Teilung Polens von 1772, ein voller Lohn für geniale fridericianische Diplomatie.

K. A. v. Müller, Probleme der neuesten bayrischen Geschichte (1799—1871) (H. Z. 118, 1917), behandelt nach einem Überblick über Quellen und Literatur zunächst lebendig die Gründung Neubayerns im Zeitalter Napoleons, „eine der glücklichsten Revolutionen von oben, die jemals durchgeführt wurden", bei der innerer und äußerer Aufbau zusammen zu erfassen sind — vor dem dunklen Hintergrunde der Vergangenheit Karl Theodors, unter französischem Einfluß. Es folgen Bemerkungen über „das Wiederaufleben der katholischen Welt". Montgelas und Ludwig I. treten einander entgegen. Zum Schlusse dieser anregenden akademischen Probevorlesung werden noch Probleme der späteren äußer- und innerpolitischen Geschichte Bayerns berührt.

Im Anschluß an die höchst ergiebigen und wertvollen Arbeiten Erich Brandenburgs über die Vorgeschichte und Geschichte der Gründung des Deutschen Reiches hat in der H. Z. 118f. (1917f.) zwischen dem Verfasser und dem Herausgeber der H. Z. eine kleine lehrreiche Aussprache über parteigeschichtliche Fragen von allgemeinerem Interesse stattgefunden. Gegenüber Brandenburgs mehr praktischen Ableitungen („Die Faust geballt gegen die Despoten, und der Liberalismus beginnt. Die Faust geballt gegen die Franzosen, und ... das ... Nationalbewußtsein beginnt") werden von Meinecke die ideengeschichtlichen Wurzeln des deutschen Nationalbewußtseins und des Liberalismus, der nicht nur Freiheit, sondern auch Gemeinschaftsverpflichtung des Individuums fordere, bloßgelegt. Ferner wird der von Brandenburg behauptete grundlegende Gegensatz zwischen Liberalismus und Demokratie unter Berufung auf Wahl und Ranke geleugnet. Gegenüber diesem „unfruchtbaren Skeptizismus" hält jedoch Brandenburg an der großen Bedeutung der äußeren Ereignisse für die Auswirkung des deutschen Nationalbewußtseins und für die Entfaltung des Liberalismus fest und sucht gegnerische Mißverständnisse zu berichtigen. Nicht minder wird der scharfe begriffliche Gegensatz zwischen Liberalismus und Demokratismus von neuem klar herausgearbeitet und gegen Verschleierungen geschützt.

Endlich sei aus 114 (1915) hier noch erwähnt: H. Oncken, Carl Schurz über Demokratie und Deutschamerikanertum. Ausgehend vom dritten, 1912 in deutscher Sprache erschienenen Bande der Lebenserinnerungen des charaktervollen Deutschamerikaners, würdigt der Verfasser seine ganze politische Laufbahn, indem er für die Zeit nach 1869, wo die Memoiren schließen, das von den Amerikanern Bancroft und Dunning gezeichnete Lebensbild heranzieht.

Eine Bereicherung ist der historischen Fachzeitschriftenliteratur durch die seit 1917 von W. Bauer in Wien herausgegebene Zeitschrift Österreich zuteil geworden. Wie der Name sagt, steht österreichische Geschichte im Vordergrund. Doch wird dieser Begriff, wie man bald sieht, nicht engherzig gefaßt. So bringen die ersten uns vorliegenden Hefte beispielsweise einen verständnisvollen Säkularartikel über Jakob Burckhardt aus der Feder von E. Guglia.

Ferner haben V. Bibls tief eindringende und ergebnisreiche Forschungen über den gewaltsamen Tod des Don Carlos (1918) Anlaß gegeben, dies oft behandelte Thema dem Leser von einer neuen Seite zu zeigen. Gegen die herrschende Ansicht, als wenn der unglückliche Kronprinz schwachsinnig gewesen sei, lassen sich, wie O. H. Stowasser ausführt, ernste Bedenken geltend machen. Er war vielmehr nur „anders" als sein Vater; ein Hauch der Freiheit und des Völkerverständnisses umwittert ihn; deshalb lehnt er sich auf; und deshalb wird er — wie andere auch — nach damaliger spanischer Methode insgeheim beiseitegeschafft.

Auch der besonders anregende Aufsatz H. Tietzes über das Problem der österreichischen Kunstgeschichte hat ganz allgemeinen Charakter, da er sich um den Nachweis des Daseins einer einigenden österreichischen Kunst für die Gesamtmonarchie der Vergangenheit bemüht.

Sonst steht die österreichische Geschichte der letzten beiden Jahrhunderte im Vordergrunde des Interesses. Befruchtend hat hier natürlich Maria Theresias Jubiläum gewirkt. A. Fournier zeichnet in aller Kürze eine die politische und die menschliche Seite berücksichtigende Charakterskizze. H. Kretschmayr führt mit Hilfe des ergiebigen Tagebuches des Oberhofmeisters Fürsten J. J. Khevenhüller-Metsch an den Hof der Kaiserin. Nachgetragen seien hier aus der Historischen Zeitschrift 117, 1916 die lehrreichen Erörterungen des Ereignisses von 1741, die H. Marczali vom Standpunkte der ungarischen Verfassungsgeschichte anstellt. — A. Luschin v. Ebengreuth behandelt in der Zeitschrift Österreich venezianische Anschläge auf Triest, besonders im achtzehnten Jahrhundert, Th. E. Modelski einen Plan zur Teilung der Türkei von 1771.

Aus dem neunzehnten Jahrhundert werden K. Frhr. v. Bruck und Lorenz Stein für die Jahre 1849/56 als Vertreter des Mitteleuropagedankens von A. Dopsch charakterisiert, ferner Bismarcks Gegenspieler Graf Richard Belcredi in allgemein politischer Hinsicht von H. Traub. „Ungarn und Mitteleuropa in der Vergangenheit" ist der Titel einer Arbeit von G. Turba. Sehr dankenswert ist Th. Mayers Übersicht über neuere deutsch-ungarische Geschichtsliteratur. J. Hashagen und M. Claar haben Übersichten über die Dreibundkrisen beigesteuert, die sich insofern gegenseitig ergänzen, als der eine wesentlich nur den außerpolitischen Rahmen, der andere die innerpolitischen Beweggründe behandelt.

Die Preußischen Jahrbücher sind zwar kein historisches Fachblatt; sie haben es aber von jeher für ihre besondere Aufgabe gehalten, die neuere Geschichte, besonders die Zeitgeschichte zu pflegen. Während des Krieges hat die Schriftleitung dieser alten Neigung mit Recht noch mehr nachgegeben. In dankenswerter Weise wird sie dabei besonders von E. Daniels ausgiebig unterstützt. Sehr wertvoll sind die zahlreichen Berichte über die Kriegsliteratur der Feinde, mit denen Daniels regelmäßig das zeitgeschichtliche Verständnis fördert. Daher fußt auch der Angriff, den er 159, 1915 auf die englischen Historiker und ihre Kritik der deutschen Vorkriegspolitik und 164, 1915 auf die Selbstrechtfertigung des Berliner belgischen Gesandten Baron Beyens gerichtet hat, auf sicheren Kenntnissen und Einsichten. Natürlich haben Daniels' Arbeiten auch beträchtliche politische Bedeutung. Allgemeine Aufmerksamkeit verdient ferner K. Rathgen, Belgiens auswärtige Politik und der Kongo. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Krieges nach belgischen Quellen (162, 1915). Hier wird Frankreichs, Deutschlands und besonders Englands Verhältnis zur Kongofrage besprochen und als Ergebnis der Satz aufgestellt: Belgien „wurde am Leitseil der Kongofurcht . . . vollends in den Stall der Entente getrieben" . . . . L. Rieß, Deutschland und Japan, liefert 168, 1917 einen sachkundigen und inhaltreichen Beitrag zu der wechselvollen und folgenschweren Geschichte des Verhältnisses beider Mächte seit 1886. Man erkennt bald, daß die Arbeit auf eigener Anschauung und Erfahrung beruht. Übrigens hat die Erwerbung von Kiautschou, wie G. Roloff 172, 1918 im Anschlusse besonders an O. Hammanns Erinnerungen behauptet, „weder die Gegnerschaft Englands noch den Beifall Rußlands gefunden".

163 (1916): J. Kühn, Bismarck und der Bonapartismus im Winter 1870/1. Auf Grund einer reichen Literatur werden hier zum ersten Male Bismarcks Verhandlungen mit dem gefangenen Napoleon III. in Wilhelmshöhe, mit seiner Gattin in Chislehurst und mit Bazaine dargestellt. „Wie der eiserne Kanzler nach anfänglicher Stellungnahme für Napoleon die Regierung vom 4. September halb als Pressionsfaktor[en] halb im Ernst



in seine Rechnung stellt, wie er sich nach dem Fall von Metz völlig der Republik zuwendet, den . . . Bonapartismus immer wieder hinhält und seine Bemühungen der provisorischen Regierung, der Militärpartei, dem [neutralen] Auslande gegenüber ausspielt, wie er mit erstaunlicher Geduld bis zuletzt einen Abbruch der Beziehungen mit Wilhelmshöhe und Chislehurst vereitelt, bis sein Ziel erreicht und Elsaß-Lothringen für Deutschland gesichert ist, das bleibt schlechthin eine Meisterleistung“ . . .

Bevorzugte Arbeitsziele der Deutschen Revue sind von jeher die Zeitgeschichte und die Aufhellung der neueren Geschichte durch die Veröffentlichung unbekannter Quellen meist aus Privatbesitz gewesen. Die gehaltvollen Kriegsbände der Zeitschrift sind dieser wichtigen Aufgabe treugeblieben. Unter den zeitgeschichtlichen Aufsätzen ragen die des österreichischen Diplomaten Frhrn. v. Hengelmüller hervor. Ausgezeichnete Sachkunde verbindet sich in ihnen mit fesselnder Darstellung. Über die Jahre 1895—1901 erstreckt sich (40 I, 1915) der Artikel: 'Englische Bemühungen um die Gewinnung amerikanischer Freundschaft. Ein Beitrag zur diplomatischen Geschichte der jüngsten Zeit'. Wie schon aus den hier behandelten Jahren ersichtlich ist, zieht der Spanische Krieg das meiste Interesse auf sich. Seine diplomatische Vorgeschichte wird dann (41 II, 1916) noch besonders untersucht. Lesenswert ist auch (40 I, 1915) die Zusammenstellung E. v. Kuczynskis: Amerikanisch-chinesische Beziehungen und ihre Rückwirkungen auf Japan. Auf Grund des ergebnisreichen Buches von J. O. Bland, Recent Events and Present Policies in China (1912) werden hier wichtige Beiträge zur ostasiatischen Vorgeschichte des Weltkrieges geboten.

Eine besondere Zierde der Kriegsjahrgänge der Deutschen Revue sind die Veröffentlichungen aus älteren und neueren Briefmappen, die bei aller Verschiedenheit im einzelnen in ihrer Gesamtheit eine erfreuliche Bereicherung des geschichtlichen Materials darstellen. Hier können nur einige dieser allgemein interessanten Korrespondenzen kurz erwähnt werden.

Strobl v. Ravensberg veröffentlicht (39 III, 1914) Briefe des Freiherrn L. v. Gablenz (1814—1874) an seinen Bruder aus der Zeit des italienischen und ungarischen Feldzuges 1848/9. W. Windelband hat sich das Verdienst erworben (41 III, 1916 bis 43 II, 1918) den anziehenden Briefwechsel Friedrich Eichhorns mit seiner Gattin Amalie geb. Sack aus der Erhebungszeit (1809—1815) in Auswahl allgemein zugänglich zu machen. Wenn er sich auch mit dem bekannten Clausewitzischen nicht messen kann, so ist er doch für die Charakteristik der damaligen politischen Stimmungen von Bedeutung. Außerdem verdienen die folgenden Worte des Herausgebers Beherzigung (1916): „Mit ganz anderen Augen sehen wir heute solche Briefe an, als wir dies noch vor zwei Jahren hätten tun können. Was damals Preußen getragen hat, das erlebt heute Deutschland in unendlich gesteigertem Maßstabe. Deshalb stoßen jetzt solche Stimmen aus der Zeit der höchsten Not, da ebenso wie heute das Ringen um das nationale Fortbestehen ging, bei uns auf das unmittelbarste und verständnisvollste Mitgefühl. Auch wir wissen, wie der Krieg ist, was ein solcher Existenzkampf bedeutet.“ Weit reicher an tatsächlichem Inhalte sind die umfänglichen Bismarck-Kardorff-Korrespondenzen, die 41 IV (1916)—42 III (1917) von F. Thimme vorgelegt werden. Sie erstrecken sich über die Jahre 1866—1907 und verbreiten viel neues Licht über die damalige innere, besonders die Parteipolitik. Ihr besonderer Reiz ist, daß sie im Schatten des Titanen entstanden sind. Wieder einen andern nicht minder lehrreichen Typ der Briefsammlung findet man 41 II (1916) bei E. Petzet. Es sind Briefe von Jakob Burckhardt an Paul Heyse aus den Jahren 1860/2, die einen ebenso geistvollen wie fruchtbaren Gedankenaustausch über beiderseitige Werke enthalten und wohl geeignet sind, ältere Glanzzeiten deutschen Geisteslebens ins Gedächtnis zurückzurufen. J. H.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4
Druck von B. G. Teubner in Leipzig



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

13. JAHRGANG | HEFT 5 | 1. APRIL 1919

Die Kulturaufgaben und das Reich.

Von Friedrich Schmidt.

Über dem Erleben der Gegenwart webt das Rätsel der Zukunft. Was wir auch von ihr zu erwarten haben, es gilt doch, wenn anders wir uns nicht selbst aufgeben wollen, aus dem Umsturz um und in uns mit mutiger Hand zu retten, was des Lebens wert ist. Auf politische und wirtschaftliche Machtträume werden wir für lange Jahre verzichten müssen. Aber wir entsinnen uns doch, daß deutsche Kultur vor dem Kriege auch bei anderen Völkern ein hochgepriesenes Gut war. Was man inzwischen auch zur Verdunkelung getan hat, die Werte, die dieser Begriff umschließt, die wir als Erbe unserer Väter und als Eigengewinn unserer Erziehung schätzen, sind uns unverloren. So ist es sittliche Forderung, daß wir unsere geistige und seelische Eigenart vor der Welt behaupten.

Aber auch für unseren Fortbestand als Staat ist die Pflege kultureller Werte mehr denn je unerläßlich. Von ihnen erwarten wir Selbstbesinnung und Ertüchtigung unseres Volkes, die Überwindung aller der Mächte, die es zum Abgrund reißen. Von ihnen vor allem die Gesundheit unserer Jugend, in der soviel unverdorbenes Feuer lebt, die aber geistiger Zucht, strenger Wahrhaftigkeit gegen sich selbst und der Begeisterung für hohe und edle Ziele als Lebensodems bedarf. Sie allein haben uns auch frühere Zeiten politischer Machtlosigkeit und innerer Zerrissenheit überdauern lassen, Zeiten, in denen Deutschland fast nur noch ein kultureller Begriff schien. Wir sollten uns also auch, wenn äußere und innere Feinde uns staatlich und wirtschaftlich auseinanderzureißen trachten, dessen bewußt bleiben, daß hier die stärkste Stütze unseres Einheitsbewußtseins liegt. So treten Erziehung und Unterricht, Wissenschaft, Literatur und Kunst für den Wiederaufbau unseres Volkes und den Ausbau unseres neuen Gemeinwesens mit stärkster Forderung an uns heran. Kein Zweifel, daß wir alles daransetzen müssen, sie zu erfüllen. Aus diesem Gesichtspunkt heischt auch die Frage, ob und wieweit das Reich zu führender Mitwirkung berufen ist, neue Antwort.

Was Deutschland bisher auf kulturellem Gebiete geleistet hat, verdankt es in der Hauptsache nicht dem Reich, sondern seinen Einzelstaaten. Auf ihnen und ihren Gemeindeverbänden ruht der gewaltige Aufbau unseres Unterrichtswesens, der durch Ernst, Methodik und Fülle der Ausbildungsmöglichkeiten vielfach auch im Auslande Nacheiferung erweckt hat und sich auch den Aufgaben der Zukunft gewachsen erweisen wird. Wilhelm v. Humboldts und seiner Mitarbeiter Geist ist nicht aus unserer Schule gewichen, und wenn auch zum Teil in geänderten Formen, mit anderen Bildungselementen und geläuterten Bildungszielen, erstrebt sie noch heute vor allem die Entwickelung der Persönlichkeit. Auch den sozialen Pflichten, der



Rücksicht auf den Aufstieg der Tüchtigen aus ärmeren Volksklassen, soviel auf diesem Gebiete noch zu tun bleibt und erfreulicherweise in Angriff genommen werden soll, ist schon bisher Rechnung getragen worden. Der Gedanke der Einheitsschule wurzelt schon in Süverns berühmtem, jetzt gerade ein Jahrhundert altem Unterrichtsgesetzentwurf. Alle Stufen der allgemeinen Unterrichtsanstalten, als die Grundlage der gesamten Nationalerziehung, sollen danach jedem offenstehen, jede Stufe auf die nächste höhere Stufe vorzubereiten geeignet und auf den Endzweck so fest gerichtet sein, daß sie zusammen wie eine einzige große Anstalt für die Nationaljugendbildung betrachtet werden können. Natürlich wird dadurch nicht ausgeschlossen, daß jeder Tag neue große Aufgaben bringt. Es kommt lediglich in Frage, ob die bisherige einzelstaatliche Entwickelung unserer Jugendbildung oder der sozialen Fürsorge Eintrag getan hat, was zu verneinen ist.

Zwischen dem Schulwesen in Preußen und in andern Teilen des Reichs besteht kein grundsätzlicher Unterschied. Der Wettbewerb der Bundesstaaten hat vielfach fördernd gewirkt, vor allem im Bereich der Universitäten zur Vervollkommnung der Studieneinrichtungen gedrängt und verkannten Geistesrichtungen wie so oft dem Talent zur gebührenden Geltung verholfen. Überall, wo einheitliche Regelung not tat, wie in der Behandlung der Ausländer, der Kriegsteilnehmer, in den Promotionsbedingungen und bei der gegenseitigen Anerkennung der Prüfungszeugnisse, hat sich der Weg der unmittelbaren Verständigung zwischen den Unterrichtsverwaltungen gefunden. Ihr dient auch die seit zwanzig Jahren nahezu jährlich zusammengetretene, von den deutschen Hochschulregierungen beschickte Hochschulkonferenz. Größere Aufgaben, wie noch neuerdings die Förderung der Auslandsstudien, sind auf Grund gemeinsamer Aussprache je nach dem Bedürfnis der einzelnen Länder in Angriff genommen worden, ohne daß sich irgendwo Mißtrauen zwischen den Beteiligten geregt hätte. Auf allen Gebieten der Wissenschaften und Künste hat sich aus der Mehrheit der Zentren nur ein um so reicheres Leben entwickelt. Des Edelsinnes und des opferwilligen Verständnisses deutscher Fürsten, wie sie Goethes Epigramm „Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine“ bezeugt, sei hier nicht vergessen. Preußen, aber auch andere Bundesstaaten sind vielfach mit Opfern auch in Aufgaben eingetreten, an denen die Gesamtheit des Reiches gleichen Anteil nahm. Auch des Hamburger Kolonialinstituts ist hierbei besonders zu gedenken.

Preußens wissenschaftliche Einrichtungen sind, wie man sagen darf, in den letzten Jahrzehnten durchweg von diesem gesamtdeutschen Geist erfüllt und bemüht gewesen, die Weltgeltung unserer Kultur im Wettkampf mit den Mächten des Westens zu fördern. Der Ausbau der Hochschulen und Sammlungen, der Professorenaustausch mit Amerika und zum Teil mit anderen Ländern, das Amerikainstitut, das Böttingerstudienhaus, die Stipendien für Weltreisen, die Ausgrabungen der Berliner Museen, die Gründung und der Ausbau der Forschungsinstitute, wie des Historischen in Rom, aber auch des Geodätischen und Meteorologischen Instituts, die zugleich Zentralträger großer Auslandsorganisationen geworden sind, gehören hierher, nicht minder auch die mit Hilfe der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und der Koppelstiftung ins Leben gerufenen Großinstitute, wie auf verwandten Gebieten die durch Stiftungen mit Preußen ver-

knüpften Einrichtungen der Villa Massimi und der Villa Falconieri in Rom. So schließt der preußische Unterrichtsetat ausschließlich des nicht zum Kultusministerium gehörigen gewerblichen, landwirtschaftlichen und militärischen Unterrichtswesens und unter Ausschaltung der sehr bedeutenden Aufwendungen aus den Mitteln kommunaler Verbände selbst als Kriegsetat für 1918 mit einem Soll von über 238 Millionen Mark an laufenden und über 3 Millionen Mark an einmaligen Ausgaben ab.

Was das Reich für Wissenschaft, Kunst und Unterricht geschaffen hat, läßt sich mit der allgemeinen Landesfürsorge für diese Zwecke nicht in Vergleich stellen. Sieht man vom Auslandsschulwesen ab, so handelt es sich hier in der Hauptsache um die Betätigung auf Spezialgebieten, die zum erheblichen Teil die Förderung von Wissenschaft und Kunst im Auslande bezweckt, sonstige großdeutsche Unternehmungen aber nicht ausschließt. Nach den Etats des Auswärtigen Amts und des Reichsamts des Innern waren dafür 1918 laufend nahezu $2^1/_2$ Millionen Mark und einmalig etwa eine halbe Million vorgesehen. Bei weitem in erster Linie steht dabei der Jahresfonds für die Förderung deutscher Schul- und Unterrichtszwecke sowie zur Unterstützung deutscher Büchereien und anderer gemeinnütziger vaterländischer Unternehmungen im Auslande, der sich aus bescheidenen Anfängen zur Höhe von 1,8 Millionen Mark entwickelt hat. An dauernden wissenschaftlichen Einrichtungen, die sich der besonderen Förderung des Reiches zu erfreuen haben, sind aus älterer Zeit das Archäologische Institut, mit den Zweiganstalten in Rom und Athen und der später begründeten Römisch-Germanischen Kommission, und die Monumenta Germaniae historica, aus neuerer Zeit das Institut für ägyptische Altertumskunde in Kairo und das als Verein begründete Kunsthistorische Institut in Florenz hervorzuheben; auf naturwissenschaftlichem Gebiete u. a. die Straßburger Zentralstelle für Erdbebenforschung und, zugleich praktischen Zwecken dienend, die Versuchsanstalt für Luftfahrt. Zu dem der Universität Berlin eingegliederten, wesentlich mit den Zwecken des Reichs dienenden Seminar für orientalische Sprachen trägt das Reich die Hälfte der Kosten bei. Sonstige zum Teil sehr bedeutende laufende oder vorübergehende Zuschüsse genießen u. a. das Germanische Museum in Nürnberg, das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz, das Deutsche Museum für Naturwissenschaften und Technik in München, das Buchgewerbemuseum in Leipzig, die biologischen Anstalten in Neapel und Rovigno, die, wie so viele preußische Unternehmungen, auf Anregung Althoffs gegründete Medizinschule in Schanghai und die technischen Schulen in China. Die Einzelunternehmungen zu nennen, die vom Reich durchgeführt oder gefördert sind, würde zu weit führen. Die Tiefseeexpedition des Professors Chun in Leipzig und die Drygalskische Südpolarexpedition dürfen immerhin als besonders wertvoll hervorgehoben werden. Die vom Reich unterstützten internationalen Verbindungen, wie die Erdmessung, die seismologische Assoziation und die Organisation für Luftschifffahrt, werden ihre Arbeiten, wie zu erwarten steht, nach dem Kriege wieder aufnehmen. Aus der Internationalen Vereinigung zur Aufnahme der Nordmeere, die gleich den vorgenannten unter deutscher Führung stand, ist das Reich zu Kriegsbeginn leider ausgeschieden. Für internationale Kunstausstellungen im Auslande stehen jährlich 20000 Mark



zur Verfügung. Deutsche Kunst- und Unterrichtsausstellungen im Auslande, letztere meist mit preußischer Hilfe durchgeführt, haben vielfach deutscher Arbeit Anerkennung errungen. Daß durch die überwiegend praktischen und technischen Zwecken dienenden Reichsinstitute, wie das Reichsgesundheitsamt, die Physikalisch-Technische Reichsanstalt und den Seefischereiverein, auch wissenschaftliche Zwecke Förderung erfahren, darf dankbar anerkannt werden. Besonderer Erwähnung bedarf die neuerliche kulturelle Betätigung auf türkischem Boden. Auf dem Schulgebiet ist noch die Tätigkeit der Reichsschulkommission, die den Erfordernissen der sog. Einjährigenberechtigung dient, zu erwähnen. Der Universität Straßburg wurde seit ihrer Gründung vertragsmäßig ein Reichszuschuß von 400 000 Mark gewährt, der in den obengenannten Summen nicht eingeschlossen ist. Im Kriege müssen daneben für einzelne hierhergehörige Zwecke noch sehr erhebliche Mittel aus außerordentlichen Fonds aufgewandt worden sein.

Bei einem wesentlichen Teil dieser Aufwendungen handelt es sich um Zuschüsse zu Unternehmungen, die von einzelstaatlichen Organisationen geleitet werden. Auch wo eigene Einrichtungen des Reichs in Frage sind, ist man mit der Begründung wissenschaftlicher oder sonstiger fachmännischer Beamtenstellen auffallend sparsam gewesen. Der Personalbedarf muß daher, soweit nicht freie oder nebenamtliche Beschäftigung in Frage kommt, bei Schulen wie bei anderen Anstalten in weitem Umfange durch Beurlaubungen aus den Einzelstaaten gedeckt werden. Vor allem aber folgt eine wesentliche Schranke für die freie Betätigung des Reichs daraus, daß das gesamte Inlandsschulwesen von der Volksschule bis zu den höchsten Stufen des Unterrichts und der Forschung ebenso wie die Kunstpflege bei den Einzelstaaten wurzelt und der dazu gehörige Personenkreis dem Reich nicht untersteht. Der Reichsverwaltung bleibt dadurch der unmittelbar fortlaufende Einblick in die leitenden Gedanken und die Bedürfnisse dieser Kulturgebiete verschlossen, und sie sieht sich bei der Behandlung dahingehender Fragen in weitem Umfange auf die Mitwirkung der bundesstaatlichen Unterrichtsverwaltungen angewiesen.

Andererseits sind alle einzelstaatlichen Unternehmungen, die das Ausland betreffen, von der Förderung des Auswärtigen Amts und der deutschen Vertretungen im Auslande abhängig. Reich und Bundesstaaten sind daher in ihrer Wirksamkeit auf diesen Gebieten mehr wie auf anderen durch wechselseitiges Zusammenarbeiten bedingt. Ich habe dieser nutzbringenden und den beiderseitigen Interessen entsprechenden Arbeitsgemeinschaft als Mitglied des Preußischen Unterrichtsministeriums mehrere Jahrzehnte hindurch angehören können und darf sie zu den erfreulichsten Erinnerungen meines amtlichen Lebens zählen. Wenn die das Preußische Kultusministerium mit den Reichsämtern verbindenden Beziehungen sich in neuerer Zeit etwas gelockert haben, so hängt das wohl zum Teil mit dem Wechsel der Personen, vor allem aber damit zusammen, daß im Kriege eine Fülle neuartiger kultureller Aufgaben an die Reichsverwaltung herangetreten ist, die eine bis ins einzelne gehende Fühlungnahme zumal unter Kriegsverhältnissen ausschloß. Ich brauche nur an die Begründung von Universitäten und sonstigen Hochschulen, an die Kunst- und Denkmalspflege in den besetzten Gebieten und vor allem an die gesamte Kulturpropaganda zu erinnern. Manches

von dem, was so geschaffen ist, wird, wie ich annehme, nach dem Kriege wieder abgebaut werden oder ist bereits der ungünstigen Wendung des Krieges zum Opfer gefallen. Selbst einige der vor dem Kriege begonnenen Unternehmungen werden vielleicht infolge der Haltung unserer Feinde eine Einschränkung erfahren müssen.

Demgegenüber macht sich aber unabhängig vom Kriege auf seiten des Reichs das Streben nach einer Ausdehnung seiner kulturellen Betätigung geltend. Auch einige besonders einsichtige Mitglieder des Reichsschatzamts hatten bereits früher erkannt, daß das Reich neben seiner Steuer- und Militärpolitik eines derartigen ausgleichenden Faktors bedürfe, um den Boden der Reichsverwaltung bei der Bevölkerung zu festigen. Von seiten des Reichstages ist sogar mehrfach eine Einmischung in die einzelstaatlichen Unterrichtsverwaltungen gewünscht worden, die auf seiten der Bundesstaaten entschiedenem Widerspruch begegnet ist. Angesichts der zu Eingang erwähnten Bedeutung der Kulturpflege für die Zukunft unseres staatlichen und nationalen Lebens wird man sich aber einer erweiterten Betätigung des Reichs gegenüber nicht ablehnend verhalten können.

Zunächst scheint es in hohem Maße zweifelhaft, ob die Bundesstaaten sich nach dem Kriege noch im bisherigen Umfange kulturellen Zwecken werden widmen können. Infolge der allgemeinen Verarmung und der ungeheueren von unserm Volke zu übernehmenden Lasten wird das Reich noch mehr als bisher die Steuerquellen an sich zu ziehen geneigt und in der Lage sein. Unterricht, Wissenschaft, Kunst fordern aber Geld, und die Ausgaben können nur zum kleinsten Teil durch eigene Einnahmen gedeckt werden, zumal wenn man diese Einrichtungen noch stärker in den Vordergrund des staatlichen Lebens rücken und bis in die höchsten Stufen noch mehr als bisher auch den Mittellosen zugänglich machen will. Dies gilt auch für Preußen, vor allem wenn man mit einer Verringerung seines Gebietes und der Zerschlagung seiner Verwaltungseinrichtungen rechnen muß. Auch hat der freie Wettbewerb der Bundesstaaten vielfach zu einer Häufung von Veranstaltungen und zu Doppelunternehmungen geführt, die, so wünschenswert jede freie Betätigung an sich ist, im finanziellen Interesse vermieden werden könnten. Eine Prüfung der Notwendigkeiten nach einheitlichen Grundsätzen wird uns daher nicht erspart werden.

Daß bei aller heute blühenden und berechtigten Mannigfaltigkeit auf dem Gebiete des Unterrichtswesens in mancher Beziehung eine Annäherung wünschenswert bleibt und durch das Reich gefördert werden könnte, ist nicht zu leugnen. Dies gilt, wie für gemeinsame Zukunftsaufgaben unseres Erziehungswesens überhaupt, besonders für den Einzelausbau und den gegenseitigen Anschluß der Unterrichtseinrichtungen und der Berufsbildung. Die vielerörterte Frage des Fortfalls der Einjährigenberechtigung wird auch hier eine wesentliche Rolle spielen. Aber auch das gesamte Berechtigungswesen könnte nach einheitlichen Gesichtspunkten neu geprüft werden. Für die medizinischen und eine Anzahl anderer Berufsarten sind die Prüfungsanforderungen von Reichs wegen festgesetzt. Für die Aufrechterhaltung der bundesstaatlichen Verschiedenheiten bei Zulassung zu den sonstigen von Prüfungen abhängigen staatlichen und zum Teil auch kirchlichen Berufen scheinen mir nicht überall ausschlaggebende Gründe zu bestehen. Der Personenaustausch zwischen den Bundesstaaten, der dem gegenseitigen Ver-

ständnis und dem inneren Ausgleich unseres Staats- und Volkslebens dient, würde durch solche Annäherung erleichtert werden. Wenn in der gemeinsamen Erwägung solcher oder pädagogischer Maßnahmen die besten Ratgeber der Nation nicht nur dem einzelnen Staatswesen, sondern der Gesamtheit zugute kämen, wäre das ein Vorteil, den ich als Leiter des preußischen Unterrichtswesens, wenn ich gelegentlich auch den Rat außerpreußischer Fachmänner in Anspruch nehmen dürfte, entbehrt habe.

In diesen oder anderen Fragen eine zwangsweise Zentralisierung zu befürworten, liegt mir weltenfern. Eine solche oder gar die Unterstellung des gesamten Unterrichts- und Prüfungswesens unter das Reich würde auch voraussichtlich an dem geschlossenen Widerstand der Bundesstaaten scheitern. Es kann sich vielmehr, wie mir scheint, bei allen solchen Fragen nur um eine freiwillige Mitarbeit des Reichs handeln, bei der jede bureaukratische Bevormundung vermieden werden muß. Über die Wege, die hierzu führen können, sei mir erlaubt noch einiges anzuführen.

Zunächst sollte der kaum gerechtfertigte und dem Betriebe nachteilige Zustand beseitigt werden, daß die kulturellen Angelegenheiten beim Reich auf verschiedene Behörden verteilt sind, was m. W. bei keinem Bundesstaat der Fall ist. Die Auslandsschulen und die Mehrzahl der Auslandsinstitute werden beim Auswärtigen Amt behandelt, während die übrigen Angelegenheiten dem Reichsamt des Innern unterstehen. Bei Auslandsfragen kommen nach der Verschiedenartigkeit der Gesichtspunkte die politische, handelspolitische oder Rechtsabteilung des Auswärtigen Amts oder mehrere derselben nebeneinander in Betracht. Im Reichsamt des Innern, dem neuerdings noch das Reichswirtschaftsamt zur Seite tritt, sind wissenschaftliche Angelegenheiten, soweit sie mit wirtschaftlichen Aufgaben verbunden sind, den bezüglichen Sonderreferaten überwiesen. Auch sonst haben die Referenten neben kulturellen Fragen vielfach sonstige, namentlich politische und wirtschaftliche Aufgaben zu bearbeiten und werden den ersteren nicht selten durch größere Aufträge auf den Gebieten der letzteren Art entzogen, was längere Unterbrechungen oder Referatswechsel zur Folge hat. Dadurch wird die Bildung fester Tradition, die Aneignung umfassenden Überblicks und die zusammenfassende initiative Förderung auf seiten der Reichsbehörden äußerst erschwert. Eine Zusammenfassung würde wesentliche Mängel beseitigen.

Daneben bleibt zu erwägen, wie ohne Übergang der gesamten Kulturpflege auf das Reich diesem der fehlende Unterbau ersetzt werden kann. So sehr ich anzuerkennen geneigt bin, was auf diesen Gebieten von Reichs wegen geleistet ist, und so sehr ich die Tatkraft und Einsicht der Herren schätze, in deren Hände solche Aufgaben gelegt waren, so wenig kann ich mit der grundsätzlichen Auffassung zurückhalten, daß die gegenwärtigen Einrichtungen für eine erfolgreiche Arbeit des Reichs nicht ausreichen. Jede kulturelle Verwaltung muß, wenn sie es ernst nimmt, aus den lebendigen Quellen der Kultur schöpfen. Nur in enger Fühlung mit den treibenden Kräften vermag sie die maßgebenden Gesichtspunkte zu erkennen und die hier wie überall besonders wichtigen Personenfragen zu lösen. Andernfalls droht sie der Einseitigkeit und schweren Irrtümern in sachlicher wie in persönlicher Hinsicht zu verfallen. Die Vorwürfe, die in dieser Richtung gegen einzelne kulturpolitische Maßnahmen, namentlich während des Krieges, erhoben worden



sind, will ich mir nicht zu eigen machen, sondern ich schöpfe diese Überzeugung aus der Sache selbst, wie mir jeder Vorwurf gegen einzelne Persönlichkeiten fern liegt. Der Mangel allseitiger Orientierung auf den in Betracht kommenden Fachgebieten kann auch nicht durch Gewinnung einzelner hervorragender Sachverständiger oder durch die Begründung ganzer Abteilungen aufgewogen werden. Denn diese werden durch die Einberufung in die Reichsbehörde ihrer fachlichen Tätigkeit entzogen und verlieren die Fühlung mit dem Leben schneller, als man anzunehmen gewöhnt ist. Die erforderliche Hilfe kann also nur durch die einzelstaatlichen Organe geleistet werden, die in dauernder engster Fühlung mit der Unterrichts-, der Wissenschafts-, der Kunstpflege stehen.

Dies wäre etwa so zu denken. Im Bereich der Universitäten und technischen Hochschulen tritt wie bereits erwähnt in jährlichen Zwischenräumen die aus Vertretern der beteiligten Unterrichtsministerien bestehende Hochschulkonferenz zusammen, die sich als eines der nützlichsten Organe für die Bearbeitung der gemeinsamen Aufgaben erwiesen hat und sich bei allen Regierungen gleicher Beliebtheit erfreut. Als Zeichen dafür mag es dienen, daß den sonst nicht von den Ministern besuchten Verhandlungen im vorigen Jahre in Berlin trotz des Krieges außer mir auch der bayerische Herr Kultusminister als Gast beiwohnte. Wie fern der Konferenz partikularistische Bestrebungen zwischen den einzelnen Bundesstaaten liegen, geht daraus hervor, daß, als die Reichsverwaltung unlängst in einer zum Geschäftskreise der Konferenz gehörigen Angelegenheit eine Umfrage bei den Regierungen veranstaltete, dies gerade von den süddeutschen Regierungen als unerwünscht beanstandet wurde. Die Konferenz, die ihren Vorsitzenden nach vereinbarten Grundsätzen bestimmt, würde durch die Beteiligung eines Reichsvertreters nur gewinnen und kann auch der Reichsverwaltung als erwünschte Stütze ihrer Arbeit dienen. Ihr könnte eine neuerdings bereits erwogene wiederkehrende Reichs**schul**konferenz, je nachdem auch in Abteilungen für höheres und Volksschulwesen, gleichartig zur Seite treten, der Zusammentritt der Hochschul- und Schulkonferenzen erforderlichenfalls auch häufiger erfolgen, und diese würden zugleich einen von ihnen selbst zu wählenden ständigen Ausschuß als Berater der Reichsbehörden zur Verfügung zu stellen in der Lage sein. Ob und inwieweit die Mitglieder dieser Ausschüsse oder andere von den Bundesstaaten zu bezeichnende Referenten auch ein dauerndes Referat im Reichsamt zu übernehmen in der Lage wären und ob diese nicht zugleich ein Referat in ihrem Heimatstaat dauernd oder mit Unterbrechungen fortzuführen vermöchten, läßt sich erwägen. Je mehr die Reichsverwaltung sich auf solche Kräfte zu stützen vermag, denen der Brunnen des Lebens im Verkehr mit den heimatlichen Fachkreisen fortdauernd quillt, und je mehr sie selbst darauf verzichtet, durch eigene Verwaltungsorgane maßgebenden Einfluß zu üben, um so mehr wird sie die Geschäfte zur allseitigen Zufriedenheit und zum Nutzen der Sache zu führen imstande sein. Auch für die wissenschaftliche und Kunstverwaltung des Reichs wären ähnliche Einrichtungen denkbar. Andernfalls müßte man sich durch Sachverständigenkommissionen, die aber auch möglichst von den beteiligten Bundesstaaten zu bezeichnen wären, zu helfen suchen.

Als grundlegend ist dabei vorausgesetzt, daß sich das Reich eigene Hochschulen und Unterrichtsanstalten nicht



schafft. Wissenschaftliche und Kunstinstitute könnten eher in die Hand des Reichs übergehen, und es darf nicht übersehen werden, daß mit der neuen Gestaltung der Reichsverhältnisse ein starkes dynastisches Interesse an der Erhaltung der einzelstaatlichen Museen, Bibliotheken und anderen Sammlungen hinweggefallen ist. Nur müßte auch hier jeder Zwang vermieden werden und jedem Bundesstaat die dauernde Erhaltung seiner Anstalten unbenommen sein. Es verschlägt nichts, wenn neben die Sammlungen der örtlichen, Kreis-, provinziellen und einzelstaatlichen Verwaltungen noch Reichsanstalten treten. Auch hier würde aber rein sachlich vom allgemeinen deutschen Standpunkt zu prüfen sein, wo überwiegende Gründe für die Übernahme auf das Reich vorliegen.

In jedem Falle müßten dem Reich bedeutende Mittel zur Seite stehen, um in allen wirklich bedeutsamen Fragen der Wissenschafts- und Kunstpflege, aber je nachdem auch bei der Unterstützung von Unterrichtsorganisationen helfend einzugreifen, wo die Leistung dem einzelnen Bundesstaat nicht zugemutet werden kann. Ob nicht neben staatlichen Organisationen freiere Gestaltungen, wie sie bei der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und dem Deutschen Museum obwalten, zu fördern sind, darf weiterer Prüfung empfohlen werden.

Von besonderer Bedeutung scheint es mir, daß die das Ausland betreffenden Studien und sonstigen Einrichtungen, sowie jede Betätigung deutscher Reichsangehöriger für kulturelle Aufgaben im Auslande von Reichs wegen die weitgehendste Förderung finden, um unseren Einfluß auf diesen Gebieten neuzubegründen. Daß wir uns, wo kultureller Austausch mit dem Auslande in Frage kommt, nicht anbieten dürfen, sondern das Entgegenkommen des Auslandes abwarten sollten, erachte ich dabei für selbstverständlich. In unserer eigenen Betätigung gegenüber dem Auslande aber liegt ein Arbeitsfeld, auf dem seitens der deutschen diplomatischen und kulturellen Vertretungen nicht überall und immer die erforderliche Hilfe geleistet worden ist, wobei die Art ihrer Inanspruchnahme seitens der Beteiligten sicher nicht selten die Mitschuld trägt. Wir alle werden in dieser Richtung noch viel zu lernen haben, und besonders die an den deutschen Universitäten im Werk befindlichen Einrichtungen werden für das Verständnis des Auslandes neuen wertvollen Boden schaffen. Das Ausland, das seine diplomatischen Vertreter nicht ohne Grund sogar vielfach aus den Kreisen der wissenschaftlich interessierten Männer wählt, ist uns in der Förderung seiner Landesangehörigen und Landesanstalten auf fremdem Boden vielfach beispielgebend vorangegangen. Wenn dabei Frankreich mit der Förderung kultureller Einrichtungen stets in erster Linie offensichtlich politische Zwecke verfolgt hat, so wird um so mehr ehrliche und taktvolle Kulturarbeit von deutscher Seite ihres Erfolges auch bei den jetzt noch abseits stehenden Völkern des Auslands nicht verfehlen und uns allmählich das durch unseren Zusammenbruch verlorene Ansehen zurückgewinnen lassen. Dies — und die gesamte Stärkung unseres Volkstums durch die Pflege gemeinsamer Kultur — sind Ziele, die wir heiß ersehnen.

Die Homerforschung.

Von Alfred Gercke.

1. Ausdehnung und Alter der Forschung.

Dem griechischen Heldenepos widmet die moderne Forschung mehr Arbeit als kaum irgendwelchen verwandten historisch-philologischen Problemen, die Urkunden für die Entstehung des Juden- und Christentums ausgenommen. Die vor einem Jahrhunderte noch auf vereinzelte Untersuchungen beschränkte höhere Homerkritik hat allmählich an Tempo und Umfang so zugenommen, daß schon seit langem jedes Jahr mindestens ein Buch und zahllose Programme und Aufsätze über die Homerfrage[1]) hervorbringt und noch viel mehr über verwandte, von ihr fast untrennbare Themata. Daß der Büchermarkt, und vorwiegend der deutsche, solch überreiches Angebot bringen kann oder bislang bringen konnte, ermöglichte die außerordentlich rege Nachfrage zahlreicher für diese Fragen begeisterter Leser, die den neuen Fragestellungen und Antworten folgend, den Homer selbst immer wieder mit anderen Augen lasen und so erst in die Tiefen althellenischer Poesie und Geschichte einzudringen glaubten. Auch im Auslande gab es stets viele Jünger dieser tiefgründigen Bohrarbeit, neben den Gelehrten auch unter höher Gebildeten, während die Mitarbeit auswärtiger Forscher überall auffallend zurücktritt: Die Homerforschung ist fast ausschließlich den deutschen Grüblern überlassen worden, seitdem Friedrich August Wolf 1795 den ersten Markstein für einen Goethe und das Volk Goethes aufgestellt hatte.

1) Hier seien von über 20 seit 1901 erschienenen Büchern nur die lediglich die Ilias behandelnden aufgeführt: C. Robert, Studien zur Ilias, 1901. N. Wecklein, Studien zur Ilias, 1905. C. Rothe, Die Ilias als Dichtung, 1910. F. Lillge, Komposition und Technik der Διομήδους ἀριστεία, 1911. E. Drerup, Das fünfte Buch der Ilias, 1913. E. Bethe, Homer, Dichtung und Sage. I. Die Ilias, 1914. U. v. Wilamowitz, Die Ilias und Homer, 1916. E. Schwartz, Zur Entstehung der Ilias, 1918.

Gewiß hat Wolf nicht entfernt an die Nachfolge gedacht, die seine Prolegomena fanden; denn obwohl er die inneren Widersprüche der Epen, also die einfachsten Handhaben höherer Kritik, kaum gestreift hatte, und darin über das Altertum überhaupt nicht hinausgekommen war, so glaubte er doch die Sache damit ziemlich erledigt, daß er erklärte, die Epen seien erst unter Peisistratos bald nach Erfindung der Schrift gesammelt und aufgezeichnet worden. In einem gleichen Irrtume hatte sich einst Aristoteles befunden, als er zum ersten Male die ganzen Lehren der Akademie oder des Peripatos systematisch ordnete und ausführte: unbefangen erklärte er, diese seine grundlegende Arbeit für den Abschluß der Wissenschaft, während sie gerade der Ausgang neuer und wesentlich vertiefter Forschung wurde. Welcher Bahnbrecher kann die Tragweite seiner Geschütze voraussehen, mit denen er die ersten geistigen Mauern niederlegt? Ein Bahnbrecher ist zudem Wolf nicht einmal gewesen, er hatte bedeutende Vorgänger und bedeutendere Nachfolger.

Der Umfang der Forschung ist zum Teile von außen durch ungeahntes Material hervorgerufen, aber auch das Aufspüren allgemeingültiger Normen hat eine unübersehbare Fülle von Untersuchungen gebracht: selbst die Forscher kennen nur noch einen Teil der erschie-



nenen Arbeiten (Bethe bekennt es freimütig, Wilamowitz verzichtet ganz darauf: ihm graut vor dem Wuste), und manche treffende Beobachtung und Entdeckung wird mehrmals gemacht und veröffentlicht. Darum fehlt noch immer ein Werk: eine eingehende Geschichte der Homerforschung; sie ist ein dringendes Bedürfnis.[2]) Ihr Erscheinen wird hoffentlich durch die Verarmung Deutschlands nicht verhindert werden.

Es ist auch an der Zeit, die Frage zu stellen, was denn die so ausgedehnte Forschung zustande gebracht hat. Hat sie ihr Ziel noch nicht erreicht, das sie so lange schon und so mühsam sucht? und wenn nicht, war dann nicht aller Liebe Mühe vergebens aufgewendet? oder warum ist sie noch nicht zum Abschluß gekommen? Tatsache ist, daß wir bei der Odyssee dem Ziele viel näher gekommen sind als bei der Ilias.

Die Antwort, daß die Wissenschaft mit Lessing das Forschen nach Wahrheit höher einschätzt als ihren Besitz, wird niemand befriedigen. Im Gegenteile verlangt auch die Frage, welches ist denn das eigentliche Ziel dieser Forschung? eine klare bestimmte Antwort.

2. Erweiterung der Aufgabe.

Seit Wolfs und Lachmanns Zeiten hat sich die ganze Altertumswissenschaft gewandelt und in ihr kein Gebiet wohl mehr Licht erhalten als die Anfänge des Griechentums, die prähistorischen Zustände sowohl wie die Jahrhunderte der Übergangszeit, des griechischen Mittelalters. In diese Periode gehört das althellenische Heldenepos, einst fast das einzige Denkmal und immer noch die reichhaltigste Urkunde der präliterarischen Epoche, ja die einzige Quelle für Sprache und Vers. Aber wenig jünger oder wohl nicht einmal jünger sind griechische Inschriften, Gebrauchsgegenstände, Kunstwerke und Bauten, und jetzt sind weit wunderbarere Zeugen ungriechischer Herkunft und hohen Alters aufgetreten. Alte Probleme haben ganz neue Wertung und Deutung gefunden, neue sind hinzugetreten.

Die Erfindung der Schrift hatte in Wolfs Hypothese eine viel zu große Bedeutung und einen erheblich zu jungen Ansatz erhalten, nämlich kurz vor Peisistratos. Deshalb, und nicht weil die Dichter archaisierten, sollten alle Helden des Epos Analphabeten sein. Unmittelbar nach Dichtung der einzelnen Gesänge sollte ihre Aufzeichnung, Sammlung und Rettung erfolgt sein; eben deswegen durfte man ihren Ursprung aber nicht viel älter glauben, war ein Dichter Homer lange vorher undenkbar. Das haben Tatsachen widerlegt. Wir besitzen jetzt Steininschriften von der Wende des 8. und 7. Jahrhunderts und nicht viel jüngere Vasen mit Beischriften. In dieser Zeit gab es bereits Chroniken und schriftliche Gesetze; die Aufzeichnungen von Olympia gehen bis 776(?) zurück. Die Erfindung der Lautschrift ist vor dem 9. Jahrhundert, vielleicht um die Jahrtausendwende erfolgt, aber nach Besiedelung der Inseln und des Peloponnes durch die dorischen Wanderzüge und nach Isolierung der Insel Kypros. Das ergibt für die Aufzeichnung literarischer Texte einen wesentlich größeren Spielraum, wenngleich erst die Gewährung des Papyros, also die Eröffnung Ägyptens durch Psammetich (†610), die neue Sitte in größerem Umfange ermöglichte. So wurden Elegie, Lyrik und bald auch das Epos aufgezeichnet.

Aber das Altertum war weit davon

2) Die beste Orientierung gibt gegenwärtig G. Finsler, Homer, Leipzig-Berlin 1908 in Kap. 6; über der zweiten Auflage (Bd. I 1914. Bd. II 1918) ist der treffliche Verfasser gestorben.



entfernt, das Epos erst unter Peisistratos entstanden zu glauben: nicht geschaffen durch Zusammenordnen sollten er, Solon, Hipparchos oder Lykurgos das Epos haben, sondern nur die in Stücke aufgelösten alten Epen wiedervereinigt und fixiert. In dieser Beziehung war Wolfs Bau auf Sand errichtet. Äußere Zeugnisse für diese Vorgänge gibt es aber überhaupt nicht.

Zu ungefährer Datierung haben wir Anhaltspunkte nicht nur für den mit der Niederschrift bedingten Abschluß des Epos, sondern auch für den Beginn der Tätigkeit der ionischen Homeriden. Dieser fällt später als die griechische Besiedelung Kleinasiens und die klare Absonderung eines ionischen Dialektes, wie noch zu besprechen sein wird, aber vor die dorische Wanderung, die der Herrschaft der Achaier unter Agamemnon und Menelaos und der Pylier Nestors ein Ende machte. Der Beginn des Epos reicht somit sicher über die Jahrtausendwende zurück, seine Entwicklung aus kleinen Anfängen bis zu den den Rahmen beinahe sprengenden letzten Erweiterungen kurz vor den Perserkriegen füllt mindestens ein halbes Jahrtausend. Zwischendaten sind leider nur wenig zu ermitteln, z.B. aus der Kolonisation des achten und siebenten Jahrhunderts (so stammt der Name der Quelle Artakie bei den Laistrygonen ϰ 108 wohl von dem 756 oder 675 gegründeten Kyzikos: Kirchhoff). Dagegen kennen wir Leben und Umgebung der Rhapsoden ziemlich genau und noch besser das Leben und Treiben, das sie schilderten, und dies nicht nur aus den Angaben des Epos.

So überraschende Aufschlüsse für Homer sind neuerdings besonders durch den Spaten erfolgt und so reiche und verwickelte Aufgaben daraus hervorgegangen, an die Wolf und seine Nachfolger bis auf Kirchhoff noch nicht gedacht haben, daß das alte Problem fast darunter verschwindet. Freilich bleibt für alle die historischen, ethnologischen, archäologischen und prähistorischen Untersuchungen der letzten Jahrzehnte das Homerische Epos nicht mehr das Rätsel, das es als das Ziel der Forschung zu lösen gilt, sondern es hat häufig nur als älteste griechische Quelle das Vergleichsmaterial liefern müssen. Aber es ist doch unleugbar, daß das Epos selbst darum mit ganz anderen Augen beobachtet worden ist und aus den fruchtbaren Schlüssen reiche Nahrung erhalten hat.

Noch als Schliemann den Spaten in Troja ansetzte, stand Homer am Anfange unserer historisch-geographischen und archäologisch-kunstwissenschaftlichen Kenntnis des alten Griechenlands. Zwei Jahre nach Schliemanns Tode, als Dörpfeld seine Grabungen fortsetzte, stellte er fest, daß das homerische Troja nicht in der zweiten seiner sieben Städte, von unten gezählt, sondern in der sechsten erhalten sei, daß darunter stark befestigte Ansiedlungen vorhanden sind, deren Alter bis ins dritte Jahrtausend zurückreicht. Und dann folgten die Ausgrabungen auf Kreta, die uns eine ungeahnte märchenhafte Kultur des dritten und zweiten Jahrtausends v. Chr. offenbarten mit Palästen, Malereien, Kunsthandwerk, Glauben und Sitten von überraschender Lebendigkeit, Üppigkeit und eigenartiger Schönheit, die alles, was wir an Palästen, Schachtgräbern und prunkvollen Kuppelgräbern mit ihren Goldmasken und reichen Beigaben in Mykene, Tiryns, Ilios usw. besaßen, noch tief in Schatten stellten.

Die Träger dieser halborientalischen Kultur können — diese Ansicht befestigt sich immer mehr — nicht die indogermanischen Stämme gewesen sein, die sich etwa seit Mitte des zweiten Jahrtausends ärmlich, auf Ochsenkarren und geraubten Kähnen zur Haimoshalbinsel



und der Inselwelt des Ägäischen Meeres den Einlaß erzwangen und der vorgefundenen Kultur ein Ende bereiteten, aus dem erst nach vielen Jahrhunderten mittelalterlicher Barbarei eine neue, edlere, echt hellenische Kultur hervorgehen sollte. Die alte Anschauung, daß die Griechen mit voller Naivität in Zeiten völliger Unschuld ihre Heldengesänge vernommen und ausgestaltet hätten (Lachmann), haben wir allerdings restlos aufgeben müssen.

Das homerische Epos bewahrt noch ein treues und bewunderndes Andenken an diese untergegangene Märchenwelt, an die uralten, mit kyklopischen Mauern umgebenen Herrschersitze, ihre gewaltigen Toranlagen und Prachtgebäude, an die Schlachtwagen und die für Riesen bestimmten mykenischen Schilde, die mehr Ofenschirmen glichen als den zierlichen Rundschilden der bepanzerten ionischen Ritter des siebenten Jahrhunderts. Das Epos schildert mit Andacht wundervolle Kunstwerke jener Epoche, wie den goldenen Becher Nestors, der mit Tauben geziert war, und den wir beinahe so wiedergefunden haben; es malt die goldenen Gärten des Phaiakenkönigs Alkinoos aus und die goldene Rüstung Achills mit dem Wunderschilde, an dessen Figurenreichtum man sich nicht satt sehen konnte. Dies alles war für uns unverständlich, solange wir nur die schlichten geometrischen Töpfe und die Zerrgestalten auf den Dipylon-Vasen kannten und den späten und mühsamen Aufschwung der Architektur und Plastik vor den Perserkriegen verglichen. Viele Einzelheiten des homerischen Lebens können jetzt außerdem aus den Denkmälern gut erläutert werden (W. Helbig u. a.).

Mit der Archäologie suchte die Linguistik Hand in Hand zu arbeiten und uns die prähistorische Ethnologie klarzulegen. Es war eine große Überraschung, als die Sprachwissenschaft viele griechische Berg-, Fluß- und Ortsnamen als vorgriechische feststellte. Parnassos, Hymettos, Ilissos, Knossos, ebenso wie Korinthos, auch das Labyrinth und der Erdgeist Hyakinthos gehören dazu. Sie finden sich am ganzen Mittelmeerbecken, von Syrien und Armenien bis Spanien verbreitet; die Karer und Lykier scheinen Reste jener Völker, die einst hier saßen, um später mit den einwandernden Indogermanen vielfach zu verschmelzen.

Umfang und Tragweite der erst begonnenen, hierauf bezüglichen Forschungen, die auch durch Grabungen in den verschiedensten Gegenden Unterstützung gefunden haben, lassen sich noch nicht entfernt übersehen. Wenn wir aber ein Traumorakel des Odysseus, Olytteus oder Olixes in Epirus finden (Seeck) und ohne jeden Zusammenhang mit dem griechischen Epos einen Ort Odysseia (Einwohner Odysseis) in Hispania Baetica, so haben wir trotz der Volksetymologie ὀδυσάμενος ‚Zürner' eine vorgriechische Heroen- oder Göttergestalt zu erkennen. Wie sie hinabstieg ins Totenreich gleich dem Thraker Orpheus, auf abenteuerlichen Fahrten den Eingang fand und die Rückkehr daher mit List und Tücke durchsetzte, das schilderte ein mit lebhafter Einbildungskraft ausgeführtes Schiffermärchen, vermutlich lange bevor der Listenreiche den Helden vor Troja eingereiht wurde.

Der Orient, selbst Babylonien mögen den Griechen einst viele Anregungen gegeben haben. Kydoimos, Phobos, die Keren, alle diese Mischwesen haben uns zuerst die Ausgrabungen von Sendjirli leibhaftig gezeigt; der Schiffer, der durch Essen eines Krautes Unsterblichkeit gewann und zum Meergotte Glaukos wurde, stammte aus dem Gilgamischepos. Man würde weit unbefangener und erfolgreicher diese und verwandte Überreste



studieren, wenn sie uns nicht mit der Behauptung vorgesetzt worden wären, Homer, die Bibel und Kant, wie ein Spötter sagte, hätten daraus abgeschrieben. So gut aber wie das deutsche Heldenepos (nach Roethes überraschendem Nachweise) von der epischen Technik Vergils beeinflußt worden ist, so gut ist auch ein Einfluß des großen, technisch ausgebildeten babylonischen Epos auf die Entwicklung des griechischen Heldenliedes zur umfangreichen Dichtung möglich, z. B. für Titanomachie, Theogonie, Odyssee.

Neue Zusammenhänge verheißen die Hethiter, zumal wenn ihre Sprache wirklich indogermanisch sein sollte. Unter den ersten epichorischen Inschriften der Lyder hat sich eine Bilinguis gefunden, in der *Διονυσοκλέος* mit Bakivalis wiedergegeben wird[1]): das weist Bakchos und seine Priester, die Bakides, nach Lydien, und selbst die Bakchiaden in Korinth erscheinen als ein ungriechisches Geschlecht. Den Lydern verwandt war die thrakisch-phrygische Nation, deren lebhaft gezeichnete Topfware bis Ungarn und auch in einer Schicht Trojas (VII 2) gefunden wird. Aus Thrakien leitete man bereits die orphischen Mysterien und den orgiastischen Bakchoskult her (E. Rohde); dort war die vom Himmelsgotte im Gewitterregen befruchtete und mit dem Blitzesstrahl getötete Erdgöttin Semele zu Hause, die Mutter des jungen aus dem Mutterschoße geretteten Vegetationsgottes (V. Hehn). In den homerischen Götterhimmel war freilich der Gott auch unter dem Namen Dionysos (griech. Beiname des Bakchos?) nicht aufgenommen, aber seine Flucht vor dem winterlichen Lykoorgos wird in Z wie bei Stesichoros erzählt, und in der Nekyia erscheinen bereits Büßer aus den orphischen oder verwandten Kreisen.

Sarpedon, die Amazonen, die schwarzen Aithiopen unter einem Führer mit griechisch klingendem Namen sind Fremde. Mancher echtgriechische Gott hat ausländische Züge angenommen. Hephaistos, der Herr des feuerspeienden Berges, war ein Ausländer nach Wilamowitz' Nachweis, ja sogar Apollon soll nach ihm eine kleinasiatische Gottheit wie Aphrodite gewesen sein (trotz des idg. Ablautes Apollon: Apellon). Wir müssen noch weiter auf umstürzende Aufklärung gefaßt sein.

Homer hat den Griechen einen neuen Götterglauben gegeben, er hat die einen Gestalten erhöht und mit wunderbaren Kräften ausgestattet und die anderen zu menschlichen Helden herabgedrückt. Denn daß Helena, Menelaos und Agamemnon, Diomedes und Achilleus, Nestor, Aias und sein Bruder Teukros, die beiden Aianten, göttlichen Ursprungs waren, ja sogar Thersites dem lakedaimonischen Kriegsgotte Therites entsprach, kann nach Useners Beweisen nicht mehr bezweifelt werden.

Auf der anderen Seite stehen aber die historischen Stätten an den Dardanellen und am argolischen Golfe, die die Anschauungen der nüchternen Realhistoriker zu bestätigen scheinen (und wer wollte die handelspolitische Bedeutung des Schlüssels zum Marmarameere verkennen!). Trotzdem ist die Heldensage nicht einfach der Niederschlag von historischen Erfahrungen, sondern ungeheure Geschehnisse haben nur die Bilder der Einbildungskraft ausgelöst. Nicht nur das Wunder ist des Glaubens Kind, sondern auch Mythos und Legende, aber deren Mutter ist die Lust zu fabulieren, die dichterisch gestaltende Einbildungskraft. Und diese war bei den in die Haimoshalbinsel einwandernden Griechen mächtig erregt worden durch die Pracht und Großartigkeit

1) Enno Littmann, Sardis VI 1 (1916). Auch die einheimische Poesie mit Assonanzen, also fast Reimen, erregt Aufsehen.

der halborientalischen Kultur, die in Italien, obwohl hier wohl sehr viel schwächer entwickelt, alle schöpferische Phantasie der eingewanderten Indogermanen erstickt hat. Die Griechen brachten eben aus der Dämmerstunde der Steppe und den Nebeln einer nordischen Heimat bereits den Glauben an Elfen und Zwerge und den Erlkönig mit, pflegten bereits den Ruhm der Männer zu singen und sehnten sich, mit empfänglicher Seele Schönheit zu trinken, als sich die Wunder der in Licht gebadeten neuen Welt vor ihnen auftaten.

Des schnellfüßigen Achilleus Wettlauf und die Erlegung des eingeholten Gegners war den Hellenen längst geläufig, bevor sie den dreimaligen Umlauf in die Skamanderebene verlegten; und der Gegner Achills hieß vermutlich auch längst Hektor, bevor die Feste Ilios einem Königsgeschlechte von Dichters Gnaden unterstellt wurde. Die jüngeren Dichter haben dem Läufer Waffen gegeben wie allen anderen Helden und sogar noch schönere und kostbarere, die dem Sohne der Morgenröte mehr zukamen als ihm. Aber für den letzten Lauf mußten sie ihn seiner schweren Rüstung wieder entkleiden, sollte man meinen: es genügte ein Schwert, dem eingeholten Feinde den Garaus zu machen.

Wer von den Griechen zuerst einen vollständig gerüsteten Feind mit ehernem Helm und Riesenschild und gewaltigem Spieße, noch nicht einmal mit einem Schuppenpanzer angetan, erblickte, dem mag es wohl gegangen sein wie Saul und seinem Gefolge gegenüber Goliath. Denn das war dieselbe Bewaffnung, die sich auf Kreta und in Kleinasien und auf der Haimoshalbinsel bei der Herrenkaste vorfand; von Kreta vor der Zuwanderung der Barbarenstämme weichend sind bald nach 1400 die Philister ausgewandert nach Askalon und haben den Namen ihres Flusses Iardanes mitgenommen; und schon wenige Jahrzehnte später lagen die offenen Paläste von Phaistos und Knossos in Trümmern.

Wo feste Burgen ausgehungert werden mußten, boten sich neue Bilder. In der Ebene fuhren die schwergerüsteten Rekken in die Schlacht. Und bald lernten die neuen Eindringlinge mit manchem anderen auch die Kriegskunst den alten Heroen ab, bis die Kimmerier zu Beginn des 7. Jahrhunderts die blühenden Landschaften Kleinasiens überrannten und die ionischen Ritter hinter den adligen Vorkämpfern eine lebendige Mauer aufführten. Noch enger schlossen sich dann auf Euboia die Mannen von Chalkis zu einer undurchstoßbaren Phalanx zusammen, und am Ende des Jahrhunderts übernahmen die Spartaner diese neue Taktik. Die Kämpfe der Ilias wollen eigentlich die Zweikämpfe der alten Heroenzeit schildern, aber unwillkürlich erlahmen die Dichter in ihrem archaisierenden Ausmalen der alten Kampfesweise und schildern statt dessen leicht Gewohnheiten der Gegenwart; und nicht nur die halbfeste Schlachtordnung der ionischen Ritterschaft, bei der immer noch die Lanzen geschwungen und geschleudert werden, bevor es zum Nahkampf kommt, sondern auch die enggeschlossene Masse Schulter an Schulter, die kein Lanzenschwingen mehr kennt (Helbig). ‚Walze' (φάλαγξ) heißt die anrückende Heeresmasse, und dies Wort kommt in den Schlachten der Ilias bereits regelmäßig vor. Man sieht, diese Schilderungen sind bereits um viele Jahrhunderte von den ersten gewaltigen Eindrücken einer veralteten Kampfweise entfernt. Und das wird bestätigt durch grobe Mißverständnisse der Nachdichter, die die schwere altmykenische Bewaffnung (Reichel) nicht mehr kannten und mit der jungen ionischen verwechselten (Robert).

Die Heeresmassen müssen es jetzt machen, hinter den wenigen Helden und an ihrer Stelle stehen gewaltige Mengen, Volksgenossen und Bundestruppen; das ergibt große Schlachten in der Ebene, nicht mehr an den Mauern der Burg. Troja kann die Zugezogenen gar nicht mehr fassen. Die Leiter der Stadt verlassen sich auf sie, nicht mehr auf die Burgbefestigung. Wir können diese Art Verschiebungen in der Ilias oft mit Händen greifen, einzelne interpolierte Verse und ganze Stücke junger Zudichtung liegen uns vor. Eine Zeitlang leistete der alte Gesang und die konservative Gesinnung der Homeriden Widerstand, aber ganz allmählich schlich sich die Modernisierung ein. Jahrhunderte arbeiteten hieran.

Wir würden die Genesis des Epos nicht verstehen können und unsere Aufgabe nicht voll erfassen, wenn wir unsere Augen vor all den Kultureinflüssen verschlössen, die auf die Gestaltung des Epos einwirken konnten und vielfach sichtlich gewirkt haben.

3. Vertiefung der Aufgabe.

Das Schwergewicht liegt zweifellos nicht in dem von außen zuwachsenden Materiale und den hierdurch neu gestellten Fragen, sondern in den sich von innen heraus darbietenden Problemen. Und diese allein haben viele der besten Köpfe beschäftigt. Den Laien mag das in Verwunderung setzen, weil Wolfs These zu bestätigen oder zu widerlegen doch gar nicht so schwer sein könne. Aber der Darwinismus etwa wird als eine so umfassende Hypothese anerkannt, daß seine Vertiefung zur modernen Entwicklungstheorie und die Rückkehr von hier zu den lebendigen Tieren und Pflanzen in ihrer ganzen Vielgestaltigkeit als eine unendliche, riesige Aufgabe mit vollem Rechte gilt. An Bedeutung kann sich damit die Homerfrage nicht messen. Aber alle großen Probleme der Wissenschaft haben das eine ohne Zweifel gemein, daß ihre Tragweite erst allmählich erkannt wird, die Materialbeschaffung durchweg ungeahnte Arbeit erfordert, und daß sich die Problemstellung mit der Zeit immer wieder verschiebt und sich dabei, selbst wenn sie bisweilen auf die alten Punkte zurückzukehren scheint, wesentlich vertieft.

Anfangs hatten es die Unitarier wie Nitzsch leicht, sich gegen die ihnen zugemutete radikale Änderung der altüberkommenen Anschauungen zu wehren. Aber allmählich ist es ihnen schwer gemacht, die Entwicklungstheorie wirklich zu widerlegen, denn die Beweise haben sich vermehrt und gefestigt. Freilich haben sie es auch verstanden, die Methode ihrer Gegenbeweise zu verfeinern, jede Blöße der Gegenpartei zu benutzen, um Mißtrauen gegen ihr Wollen oder Können zu erregen, sprachstatistische Sammlungen anzulegen, vom ästhetischen Gebiete auf das psychologische überzugehen, dem Dichter ein Raffinement an Gedankentiefe unterzulegen und im Notfalle Handbewegungen des Rezitators zur Ergänzung der mangelnden Anschaulichkeit oder Logik auszudenken.

Niemals darf der gute Homer geschlafen haben, niemals wird man ihm Sinnlosigkeiten, Stümpereien usw. überhaupt zutrauen. Ein Stammeln (O 557) gutherzig zu entschuldigen und als Äußerung kindlichen Geistes einfach zu buchen, ist selbst ein kluger Vermittler wie Cauer bereit. Aber die vergleichende Analyse hat in solchen Fällen den Anlaß des Strauchelns ermittelt (mißglückte Umsetzung der Oratio recta in obliqua), die Minderwertigkeit der Verse und ihres Verfassers sowie die Abhängigkeit von der verballhornten Vorlage (M 172; ebenso stammt P 693 aus Σ 21). Gefühlvolles Bedauern hat dabei nicht Platz. Objektive Kriterien



zu ermitteln ist die vorgezeichnete Aufgabe.

Auf den Unterschied von tadelloser originaler Dichtung und von unselbständiger Nachahmung zu achten, ihn zu empfinden und nachzuweisen ist das Ziel der Kritik, namentlich für größere Stücke, seit K. L. Kayser. Er hat von dem größten Teile der Bücher *ΗΘ*, also dem ‚Zweikampfe Hektors mit Aias' nebst Totenbestattung und der ‚abgebrochenen Schlacht', in überraschendem Grade mangelnde Originalität erwiesen: viele Verse sind ganz oder mit geringfügigen Abänderungen anderswoher entlehnt, viele Halbverse und Drittelverse stammen aus allen möglichen Gesängen her, und nicht selten sind Verse aus zwei oder drei Bestandteilen zu neuen Gebilden zusammengestoppelt. Das ist reinste Flickarbeit, die natürlich nichts weniger als Hochachtung und Bewunderung erwecken kann. Die Wissenschaft mußte hier einen objektiven Standpunkt gegen den falschen Enthusiasmus der Klassizisten erkämpfen, die ja im Grunde (und zum Glück!) niemals aussterben.

Natürlich ist es nicht ausgeblieben, daß der Nachdichter die verwendeten Originale verwässert, verschlechtert, sogar mißverstanden hat. Das erste Buch der Odyssee (*α*) ist ein verballhornter Abklatsch des zweiten (*β*), dem es die Pointe vorwegnimmt, indem es die Geschehnisse zu gottgewollten macht (Kirchhoff, Wilamowitz). Auch das Umgekehrte kam vor, daß der Epigone das Vorbild übertrumpfte, ihm neue Reize abgewann. Aber der junge Dichter, der das vermochte, war nicht nur weit entfernt von einem in sklavischer Abhängigkeit stehenden Flickpoeten, sondern zeichnete sich in der Regel gerade durch seine Selbständigkeit, seine souveräne Beherrschung von Sprache, Vers und Gedanken aus und zeigte seine Überlegenheit darin, daß er nur ausnahmsweise älteres Gut übernahm, um es wie einen kostbaren Brillanten in lauteres Gold zu fassen und ihm dadurch erst erhöhten Wert zu verleihen. Sorgsame Betrachtung erkennt das. Auch wenig originale Dichter jüngerer Zeit, die durchaus mit überkommenem Materiale arbeiteten, haben doch bisweilen hübsche Gesänge zustande gebracht, wie die von Schiller bewunderten Leichenspiele (*Ψ*) und die Auslösung Hektors (*Ω*). Daß sie aber einer relativ jüngeren Zeit angehören, wird eben durch ihre Abhängigkeit bewiesen, so die der Chryseisepisode in *Α* von der Odyssee.

Immer mehr hat man erkannt, wie die Dichter voneinander gelernt haben, indem sie den geformten Stoff übernahmen und ganz unbefangen verwendeten. So wie die Rhetoren aus der Schule des Gorgias τόποι oder *loci communes* auswendig lernen ließen, damit die Schüler sie unverändert oder, wenn sie wollten, nach Belieben verändert anbringen und unter Umständen zu ganzen Reden zusammenfügen sollten, so hat man sich auch alte Rhapsodenschulen zu denken. Vor der Erfindung der Schrift war das selbstverständlich, der Jünger lernte viele Tausende von Versen auswendig. Aber auch noch lange nachher. Denn Rhapsodenexemplare der hellenistischen Zeit, deren Überreste jetzt massenhaft zutage gekommen sind, zeigen einen verwilderten Text mit viel überschießenden Versen, die sich am besten als Gedächtnisfehler erklären lassen (H. Diels).

Ebenso haben aber auch die Homeriden der früheren Jahrhunderte, und diese noch weit besser, ihre Texte auswendig gewußt. Zwischen Rezitatoren und Dichtern bestand kein prinzipieller Unterschied, nur ein Unterschied des Talentes, etwa wie zwischen Malern, die zeitlebens kopieren, und solchen, die durch eigenes Können sich selbständig machen. Auch



ein Raffael hat in einer Jugendperiode ganz im Stile seines Lehrers Perugino gemalt, und es war für ihn keine Schande. Mancher attische Vasenmaler hat sich nur als Töpfermeister gefühlt und war doch ein ausgewachsener Künstler. Mancher Rhapsode wollte sich den Dichtern beigesellen und blieb ein Stümper; und andere, die sich nur treulich das Überlieferte zu wahren bemühten, führte der Genius zu neuer Gestaltung des altvertrauten Stoffes.

Auch als Metriker sind die Dichter nicht anders verfahren. Welcher Tragiker wußte denn überhaupt, was für Metra er anwendete, und hätte sie benennen können? Die Bezeichnungen dafür sind meist erst in alexandrinischer Zeit aufgekommen. Aber der junge Sophokles ging bei dem alten Aischylos in die Lehre, indem er im Dionysostheater aufmerksam den noch strengen und altertümlichen Chorgesängen lauschte und sie zunächst nur nachzubilden bestrebt war. Er lernte den Text zugleich mit dem Metron, die Melodien zugleich mit dem Texte kennen. Ebenso wurde dem alten epischen Dichter das Versmaß nur im geformten Verse, sozusagen in der Nutzanwendung, mit allen seinen Feinheiten und seinen aus älteren Zeiten bewahrten oder noch zugelassenen Freiheiten bekannt. Auch die sprachlichen Ausdrucksmittel lernte er nicht theoretisch kennen, sondern nur praktisch in der gebundenen Rede, an das Versmaß gebunden.

Praktisch stellte sich das so, daß gewisse Ausdrücke und Formen vorzugsweise oder ausschließlich an bestimmten Versstellen auftreten, z. B. die alten vollen Formen *'Ατρεΐδαο, ἱπποδάμοιο, πυλάων καὶ κλισιάων* im Versausgange; andere fast nur im Verseingange oder in der Mitte, wo die Versgliederung sorgsame Beachtung verlangte. Immanuel Bekker hat als erster eine Fülle empirischen Materials über diese Eigentümlichkeit der epischen Tradition beigebracht und die Verschiedenheiten des Sprachmaterials je nach der Versstelle schlagend nachgewiesen. Ihm folgend hat in jüngster Zeit K. Witte diese Beobachtungen erheblich erweitert, gesichert und vertieft, so daß die Gewohnheiten der Epiker, ihre meist unbewußte Lehre und deren mechanische Anwendung daraus klar hervorgehen. Nach alten Mustern stellten sich dann auch neue Wortschöpfungen ein, freilich stets innerhalb der vom Verse gezogenen Schranken; aber allmählich wurde auch der Vers selbst langsam, aber mit sicherem Takte ausgebildet.

Nicht anders stand es mit dem gesamten Inhalte, vor allem dem Sagenstoffe. Lachmanns Anschauung, daß sich die Sage vor, mit und durch Lieder gebildet hat, traf den Nagel auf den Kopf. Auf uns ist jedenfalls nichts von altem Mythos oder alter Heldensage auf andere Weise gekommen. Getreulich versuchten wohl die Rhapsoden zunächst, den Sagenstoff in seiner Mannigfaltigkeit weiterzugeben; aber unwillkürlich mußte eine Erzählung die andere beeinflussen und die Lust am Fabulieren auch Übertragungen und sonstige Ausdichtung herbeiführen. So gleichen sich Kirke und Kalypso wie zwei Schwestern, und doch hat Kirke vielleicht charakteristische Züge der Medea erhalten. Der Renner Achill wurde den schwergerüsteten Kriegern gleich. Sogar die Göttergestalten des griechischen Götterglaubens haben sich dem nicht entziehen können, oft ganz abgelegene Funktionen aufzunehmen, wie der Herr (oder Gatte) der Erdtiefe Poseidon die des Meergottes; Phoibos ist mit Apollon in eins zusammengeflossen. Nicht nur dichterische Formulierung der Mythen, sondern der Kultus selbst hat dann mit altererbten Zügen auch die verkannten Neuerungen zäh festgehalten. Einst glaubten die Roman-



tiker an die Existenz einer unbestimmten, reichen und in sich vollendeten Sage, aus der das Orginalgenie Homer geschöpft haben sollte. Aber nüchterne Beobachtung wies parallele Dichtungen noch innerhalb der erhaltenen Epen nach: von Agamemnons Annäherung oder Versöhnung mit Achill besitzen wir zwei Fassungen (in *I* und *T*), vom Freiermorde (in *χ* und *ω*) ebenso, von den Kämpfen vor den Schiffen mindestens zwei, von anderen unzählige, bisweilen sogar, indem vorher schwer verwundete oder dem Erdboden der Schlacht ganz entrückte Helden plötzlich wieder in alter Kraft auftreten. Hier haben wir Umdichtungen und Nachdichtungen. Die Variationen und Kombinationen nehmen an Zahl und Bedeutung zu, sobald die verlorenen Epen und auch entlegene Sagenkreise zum Vergleiche herangezogen werden.

Dazu kam das Streben, kleinere Gedichte auszuweiten oder zu großen Einheiten zusammenzuschließen, möglichst viel Stoff in einer Dichtung unterzubringen. Darum wurden mit der Menis Achills (*Α*) eine Reihe von Gesängen verbunden, die von ganz anderen Helden handeln und die Helena im Gespräche mit Priamos, mit Paris und Hektor vorführen. Darum wird dem Telemachos von Nestor, Menelaos und Helena ausführlich erzählt, was diese von der Heimkehr der Helden wissen. Um diese Stoffmassen zu erhalten, haben die Dichter sie sich geholt, wo und wie sie sie fanden, haben Anleihen gemacht, ohne die geistigen Eigentümer zu fragen, und die ihnen genehmen Lieder mit geeigneten Abänderungen und bisweilen auch ohne sie ihren anwachsenden Dichtungen einverleibt. So erzählt der alte Nestor die Hauptsache des pylischen Epos und Phoinix das aitolische vom Zorne Meleagers; und der Sänger Demodokos ist dazu da, daß der Dichter der Phaiakis sein Diebesgut ruhig vorweisen kann: Demodokos ist der Hehler.

Andere Erzählungen wurden umgegestaltet. So wurde die Bogenprobe, die statt der adligen Freier nur ein verachteter, verspotteter Mann in Bettlergestalt besteht, um die Hand einer vielumworbenen Frauen- oder Mädchengestalt, aus einem der Heraklessage angehörigen Kleinepos, der Einnahme von Oichalia, auf die Odyssee übertragen und führte hier zu der Ausdichtung des Freiermordes (Gercke). Bisweilen werden nicht gleich ganze Partien entlehnt, sondern nur die dichterischen Motive anderweitig verwendet, soweit wir aus mangelhaftem Materiale schließen können. Dem Zorne Achills entsprach der Meleagers und ein Groll des Paris, von dem nur Spuren noch vorhanden sind (in *Z*: Usener): davon war der Achills die jüngste Ausgestaltung. Der verderbliche Ratschluß des Zeus wurde mit demselben Halbverse (*Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή*) in den Prooimien der Ilias und der verlorenen Kyprien erwähnt, ein Dichter hat also hier das Motiv dem anderen entnommen, ohne die Entlehnung zu verbergen. Schon diese Fragestellung ist modern.

Ausgegangen ist man von einfachen Beobachtungen zahlreicher Dubletten, der Wiederholung ganzer Verse oder einzelner Versteile. Gewiß ist daraus bisweilen ein beabsichtigtes und mit Erfolg angewendetes episches Kunstmittel geworden, aber die Forschung hat sich nie dabei beruhigt, sondern immer nach dem Verhältnisse von Original und Kopie gesucht und es meist gefunden. So konnten sehr viele Odysseestellen, die mit Iliasversen übereinstimmen, als ihre Nachbildungen erwiesen werden; aber einige Stücke der Ilias sind nachweislich noch jünger (Gemoll), in anderen Fällen bleibt die Frage noch unentschieden. Auch innerhalb ein und desselben Epos bleiben



Zweifel, so wenn Thetis zweimal ihrem weinenden Sohne erscheint (in *A* und *Σ*) und ihn mit denselben Worten tröstet: *τέκνον, τί κλαίεις; τί δέ σε φρένας ἵκετο πένθος; ἐξαύδα, μὴ κεῦθε.* Es ist durchaus nicht ausgemacht, daß das frühere Vorkommen das Original bedeutet: die Entscheidung hängt von der Umgebung ab. Auch kann die wahre Vorlage, also eine dritte Stelle, verloren sein. Unter Umständen hat das Vergleichen von Dubletten tiefeinschneidende Schlüsse herbeigeführt.

Vielleicht noch mehr ist die Methode und die Aufgabe selbst durch das Verfolgen von Widersprüchen vertieft worden, obwohl einzelne (wie *A* 611: *B* 1) ungebührlich aufgebauscht wurden. Manche dagegen verhüllen uralte dichterische Motive, Entwürfe oder Pläne.

(Schluß folgt.)

Das moderne Frankreich.

Marburger Auslandsvorträge im Sommerhalbjahr 1918.[1])

Von Eduard Wechßler.

Als im Sommer 1917 die philosophische Fakultät unserer Hochschule vom Ministerium die Anregung empfing, durch besondere Veranstaltungen die Auslandskunde zu pflegen, da wurde alsbald beschlossen, mit einer Vortragsreihe über Frankreich vor dem Kriege (1885—1914) zu beginnen. Sieben Angehörige unserer theologischen und philosophischen Fakultät vereinigten sich und berichteten in einer zusammenhängenden Vortragsreihe über den derzeitigen Stand des literarischen und künstlerischen, religiösen und philosophischen Lebens, sowie über Ausschnitte aus der Wirtschaft und dem Parteiwesen. Vorträge über die innere und äußere Politik waren geplant und mußten aus besonderen Gründen ausfallen. Diese bedauerliche Lücke wurde dadurch etwas ausgeglichen, daß alle Redner auf ihren Teilgebieten nach Möglichkeit die staatlichen Fragen und Verhältnisse berücksichtigten.[2])

Wenn hier auf engem Raum ein knapper Überblick über Frankreich vor dem Kriege gegeben werden soll, müssen die politischen Kämpfe vorangestellt werden. Auch dürfte es angezeigt sein, die Reihenfolge der Vorträge zu verlassen und das Ganze in einen sachlichen Zusammenhang zu bringen. Dabei wird es kaum möglich sein, der Bedeutung und Geltung der einzelnen Vorträge, so wie sie es verdienen würden, gerecht zu

1) Verfasser legt Wert darauf, hier im voraus zu bemerken, daß der Aufsatz schon im September 1918 in allem Wesentlichen fertiggestellt war.

2) Die Kohlenschwierigkeiten verhinderten die Abhaltung dieser Vorträge während des Winters 1917—18. Sie konnten erst in der Zeit vom 4. Mai bis 29. Juni stattfinden. Und zwar sprachen nacheinander in abendlichen Doppelvorträgen, die durch eine Pause unterbrochen wurden, die Professoren Wechßler und Hamann über die Literatur und Kunst an drei Abenden (diese beiden unmittelbar verbunden jedesmal über eine Generation), Jülicher über den Modernismus, Jänsch über die Philosophie in ihrer Bedeutung für die Kultur, Walter Tröltsch über das Bankwesen, Köppe über Sozialismus und Syndikalismus, und Karl Bornhausen über die Trennung von Kirche und Staat. (Diese alle in je einer Doppelstunde.) Dem Berichterstatter haben von den Vorträgen der übrigen Mitarbeiter nur die kurzen Berichte an den Unterrichtsminister vorgelegen, so daß er bitten muß, für etwaige Mängel und Lücken seiner Darstellung ihn selbst verantwortlich zu machen.

werden. Es kann nicht im Sinn und Zweck eines nur in den Grundlinien entworfenen Gesamtbildes liegen, den reichen Inhalt der Einzelvorträge und das, was sie an Neuem geboten haben, irgendwie ausschöpfen zu wollen. Auch soll in keinerlei Weise denjenigen Herren Verfassern hier vorgegriffen werden, die ihre Arbeiten selber noch vollständig veröffentlichen wollen. Vielmehr kann hier nur der allgemeine Zeithintergrund entworfen und die besondere Stelle angedeutet werden, an der sich diese Teilfragen in ihrer ganzen folgenschweren Wichtigkeit und gewissermaßen symbolischen Wirksamkeit herausheben.

* * *

Wer sich in dem scheinbar unaussprechlichen Wirrsal der jüngsten französischen Geistesgeschichte zurechtfinden will, wird gut daran tun, drei entscheidende Tatsachen im Auge zu behalten und damit die Richtstangen aufzustellen. Diese drei grundlegenden Tatsachen ergeben sich ebensowohl aus der eigentümlich französischen Gemüts- und Geistesart wie aus dem bisherigen Werdegang der französischen Nation.

Frankreichs Ruhm und Größe, Frankreichs weltgeschichtliche Sendung, den andern Völkern ringsum Aufklärung und Fortschritt, Ordnung und Gesittung, Freiheit und Gerechtigkeit zu bringen: das ist der Glaube, das die Religion, die alle Franzosen zur Einheit und Gemeinschaft verbindet. In diesem nationalen Glauben finden sich alle Parteien und alle Bekenntnisse zusammen: Republikaner und Monarchisten, Freimaurer und Klerikale, Sozialisten und Regionalisten, Militaristen und Pazifisten. Der Streit der Gedanken und Worte dreht sich nur um die Wege und Formen. Mag der Kampf der Geister, wie im Dreyfusprozeß, die Gegner gleich Wasser und Öl auseinandertreiben, das Ziel ist und bleibt jedem Franzosen ein und dasselbe, und auch der gutmütigste und harmloseste Deutsche sollte das nie vergessen: Frankreichs Ruhm und Größe, Frankreichs Erhöhung zum unbestrittenen Führer und Propheten der Menschheit.

Sogar die Philosophie und Wissenschaft werden dort nicht um ihrer selbst willen als eine geistige Weltbetrachtung und Weltbeherrschung betrieben, die in sich selber Ziel und Wert gewinnt. Sogar die Religion und die Ethik sollen in freiwilliger Unterwerfung dienen, dienen dem tätigen Leben im Staat. Dieser Glaube an Staat und Nation befähigt den Franzosen von einstmals und heute zeitweilig zu jedem Opfer und zu einer Ausdauer, der seine in vielem so unbeständige und unruhige Gemütsart zu widerstreben scheint. Dieser Glaube an Staat und Nation treibt den Franzosen aber auch zuzeiten in Verblendung und Irrwahn, zu Fälschung und Verleumdung, zu Grausamkeit und schamloser Mordlust. Sein Bekehrungseifer verführt ihn zu Taten, die Aufklärung und Fortschritt, Ordnung und Gesittung, Freiheit und Gerechtigkeit ins schauerliche Gegenteil kehren. Von solchen Verirrungen zeugen nicht bloß die geschändeten Friedhöfe deutscher Wehrmänner in Noyon und Roye, solchen Irrsinn kündet auch manche Seite der einheimischen Geschichte, die wie kaum eine andere von den Blutgreueln der Revolutionen und Religionskriege trieft, von allerlei Treubruch und Schandtat, begangen an schuldlosen Blutsverwandten des eigenen Volks.

Dieses unbedingte französische Nationalgefühl, dieser angriffslustige nationale Glaubens- und Bekehrungseifer wurde genährt von der eigentüm-



lichen Seelenverfassung des Galloromanen und loderte schon im Mittelalter ein- und das anderemal mit unbezwinglicher Stärke empor. Aber zu der alles bezwingenden Urkraft, die in Zeiten der Not den Gläubigen trägt und erhält, dagegen den Andersgesinnten beschimpft, verleumdet und austilgen will, dazu ist dieses Nationalbewußtsein erst durch die Revolution, durch die Lehre von der Souveränität des Volkes und das Cäsarentum Napoleons emporgewachsen. Erst damals empfing *patriotisme,* ein Wort, das ursprünglich soviel wie Landsmannschaft bedeutet hatte, den unantastbar heiligen Sinn von heute.

Daneben wirkt als zweiter Grundfaktor französischen Lebens die Zusammenfassung und Verdichtung aller geistigen Kräfte in der alten Hauptstadt Paris. Als landschaftlicher Mittelpunkt des in konzentrischen Terrassen abfallenden Seinebeckens und als altangesehener Wohnsitz der späteren römischen Kaiser, durch die Natur so gut wie durch die Geschichte, war Paris zum Brennpunkt und zur Kraftquelle des ganzen Landes vorherbestimmt. Es stieg zu dieser Höhe schon im Mittelalter, mit der Gründung der Universität Paris, weithin sichtbar empor. Richelieu und nach ihm die Revolution vollendeten dieses Ereignis. Und zuerst die Regionalisten von 1894 wehrten sich ernsthaft gegen die geistige Verödung der Provinz, ohne damit nachhaltige Erfolge erreichen zu können.

In dieser alles beherrschenden Hauptstadt vollzieht sich der konzentrische Ablauf geschichtlichen Lebens derart, daß jeweils eine neue Jugend, ein junges Geschlecht neue Ziele und Wege entdeckt haben will und daraufhin Menschheit und Welt umzuwerten und umzudeuten versucht. Schwerlich tritt diese Auflehnung der Jungen gegen die Alten, dieser Kampf um Lebenswert und Lebenswirklichkeit, in einem andern Lande so klar und so deutlich hervor wie in Frankreich. Dort wenigstens ist der Ablauf der ganzen Geistesgeschichte am besten so zu erfassen und zu verstehen, daß man behutsam die Generationen, zu deutsch Altersgemeinschaften, aussondert und das einer jeden Gemeinsame feststellt. In ungleichen Abständen, bald in langsamer, bald in schnellerer Abfolge, rücken diese Geschlechter in den Kampf um die Lebensgestaltung in Staat und Familie. So erscheint uns das geistige Frankreich in jedem Zeitpunkt, wo immer wir einen Durchschnitt ziehen wollen, als ein gleichzeitiges Nebeneinander mehrerer Altersgemeinschaften, von denen die Alten als Vertreter des Vergangenen und Vorkämpfer eines einstmalig Neuen, noch altehrwürdig oder verspottet hereinragen, die Mittleren als derzeitige Inhaber der Ämter und Stellungen die Macht ausüben, und die Jugend in offener Auflehnung gegen das Überkommene und Geltende ihre neuen Hoffnungen und Wünsche, ihre Sehnsucht und ihr Wollen in schöpferischer Tat zu verwirklichen sucht. Jede Altersgemeinschaft hat ihre Vorläufer und Nachzügler; immer aber erweist sich die große Mehrzahl ihrer Glieder als hineingeboren in eine bestimmte geistig-sittliche und politisch-soziale Zeitlage und als geformt und vorgebildet durch gemeinsame und bestimmende Eindrücke aus Kindheit und Jugend.

Es fragt sich, ob bei diesem der Mode gleichenden unruhigen Wechsel nicht mancher eigenartige Kopf unterdrückt oder von seiner inneren Bestimmung abgelenkt wird, und ob nicht überhaupt das höhere geistige Leben aus dem ruhigen Ausreifen und der Treue gegen sich selber aufgestört wird. Es fragt sich weiter, — und zumal in der Gegenwart



— ob die neuen von einer stürmischen Jugend vorgetragenen Geisteswellen immer aus den Tiefen innerer Notwendigkeit hervorschäumen, ob die neuen Gedanken nicht zu einem Teil von klugen Literaten und Virtuosen ersonnen, statt von schöpferischen Denkern und Künstlern unter Schmerzen geboren worden sind. Aber wie dem auch sei, jedenfalls macht dieses rastlose Vorwärtsjagen vor anderem den eigentümlichen Zauber verständlich, den das französische, d. h. im wesentlichen Pariser Geistesleben auf Inland und Ausland, und auf den gutgläubigen Deutschen bis hinein in den Weltkrieg ausgeübt hat.

Dieser Ablauf der geistigen Altersgemeinschaften läßt sich an gelegentlichen Spuren schon im Mittelalter ahnen; hier aber fehlen die Hilfsmittel, sie deutlich von einander zu sondern. Je mehr wir der Neuzeit uns nähern, jedenfalls mit der Generation Franz I., heben sie sich immer klarer heraus und folgen auf einander in immer schnellerem Drängen. Nach 1871 heben sich dem Betrachter, wofern er richtig gesehen hat, vier geistige Wellenhöhen heraus, die von 1873, 1885, 1894 und 1906. Diese Altersgemeinschaften alle haben durch Wort und Tat einem neuen Lebensgefühl und einer neuen Weltanschauung die Bahn gebrochen, haben jede für sich neue Lebenswerte und neue Wirklichkeiten entdeckt. Und unmittelbar vor dem Kriegsausbruch haben Studenten und Schüler sich als neue Jugend bemerklich gemacht und ihre Ansprüche und Forderungen angemeldet. Wer diese Geschlechter mit den herkömmlichen Namen belegen will, der mag von Naturalisten reden, von Symbolisten, Mystikern und Imperialisten, zuletzt noch von Neukatholiken. Aber er bleibe sich immer dessen bewußt, daß diese Bezeichnungen wenig mehr besagen als die bürgerlichen Eigennamen, die als bloße Kennworte dienen und vom Wesen des Benannten nichts künden.

Eine dritte Tatsache, die das Leben des modernen Frankreich bestimmt, ist die Vorherrschaft der Bourgeoisie. Seit den Stürmen der großen Revolution drehen sich alle politischen und im letzten Grunde auch alle andern Kämpfe um die Fortdauer dieser regierenden Oberschicht. Das Wort Bourgeoisie ist unübersetzbar: denn sie entspricht in keinerlei Weise unserem Bürgertum. Es ist ein Geld- und Beamtenadel von echt französischer Eigenart. Schon das alte Königtum hatte den Keim dazu gelegt, indem es teilweise seit Ludwig XI. und grundsätzlich seit Ludwig XIII. in die führenden Staatsämter, insbesondere die der Intendanten (der späteren Präfekten), die vom Hochadel verachteten, aber als Diener zuverlässigeren *roturiers* des „dritten Standes" berief. In diesen Geld- und Beamtenadel traten ein die Familien der höheren Verwaltungs- und Gerichtsbeamten, zuvörderst der Intendanten und Parlamentsmitglieder, ferner der Bankmänner, der Großkaufleute und der Fabrikanten von Manufaktur- und Luxuswaren. Dieser Geld- und Beamtenadel, der sich mit einem größeren Landgut auch dessen Namen beilegen und äußerlich dem alten Adel angleichen konnte, war im Laufe des 18. Jahrhunderts über die übrigen *roturiers* bereits zu Reichtum, Macht und gesellschaftlichem Rang emporgestiegen und bemühte sich längst, die Höflingswelt von altem Adel in Lebensanschauung und Lebensführung nachzuahmen oder nachzuäffen. Als dann durch die Revolution die königliche Familie gestürzt und der alte Hochadel durch die Enteignung seiner Güter als regierender Stand für immer zertrümmert wurde, beerbte dieser ehrgeizige und geschäftskundige

Neuadel wie mit Naturnotwendigkeit die gestürzte Oberklasse, die bis dahin trotz allem die Führung der Nation innegehabt hatte. Und er vermehrte sich damals um die gierigen Aufkäufer der vom Staat unter den Hammer gebrachten Kirchen- und Adelsgüter, und unter Napoleon um die gewandten Kriegslieferanten, Kriegsgewinnler und Emporkömmlinge von allerlei Ursprung. Er verstärkte sich gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts um die neuen Großindustriellen und die Unternehmer der Bergwerke und Eisenbahnen. Weiterer Zuzug kam bis in die Gegenwart von Familien, die durch das Verdienst oder die Gewissenlosigkeit ihrer Begründer ihr Glück gemacht hatten. Und als endlich gegen 1900 die Parteiführer der Radikalen und seit 1905 die der Sozialisten sich zu leitenden Staatsmännern aufschwangen, drängten sich mit ihnen Anhänger zweifelhaftester Herkunft in die neue Oberschicht, so daß diese sich mehr und mehr vergröberte und von einer schöpferischen und tatfrohen Jugend zum Inbegriff alles Bekämpfenswerten und Verachtungswürdigen erniedrigt werden konnte.

Immer aber blieb in diesem kapitalistischen Geschäftsadel das einstige Vorbild des feinerzogenen und genußfreudigen Höflings lebendig, zu dem die Staatskunst eines Richelieu und Ludwig XIV. den früher so trotzigen und eifersüchtigen Hochadel herabgedrückt hatte. Bis heute gibt sich dieser Geschäftsadel als einen mehr oder weniger entarteten Jünger der Kultur und Kunst des 18. Jahrhunderts deutlich genug zu erkennen, als einen Pflegesohn der Aufklärung und des Rokoko. Von dort, aus dem Zeitalter Voltaires und Rousseaus, stammt der Glaube an eine demokratische Staats- und Gesellschaftsordnung, die vorgeblich das Verschwinden der Klassenunterschiede bedeutete und jedem Tüchtigen Macht, Ehre und Genuß versprach, in Wirklichkeit aber Vermögen und Besitz zum alleinigen Wertmesser erhob. Von dort kommt der Glaube an die ewige Zauberkraft der Ideen der Revolution: der Menschenrechte, der angeborenen Güte des Menschen und des unaufhaltsamen Fortschreitens der Menschheit zur allgemeinen Glückseligkeit. Von da ging die Überzeugung aus, daß eine richtige und gerechte Regierung und Verwaltung allein durch ein Abgeordnetenhaus gewährleistet sei, dessen von der Gesamtheit erwählte Mitglieder neue Gesetze zugleich anregen und beschließen können. Von dorten rührt der kriegerische Ehrgeiz des im Grunde so friedliebenden Bürgers, das echt adlige Verlangen nach Heldentum und ruhmvoller Ausbreitung des französischen Namens, das mit der Spießerhaftigkeit des *bourgeois* und des Kleinbürgers so seltsam sich zusammenreimt. Von dort entspringt der freidenkerische Glaube an die Allheilkraft einer Tatsachenwissenschaft, die auch das Tiefste und Schwierigste, auch die metaphysischen Fragen, klar zu beantworten und unterhaltend vorzutragen beansprucht, allen Wißbegierigen ohne Vorkenntnis und eigene Mühe. Von dort schreibt sich die gönnerhafte und wahllose Vorliebe für den einzelnen Dichter und Denker und Künstler, wofern sein Werk rhetorisch-pathetisch zu heldenhaften Gefühlen emporträgt oder witzig-skeptisch das Allzumenschliche aufdeckt oder mit gefälliger Anmut die Sinne zu reizen versteht. Spielen soll jedes Werk und belehrend zerstreuen. Aber es ist ihm verboten, ernsthaft und sachlich eine neue Bildung und Ordnung der Menschheit verkünden und heraufführen zu wollen. Darum willkommen der gefügige Schriftsteller für



das Haus und die reifere Jugend, und ein Wehe über den aufrechten und nur sich selber gehorchenden Dichter! Von dort auch kommt noch dem heutigen *bourgeois* das zähe Festhalten am *style Louis XV.*, der bei diesem sonst so modesüchtigen Volk durch keine neue Stilbewegung erschüttert und der nationalfranzösische Stil schlechthin bis jetzt geblieben ist. Von dort endlich stammt und ist noch heute in Geltung der humanistische Schulunterricht der Lyzeen, wofür einst die Jesuiten das Vorbild gaben, mit viel Latein und wenig Griechisch, mit Rhetorik und Philosophie als Abschluß, mit scharfer Abzielung auf guten Stil und logischen Ausdruck, welche beiden, wie beim hellenistischen Rhetor, so leicht ihre dienende Rolle vergessen.

Aber am stärksten erweist sich jenes Vorbild des königlichen Höflings in der privaten Lebenssitte dieser demokratischen Kapitalisten. Ein Salon im eigenen Stadthaus oder ländlichen Schloß, Jagd auf eigenem Grund und Boden, Reiten und eine Maitresse: das gilt auch dem sparsamsten *bourgeois* als ein Beweis wahrhaft vornehmen Lebens. Die *liberté* auch des leidenschaftlichsten *citoyen* findet ihre Schranken dort, wo der Gesellschaftswille gebietet in Kleidung und Haltung, in Wort und Gebärde, in Sitte und Brauch. Willig unterwirft sich noch heute der fürstenfeindliche Republikaner einem ursprünglich vom Königshof ausgegangenen Gesellschaftswillen, einer Konvention, die mit scheinbarer Willkür dort als uralt heiliges Herkommen die Lebensformen regelt, hier als rastlos weiterjagende Mode den Menschen modelt und wandelt. Um gesellschaftsfähig zu werden, zieht sich auch der kleine Geschäftsmann mit 40 Jahren zurück und lebt von seinen noch so bescheidenen Renten, jagt Kaninchen und sitzt mit der Angelrute am Bach. Um seine Kinder gesellschaftsfähig zu erhalten, beschränkt er ihre Zahl und verheiratet sie an einen Partner mit annähernd gleichem Besitz.

Der echte französische Bürger und seine Frau sind durchaus sparsam und nüchtern, besonnen und fleißig, friedlich und maßvoll, vorsichtig und selbstgefällig. Und haben darum bis heute nicht den Mut gefunden, ihr Ideal von Lebensführung der eigenen Geistesart und Gesinnung anzupassen. Bemerken nicht den Widerstreit von Wesen und Wollen, von Sein und Tun, bemerken nicht die innere Unwahrheit, die damit in ihr Leben gekommen ist und es zu unterhöhlen droht. In diesem Volk der Revolution und des fortwährenden Umsturzes ist doch die Oberschicht im Grunde streng auf Erhaltung bedacht und fügt sich willig dem starken Manne, der ihm Ordnung und Sicherheit verbürgt. So erklärt sich die im Grunde konservative Politik eines Thiers und Gambetta, eines Ferry und Waldeck-Rousseau und zuletzt eines Clemenceau.

* * *

Seit der großen Revolution bis heute hat diese kapitalistische Oberklasse, die sich geschickt hinter dem Decknamen Demokratie zu verstecken weiß, aber richtiger Oligarchie oder Plutokratie genannt würde, allen Stürmen von draußen und drinnen, von rechts und von links siegreich getrotzt. Zuerst 1795 mit der Direktorialverfassung, und dauernd seit 1830 unter dem „Bürgerkönig" Ludwig Philipp wurde sie verfassungsmäßig, nicht nur tatsächlich, die führende Schicht. Das legitime Königtum der Restauration (1815—30) mußte ihr Rechnung tragen; nicht einmal der erste Napoleon, viel weniger der dritte, konnte auf die Dauer diese Hilfe entbehren. Der Umsturz von 1830, die beiden Um-

wälzungen vom Februar und Juni 1848, und die Kommune von 1870 wurden von besitzlosen Gebildeten, den *capacités,* mit Angehörigen des vierten Standes unternommen und durch reichliche Blutopfer bezahlt. Aber den Vorteil hatte immer aufs neue die glückliche Bourgeoisie.

Seit Sedan bis heute hält dieser kapitalistische Geschäftsadel die Regierung und Verwaltung des Landes in fester Hand. Der Monarchist Mac Mahon als Präsident (1873—79) bedeutete ein kurzes Zwischenspiel. Mit Jules Grévy und dem leitenden Staatsmann Gambetta kam die Partei der gemäßigten oder liberalen Republikaner, kamen die Opportunisten ans Ruder, diese eigentliche Vertretung der Bourgeoisie. Durch Ausnahmegesetze nach rechts und nach links wurden die Minderheiten schonungslos niedergehalten. Oder, wenn ernstlich Gefahr drohte, wurden feindliche Parteiführer in die Regierung aufgenommen und damit unschädlich gemacht. Das anscheinend undurchdringliche Wirrsal dieser Parteikämpfe lichtet sich zu einem gleichsam von Schneisen durchschnittenen Wald, wenn man sich klarmacht, gegen wen dieser Kapitalistenadel seinen Besitz und seine Stellung zu verteidigen hatte. Im Innern sind es drei feindliche Mächte und drei Gegenstände des Streits. Mit den Monarchisten ringt die Bourgeoisie um das Heer, mit den Orden und dem Heiligen Stuhl um die Schule, mit den Sozialisten um die Verteilung der Lasten und Rechte im Staat. Ein hervorragender Staatsmann hat diesen dreifachen Kampf geschickt und erfolgreich eingeleitet: es war Jules Ferry.

Auch nach dem Abgang von Mac Mahon waren die Monarchisten noch ernstlich zu fürchten. Denn sie stützten sich, wie zu Anfang Napoleon III., auf das Heer, im besonderen auf die höheren Offiziere, und auf die hohe Geistlichkeit. Darum verabschiedete man schon 1882 unter dem Ministerium Ferry die drei Prinzen von Orléans aus dem Heer. Als im folgenden Jahre Graf Chambord aus dem Hause Bourbon starb, der den Legitimisten ihr ungekrönter König Heinrich V. gewesen war, vereinigten sich diese mit den Anhängern der Orléans auf den Grafen von Paris als einzigen Thronbewerber. Es gab seitdem nur noch zwei monarchische Gruppen: die Königlichen und die Kaiserlichen. 1886 wurden die Häupter der beiden Fürstenhäuser durch ein Gesetz verbannt und auch alle übrigen Angehörigen für unfähig erklärt, fürderhin in Frankreich ein Amt zu bekleiden. Ein Jahr zuvor war das Wahlverfahren in dem schon von Gambetta vorgeschlagenen Sinne geändert worden: es wählte nicht mehr jeder Wahlbezirk, *arrondissement,* einen Abgeordneten, sondern im ganzen Departement wurde nach Listen von je 70 000 Wählern ein Abgeordneter gewählt. Aber auf Grund eben dieses neuen Wahlverfahrens gelangten 200 Monarchisten in die Kammer. Und es kam auch den Anhängern des Generals Boulanger zugute, der von 1887—89 ganz Europa in Aufregung hielt und schließlich nur an der eigenen Unfähigkeit und Unwürdigkeit scheiterte. Darum stellte man nach 1889 das alte Wahlverfahren wieder her und löste die zum Kriege hetzende Patriotenliga Déroulèdes auf. Schwächte dieser Skandal die Partei der Monarchisten, so kamen die regierenden Republikaner durch den Prozeß gegen Grévys Schwiegersohn Wilson und durch den Panamaprozeß gegen Lesseps und den früheren Minister Baïhaut zu schwerem Schaden. Dann wurde 1894—1900 ein oft überschätzter und doch weltgeschichtlicher



Kampf ausgefochten in der Affaire Dreyfus, von der Verbannung des Unschuldigen auf die Teufelsinsel bis zur Freisprechung und ehrenvollen Wiedereinsetzung. Die ungeheure Leidenschaftlichkeit der Parteien in einer Rechtsfrage wird uns erst verständlich, wenn wir erwägen, daß es nicht um die Person eines jüdischen Generalstabsoffiziers aus dem Elsaß ging, sondern darum, ob künftig Frankreich noch das Recht haben sollte, sich die Nation des Fortschritts und der Gerechtigkeit zu nennen. Damals warf sich ein Teil der republikanischen Jugend mit den reinsten Absichten in den Kampf; damals sammelte Charles Péguy in seinen anfangs kaum beachteten *Cahiers de la quinzaine* eine Schar Uneigennütziger um sich, die mit ihm die Geschäftspolitiker unerbittlich verfolgten und die echte republikanische Gläubigkeit, *la mystique républicaine,* verfochten und selber betätigten. Mit ihnen erhob sich eine sittlich-religiös begeisterte Schar junger Dichter, die ein neues Pflichtgefühl und neuen Opfersinn, neue Bindung und Hingabe an die Gemeinschaft verlangten. Aus diesem Kreis ging noch Gaston Rion hervor, Gründer und Haupt des Akademikerbundes *Jeune-France,* der mit jugendlicher Schwärmerei und gefühlsmäßiger Unklarheit ein aus dem Geiste der Reformation wiedergeborenes christliches und zugleich weltbürgerliches Frankreich weissagte.

Aber in dieser *Révolution dreyfusienne,* wie Georges Sorel die *Affaire* benennt, hatten sich die meisten Vorkämpfer, der *dreyfusards* wie der *antidreyfusards,* mit so viel Lächerlichkeit oder Unehre bedeckt, daß dadurch das bisher unerschütterte Ansehen der alten regierenden republikanischen Familien für immer zerbrach. Und damit war auch der alte Parlamentarismus ernstlich gefährdet, der ohne diese *aristocratie républicaine* nicht mehr fortdauern konnte. Was als schließliche Wirkung des Dreyfusprozesses übrig blieb, war eine neue, schwere Schädigung der herrschenden Bourgeoisie. Und dem gegenüber war es kein genügender Ausgleich, daß das Offizierkorps von den königstreu gesinnten Gliedern gesäubert worden war.

Darum konnten, trotz ihrer offenkundigen Niederlage im Dreyfusprozeß, seit dem neuen Jahrhundert die Monarchisten kecker denn je ihren Kampfruf anstimmen. Paul Bourget und Maurice Barrès als die Vorläufer aus der Generation von 1885 wurden die Wortführer zusammen mit Charles Maurras, dem leidenschaftlichen und redegewaltigen Südfranzosen, einem Altersgenossen derer um Péguy. Jener letztere begründete 1899 die *Action française,* 1905 die *Ligue de la Patrie française* und 1906 das *Institut de l'Action française,* eine Art Volkshochschule. Maurras und seine neuesten Jünger fordern stürmisch und gewaltsam, daß jeder einzelne sich der Gemeinschaft bedingungslos in Religion, Staat und Kunst unterwerfe. Mit der Verfolgungswut eines Zeloten befehden sie Wesen und Wirkungen der Reformation, Revolution und Romantik und beschimpfen alle drei als Auflehnung und Sünde wider den Geist der Gemeinschaft. Vom Königtum und Papsttum erhofft diese kleine, aber lärmende Partei das Heil der Nation und ist deutschfeindlich und fremdenfeindlich bis zum äußersten. Sie verlangt strenge Kirchlichkeit nicht aus religiöser Sehnsucht, sondern darum, weil ihnen das Papsttum als Europas älteste und stärkste Monarchie Ordnung und Einheit am besten zu verbürgen scheint. Ihr fanatischer Bekehrungseifer erzwang sich bis in den Weltkrieg hinein mehr und mehr Beachtung und Geltung. Es war ihr Erfolg,

daß bis in die Schützengräben der katholische Feldgeistliche im republikanischen Volksheer heimisch wurde. Der Mangel an einem eigenen würdigen Thronbewerber ließ sie ihre Augen eine Zeitlang auf König Albert von Belgien werfen. Ob die Entscheidung ihre Wünsche verwirklichen hilft oder vernichtet, läßt sich zurzeit noch nicht übersehen.

Den zweiten großen Kampf nach 1871 hatte die Bourgeoisie mit den Orden und der Kirche zu führen. Seit dem Sturz Napoleons III. war dessen zuverlässigste Stütze, die hohe Geistlichkeit, im Bund mit den Monarchisten geblieben und betätigte sich demgemäß auch im Dreyfusprozeß. *Le clericalisme c'est l'ennemi!* hatte schon Gambetta ausgerufen. Um dieselbe Zeit wie Deutschland bekam auch Frankreich seinen Kulturkampf. Er entbrannte um die Schule und führte schließlich zur Trennung von Kirche und Staat, womit eine alte Forderung der Republikaner von 1848 endlich erfüllt wurde. Jules Ferry als Unterrichtsminister brachte 1879 einen Antrag ein, daß es allen nicht vom Staat anerkannten Orden, so den Jesuiten, verwehrt sein sollte, öffentlichen oder privaten Unterricht zu erteilen. Zunächst wurde diese Forderung abgelehnt. Aber 1880 wurden die Jesuiten und die übrigen nicht anerkannten Orden aufgehoben und ihre Ordenshäuser geschlossen, soweit sie nicht ihre Satzungen vorlegten und um die gesetzliche Erlaubnis für ihre Lehranstalten nachsuchten. Und 1882 wurde der allgemeine und unentgeltliche Unterricht durch Laien mit Schulzwang zum Gesetz erhoben und die Religion vom Lehrplan ausgeschlossen. Trotz alledem geschah bald darauf eine Annäherung zwischen Rom und der französischen Republik. Kardinal Lavigerie forderte 1889 die Katholiken auf, sich mit der Republik auszusöhnen. Er fand nur wenig Zustimmung. Erst als Papst Leo XIII. diese Aufforderung 1892 wiederholte, schloß sich ein Teil der klerikalen Abgeordneten unter de Mun als *ralliés* der Regierungspartei an. Doch unter Waldeck-Rousseau, einem jüngeren Freunde von Jules Ferry, erneuerte sich der Streit um die Schule. Den nicht anerkannten Orden, die trotz des Verbots noch öffentlichen Unterricht gaben, wurde dieser 1903 nochmals verboten, und ihre Klöster wurden geschlossen und eingezogen. Und durch die Hartnäckigkeit des mehr religiösen als staatsmännischen Papstes Pius X. kam es im selben Jahr zum offenen Streit. Frankreich berief 1904 seinen Gesandten an der Kurie ab und hob den Posten auf. Und im Jahr darauf wurde das Gesetz angenommen, daß der Staat künftig keine Staatsreligion, nur Kultusvereine anerkannte. Die Kirchen und Pfarrhäuser übergab man 1907 den Gemeinden als Eigentum, die beides den Kultusvereinen als bloßen „Inhabern" zur Benutzung anvertrauten. Seminarien und andere Kirchengüter überwies man den Gemeinden für die Zwecke der Armenfürsorge. Seitdem ernennt der Papst die Bischöfe in Frankreich ganz nach freier Wahl. Er hat die Loslösung der Kirche vom Staat nie anerkannt. Durch die Schroffheit des Ministers Combes, eines früheren Priesters, und der ausführenden Organe kam es bei der Schließung der Kirchen und der Aufnahme ihres Inventars zu tätlichen Zusammenstößen zwischen der Staatsgewalt und der erregten Volksmenge in den noch streng katholischen Landesteilen wie der Bretagne. Das Ergebnis im ganzen war eine unerwartete Stärkung der Kirche und ihres Glaubens.

Katholische Gläubigkeit kam überdies um die Jahrhundertwende durch



die Dramen eines Paul Claudel und die Gedichte und Erzählungen von Francis Jammes, durch zahlreiche Bekehrungen führender Literaten und Gelehrter wie Coppée, Huysmans, Bourget, Retté, Péguy und des Protestanten Brunetière geradezu in Mode. Brunetière machte am 27. November 1894 seinen berühmt gewordenen Besuch beim Papst und setzte am 1. Januar 1895 in die Revue des Deux Mondes seinen Bericht *„Aprés une visite au Vatican“*. Dieser Angehörige der Altersgemeinschaft von 1873 und frühere Positivist machte sich dann in zahlreichen Ansprachen (Besançon 1900) zum Führer und Sprecher der zum Katholizismus zurückkehrenden Glieder der Bourgeoisie. Merkwürdig genug und doch wohl verständlich ist dieses eine: indes die positivistisch gerichteten Altersgenossen von 1873 unter Führung von Waldeck-Rousseau und Combes die Trennung von Kirche und Staat durchführten, war bei der Jugend von 1894 die Teilnahme am religiösen Leben neu erwacht und die freiwillige Rückkehr der Jüngsten in den Schoß der Kirche schon vorbereitet. Wenn das Buch von Agathon, *Les jeunes gens d'aujourd'hui* recht hat,war die studierende Jugend von 1912 zu einem großen Teil, und zwar viele der Besten, katholisch gesinnt: nahezu ein Drittel der Ecole normale ging regelmäßig zu den kirchlichen Bußübungen, und in den drei angesehensten Pariser Gymnasien besuchte die Mehrzahl Messe und Beichte. DieserNeukatholizismus verstärkte in der studierenden Jugend nicht etwa die Friedensliebe, sondern im Gegenteil die Entschlossenheit zur politischen Arbeit und kriegerischen Tat.

Ist so diese Jugendbewegung der Laien dem religiös-kirchlichen Aufschwung zugute gekommen, so sind dagegen zwei Erneuerungsversuche, die innerhalb der Geistlichkeit gemacht wurden, von der Kirchenbehörde schnell gehemmt und ausgelöscht worden. Das gilt einmal von dem katholischen Sozialismus des Marc Sangnier und Renaudin in der Zeitschrift *Le Sillon*, dann aber im besonderen von dem Modernismus, der sich in Frankreich ausschließlich an den Namen des Abbé Alfred Loisy knüpft. Die Führer mußten sich unterwerfen oder den Kampf nach Austritt aus der Kirche aufgeben. Loisy läßt sich seit 1908 an seinen Vorlesungen über Religionsgeschichte im Collège de France genügen. Seinem Wirken fehlte der eigentlich religiöse Antrieb, der allein den Reformator macht. Sein Modernismus war, um mit Jülicher zu reden, „ein buntes Gemisch von bibelkritischen, philosophischen, politischen, sozialen Neuerungen“, und von seinen Landsleuten konnte er als ein Nachzügler deutscher Bibel- und Religionsforschung angesehen werden.

So ist der Republik und der Bourgeoisie aus dem eigentlich katholischen Geistesleben keine ernste Gefahr erwachsen. Bei dem von jeher mehr nach der Politik als nach der Gläubigkeit geneigten Franzosenvolke kam es, wie Ageorges (La marche montante d'une génération, Figuière 1912) bedauernd feststellt, nicht einmal zur Bildung einer klerikalen Partei. Wer katholisch gesinnt war und an der Politik teilnehmen wollte, mußte sich den Monarchisten anschließen und deren wechselnde Schicksale und Aussichten teilen. Ob der soeben geschilderte Neukatholizismus der Jugend durch den Weltkrieg gefördert oder gehemmt worden ist, steht meinem Urteil dahin: jedenfalls dürfen wir darin nicht von unseren Verhältnissen auf die französischen schließen. **(Schluß folgt.)**

Über historische Imperialismusforschung.

Von Justus Hashagen.

Der Weltkrieg hat nicht nur den Forschungen über Geschichte und Bedeutung der äußerpolitischen Praxis einen starken Antrieb gegeben, sondern auch den Forschungen über die Gestaltung der äußerpolitischen Anschauungen, Stimmungen und Willensrichtungen. Begreiflicherweise ist dabei der praktischen und theoretischen Ausdehnungspolitik, also dem Imperialismus, seit Kriegsbeginn in volkstümlicher wie wissenschaftlicher Literatur schon deshalb besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden, weil man in ihm einen Mitanstifter des Krieges sieht. Besonders dem Historiker öffnet sich hier ein dankbares Forschungsgebiet.

Freilich haben seine Untersuchungen bislang noch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Schon unter peinlichen begrifflichen und terminologischen Unklarheiten des Forschungsgegenstandes haben sie zu leiden. Wie bereits angedeutet, versteht man unter Imperialismus nicht nur die Theorie, sondern auch die Praxis. Geschichte des Imperialismus wird dann gleichbedeutend mit Geschichte der wirklichen Ausdehnungspolitik, ja ganz allgemein der auswärtigen Politik eines aufstrebenden Staates. Dieser auch in wissenschaftlichen Büchern angewandte Sprachgebrauch kann leicht Verwirrung stiften. Empfehlenswerter wäre es, nach Analogie der andern Abstrakta auf -ismus auch das Wort Imperialismus auf die Theorie einzuschränken oder wenigstens in der Regel nur auf sie anzuwenden.

Das läge um so näher, als mit dieser festeren Umgrenzung die Unklarheiten noch keineswegs beseitigt sind. Das Wort Imperium, von dem Imperialismus abgeleitet ist, bezieht sich in erster Linie auf ein Weltreich, weshalb Imperialismus zunächst wohl das Streben nach Weltherrschaft bedeuten müßte. Von diesem ursprünglich ausschweifenden, aber geschichtlich in alter und neuer Zeit vielfach zu belegenden Streben nach der Weltherrschaft hebt sich jedoch häufig das bescheidenere Streben nicht nach der Weltherrschaft, sondern nur nach einem Anteil an der Weltherrschaft, also nach Weltmacht ab. Auch dies bescheidenere Streben wird, was sich kaum vermeiden läßt, als Imperialismus bezeichnet.

Aber auch damit hat man noch nicht völlig festen Boden erreicht, wie man besonders an der Geschichte des englischen Imperialismus sehen kann. Auch in England versteht man unter Imperialismus gewiß die Theorie der Ausdehnungs- und Eroberungspolitik, wie sie schon im puritanischen Zeitalter unter Cromwell in klassischer Form vertreten worden ist, mitsamt ihrer nationalistischen und machtpolitischen Grundlage und andern ideengeschichtlichen Vorstufen und Begleiterscheinungen. In neuester Zeit hat es sich jedoch gerade bei den Theoretikern des englischen Imperialismus weit mehr um die innere Festigung als um die äußere Ausdehnung des Empire gehandelt. Unter Imperalism verstand man in England noch bis zum Ausbruche des Weltkrieges insgemein das, was schon Disraëli als Programm aufgestellt hat: Reichsverfassung, Reichswehr, Reichszoll. Gewiß ist das ein kolonialpolitischer Imperialismus, aber ein wenigstens *ex*



professo mehr auf den Zusammenhalt schon erworbener als auf die Erwerbung neuer Kolonien eingestellter. Man sollte sich jedoch gegenwärtig halten, daß diese Einengung des Begriffs auf die Politik des festeren Zusammenschlusses zwischen Mutterland und Kolonien als besondere englische Eigentümlichkeit anzusehen ist, die aus bekannten kolonialgeschichtlichen Gründen bei keinem andern Volke in dieser ausgeprägten Form vorhanden sein kann. Daraus nun aber zu schließen, daß es Imperialismus nur bei den Engländern gebe, wäre natürlich ganz unberechtigt.

Schon begrifflich und terminologisch wird man klarer sehen, wenn man auch diesen Teil der geistesgeschichtlichen Forschungen auf eine möglichst breite internationale Grundlage stellt und in einen möglichst breiten internationalen Rahmen einspannt. Eine der Hauptaufgaben gerade des Studiums der Geschichte des Imperialismus wäre es, die national verschiedenen Erscheinungsformen dieser Richtung sorgfältig zu beschreiben und die aufgefundenen Typen deutlich gegeneinander abzusetzen. Auf Europa wird man sich dabei nicht beschränken können; denn auch der Universalismus ostasiatischer Völker darf in einer Geschichte des Imperialismus nicht übergangen werden. In uralten, höchst merkwürdigen Formen hat er z. B. auf die Chinesen eingewirkt. Wie völlig das moderne Japan sich ihm hingegeben hat, ist bekannt genug.

Während aber der Historiker die Erforschung der national verschiedenen Typen des Imperialismus, besonders der gegenwärtigen Strömungen, mit Vertretern vieler anderer Wissenschaften teilt, bewegt er sich auf seinem eigensten Gebiete, wenn er über diese national verschiedenen auf die zeitlich verschiedenen Erscheinungsformen zurückgreift, die sich mit den national verschiedenen kreuzen. Jedes der großen Kulturzeitalter hat eine besondere Art von Imperialismus. Je genauer man die geschichtlichen Vorstufen einer modernen Gestaltung kennt, um so eher ist man zu einer gerechten Würdigung befähigt, um so reicher wird das Vergleichsmaterial, das wie bei allen geistesgeschichtlichen Studien auch bei der Erforschung des Imperialismus die besten Anregungen und Gesichtspunkte liefert.

Diesen Forschungen nach rückwärts eine feste zeitliche Grenze zu setzen, ließe sich schwerlich rechtfertigen. Der moderne Imperialismus wird nicht allein schon aus den neuzeitlichen Voraussetzungen, wie sie der Entwicklung etwa seit der merkantilistischen Zeit angehören, verständlich. Seine Wurzeln reichen tiefer, und der Imperialismus des Alten Orients, des Klassischen Altertums und des Mittelalters gehören auch noch zu seinen Vorstufen. Die weitgreifenden Skizzen U. Wilckens und H. Finkes, die sich mit Antike und Mittelalter beschäftigen, sind gewiß nicht zufällig während des Krieges erschienen. Außerdem ist aber natürlich auch eine nähere Beschreibung der verschiedenen neuzeitlichen Richtungen, auch der freihändlerisch-demokratischen, erforderlich. Gerade die höchst einflußreiche demokratische Spielart des Imperialismus findet wissenschaftlich nicht und nicht einmal politisch die nötige Beachtung. Und doch birgt fast jede Demokratie, schon weil sie eine Machtorganisation ist, stark expansive Neigungen in sich. Die innere Verwandtschaft zwischen Demokratie und Imperialismus ist deshalb viel enger, als man gewöhnlich annimmt. Bei den angelsächsischen Völkern macht sie sich schon früh bemerkbar, und neuerdings

hatte sie sogar auf die Linksparteien der Duma hinübergegriffen.

Je weiter die Forschung hier vordringt, um so mehr wird sie auf Spezialuntersuchungen angewiesen sein und sich bemühen müssen, imperialistische Gedankengänge auch in kleinsten Kreisen aufzuspüren. Da sie aber auch dann ihren Zusammenhang mit der allgemeinen Ideengeschichte nicht lösen kann, so wird sie zugleich darauf bedacht sein, auch den allgemeinen ideengeschichtlichen Hintergrund nicht aus dem Auge zu verlieren. Gerade der Sinn und die Tragweite imperialistischer Gedanken und Stimmungen werden oft erst verständlich, wenn sie sich von einem solchen breiteren Hintergrunde abheben.

Auf das stärkste wird der Imperialismus in alter und neuer Zeit von religiösen Wünschen beeinflußt. Bei früher herrschenden Weltvölkern, wie bei Angelsachsen und Russen, ist der religiöse Einschlag in ihren Welteroberungsplänen außerordentlich kräftig. Andrerseits liefert auch die allgemeine Religionsgeschichte, indem sie von großen Einigungs- und Ausdehnungsbewegungen gewisser Religionen berichtet, schätzbare Beiträge zur Geschichte des Imperialismus. Die Expansivkraft, die jeder kräftigen Religionsbewegung eignet, greift oft aufs politische Gebiet hinüber und wird damit dem Imperialismus auch theoretisch dienstbar. Der Vormarsch der griechisch-orthodoxen Religion gehört in diesen Zusammenhang. Die Weltarbeit der anglikanischen Kirche ist auch in der Geschichte der Theorien vom englischen Weltreiche eine gewaltige Triebkraft. Eine Bewegung wie die panislamitische hat teilweise einen politischen Beigeschmack, wenn sie auch andere Ziele als die der pantürkischen Bewegung verfolgt. Auch sonst ist die Anknüpfung imperialistischer Gedankenreihen an religiöse Vorstellungen, Gefühle und Willensregungen weit verbreitet.

Neben den religiösen sind auch geschichtsphilosophische, philosophische und soziologische Voraussetzungen mit im Spiele. Überhaupt führen ideengeschichtliche Forschungen über die Entwicklung des Imperialismus oft tief in das unpolitische Gebiet hinein. Unpolitische Triebkräfte können oft stärker und unmittelbarer wirken als politische. Dazu kommen die Einflüsse einzelner großer Persönlichkeiten. Vielfach liegt etwas Künstlerisch-Prophetisches in der imperialistischen Literatur, was unter politische Gesichtspunkte nicht allein gebracht werden kann.

Eine isolierte Erforschung der Geschichte der imperialistischen Ideen ist aber besonders deshalb unmöglich, weil sie mit den Theorien über Volks- und Weltwirtschaft zumal in neuerer Zeit aufs engste zusammenhängen. Es ist deshalb gewiß kein Zufall, daß die erste tiefer greifende und doch auch wieder nur skizzenhaft angelegte Geschichte des englischen Imperialismus einen historisch und begrifflich gleich vortrefflich geschulten Nationalökonomen wie Schulze-Gaevernitz zum Verfasser hat. Während des Krieges hat er in Friedrich Brie, einem geschulten Anglisten und Literarhistoriker, einen durchaus verständnisvollen Nachfolger gefunden.[1]) Diese Tatsache aus der neuesten Wissenschaftsgeschichte enthält einen neuen Hinweis auf die Notwendigkeit, den Imperialismusforschungen einen

1) Imperialistische Strömungen in der englischen Literatur. Halle a. S. 1916, Max Niemeyer. Ergänzungen bei Else Kemper, Carlyle als Imperialist: Zeitschrift für Politik 11, 1918.



breiten und festen allgemeinen ideengeschichtlichen Unterbau zu geben.

Je näher die Forschung an das neunzehnte Jahrhundert heranrückt, um so häufiger wird sie Veranlassung haben, sich mit der vielköpfigen Gegnerschaft des Imperialismus auseinanderzusetzen. Unter ihr ragt seit alters das Manchestertum besonders hervor. Daneben verdient auch die sozialistische Kritik lebhafte Beachtung. Man übersehe jedoch nicht, daß ein gemäßigter Imperialismus — im Sinne nicht des Weltherrschafts-, sondern des Weltmachtsstrebens — neuerdings auch in sozialistischen Kreisen Anhänger gewinnt. Deutsche Sozialdemokraten wie Quessel, Schippel, Lensch u. a. haben sich bei Würdigung der Weltlage und der kriegspolitischen Notwendigkeiten vielfach imperialistischen Ideen geöffnet.

Wo der Ideenhistoriker den Gegenstand auch anfassen mag, überall bietet sich ihm gutes Neuland dar. Er wird mit dem Anbau um so besser voranschreiten, je weniger er sich die wissenschaftlichen Fragestellungen und Methoden durch Tagesbedürfnisse verwirren läßt. Um den politischen Ertrag seiner Arbeit braucht er nicht besorgt zu sein; denn gerade die wissenschaftlich solidesten historischen Werke können auch den Politikern die sichersten Aufschlüsse und stärksten Anregungen bieten.

Die Bedeutung der Mathematik für die Kultur der Gegenwart.

Von V. Geilen.

Wohl trägt die Mathematik, wie jede andere Wissenschaft, als naturgemäße Betätigung der menschlichen Geistesanlagen ihre eigentümliche Berechtigung in sich selbst, doch kann der Mathematiker der Mitwelt nicht das Recht bestreiten zu fragen, was sie denn Nutzbringendes für die Wohlfahrt der Gesamtheit leiste. Und diese Frage wird in dem gewaltigen Verteidigungskampfe, den das deutsche Volk gegenwärtig um seine kulturelle Freiheit und Fortentwicklung zu bestehen hat, besonders dringend.[1]) Hat sich die Mathematik in dieser Zeit der Prüfung als treue Helferin bewährt oder sich als nutzloser Tand offenbart? Wäre letzteres der Fall, dann hätte sie in der Tat im öffentlichen Leben und speziell im Unterricht einen Raum eingenommen, der ihr nicht gebührt, und dann wäre es an der Zeit, sie in ihre Schranken zurückzuweisen. Solchen Gedanken gegenüber, die während des Krieges schon lebhaft erörtert worden sind und in einem der größeren deutschen Bundesstaaten inzwischen dazu geführt haben, die Zahl der mathematischen Unterrichtsstunden an den höheren Schulen zu vermindern, befindet sich der Mathematiker, der seine Wissenschaft verteidigen will, in einer etwas schwierigen Lage: Die Mathematik als Wissenschaft von formalem Charakter kann ihre Wirkungen auf die reale Wirklichkeit im wesentlichen nur mittelbar, vorzugsweise durch die Hilfsmittel der Physik und der Technik ausüben, und die Aufgabe muß also **die** sein, die mathematischen Gedanken aufzudecken, denen diese Hilfsmittel ihre Entstehung, ihre Entwicklung und ihre Wirkungsweise verdanken;

1) Die Betrachtungen sind während des Krieges niedergeschrieben. Die Red.



denn darin, daß der Mensch über dem sinnfälligen Eindruck der technischen und physikalischen Tatsachen die dem Auge verborgene, aber darum nicht weniger bedeutungsvolle Mitwirkung der Mathematik allzu leicht zu vergessen geneigt ist, dürfte wohl der Hauptgrund für die Verständnislosigkeit weiter Kreise gegenüber dem Wert der Mathematik und ihren Leistungen liegen.

Daß die Mathematik gerade während des Krieges in diesem Sinne die in ihr schlummernden Kräfte entfaltet hat, dafür Beweise anzuführen, soll meine erste Aufgabe sein.

Weiterhin wird es darauf ankommen zu zeigen, wie die mathematische Forschung auch in ihrer Friedensarbeit bis hinauf zu ihren abstraktesten Zweigen mit der realen Wirklichkeit in fruchtbarer Wechselbeziehung steht und somit wertvolle Kulturarbeit tut. Und schließlich gilt es dann noch, alteingewurzelten Vorurteilen entgegenzutreten und ihnen den Boden zu entziehen, und damit einem gerechten, unvoreingenommenen Urteil über die kulturellen Leistungen der mathematischen Wissenschaft die Wege zu ebnen.

1.

Als „der Krieg der Technik" wird der gegenwärtige Krieg häufig bezeichnet, und nicht mit Unrecht. Aber er ist kein Krieg der rohen, ungeschlachten, sondern der aufs höchste entwickelten und verfeinerten Technik. Und diese ist auf dem Boden der Mathematik und der theoretischen Physik erwachsen und verdankt ihre Fortschritte wesentlich der vorwärtstreibenden Kraft mathematischer Ideen.

Die große Menge der Menschen ist geneigt, die Schaffung der modernen Kriegswaffen ausschließlich für eine Sache des Ingenieurs und der Technik anzusehen. Und doch gibt es kaum eine Waffe, die ihre heutige Vollkommenheit nicht zu einem wesentlichen Teile durch die ihr zugrunde liegenden theoretisch-mathematischen Überlegungen und langwierigen Berechnungen erlangt hätte. Ist doch schon das moderne Infanteriegewehr ein sehr genau berechnetes Präzisionsinstrument von hoher Vollendung; um wie viel mehr wird für die Konstruktion eines leistungsfähigen Geschützes die vorbereitende Hilfe des Mathematikers vonnöten sein. Wir haben wohl alle zu Anfang des Krieges, als das Geheimnis der 42 cm-Geschütze gelüftet wurde, die so entscheidend bei der Eroberung der Feste Lüttich mitgewirkt haben, mit einiger Verwunderung vernommen, daß diese Geschütze nicht einem Praktiker, sondern einem Manne der Wissenschaft, der Theorie ihre Entstehung verdanken, Professor Rausenberger, dessen Name bis dahin wohl kaum in die breitere Öffentlichkeit gedrungen war. Daß dieser Mann aber, der die leitenden Gedanken für den Bau der Geschütze angegeben hat und ohne Widerspruch als ihr „Konstrukteur" bezeichnet und anerkannt wurde, seine geistigen Kräfte vornehmlich an der reinen Mathematik geübt hat, wie die von ihm in früheren Jahren veröffentlichten mathematischen Abhandlungen beweisen, diese Tatsache dürfte wohl nur wenigen Nichtmathematikern bekannt sein; der Ruhm der Eroberung Lüttichs wird neben der ungestümen Tapferkeit unserer Truppen wohl auch weiterhin der Technik zufallen, während die Mathematik sich mit einem unverdient bescheidenen Anteil wird zufrieden geben müssen.

Betrachten wir weiter die Waffen der Luft, die Flugzeuge und Luftschiffe, so ist es undenkbar, daß diese kompliziertesten und feinsten aller Maschinen bei

ihrer Entstehung sowohl wie bei ihrer Entwicklung bis zur heutigen Höhe der Vollendung auch nur einen Augenblick die Mithilfe der Mathematik hätten entbehren können. Ich möchte da nur an das der Universität in Göttingen angegliederte „Institut für Luftschiffahrt" erinnern, das gerade während des Krieges von hervorragender Bedeutung geworden ist, wohl nicht zum wenigsten deshalb, weil das Institut seinem ganzen Charakter nach seine Aufgabe durchaus in der Anwendung mathematischer Methoden auf die Probleme der Aerodynamik sieht. Und wer von der ausgedehnten Verwendung der Mathematik in Fragen der Luftschiffahrt ein Bild gewinnen will, der möge die Rungesche Übersetzung des von dem Engländer Lanchester verfaßten Werkes „Aerodynamik, ein Gesamtwerk über das Fliegen" einsehen.

Wie jede moderne Schußwaffe bei ihrer Entstehung und Entwicklung von der Mathematik begleitet wird, so kann keine Waffe zur vollen Ausnutzung ihrer Wirkung beim Schleudern des Geschosses die Unterstützung der Mathematik entbehren. Es gibt auch da ein neues Buch, das dem Nichtmathematiker ermöglicht, einen Einblick in die Bedeutung der mathematischen Theorie für die Kunst des Schießens zu gewinnen, ein vierbändiges Werk über die „Ballistik" von Cranz, dem Leiter des ballistischen Laboratoriums an der militärtechnischen Akademie in Charlottenburg. Daraus wird man ersehen, daß die heutige Ballistik nicht etwa mit der schulmäßigen Theorie des schrägen Wurfes auskommt, sondern daß sie die mannigfachsten und zum Teil recht schwierige mathematische Hilfsmittel in ihren Dienst nimmt. In der Tat werden im Felde von der Artillerie z. B. graphische Darstellungen besonderer Art, sogenannte „Nomogramme", benutzt; und wie schwierig die Aufgaben sind, die die modernen Steilfeuer- und weittragenden Flachbahngeschütze dem Mathematiker stellen, mag man daraus entnehmen, daß die Heeresleitung während des Krieges den bekannten Astronomen Schwarzschild, der sich immer zugleich als ausgezeichneter Mathematiker betätigt hat, den Einfluß der Luftdichte und des Windes auf die Flugbahn der Geschosse hat berechnen lassen.

Es gibt noch ein zweites, weit ausgedehntes Gebiet, auf dem die moderne Kriegführung der Unterstützung der Mathematik niemals wird entraten können, das ist der Komplex der Orientierungs- und Beobachtungsmittel. Es gehören dazu vor allem genaue geographische Karten, deren Herstellung die vielfältigsten mathematischen Hilfsmittel erfordert, von der Theorie der Kartenprojektionen und den mathematischen Methoden der Geodäsie angefangen, bis zu der von Gauß geschaffenen Ausgleichung der Beobachtungsfehler. Daneben kommen die mathematischen Theorien der gesamten geometrischen Optik zur Anwendung. Jedes Scherenfernrohr, jeder Entfernungsmesser, jeder schärfere Feldstecher fußt auf einer mathematischen Theorie; ja jedes Linsensystem für sich — denn einzelne Linsen gibt es in den heutigen optischen Präzisionsinstrumenten kaum noch — erfordert zu seiner Konstruktion außer der Theorie noch langwierige Berechnungen. Kein Geringerer als Gauß selbst hat in seinen „Dioptrischen Untersuchungen" die mathematische Theorie der Linsensysteme geschaffen.

Zur Beobachtung des Feindes werden im gegenwärtigen Kriege, wie bekannt,



vielfach auch von Fesselballons und besonders von Flugzeugen aus aufgenommene Photographien des Geländes benutzt. Zu deren genauester und schnellster Ausmessung hat sich wenige Jahre vor dem Kriege der jüngste Zweig der angewandten Mathematik, die Photogrammetrie, entwickelt, die es uns ermöglicht, aus einer oder mehreren Aufnahmen den Grundriß des Geländes und nötigenfalls auch seine Erhebungen und Vertiefungen zu entnehmen. Daß ferner die großen Luftschiffe ebenso wie die Flugzeuge, die weit in Feindesland fliegen, zu ihrer Orientierung und zum Zielen beim Abwurf ihrer Bomben ganz neu ersonnene, mathematisch genau durchdachte und nur unter Zuziehung mathematischer Hilfsmittel verwendbare Instrumente mit sich führen, dürfte auch dem Nichtmathematiker glaubhaft erscheinen.

Ich erinnere schließlich an das Schallmeßverfahren im Felde, für dessen Verbesserung einem der Dozenten für Mathematik an unserer Universität, Herrn Professor Dr. Timpe, von seiten der Militärbehörde besondere Anerkennung zuteil geworden ist.

Und was für das Landheer gilt, das gilt in noch weit höherem Maße für die Marine. Wenn wir vor dem Kriege in so überraschend kurzer Zeit den Engländern an Qualität der Kriegsschiffe gleichkommen, ja sie sogar übertreffen konnten, wie es die Ereignisse des Seekrieges immer wieder bewiesen haben, so ist das — wenn darüber naturgemäß auch nur wenig an die Öffentlichkeit dringt — nur möglich gewesen durch die intensivste Verwendung mathematischer Ideen, sowohl für den Bau der Schiffskörper selbst, wie ihrer gesamten Ausrüstung mit Maschinen und Kampfmitteln. Denn durch Vorausberechnungen an Hand mathematischer Theorien ist mancher vergebliche Versuch und — was in diesem Falle noch wichtiger war — Zeit erspart worden. Daß etwa ein Torpedo mit seinen selbsttätigen Fortbewegungs-, seinen Stabilisierungs- und Steuerungsvorrichtungen nicht aufs genaueste mathematisch durchdacht und berechnet sein könnte, ist undenkbar. Und wenn sich in einer Seeschlacht die Entscheidung über das Schicksal ganzer Nationen und ihrer Kultur in wenige Minuten zusammendrängt, so wird bei beiderseitig gleichwertiger Führung und Mannschaft derjenigen Partei der Sieg zufallen, die es nicht versäumt hat, sich in ausdauernder Friedensarbeit durch die aufs höchste getriebene theoretische Durcharbeitung des Materials und durch Übung in raschester Ausnutzung der mathematisch-physikalischen Hilfsinstrumente auf die Stunde der Entscheidung vorzubereiten. Wie wäre es schließlich möglich gewesen, daß unsere Unterseeboote zu solcher selbst bei Ausbruch des Krieges nicht vorausgeahnten Vollkommenheit und Leistungsfähigkeit hätten geführt werden können, wenn nicht neben den neusten Ergebnissen der physikalischen Forschung auch die schärfsten Hilfsmittel der Mathematik zu Rate gezogen worden wären! Vielleicht erfahren wir es nach dem Kriege, wieviele der besten mathematisch geschulten Köpfe im Verein mit Physikern und Chemikern in wechselseitig anregendem Zusammenarbeiten die heutigen Unterseeboote, diese zur Realität gewordenen mathematischen Ideen, geschaffen haben.

2.

Wie man den gegenwärtigen Krieg den Krieg der Technik genannt hat, so spricht man allgemeiner von unserer Zeit als dem „Zeitalter der Naturwissen-



schaften". Und in der Tat haben die Ergebnisse der Naturforschung, im weitesten Sinne genommen, unserer Zeit und ihrer ganzen Kultur die charakteristischen Züge eingegraben. An der wissenschaftlich orientierten Naturforschung hat nun die Mathematik wiederum ihren unbestrittenen Anteil, und sie übt dadurch auf die Kultur der Gegenwart mittelbar ihren Einfluß aus. Wie entscheidend aber die mathematische Wissenschaft an manchen Punkten in die Naturforschung, speziell in die physikalische Forschung eingegriffen hat, und wie ihre Mithilfe gerade bei den neusten und wichtigsten physikalischen Untersuchungen in immer steigendem Maße in Anspruch genommen wird, das nun aufzuzeigen dürfte nicht ohne Interesse sein.

Wir übergehen hier die Astronomie, weil deren glanzvollste Entdeckungen einer schon etwas zurückliegenden Vergangenheit angehören, obwohl gerade da die Mathematik ihre höchsten Triumphe gefeiert hat.

Besser werden wir die Bedeutung der Mathematik würdigen lernen, wenn wir uns ihren Anteil an den verschiedenen Entwicklungsstufen der heutigen Telegraphie vergegenwärtigen. Ich erinnere zuerst an die epochemachende Erfindung des elektrischen Telegraphen, den wir dem Zusammenwirken des Mathematikers Gauß mit dem Physiker Weber verdanken. Weiter erinnere ich an die erste Kabellegung von England nach Amerika, wo man sich nach mehreren vergeblichen, zeitraubenden Versuchen schließlich an den seinerzeit berühmtesten mathematischen Physiker Englands, Thomson, wandte, dem es denn auch gelang, unter Zuhilfenahme der von den Mathematikern vorher genau ausgebauten abstrakten Theorie die störenden Einflüsse alsbald zu erkennen und den Weg zu ihrer Beseitigung richtig anzugeben, wie es der nächste Versuch bestätigte.

Gehen wir nun weiter zu der drahtlosen Telegraphie, so wird sich bei dieser Entdeckung die entscheidende Mitwirkung der Mathematik besonders deutlich zeigen: Die heutigen Anschauungen über die Wirkungsweise der Elektrizität gehen auf den englischen Physiker Faraday zurück, der den Begriff der Kraftlinien aus der Lehre vom Magnetismus auf das Gebiet der elektrischen Kräfte übertrug. Dadurch konnte Faraday eine große Anzahl elektrischer Erscheinungen aufklären; aber, der Mathematik völlig unkundig, vermochte er seiner Theorie nicht eine präzise mathematische Fassung zu geben. Das gelang erst seinem Landsmann Maxwell, der die Anschauungen des Physikers in die Sprache der Mathematik zwängte und die ganze Theorie in ein System von Differentialgleichungen zusammenfaßte. Diesen Gleichungen nun entnahm der deutsche Physiker Hertz 20 Jahre später die leitenden Ideen zu seiner Erfindung der drahtlosen Telegraphie. Lassen wir den Physiker selbst über die Kraft dieser mathematischen Gleichungen sprechen; er sagt: „Man kann diese wunderbare Theorie nicht studieren, ohne bisweilen die Empfindung zu haben, als wohne den mathematischen Formeln selbständiges Leben und eigener Verstand inne, als seien dieselben klüger als wir, klüger sogar als ihr Erfinder, als gäben sie uns mehr heraus, als seinerzeit in sie hineingelegt wurde. Es ist dies auch nicht geradezu unmöglich; es kann eintreten, wenn nämlich die Formeln richtig sind über das Maß dessen hinaus, was der Erfinder sicher wissen konnte. Freilich lassen sich solche umfassenden und richtigen Formeln nicht

finden, ohne daß mit dem schärfsten Blicke jede leise Andeutung der Wahrheit aufgefaßt wird, welche die Natur durchscheinen läßt."

Noch eine andre Reihe wichtiger physikalischer Entdeckungen gibt es, bei der die Mitwirkung der Mathematik deutlich zutage tritt.

Wie es die Aufgabe der Astronomie ist, die unabsehbaren Weiten des Weltenraumes, den Makrokosmos, bis an die Grenzen der Unendlichkeit zu durchforschen, so hat sich in den letzten Jahren das Interesse vieler der bedeutendsten Physiker mehr und mehr auf das eine Ziel konzentriert, den Bau der Materie in ihren kleinsten Teilen, den Mikrokosmos, zu ergründen. Was bis vor einiger Zeit noch eine bloße Hypothese war, daß nämlich die Materie nicht unbegrenzt teilbar sei, sondern aus diskreten Massenteilchen, Atomen, bestehe, ist heute zur Gewißheit einer physikalischen Tatsache geworden. Daß die Atome aber als real existierende, kleinste Dinge von ganz bestimmt angebbaren Ausmaßen wirklich erkannt werden können, ist zu einem guten Teile das Verdienst der Mathematik; sind doch die Atome wegen ihrer Kleinheit nur der Berechnung, niemals aber den menschlichen Sinneswerkzeugen zugänglich; auch mit dem schärfsten Mikroskop bewaffnet wird das Auge niemals ein so winziges Wesen einzeln als vorhanden konstatieren können. Wie aber die weitergehenden physikalischen Untersuchungen, die auf die Ergründung des Baues des einzelnen Atomes hinausgehen, von mathematischen Theorien durchsetzt sind, davon kann man sich durch einen Einblick in die große Reihe der über dieses Problem veröffentlichten Abhandlungen überzeugen.

Es sei hier speziell einer der interessantesten Entdeckungen auf diesem Gebiete Erwähnung getan, durch die wir in den Stand gesetzt sind, an den Kristallen — diesen merkwürdigen Gebilden der anorganischen Natur, die durch ihre äußere Form und durch ihren inneren Bau die mannigfachsten Beziehungen zur reinen Mathematik aufweisen — mit Hilfe von Röntgenstrahlen ihren geometrisch-regelmäßigen inneren Aufbau aus Atomen oder Molekülen fast unmittelbar zu erkennen. Einen Bericht über diese folgenreiche Entdeckung, die umgekehrt durch Benutzung von Kristallplatten als optischen Gittern, deren innere Größenverhältnisse uns nunmehr nach Maß und Zahl bekannt sind, zu sehr bemerkenswerten Aufschlüssen über den Bau des Einzelatoms geführt hat, leitet der Forscher selbst, der deutsche Physiker v. Laue, mit der Entwicklung der mathematischen Theorie ein und bemerkt dazu, daß sich diese ihm „durchweg als leitender und ordnender Gesichtspunkt bewährt" habe. Wiederum eine glänzende Anerkennung für die Bedeutung der Mathematik zur Erforschung der Natur aus dem Munde eines unvoreingenommenen Zeugen.

So dient also die Mathematik der Naturforschung als ein willkommenes Werkzeug zur Hebung und Nutzbarmachung der verborgenen Kräfte der Natur; und wir erkennen eine ununterbrochene Wechselwirkung zwischen diesen beiden Wissenschaften: Die Physik stellt der Mathematik neue Probleme, die in kritischer Denkarbeit in die mathematische Form gezwungen werden müssen, und diese Form gibt dem Naturforscher umgekehrt Fingerzeige zu neuen Versuchsanordnungen und Entdeckungen.

(Schluß folgt.)



Nachrichten und Mitteilungen.

Zur Rechtsstellung der studierten Techniker.

Die ungenügende Rechtsstellung der akademisch gebildeten Techniker ist in weiteren Kreisen bisher nicht genügend bekannt geworden. Es ist deshalb dankenswert, daß der bekannte Hochschullehrer, Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Riedler in seiner unlängst erschienenen Schrift über: Berufsschutz und „Freie Bahn den Tüchtigen" (Verlag von M. Krayn, Berlin W 10) es übernommen hat, weitere Kreise über diese Frage zu unterrichten.

Ausgehend von den allgemeinen sozialen Berufsverhältnissen vergleicht Riedler eingehend das Berufsrecht der wissenschaftlich gebildeten Techniker mit der Rechtsstellung anderer maßgebender akademischer Berufe.

Riedler stellt fest, daß zwischen dem Aufwand an Schulung und der sozialen Wertung des Privattechnikers ein Mißverhältnis bestehe. Es trete infolgedessen die Frage auf, ob es sich für den nichtbeamteten Techniker lohne, den langen Weg durch Gymnasium und Hochschule zu gehen, oder ob er den leichteren und kürzeren Weg durch die technische Fachschule wählen solle. Gehe der zukünftige Techniker den letzteren Weg, so befinde er sich bereits in Stellung und Einkommen zu einer Zeit, in der der zukünftige akademische Techniker noch auf dem Gymnasium zubringe. Auch die fortschreitende Spezialisierung der Industrie treibe zu Teilarbeiten, die für das Emporkommen der nur elementar gebildeten Techniker günstig seien. Da der äußere Erfolg, insbesondere das wirtschaftliche Emporkommen mit der wissenschaftlichen Bildung des Individuums nur in losem Zusammenhange stehe, so werde auch die Leitung der Industrie immer mehr an technische Nichtakademiker übergehen. Dazu komme, daß es außerhalb des Angestelltenverhältnisses so gut wie keine berufliche Betätigung für den akademischen Privattechniker gibt. Aber die Gefahr braucht nicht betont zu werden, die eintritt, wenn das wissenschaftliche Element aus dem deutschen Wirtschaftsleben ausscheidet. Riedler verlangt deshalb, daß die Rechtsstellung der studierten Techniker zum mindesten nicht schlechter sein dürfte als die der sonstigen maßgebenden akademischen Berufstreibenden, damit der Anreiz zur Wahl des akademisch-technischen Studiums nicht geringer sei als der zu anderen akademischen Berufen.

In dieser Beziehung fehle es den studierten Technikern an allem, was man beispielsweise bei studierten Heilkundigen und Rechtskundigen als Selbstverständlichkeit betrachtet.

Der studierte Heilkundige besitzt die gesetzlich geschützte Bezeichnung „Arzt", der freie Rechtskundige die Bezeichnung „Anwalt", beide erfreuen sich außerdem öffentlich-rechtlicher Berufsvertretungen, die die Eigenart ihres Berufes bei den gesetzgebenden Arbeiten nachdrücklich vorbringen können.

Demgegenüber besitzt der studierte Techniker gar nichts. Man hat ihm zwar die gesetzlich geschüzte Bezeichnung „Diplom-Ingenieur" gegeben. Diese ist jedoch äußerlich wie auch inhaltlich verwechselbar mit der Bezeichnung „Ingenieur", die von jedermann geführt werden darf, aber doch in weiteren Kreisen als das Kennzeichen des studierten Technikers gilt. Wie unhaltbar die jetzige Rechtslage in der Technik ist, ergibt sich ohne weiteres, wenn die Heilkunde zur Analogie herangezogen wird: Man gebe „Arzt" frei, auch für Kurpfuscher und gebe dem studierten Heilkundigen die Berufsbezeichnung „Diplom-Arzt". Der Vorschlag ist zu absurd, als daß irgend jemand darauf einginge.

Riedler verlangt deshalb mit vollem Recht den Schutz der Bezeichnung „Ingenieur" für die studierten Techniker, wie er in dem verbündeten Österreich längst besteht; Übergangs- und Ausnahmebestimmungen für Autodidakten sieht er vor, um unerwünschte Härten zu vermeiden.

Die eindeutig festgelegte Bezeichnung „Ingenieur" betrachtet Riedler als die Basis zur Errichtung von Ingenieurkammern, denen hier eine besondere soziale Bedeutung zukommt, denn sie bilden die Grundlage des zu schaffenden selbständigen Berufes in der Technik.

Da sich infolge des Mangels einer eindeutigen unterscheidungskräftigen Berufsbezeichnung ein selbständiger Beruf in der Technik nicht bilden konnte, hat die neuere technische Gesetzgebung Aufgaben, die sich



im Laufe der letzten Jahrzehnte ergaben, diesem Berufsstande auch nicht übertragen; man betraute damit die Beamten und halböffentlichen Körperschaften. Solche öffentlich-rechtlichen Aufgaben können in Zukunft sehr wohl von den unter behördlicher Kontrolle stehenden freien Ingenieuren erledigt werden. Das bedeutet eine Stärkung des selbständigen Elements und damit die Schaffung eines wichtigen sozialen Bindegliedes innerhalb des selbständigen Mittelstandes. Der Staat hat in der Tat das lebhafteste Interesse daran, alles zu tun und nichts zu unterlassen, was in dieser Richtung Erfolg verspricht.

So sind denn die Worte des hervorragenden Fachmannes und Lehrers geeignet, die lebhafteste Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich zu lenken. Nicht nur wer es mit dem Stande der akademisch gebildeten Techniker gut meint, sondern wer die entscheidende Bedeutung und befruchtende Wirkung der Wissenschaft für die vaterländische Entwicklung zu erfassen vermag, wird verlangen, daß die Rückständigkeit des technischen Berufsrechtes, unter der die studierenden Techniker heute noch zu leiden haben, beseitigt wird.

Auch die Stellung der übrigen führenden akademischen Berufe innerhalb unserer Rechtsordnung hat der Staat nicht dem freien Spiel der Kräfte überlassen, sondern er hat sich bemüht, sie fürsorglich zu fördern, in der durch die praktische Erfahrung gewonnenen Erkenntnis, daß eben für bestimmte höher entwickelte Berufe ein gewisser Schutz erforderlich ist, sollen sie nicht verkümmern. Möge man erkennen, daß auch der noch junge private Beruf der studierten Techniker von diesen allgemeinen Gesetzen der Erfahrung keine Ausnahme macht! A. Lang.

„Deutschtum und Schiedsgerichtsbarkeit. Ein geschichtlicher Beitrag zu einer großen Gegenwarts- und Zukunftsfrage" von August Hommerich, Hauptredakteur der „Germania", mit einem Vorwort von Philipp Zorn. Freiburg i. B. 1918, Herdersche Buchhandlung.[1])

Der Schiedsgerichtsgedanke ist so alt wie das deutsche Volk. Er hat nirgends größere Verbreitung und reichere Ausgestaltung gefunden als im Rechts- und Staatsleben Deutschlands vom Beginn seiner Geschichte bis auf unsere Tage.

In seiner Entstehung und Ausbildung eng verknüpft mit der reichen Genossenschaftsbildung im deutschen Volksleben der Vergangenheit, fand der Schiedsgerichtsgedanke mannigfache Anregung und Förderung durch die christliche Kirche mit ihren aussöhnenden und vergleichenden Tendenzen. Auf dem schwanken Boden fortschreitender Rechts- und Staatszersplitterung erwies er sich als mächtiger Faktor zur Eindämmung des Fehderechts und zur Hemmung völligen Reichszerfalls. Als Vorstufe geordneter und gesicherter Rechtszustände im privaten und im öffentlichen Recht mußte er indes mit der allmählichen Verwirklichung dieses Zieles immer mehr an Bedeutung verlieren. Es blieb von ihm nur das gesetzlich garantierte Recht gewisser Privilegierter auf Austräge und das sog. Austrägalverfahren bei Streitigkeiten zwischen Gliedern des Deutschen Bundes mit seinem Analogon in Artikel 76 der Reichsverfassung. Im letzteren Fall findet es die Berechtigung seiner Fortexistenz in seiner Eignung zur Erledigung politischer Differenzen, die als solche dem formalen rechtlichen Urteil unzugänglich sind. (Von den Schiedsgerichten des modernen Wirtschaftslebens spricht der Verfasser nicht.)

Die gleiche Aufgabe wie im innerstaatlichen Rechtsleben hat der Schiedsgerichtsgedanke nun im Leben der Völker zu lösen. Wie er im deutschen Volke mächtig dazu beigetragen hat, aus Anarchie und Rechtsunsicherheit ein festes Gefüge der Ordnung und Sicherheit zu schaffen, so ist er auch geeignet, der Anarchie und dem Fehderecht in der Völkergemeinschaft zu steuern und sie aus den blutigen Greueln der Gegenwart zu einer Rechts- und Friedensgemeinschaft der Zukunft zu führen.

Die Förderung des Schiedsgerichtsgedankens ist nur beste deutsche Tradition.

Vom rein rechtswissenschaftlichen Standpunkt aus ist zwar ein gewisser Mangel an klarer Problemstellung im einzelnen nicht zu übersehen; trotzdem gebührt dem Verfasser das unbestreitbare große Verdienst, auf in dieser Form neue Gedan-

1) Drittes Heft der Sammlung „Das Völkerrecht". Beiträge zum Wiederaufbau der Rechts- und Friedensordnung der Völker, im Auftrage der Kommission für christliches Völkerrecht herausgegeben von Godehard Jos. Ebers.

kengänge — soweit der Referent sieht — als erster mit Nachdruck hingewiesen zu haben. Dieses Verdienst ist um so größer, als das Buch vor dem letzten Umschwung zugunsten der Völkerbundsidee geschrieben wurde. Fernhalten von übertreibendem Pazifismus und Besonnenheit des Urteils erhöhen seinen Wert und seinen Eindruck, den es wegen der Flüssigkeit seines Stils und der Übersichtlichkeit seiner Gedankengänge besonders auch auf den Nichtfachmann nicht verfehlen wird. —t—

Zeitschriftenschau.

Theologie.

Der Verfasser des Berichts über philosophische Zeitschriften in Heft 2 dieses Jahrgangs hat einleitend hervorgehoben, daß in der Philosophie die Zeitschriften den Büchern gegenüber immer verhältnismäßig unwichtig gewesen sind und nie so viel bedeuten werden wie in der Medizin. Letztere erzielt ihre Fortschritte in der Tat durch ständig neue Beobachtung und Experiment. Auch Theologie, Religionswissenschaft hat, sofern sie heutiges religiöses Leben untersucht, ihre dem Tage, der Gegenwart zugewandte Seite. Sofern es sich aber nicht bloß um Beobachtung seelischer Erscheinungen und ihrer Äußerungen handelt, sondern schließlich und nicht zum wenigsten doch um die Frage nach Wahrheit, Wert und Recht der Religion und hier wenige große Grundprobleme durch die Jahrhunderte hindurch ihre Bedeutung behalten, ist die Theologie der Philosophie verwandter. Der enge Zusammenhang mit dem praktischen Leben, der bei ihr trotzdem besteht, ist überdies von anderer Art als in der Medizin, vielmehr dem vergleichbar, den wir bei der Nationalökonomie wahrnehmen. Die meisten Volkswirtschaftslehrer stehen dem Gegensatz liberaler und sozialistischer Anschauungen, dem Streit um Schutzzoll und Freihandel nicht mit kühler Sachlichkeit gegenüber, sondern sie nehmen Partei in den Kämpfen des wirtschaftlichen Lebens, dessen Theorie, dessen Gesetze ihre Forschung festzustellen sucht. So steht auch der Theologe dem gegenwärtigen religiösen Leben, das er studiert, normalerweise nicht so objektiv gegenüber wie der Naturforscher seinen Gegenständen. Theologie, Religionswissenschaft sucht dem religiösen Leben Wege zu weisen wie die Nationalökonomie dem wirtschaftlichen. Von solchen, die gar kein inneres Verhältnis zur Religion haben, wird sie kaum je getrieben. Sie fragt nicht nur, was ist, sondern ebensosehr, was sein soll. Mit den Organisationen des religiösen Lebens, den Kirchen, steht sie in Wechselwirkung, oft im Verhältnis gegenseitiger Förderung, oft in dem der Spannung, jedenfalls aber in Zusammenhang. Es ist, nur noch ausgeprägter, dasselbe Verhältnis, das tatsächlich zwischen der Staatswissenschaft und dem Leben der Staaten besteht.

Das kommt bei uns in der Sonderung der theologischen Fakultäten und ebenso der theologischen Zeitschriften nach Konfessionen zum Ausdruck. Natürlich lernen protestantische und katholische Theologen voneinander, und erfreulicherweise in steigendem Maße. Auch gemeinsame wissenschaftliche Unternehmungen sind möglich und werden hoffentlich sich mehren und ausbauen lassen. Aber wenn auch ein einzelner Denker wie Friedrich Wilhelm Förster, der Ethiker und Pädagog, eine Stellung zwischen den Konfessionen einzunehmen sucht, aufs Ganze gesehen entspricht doch die Sonderung der Kirchen, theologischen Bildungsanstalten und theologisch-literarischen Unternehmungen wirklich einer tiefgreifenden Verschiedenheit des religiösen Typus, und sie ruht so sehr auf unserer deutschen und westeuropäischen Geschichte, daß man für absehbare Zeit nicht mit ihrem Verschwinden rechnen kann.

Wegen dieses ihres Zusammenhangs mit den Kirchen, mit der praktischen Pflege des religiösen Lebens konnte, ja mußte die Theologie sich nun auch in ungleich höherem Maße als manche andere Wissenschaft auf die starken Veränderungen einstellen, die in den letzten Jahren über die Völker unseres Kulturkreises und ihr geistiges Leben gekommen sind. Sie brauchte darum nicht Kriegstheologie im schlechten Sinne zu werden. Das Problem, ob nicht Jesus und der Krieg, Christentum und Krieg im Grunde unvereinbar seien, und ob in der durch den Krieg so ganz veränderten Welt, inmitten alles Leides der überlieferte Gottesglaube weiterbestehen könne, das ur-



alte Problem der Theodizee hat vielen der Besten in allen Konfessionen schwer zu schaffen gemacht, und die Erkenntnis, daß es noch nicht erledigt, ja überhaupt nie ganz lösbar ist, wird nach dem Frieden vielleicht noch klarer werden, als sie im Kriege war, wo Leidenschaft die Überlegungen vieler trübte. Aber begreiflich ist, daß nicht nur die Kirchenzeitungen (d. h. diejenigen Blätter, die nicht eigentlich wissenschaftlich-theologischen Charakter tragen, sondern neben wissenschaftlichen Aufsätzen solche über praktisch-kirchliche Fragen bringen und irgendwie der Kirchenpolitik dienen) sich in den letzten Jahren noch mehr auf die Praxis und ihre veränderten Anforderungen einstellten, sondern daß auch in wissenschaftlich - theologischen Zeitschriften manche sonst viel verhandelte und an sich wichtige Themen zurücktraten hinter diejenigen, die irgendwie mit dem Kriege, mit der Stellung der Religion im Volks- und Völkerleben, mit praktisch-religiösen Fragen zusammenhängen. Die Dogmatik mußte der Ethik den Vortritt lassen, die Historie den Untersuchungen über die Gegenwart. Wenn es möglich gewesen ist, im Kriege bei uns noch eine immerhin ansehnliche Zahl wissenschaftlicher Werke über solche Dinge herauszubringen, die mit Krieg und Politik schlechthin nichts zu tun haben, über die Flora irgendeines deutschen Mittelgebirges oder über mittelalterliche Minnedichtung, über Erkenntnistheorie oder Ästhetik, und wenn in ähnlicher Weise unsere wissenschaftlichen Zeitschriften auch in den letzten Jahren mancher gelehrten Arbeit über recht abgelegene, in keiner Weise aktuelle Fragen ans Licht verholfen haben, so entspricht das guten deutschen Überlieferungen; aber soweit die Zeitschriften gelesen werden wollten und die Verleger auf Absatz sehen mußten, gewann natürlich der Stoff, der in näherer Beziehung zu den Tagesereignissen stand, überall den Vorrang.

Bei der theologischen Literatur besteht aber da zwischen Katholizismus und Protestantismus ein begreiflicher Unterschied. Die katholische Kirche ist international. Dadurch ist nicht verhindert worden, daß französische, englische und italienische Katholiken mindestens ebenso leidenschaftlich gegen ihre Glaubensgenossen in Deutschland und Österreich gestritten, ihnen Abfall von den Prinzipien des Christentums und ihrer Kirche vorgeworfen haben, wie englische, französische, amerikanische Protestanten gegen deutsche evangelische Theologen schrieben. Aber da der deutsche Protestantismus landeskirchlich organisiert ist, war bei ihm das Verlangen, sich mit solchen Angriffen auseinanderzusetzen, nicht so stark wie bei den deutschen Katholiken das Gefühl der Verpflichtung, nachzuweisen, daß sie treue Söhne ihrer Kirche geblieben seien und vielmehr die anderen sich in übertriebener nationaler Leidenschaft der Verkennung katholischer Grundsätze schuldig gemacht hätten. Diese apologetische Diskussion ist noch nicht abgeschlossen; einen Rückblick auf sie, soweit sie sich in der katholisch-theologischen Zeitschriftenliteratur vollzogen hat, zu geben, ist daher heute noch nicht am Platze.

Natürlich hat diese Diskussion in den Zeitschriften keineswegs allein geherrscht. Die Regsamkeit, die der deutsche Katholizismus überhaupt seit dem Kulturkampfe, namentlich in den letzten Jahren vor dem Kriege und während des Krieges bekundet hat, zeigte sich auf den verschiedensten Gebieten. Starkes kirchliches Interesse und treu katholische Haltung sind für eine Monatschrift wie das Hochland charakteristisch (München, Kösel, jährlich 16 Mk.), das um seines wertvollen Inhalts willen auch in nichtkatholischen Kreisen viel beachtet wird. Eigentlich fachtheologische Aufsätze fehlen hier wie auch in zwei anderen Zeitschriften von sonst verwandter Haltung, die aber nicht so sehr literarisch-ästhetisch interessiert sind, wie das Hochland, sondern einen starken politischen Einschlag haben; die eine davon ist alt, die von Görres begründeten Historisch-politischen Blätter (München, Riedel, jährl. 18 Mk.), die 1918 ihren 80. Jahrgang abschlossen, eine jünger, die Allgemeine Rundschau (München, Verlag von Dr. A. Kausen, vierteljährl. Mk. 2,60). Aber weil im Katholizismus die Verbindung von Kirche und Theologie enger, der Einfluß der Kirche auf die Theologie kräftiger ist als im Protestantismus, und weil andererseits die katholische Kirche durch Priester und Laien aufs stärkste über das öffentliche Leben, das politische und soziale Leben Macht zu gewinnen sucht, darum wird man ein volles Verständnis der Arbeit der katholischen Theologie und der verschiedenen Strömungen in ihr nicht gewinnen können, wenn man nicht diese katholische

Einwirkung auf Politik und Literatur und die ihr dienenden Zeitschriften mit in Betracht zieht. Es gilt ja auch vom deutschen Protestantismus, daß zu einer allseitigen Würdigung seiner Theologie nicht zum wenigsten das Verständnis der Entwicklung eines Mannes wie Friedrich Naumann und der von ihm ausgegangenen Anregungen gehört. Das soziale Interesse, das diesen Theologen zur Politik führte, hat auf katholischem Boden wichtige Anknüpfungspunkte in der theologischen Prinzipienlehre; naturrechtliche Theorien haben hier nie aufgehört, eine bedeutsame Rolle zu spielen. So sind denn, obwohl wiederum ohne fachtheologische Erörterungen, doch in gleicher Weise wie die vorhin genannten Zeitschriften für das Verständnis des heutigen Katholizismus und mittelbar auch seiner Theologie lehrreich Veröffentlichungen wie die des Sekretariats sozialer Studentenarbeit (M.-Gladbach, in Zusammenhang mit dem Volksverein für das katholische Deutschland). Die Art, wie hier unter Dr. Sonnenscheins Leitung die in christlicher Gesinnung liegenden Motive zu sozialer Arbeit gezeigt und erörtert werden, ist auch von Protestanten oft als vorbildlich anerkannt worden.

Neben die älteren eigentlich theologischen Zeitschriften des deutschen Katholizismus sind in den letzten Jahren neue getreten, unter denen namentlich „Theologie und Glaube", herausgegeben von den Professoren des Priesterseminars in Paderborn, Achtung verdient (Paderborn, Schöningh, jährl. 12 Mk.). Da aber diesem ersten Bericht die vorstehenden allgemeineren Bemerkungen vorausgeschickt werden mußten, die künftig nicht wiederholt zu werden brauchen, und da die Würdigung jener Diskussion mit dem ausländischen Katholizismus ohnehin aufgeschoben werden muß, soll diesmal hier, unter dem Vorbehalt, daß auf andere katholisch-theologische Zeitschriften wie „Theologie und Glaube", den in Mainz (bei Kirchheim) erscheinenden Katholik (97. Jahrgang, jährl. 12 Mk), die Stimmen der Zeit (früher „Stimmen aus Maria Laach", Organ der deutschen Jesuiten; Freiburg, Herder, jährl. 12 Mk.) später einzugehen sein wird, nur über eine berichtet werden, die älteste und eine der angesehensten, die Theologische Quartalschrift, die jetzt in ihren 100. Jahrgang tritt (herausgegeben von Sägmüller, Rießler, Rohr, Bihlmeyer, Schilling, Professoren der katholischen Theologie zu Tübingen; Tübingen, Verlag der Lauppschen Buchdruckerei, jährl. 9 Mk.).[1])

Neben den Aufsätzen bietet sie stets eine große Zahl von Buchbesprechungen, an denen außer den Herausgebern namentlich Prof. Wilhelm Koch beteiligt ist. Unter den Aufsätzen dürfen besonderes Interesse beanspruchen solche von Schilling, Lösch und Sägmüller. Sägmüller hat „Die Idee von der Säkularisation des Kirchenguts im ausgehenden Mittelalter" behandelt (S. 253ff.); im Gegensatz zu G. v. Below und anderen findet er in dem Verlangen, die reichen Kirchengüter zu weltlichem Besitz zu machen, eine wichtige Ursache der Reformation. Lösch schreibt über Möhler und die Lehre von der Entwicklung des Dogmas (S. 28ff., 129ff.). Möhler, einst Mitglied der Tübinger katholisch-theologischen Fakultät († 1838 als Prof. in München), ist berühmt geworden durch seine „Symbolik", ein bedeutendes Buch über das Verhältnis von Katholizismus und Protestantismus. Er konnte auch auf nichtkatholische Leser stark wirken, weil er innerhalb des Katholizismus eine freiere Stellung einnahm; manche seiner Ansichten würden von Pius IX. und X. nicht geduldet worden sein. Um seiner Auffassung von der kirchlichen Tradition und ihrer Entwicklung willen hat ihn ein französischer Theologe, Vermeil, als Vorläufer des späteren katholischen Modernismus hingestellt; Lösch sucht dies als irrig zu erweisen. Schilling hat als Nachfolger Anton Kochs in Tübingen eine Antrittsvorlesung über Politik und Moral nach Thomas von Aquino gehalten und sie in dieser Zeitschrift veröffentlicht (S. 79ff.). Man sieht nicht nur, daß zwischen Thomas und Machiavelli starke Gegensätze bestehen — niemand erwartet das anders —, sondern man lernt hier wieder, daß der große Scholastiker in manchem recht modern ist; hat er doch z. B. schon bemerkt, daß national einheitliche Staaten widerstandsfähiger sind

1) Inhalt des letzten Hefts (2. u. 3. Heft des 99. Jahrg.): Lösch, Möhler. Waldmann, Zur theologischen Begründung der läßlichen Sünde. Storr, Die Unechtheit der Mesainschrift. Baur, Untersuchungen zur Vergöttlichungslehre. Sägmüller, Die Idee von der Säkularisation des Kirchenguts. Rezensionen.



als solche, in denen verschiedene Nationalitäten zusammengefaßt sind. Gewiß sind seine Formeln und Lösungen für uns nicht sämtlich annehmbar; z. B. erscheint mir die von Schilling ohne Kritik wiedergegebene, es sei im Kriege zwar erlaubt, durch Verschweigen zu täuschen, aber nicht erlaubt, positiv zu lügen, als doktrinär (ich glaube, daß man nach der einen oder anderen Seite hin weiter gehen muß, oder vielmehr: soweit auch im Kriege das Vertrauensverhältnis besteht, das sonst Voraussetzung der Ehrlichkeit ist und andererseits zur Ehrlichkeit verpflichtet, insoweit dürfen auch Gegner einander nicht täuschen, aber dann eben überhaupt nicht, auch nicht durch Verschweigen; soweit jedoch jenes Vertrauensverhältnis ganz offenbar nicht besteht, wird der Versuch, positive Täuschungen zu verbieten, ohne tatsächlichen Erfolg bleiben, überdies ohne innere Folgerichtigkeit sein). Daneben findet man aber bei Thomas immer Gedanken, die lehrreich oder sonst anziehend sind; auch das Wort, daß der Fürst der erste Diener seines Staates oder Volkes sei, klingt schon bei ihm an. —

Von den heute in Deutschland bestehenden evangelisch-theologischen Zeitschriften trägt die älteste den Titel: Theologische Studien und Kritiken (begründet 1828, Gotha, F. A. Perthes, jährl. 16 Mk.). Sie sind allezeit ein Organ der sog. Vermittlungstheologie gewesen. Im engeren Sinne trägt diesen Namen eine Schule, die, als vor hundert Jahren dem bis dahin vorherrschenden Geist der Aufklärung, der Kritik, dem Rationalismus eine romantische Begeisterung für den Glauben der Väter, eine erneute Rechtgläubigkeit entgegentrat, zwischen diesen und anderen Gegensätzen zu vermitteln suchte, religiöse Wärme und wissenschaftliche Vielseitigkeit verband. Als theologische Schule ist sie mehr und mehr geschwunden, seit im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts der Göttinger Albrecht Ritschl († 1889) auf neue Weise die religiösen Hauptmotive des überlieferten Glaubens und moderne wissenschaftliche Erkenntnisse, namentlich solche Kants, zu verknüpfen suchte und dafür zahlreiche Schüler gewann. Aber es entspricht den Traditionen der „Studien und Kritiken“, daß sie jetzt von zwei Theologen herausgegeben werden, die von Ritschl entscheidende Anregungen empfingen, den hallischen Professoren Kattenbusch und Loofs. Von den Aufsätzen des letzten Jahrgangs seien die von Fiebig und Rust (Heft 1), Reichert und und Karl Ludwig Schmidt (Heft 2), Knoke (2 und 3) und Reuter (4) genannt. Fiebig behandelt Jesu Worte über die Feindesliebe unter Heranziehung rabbinischer Parallelen. Er findet in jenen Worten zuverlässige Überlieferung; die vertrauenswürdige palästinensische Lokalfarbe sei namentlich im Matthäusevangelium deutlich. Rust untersucht Gellerts Frömmigkeit, ausgehend von des Dichters (durch Kränklichkeit mitveranlaßter) Schwermut. Über den heiteren Tönen, die in den bekannteren Liedern mehr hervortreten, darf man jene Gemütsanlage nicht vergessen. Faßt man Gellerts Stellung in der Geschichte des Christentums ins Auge, so werden namentlich einige seiner Abweichungen von der überlieferten Art der lutherischen Frömmigkeit deutlich, die vielleicht noch schärfer hervorzuheben wären. Reichert beantwortet die bisher umstrittene Frage nach Wert und Bedeutung der 1546, in Luthers Todesjahr, in Wittenberg erschienenen Bibelausgabe dahin, daß wir hier die Lutherbibel letzter Hand vor uns haben. K. L. Schmidt zeigt, daß der historische Wert des Aufrisses der Geschichte Jesu bei Lukas nicht überschätzt werden darf; vieles ist hier offenbar nur komponiert. Knoke beschäftigt sich mit der Geschichte der evangelischen Gesangbücher bis zu Luthers Tode; er findet hier zwei Typen, die aus dem kirchlichen Gebrauch erwachsenen und zuletzt auf Luther zurückgehenden Sammlungen geistlicher Lieder, und die aus buchhändlerischer Spekulation entstandenen „Enchiridien“. Reuters Aufsatz füllt das vierte Heft, das als Schleiermacher-Gedächtnisnummer erschien; in der Tat hatten die „Studien und Kritiken“ besonderen Anlaß, Schleiermachers 150. Geburtstag (21. Nov. 1918) zu feiern, da der große Theologe in den ersten Jahren dieser Zeitschrift an ihr mitgearbeitet hat; es erschienen hier seine, zum Verständnis seiner Glaubenslehre wichtiger Sendschreiben an Lücke. Reuter stellt Schleiermachers Stellung zur Idee der Nation und des nationalen Staates dar, auf Grund sorgfältiger Berücksichtigung des umfangreichen Stoffs. Aus umfassendem geschichtlichen Wissen und eindringenden ethischen Erwägungen heraus kam Schleiermacher, früh hinausgewachsen über den Kosmopolitismus, der damals in Deutsch-

land noch bei so vielen Gebildeten herrschte, zu hoher Schätzung des Volkstums als des Mittelglieds zwischen Mensch und Menschheit und des Nationalstaates als des sicheren Haltes für die nationale Kultur. So tritt in ihm der Denker neben die Männer, die damals mit der Tat an entsprechender Gestaltung Preußens und Deutschlands arbeiteten, Stein, Scharnhorst, Gneisenau. Reuter hat seinen Aufsatz geschrieben, als noch zu hoffen war, wir würden den Krieg gewinnen; aber Schleiermachers Gedanken, die er lichtvoll dargestellt hat, behalten, wie sie selbst zum guten Teil in einer Zeit äußerer und innerer Bedrängnis des Vaterlandes entstanden sind, ihren Wert für uns gerade auch in den Jahren der Not, in die unser Volk jetzt hineingeht. Schmerzlich bleibt, daß Reuters Darlegungen ein Vermächtnis geworden sind; ehe das Heft erschien, ist der junge Gelehrte, auf den man schon nach früheren Arbeiten reiche Hoffnungen setzen durfte, als eins der vielen Opfer der tückischen Krankheit gestorben, die im Herbst durch unser Land ging.

Die Studien und Kritiken sind, wie manche ältere Zeitschrift, Vierteljahrshefte, und sie können diese Art des Erscheinens beibehalten, weil sie rein der Wissenschaft dienen, auf kirchenpolitische Tagesereignisse nicht einzuwirken suchen. Das letztere werden in unserer schnellebenden Zeit auch Monatschriften als schwierig empfinden, zumal wenn die durch den Krieg veranlaßten Einschränkungen sie nötigen, bisweilen für zwei Monate nur ein Heft erscheinen zu lassen. Berichtet werden soll hier zunächst noch über drei dieser Monatschriften, die Neue kirchliche Zeitschrift, Deutsch-Evangelisch und die Protestantischen Monatshefte. Die Neue kirchliche Zeitschrift (Leipzig, Deichert, jährlich 12,80 Mk.) ist das wissenschaftliche Organ der bewußt lutherischen Kreise in Deutschland.[1]) Man könnte auch sagen: „der erneuten lutherischen Rechtgläubigkeit", wenn nicht dieser Ausdruck den Schein erweckte, als sei es den beteiligten Theologen um genaue Übereinstimmung mit der alten lutherischen Kirchenlehre zu tun, wie sie vor der Zeit der Aufklärung herrschte. Aber als die obenerwähnte kirchliche Restaurationsbewegung, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzte und etwa um die Mitte des Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte, in der Theologie stärker zu wirken begann und man von mehr gefühlsmäßiger Vorliebe für den Glauben der Väter und von pietistischer Stimmung überging zur Ausbildung dogmatischer Systeme im Anschluß an die lutherische Tradition, da haben die Führer unter den beteiligten Theologen wiederholt betont, eine einfache Wiederaufnahme des Alten sei angesichts der ganz veränderten wissenschaftlichen Lage unmöglich. Auch in diesen konfessionell-lutherischen Kreisen, deren wissenschaftliche Führung die theologischen Fakultäten zu Erlangen, Leipzig und Rostock hatten und haben, sucht man „eine neue Weise, alte Wahrheit zu lehren". Freilich: die alte Wahrheit. Der Gegensatz gegen den modernen Zeitgeist und gegen die im Laufe des 19. Jahrhunderts sehr viel schärfer gewordene Bibelkritik, gegen kirchlichen Liberalismus und kritische Theologie wird von diesen bewußten Lutheranern immer wieder stark betont. In der Neuen kirchlichen Zeitschrift, die Engelhardt in München herausgibt, tritt das Kirchenpolitische allerdings sehr zurück. Von den 1918 hier erschienenen Aufsätzen verdienen hervorgehoben zu werden einer von Hilbert über das Wesen der Liturgie und die kirchliche Praxis der Gegenwart. Von dem Gedanken aus, daß Liturgie kirchliche Feier ist, die Predigt aber keineswegs immer den Charakter der feiernden Rede tragen kann, sondern oft ein bestimmtes Willensziel verfolgen muß, Fragen des Denkens behandeln und auch auf die der Kirche Entfremdeten einwirken soll, kommt H. zu der bereits von anderen ausgesprochenen Forderung, die religiöse Rede nicht immer nur in Verbindung mit Stücken kultischer Feier wie Gebet und Gesang zu halten. Beide haben ihre selbständigen, voneinander verschiedenen Aufgaben. So trennt er denn auch, im Gegensatz zu streng lutherischem Herkommen, Predigt und Abendmahl. Sodann hat R. H. Grützmacher die neuprotestantische Ethik besprochen; er unterscheidet innerhalb der Ethik der neueren kritischen Theologie zwei Typen, einmal den von Ritschl und in unseren Tagen namentlich von Wilh. Herrmann in Marburg im Anschluß an Kant vertretenen, anderer-

1) Inhalt des 12. Heftes 1918: Althaus, Wie sollen wir den Männern predigen? Schnedermann, Zum Erweise geschichtlicher Treue bei den Evangelisten.

seits den von Schleiermacher und Richard Rothe ausgebildeten. Was Gr. über beide Typen und über Troeltsch sagt, der in gewissem Sinne die Entwicklung abschließe, zugleich aber zeige, wie verfehlt sie sei, steht in Zusammenhang mit seinen früheren Darlegungen über das Verhältnis von Alt- und Neuprotestantismus. So gewiß die Unterscheidung jener beiden Typen zutreffend ist, so wenig vermag ich in der Art, wie Gr. es tut, für die altprotestantisch-supranaturalistische Denkweise gegen den „Neuprotestantismus" einzutreten. Daß dieser, um es einmal so auszudrücken, Kant und Schleiermacher zu seinen Kirchenvätern zählt, darin sehe ich einen Gewinn und, wenn man den Dingen auf den Grund geht, doch nicht einen Abfall von der Reformation, sondern ein Fortschreiten auf dem Wege, den Luther gewiesen hat. Ablehnen muß ich auch in einem Aufsatz Eberts über die Psychologie der Aussage den Versuch, die bekannten auf diesem Gebiete neuerdings gemachten Beobachtungen dahin auszunutzen, daß sie die neutestamentlichen Berichte gerade auch insofern glaubwürdiger erscheinen lassen sollten, als diese widerspruchsvoll und lange nach den Ereignissen niedergeschrieben sind. Keck ist das Unternehmen allerdings, so aus der Not eine Tugend zu machen!

Die Protestantischen Monatshefte (Leipzig, Heinsius, jährlich 8 Mk.)[1] sind die Erben der Protestantischen Kirchenzeitung, die lange Zeit das Organ einer Gruppe von ganz anderer Art gewesen ist als die vorhin geschilderte der konfessionellen Lutheraner. Es handelt sich hier um diejenigen Schüler Schleiermachers (auch einige mehr von Hegel beeinflußte Theologen schlossen sich an), die im Gegensatz zur kirchlichen Restauration für freiheitlichen Ausbau der Kirchenverfassung und Freiheit der kritischen theologischen Forschung eintraten. Wie die Neue kirchliche Zeitschrift, so sind die Prot. Monatshefte wesentlich nicht kirchenpolitisch, sondern wissenschaftlich interessiert. Herausgeber ist J. Websky in Berlin. Die behandelten Fragen sind nicht nur rein theologisch; so schrieb Theobald Ziegler hier über die deutsche Staatsidee, Robert Holtzmann über Luther und die deutsche Kultur. Von den sonstigen Aufsätzen seien zwei neutestamentliche genannt und einer zur Geschichte der Predigt. Jülicher behandelt die Jungfrauen im ersten Korintherbrief, mit den meisten neueren Forschern die schwierige Stelle 1. Kor. 7, 36ff. auf „geistliche Verlöbnisse" deutend, eine asketische Einrichtung, die also sehr früh im Christentum aufgekommen wäre. Dagegen lehnt er es ab, daß Joh. Weiß schon den vorausgehenden Abschnitt auf diese Einrichtung bezieht. Paulus hat nach J. offenbar von der ganzen Sache kein sehr deutliches Bild gehabt und eben nur auf Fragen geantwortet, die ihm gestellt waren. So kann man die Stelle auch nicht als Fälschung ansehen — ein Fälscher hätte den Apostel anders reden lassen; damit fällt ein Grund hin, aus dem einige Gelehrte (da sich diese Stelle wiederum nicht aus dem übrigen herauslösen läßt) den ganzen Brief für unecht hielten. Wilh. Brückner erörtert die Zeitlage der Briefe an die Epheser und Kolosser. Ein echter Brief des Paulus sei nach 112 (Trajanische Verfolgung) zum jetzigen Kolosserbrief erweitert worden, der Christus als Weltseele darstellt, und dieser wiederum sei im Epheserbrief überarbeitet (von einem andern Vf.), wobei die Christenheit als Leib Christi bezeichnet wurde. Otto Frommel hat zur Geschichtschreibung der Predigt gute Winke gegeben; u. a. macht er geltend, daß mehr auf die Eigenart der Frömmigkeit eines Predigers zu achten sei, als darauf, welcher theologischen Schule er angehört.

Die Monatschrift Deutsch-Evangelisch (Leipzig, Hinrichs, jährlich 12 Mk. Herausgeber Prof. Schian) ist s. Z. an die Stelle der von Beyschlag, dem bekannten Theologen und Kirchenpolitiker († 1900 als Professor in Halle) begründeten Deutsch-

1) Inhalt von Heft 11/12 1918: Karl Bauer, Was ist uns Luther? Christian Boeck, Deussens Philosophie und das Christentum. Adolf Wolfhard, Johann Peter Hebel. Oskar Müller, Notwendige Fortbildung der evang. Kirchenordnung. Literatur. Albert Hauck, Die Reformation in ihrer Wirkung auf das Leben (Max Scheibe). H. Werdermann, Katechetisches Pflichtbewußtsein (Otto Kohlschmidt). Julius Hans, Die Unsterblichkeitsfrage (W. Neveling). Paul Mehlhorn, Grundriß der protestantischen Religionslehre (Websky). Eug. Mayer, Die Entstehungszeit der pfälzischen Unionskirche (Websky). Eug. Mayer, Von der Wiege der pfälzischen Union (Websky).



evangelischen Blätter getreten.[1]) Beyschlag gehörte der Vermittlungstheologie an; von den Theologischen Studien und Kritiken, denen sonach sein Blatt verwandt erscheint, unterschied es sich und unterscheidet sich „Deutsch-Evangelisch" dadurch, daß hier nicht rein theologisch-wissenschaftliche Interessen gepflegt werden, sondern auch auf religiös interessierte Nichttheologen als Leser gerechnet und die Kirchenpolitik regelmäßig beachtet wird. Kirchengeschichtlichen Inhalts sind aus dem letzten Jahrgang Aufsätze von Mirbt über den Einheitsgedanken in der Geschichte des Protestantismus und von Loofs über Melanchthon. Mirbt zeigt, daß bei zunehmender Mannigfaltigkeit in Verfassung und Dogma doch des Einigenden genug bleibt in religiösen Grundanschauungen, theologischer Wissenschaft und protestantischem Gemeingefühl. Von Loofs wird namentlich Melanchthons nicht immer gleiches Verhältnis zu Luther in seinen Wandlungen verständlich gemacht. Dem Alten Testament gelten Gunkels Darlegungen über das Buch Esther, das, wie in einer gleichzeitigen Schrift Gunkels, als interessantes Zeugnis davon gewertet wird, wie die Lage der Juden inmitten eines anderen Volkes schon im Altertum Schwierigkeiten mit sich brachte. Eine eigentümliche religiöse Erscheinung der Gegenwart würdigt Loofs: Die „Internationale Vereinigung ernster Bibelforscher", eine von dem amerikanischen Schriftsteller Russell († 1916) begründete Sekte, die auch bei uns Mitglieder wirbt. Wenn ihre Hauptlehren die Unwirklichkeit der ewigen Verdammnis (vielmehr werden die Bösen vernichtet) und der Läuterungscharakter des tausendjährigen Reichs sind (d. h. der für das Ende dieser Welt, wie man seit alter Zeit gemeint hat, bevorstehenden glücklichen Zeit, die aber nach R. nicht mehr bevorsteht, sondern bereits 1874 angebrochen ist), so ist die Voraussetzung solcher Theorien ein ganz ungebrochener, massiver Glaube an alle einzelnen Aussagen der Bibel, der in Amerika viel häufiger anzutreffen sein wird als bei uns in Deutschland. Anderen Fragen der Gegenwart zugewandt sind der Aufsatz des Staatsrechtslehrers Otto Mayer über die (politische) Neuorientierung und ihren Einfluß auf die Kirche, der von Martin Schulze über Christentum und Nationalismus und der Eberhards über den Zionismus und seine gegenwärtigen Aussichten. —

Neben diesen Blättern, die dem gesamten Gebiet der Theologie dienen, steht eine Reihe weiterer, die ein einzelnes Fach pflegen, und neben den bisher besprochenen Vierteljahrs- und Monatschriften stehen Kirchenzeitungen (im oben angegebenen Sinne: kirchenpolitische Blätter), die meist wöchentlich erscheinen. Spezialzeitschriften dienen der alt- und neutestamentlichen Forschung, der vergleichenden Religionsgeschichte, der Kirchengeschichte und hier wiederum einzelnen Gebieten (der Reformationsgeschichte, der Kirchengeschichte der verschiedenen Teile Deutschlands). Namentlich auch die praktische Theologie und ihre Sonderdisziplinen, die Methodik des Religionsunterrichts, die Pflege der kirchlichen Kunst usw. haben ihre eigenen Organe. Eigentümlich und bedauerlich ist, daß unter den Zeitschriften, die in den letzten Jahren, meist infolge des Krieges, ihr Erscheinen (mindestens vorübergehend) einstellen mußten, gerade die beiden sind, die in erster Linie der systematischen Theologie, der Glaubenslehre, Ethik und Religionsphilosophie, also wichtigsten prinzipiellen Fragen dienten, die „Zeitschrift für Theologie und Kirche" und „Religion und Geisteskultur". Dauernde Vernachlässigung der letzten, tiefsten Probleme würde auch durch bittere Not der Gegenwart nicht gerechtfertigt, liegt aber uns Deutschen auch nicht im Blute; so ist zu hoffen, daß jene Lücke wieder ausgefüllt wird.

Bisweilen sind in Fachblättern der genannten Art gerade die wichtigsten Anregungen zur wissenschaftlich-theologischen Weiterarbeit gegeben worden. Von all diesen Blättern muß aber in dem jetzigen Berichte abgesehen werden, aus den gleichen Gründen und mit dem gleichen Vorbehalt, wie oben von so vielen katholischen. Nur von zwei Kirchenzeitungen soll noch kurz die Rede sein und von zwei Blättern von eigener Art.

Unter den Kirchenzeitungen steht der Neuen kirchlichen Zeitschrift nahe, es bildet gewissermaßen die kirchenpolitische Ergän-

1) Inhalt des Jan.-Hefts 1919: An das neue Jahr. Schian, Das deutsche Volk in seiner Schicksalsstunde. Katzer, Individualität und Masse. Sleidan, Trennung von Staat und Kirche nach katholischen Grundsätzen. Der Rückgang der evang. Kirche in Posen. Kleine Beiträge und neue Bücher.



zung zu ihr die **Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung**, oft nach ihrem Begründer die Luthardtsche genannt (Leipzig, Dörffling und Franke, jährlich 16 Mk.), jetzt herausgegeben von Laible.[1]) Die rein kirchenpolitischen Artikel beschäftigen uns hier nicht; immerhin führen einige über kirchenpolitische oder sonstige praktisch-kirchliche Tagesfragen tief in prinzipielle Erwägungen hinein, so der des früheren Schleswiger Generalsuperintendenten Th. Kaftan über staatsfreie Volkskirchen (Nr. 43 und 44) und der vom Herausgeber über die Abendmahlsnot (Nr. 21 und 22); eine solche wird sowohl auf „moderner" Seite empfunden d. h. von solchen, die, sich zum Christentum bekennend, doch an der herkömmlichen Art ihrer Abendmahlsfeier keine Freude haben, als auch bei Gemeinschaftsleuten, Pietisten, die nicht mit einer Menge von „Unbekehrten" zusammen diese heilige Feier begehen möchten. So wird immer fraglicher, ob sie sich in der bisherigen Form wird aufrechterhalten lassen. Einen Nachklang des Reformationsjubiläums von 1917 stellen einige Aufsätze über Luther dar, so der von Steinlein über L. als Seelsorger (Nr. 9 bis 17).

In ähnlichem Verhältnis wie diese Kirchenzeitung zur Neuen kirchlichen Zeitschrift, steht das **Protestantenblatt** (Berlin SW 11, Hutten-Verlag, jährlich 8 Mk.)[2]) zu den Protestantischen Monatsheften. Auch hier finden wir eine Anzahl Artikel, die der Reformation gelten: Paul Graue schrieb über „das Gotteserlebnis Luthers und wir" (Nr. 19 und 20), Mehlhorn über Luther und die Mystik (Nr. 20 und 22), Scheibe über Kalvin und Luther (Nr. 9 ff.). Den größeren Raum aber beanspruchen begreiflicherweise die Fragen der unmittelbaren Gegenwart; so hat W. Schubring die Ideale der Demokratie einer grundsätzlichen Erörterung unterzogen (Nr. 1 ff.). Dazwischen fehlen jedoch auch Aufsätze über geschichtliche Fragen nicht; Stuhlfauth hat den immer wieder auftauchenden Glauben an authentische Bildnisse Jesu kritisch beleuchtet: die „ältesten Porträts" Christi und der Apostel (Nr. 16 bis 18). Auf die Artikel zu der mit den letzten Ereignissen bei uns aktuell gewordenen Frage von Staat und Kirche wird später zurückzublicken sein; jetzt sind diese Dinge noch zu sehr im Flusse.

Kirchenzeitungen haben immer am kirchenpolitischen Kampfe ihren Anteil gehabt; bisweilen war er ihr Element. Die Wissenschaft und das Christentum kennen zwar auch Kämpfe, aber sie stehen über dem politischen Kampf, und in den Streitigkeiten der Völker haben sie oft ausgleichend gewirkt. Der Pazifismus hat immer Anhänger gerade auch unter überzeugten Christen gehabt. Seit sechs Jahren dient solcher Friedens- und Freundschaftsarbeit der Kirchen von seiten des deutschen Protestantismus ein eigenes Blatt, **Die Eiche**, herausgegeben von Friedr. Siegmund-Schultze (Berlin, Zillessen, jährl. 3 Mk). Natürlich ist solche Zeitschrift denen ein Ärgernis, die jede Art des Pazifismus ablehnen und in dem Nebentitel „Organ für soziale und internationale Ethik", wenigstens was die Versittlichung der internationalen Beziehungen betrifft, eine Utopie sehen. Aber tatsächlich sind die Leistungen internationaler Fürsorge für Gefangene und sonst durch den Krieg Leidende nicht gering gewesen, und die sorgfältigen Berichte, die hierüber die Eiche brachte, sind ebenso interessant wie verdienstlich. Daß der Herausgeber, wie schon früher, so auch in der gegenwärtigen Not die Selbstachtung des Deutschen und die Forderungen der Gerechtigkeit, die wir an die ausländischen Christen stellen müssen, ernst vertritt, zeigt sein einleitendes Wort zum letzten Heft (Dez. 1918). Dieses Heft enthält außerdem einen Vortrag des Berliner Pfarrers Rittelmeyer über Christentum und Frieden; Prof. Niebergall behandelt die Friedensgedanken des Jesaia, Pachali die des Neuen Testaments, Mennicke die Kritik, die Rabindranath Tagore und Ku Hung Ming an unserer westlichen Kultur üben, J. Schiller Völkerfrieden und Konfessionsfrieden; dem verstorbenen englischen Friedensfreunde

---

1) Inhalt von Nr. 51 des Jahrg. 1918: Schmidt, Weihnacht 1918. Ihmels, Zur Frage über das Abendmahl. Bachmann, Vom Lande jenseits des Grabes. Zöllner, Die Mitarbeit der Diakonissenmutterhäuser an der Aufgabe der Kirche. Aus Sachsen. Richtlinien für den dritten Weg. Kirchliche Nachrichten.

2) Inhalt der letzten Nr. (1918 Nr. 52): Hansen, so fat nu denn min Hände. Bode, Als Söhne der Väter. Goetz, Der neue Weg. Derks, Trennung von Staat und Kirche? Bessere Einigung! u. a.

Abg. Allen Baker widmet Spiecker einen Nachruf. —

Endlich soll hier kurz über ein Blatt berichtet werden, das in keine der bisher aufgestellten Klassen ganz paßt und doch — oder vielleicht gerade deshalb — einen starken Einfluß ausgeübt hat und noch ausübt, die „Christliche Welt" (Marburg a. d. Lahn, Verlag der Chr. Welt, jährlich 14 Mk.).[1] Begründet 1886 von Rade (jetzt Professor in Marburg), der sie noch herausgibt, ist sie keine Kirchenzeitung, denn die Kirchenpolitik hat in ihren Spalten immer nur eine geringe Rolle gespielt; auch waren die Mitarbeiter nie dauernd kirchenpolitisch einig. Aber auch ein wissenschaftlich-theologisches Blatt ist sie nicht, will vielmehr Gebildeten aller Stände dienen; in der Tat finden sich in dem Kreise, der sich um das Blatt geschart hat und regelmäßige Tagungen abhält, außer vielen Universitätstheologen, Pfarrern und Religionslehrern eine nicht geringe Zahl von Nichttheologen und Frauen. Vielleicht ist das Ideal dieser Schar am kürzesten als freie Frömmigkeit zu bezeichnen, ohne daß damit anderen, die gleichfalls diese Losung für sich in Anspruch nehmen, ihr Recht dazu bestritten werden soll. Konkrete Erscheinungen der Geschichte oder Gegenwart erschöpfend zu charakterisieren, ist stets schwer; Lebendiges kann man nie ganz definieren. Für die Christliche Welt ist überdies bezeichnend, daß sie, zunächst von Theologen aus der Schule Ritschls und Harnacks getragen, bald sehr verschiedenen Geistern Raum und Wort gewährte. So werden denn auch im letzten Jahrgang Gegenstände behandelt, die sehr weit auseinander liegen. Die Stellung deutscher Theologen zum Kriege wird von niederländischen getadelt in einem offenen Briefe der Groninger theologischen Fakultät an den Herausgeber (Nr. 18/19). Hatte dieser schon früher sich darum bemüht, daß wir Protestanten den Katholizismus besser verstehen lernen sollten, so ist diese Aufgabe durch den Krieg, in dem deutsche Protestanten und Katholiken Schulter an Schulter kämpften, noch dringlicher geworden. In ihrem Dienst berichtet Niebergall über seinen Aufenthalt im Kloster Beuron (Nr. 22 ff.), W. Köhler über den neuen Codex iuris canonici (9 ff.), Engert, früher katholischer Priester, jetzt evangelischer Pfarrer, erörtert des Marienkultus letzten Sinn (37), Rade das künftige Verhältnis der beiden Konfessionen in Deutschland (1 ff.). Ebenfalls durch den Krieg nur verstärkt worden, aber an sich längst vorhanden gewesen, ist eine Notwendigkeit, die E. Foerster unter dem Titel Neue Ämter für neue Aufgaben behandelt (5): statt immer neue Gemeindepfarrämter zu gründen, sollten die evangelischen Kirchen für ihre volkserzieherischen Aufgaben spezielle Berufsarbeiter und Berufsarbeiterinnen anstellen, wie die katholische Kirche das bereits tut (für Jugendpflege, Kampf gegen Trunk, gegen Unsittlichkeit usw.). Vom Kriege weit ab liegen andere Fragen wie die nach dem Wert der Theosophie Steiners, den Rittelmeyer und Geyer im Gegensatz zu Joh. Müller hoch einschätzen (2 ff., 20 ff.), oder die nach dem Recht einer besonderen theologischen Geschichtsbetrachtung, das W. Herrmann (Nr. 31) gegenüber H. E. Weber bestreitet.

Vielleicht scheint das vorstehende Bild der Arbeit, die in theologischen Zeitschriften geleistet wird, manchem Leser reichlich bunt. Aber die Wirklichkeit ist noch ungleich mannigfaltiger. Möchten aus dieser Fülle der neben- und z. T. gegeneinander wirkenden Kräfte die wertvollsten sich durchsetzen!

Kiel, Januar 1919. H. M.

1) Inhalt der letzten Nr. (52 von 1918): Jaeger, Gnadenvolle Weihnacht. Rade, Was soll, was will der Volkskirchenrat? Axenfeld, Mission und koloniale Landesobrigkeit. Stephan, Ein deutsch-evangelischer Kirchenbund. Aus der Kriegspatenschaft.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

13. JAHRGANG | HEFT 6 | MAI 1919

Das moderne Frankreich.

Marburger Auslandsvorträge im Sommerhalbjahr 1918.

Von Eduard Wechßler.[1])

Gefährlicher als Monarchisten und Klerikale haben sich der herrschenden Bourgeoisie die Parteien des vierten Standes erwiesen: die Anarchisten, Sozialisten und die Gewerkschaften; gefährlicher schon darum, weil nur diese mit alten und echten Forderungen der ersten Republikaner Ernst zu machen den Mut fanden und dabei Unterstützung von den Radikalen empfingen. Bald nach dem Friedensschluß fand die Unzufriedenheit der immer beweglichen Arbeitermassen ihren Nährboden in einer wirtschaftlichen Stockung, die sich bald zur Notlage steigerte. Die Ursachen dafür lagen nicht, wie man meinen könnte, in den unmittelbaren Wirkungen der erlittenen Verluste, die merkwürdig rasch ausgeglichen waren, noch, wie man drüben stets behauptet hat, in dem Meistbegünstigungsvertrag mit Deutschland, vielmehr in der Zurückdrängung der französischen, zumal der Pariser Kultur und Industrie aus der Vormachtstellung des europäischen Festlandes, ferner in dem durch die Niederlage verstärkten Mangel an Unternehmungsgeist, z. B. in der Handelsflotte, in dem Vorwiegen des sparsamen und vorsichtigen Rentnertums, und nicht zuletzt in der zunächst unentschiedenen und unsicheren innerpolitischen Lage mit ihren stets drohenden Minister- und Systemwechseln.

Ein Musterbeispiel des wirtschaftlichen Stillstandes, der bis in die Gegenwart nicht ganz behoben worden ist, bietet trotz seines äußeren Aufschwungs wenigstens in einzelnen Richtungen das französische Bankwesen. Zwar diente die von Napoleon I. gegründete Bank von Frankreich, eine vorbildliche Einrichtung, nach wie vor den staatlichen und nationalen Zwecken. Und das nach Anlagewerten verlangende Rentnertum förderte durch einen oft übermäßigen Ankauf ausländischer Anleihen die politische Freundschaft mit Rußland und vielen anderen kleineren Staaten auch außerhalb Europas. Paris blieb der Bankier der Welt. Aber eben darum, weil sich die Großbanken so willig und erfolgreich den Zwecken der Außenpolitik dienstbar machten und im Wetteifer mit der Alliance française die Liebe zur französischen Kultur ausbreiten halfen, vernachlässigten sie die Aufgaben im Innern. Sie versäumten es, die heimische Industrie genügend zu unterstützen, und waren auch sonst in der Kreditgewährung allzu bedenklich selbst dort, wo volles Vertrauen berechtigt war. So hatte das französische Bankwesen ähnlich der französischen Industrie seit etwa 30 Jahren aufgehört, für andere Länder vorbildlich und führend zu sein.

Nach der Episode Mac Mahon 1879 waren die ehemaligen Kommunarden begnadigt worden und die vielen Ver-

1) Siehe Heft 5.



bannten aus Cayenne und anderswo heimgekehrt. Diese Großmut, zu der man sich vielleicht wider Willen entschlossen hatte, erwies sich als übereilt. Denn allerlei Umtriebe und Unruhen begannen kurz darauf, als zu Anfang der achtziger Jahre eine wirtschaftliche Notlage das ganze Land niederdrückte. Gewerbe und Handel gingen zurück, der Weinbau wurde von der Reblaus vertilgt oder bedroht, die Einnahmen des Staates blieben hinter den Ausgaben zurück, die Löhne sanken, und es fehlte mehr und mehr an Arbeitsgelegenheit. Schon 1888 wurden einige Wahlbezirke von Anarchisten beunruhigt. Der berüchtigte Ravachol brachte durch Dynamitattentate die ganze Hauptstadt in Angst, die Bergleute in Carmaux wagten einen gefährlichen Ausstand, das Jahr 1893 brachte Straßenunruhen in Paris und den Bombenwurf des Anarchisten Vaillant im Abgeordnetenhaus. Jetzt wurden sofort vier Gesetze gegen die Anarchisten erlassen. Und als Caserio 1894 den Präsidenten Sadi Carnot in Lyon ermordete, verschärfte ein neues Anarchistengesetz die schon bestehenden Bestimmungen. Der Gedanke eines Generalstreiks als Hauptwaffe des Proletariats gegen die Bourgeoisie wurde teilweise ausgeführt: 1909 versuchten die unteren Postbeamten, 1910 die Eisenbahner einen allgemeinen Ausstand. Die Regierungspartei beschwichtigte diese ernsten Sturmzeichen nicht etwa durch eine soziale Gesetzgebung, für die seit Jahrzehnten alle Parteien in ihren Wahlreden sprachen. Man hielt es für ratsamer und unbedenklicher, ehrgeizigen Führern der Sozialisten einen Ministersessel einzuräumen. So wurde Millerand 1899 Minister des Handels und 1912 sogar des Kriegs, und Briand war 1909 Handelsminister und Ministerpräsident. Mit der rücksichtslosen Schärfe und Entschiedenheit, die französischen Staatsmännern in Zeiten der Not eigen ist, zwang damals Clemenceau die Postbeamten und später Briand die Eisenbahner, ihre Arbeit wieder aufzunehmen; Briand, indem er 1369 Oberbeamte und 27869 Unterbeamte, weil sie militärpflichtig waren, zum Heer einberief und unter militärischem Befehl arbeiten ließ. Dies war derselbe Aristide Briand, der 1892 auf dem Gewerkschaftskongreß von Marseille den zuerst von Fernand Pelloutier im selben Jahr geforderten Gedanken des Generalstreiks am eifrigsten vertreten und verbreitet hatte.

Zwei große Parteien, zwei machtvolle geistige Bewegungen, umfaßten im jüngsten Frankreich alle Bemühungen der Arbeiterklasse auf Besserung ihrer Arbeits- und Lebensbedingungen: die ältere demokratisch-sozialistische, die von Louis Blanc ausgegangen und in Guesde und Jaurès verkörpert war, und eine jüngere syndikalistische, d. h. gewerkschaftliche, die von dem oben genannten Pelloutier gegen Ende des 19. Jahrhunderts begründet und von Georges Sorel durch hervorragende gedankliche Leistungen ausgebaut wurde.

Jean Jaurès, ein echter Feuergeist aus der Languedoc, bekämpfte bis zu seinem letzten Atemzug die liberal-kapitalistische Geschäftsrepublik. Sein scharfer Blick erkannte den widersinnigen und aufreizenden Gegensatz in der Lage des Lohnarbeiters: durch die staatsrechtliche Gleichheit seit der Revolution überall ein König im Land, durch die wirtschaftliche Ungleichheit da und dort ein dem Arbeitgeber ausgelieferter Sklave. Aber seine abwägende Klugheit erkannte zugleich im Kapitalismus eine geschichtlich notwendige Vorstufe, eine Vorbereitung des kollektivistischen Sozialismus: je besser organisiert und gegliedert die großen Arbeitsbetriebe,



desto mehr entwachsen sie der Hand des Unternehmers und reifen dem sozialistischen Gemeinbesitz entgegen. Staat und Nation sind für ihn noch unentbehrliche Verbände, deren der Lohnarbeiter zur Verwirklichung seiner Lebensziele bedarf, die ihn schützen und die er in der Gefahr zu schützen hat. Das schließt nicht aus, daß die Arbeiter der verschiedenen Nationen sich über die Landesgrenzen hinweg die Hände reichen und Frieden und Freundschaft aufrichten wollen.

Mit dieser Vereinigung von Nationalismus und Weltbürgertum erweist sich Jaurès als echter Sohn der großen Revolution. Aber die Lebensbedingungen, die er für die Arbeiterschaft durch staatliche Sozialpolitik, Bodenreform und bessere Schulbildung anstrebte, führten ihn und seine Partei doch allzu nahe an die Bourgeosie und deren Lebensanschauung heran und drängten ihn allzu tief in deren parlamentarische Arbeitsgemeinschaft hinein. Mit Jules Guesde und Vaillant, die mehr die Gegensätze betonten, mußte er sich in die Parteiführung teilen. Immerhin gelang es seiner feingebildeten, versöhnlichen Art, die stark zersplitterten Gruppen der sozialistischen Demokratie auf einige Mindestforderungen zu einigen. Und als er am Abend des 31. Juli 1914 von den Revolverkugeln eines Villain in den Hinterkopf getroffen wurde, schied mit ihm der beredteste und mächtigste Anwalt des Friedens der Völker.

Jener innere Widerspruch des französischen Sozialismus ist der Gewerkschaftsbewegung, dem Syndikalismus, nicht entgangen, der um die Wende des Jahrhunderts mehr und mehr in romanischen Ländern, in Amerika, in England bei den unteren Schichten der Arbeiterschaft, in Deutschland erst allmählich die älteren Arbeiterparteien zu verdrängen begann. Die Syndikalisten, die von der Lehre unseres Marx und dem Anarchismus ihres Proudhon herkommen, rücken ab von Demokratie und Parlamentarismus, bürgerlicher Lebensführung und Schulbildung: sie verwerfen jedes Kompromiß mit der älteren Gesellschaft. Gewerkschaften gab es in Frankreich schon unter dem zweiten Kaiserreich, aber nur heimlich, entgegen einem gesetzlichen Verbot. Unter dem Ministerium Ferry wurde 1884 dieser Zusammenschluß der Arbeiterschaft in Berufs- und Zweckverbänden erlaubt. Seitdem organisierten sich die Arbeiter verschiedener Arbeitszweige derselben Stadt in den *bourses du travail;* die derselben Berufsart aus einem ganzen Distrikt in den Gauverbänden, den *fédérations régionales;* und schließlich die Vereinigung der Arbeitsbörsen zusammen mit allen Gauverbänden (1895 auf dem Kongreß zu Limoges) zu dem allmächtigen Gesamtverband, der *Confédération Générale du Travail* (C. G. T.).

Alle Syndikalisten wollen Klassenkampf und Selbstbefreiung des Proletariats, aber nicht durch eine demokratische Mehrheit und mögliche Unterdrückung der Minderheiten, sondern mit möglichster Wahrung des Selbstbestimmungsrechtes jedes einzelnen. Aber sie gehen auseinander über die Mittel und Wege zur Erreichung dieses Ziels. Hier trennt sich der revolutionäre vom reformistischen Syndikalismus, die beide annähernd dieselbe Mitgliederzahl haben. Der reformistische Syndikalismus, weniger entschieden und weniger bedeutsam, will möglichst alle Arbeiter umfassen, ohne sich um ihren Glauben und ihre Meinung zu kümmern, und erklärt seine Gleichgültigkeit gegenüber Nation, Staat, Parlament und Heerwesen. Er läßt den Mitgliedern völlige Freiheit, einer Partei beizutreten, will aber sei-

nerseits aus den Gewerkschaften sozialistische und anarchistische Gedanken fernhalten, will nur durch Bildungsmittel und wirtschaftliche Förderung die Zahl der Mitglieder heben, die dafür dann hohe und unentbehrliche Mitgliedsbeiträge zahlen können. Er ist bereit, an den staatlichen Arbeiterschutzgesetzen mitzuarbeiten. Anders der revolutionäre Syndikalismus: er ist eine Philosophie der Tat und eine Parteilehre rücksichtsloser Gewaltanwendung, verwirft aus Grundsatz Nation und Staat, Heer und Parlament. Gegen widerstrebende Kapitalisten soll vorgegangen werden mit Straßendemonstrationen, teilweisen oder ganzen Arbeitseinstellungen; mit *sabotage,* d. h. Beschädigung der Maschinen und absichtlich schlechter Arbeit (bei Überschreitung der Arbeitsstunden sind Rasierte anzuschneiden und Frisierte mit Staffelhaar zu entlassen); mit Boykott, d. h. der Weigerung, bei Kaufleuten einzukaufen, die nicht durch eine Kontrollmarke zugelassen worden sind; durch Konsum- und Produktivgenossenschaften der Organisierten; endlich durch die Enteignung und den Generalstreik. Daneben soll durch moralische, administrative, technische und ökonomische Erziehung die Arbeiterschaft zu einer lebensfähigen Gesellschaft freier Menschen herangebildet werden.

In dem Ingenieur Georges Sorel, der sich als Schüler von Bergson und Nietzsche bekennt, hat der revolutionäre Syndikalismus einen gedankenreichen Theoretiker gefunden. In einer Reihe von höchst selbständigen und auch für die Geschichtsforschung wertvollen Werken hat er die Bourgeoisie mit ihrem Schlagwort vom Fortschritt und die vorgebliche Demokratie mit ihrer Herrschaft der Mittelmäßigkeit, die humanistische Schulbildung mit ihren literarisch-schönrednerischen Zwecken, leidenschaftlich und überzeugend befehdet. Einer seiner Grundgedanken ist dieser: wie zu allen Zeiten die technische Arbeitsweise auf das geistige Denken abgefärbt hat, wie die Griechen als Baumeister und Steinmetzen an Holz, Stein und Metall ihre Geometrie ausgebildet und ihr Denken an klaren Körpern entwickelt haben, so auch soll und wird die wahre Erziehung der heutigen Arbeiterschaft von ihren mechanisch-technischen Handgriffen und Arbeitsweisen auszugehen haben in einer Schule, die Leibesübungen und Handfertigkeiten lehrt und darauf die Ausbildung des Geschmacks und des wissenschaftlichen Denkens zu gründen versteht. Die rein wirtschaftlich-technische Betätigung zu einer geistig-künstlerischen zu erhöhen: das erscheint Sorel als Ziel des Unterrichts und als Mittel einer künftigen wahrhaften Menschheitsbildung. Und er vergleicht die syndikalistische Bewegung darin dem Urchristentum, daß sie an Mythen glaubt, die für den Verstand bloße Fiktionen, aber der Intuition eine erlösende Zukunftshoffnung bedeuten: das war bei den Urchristen der Glaube an die Wiederkehr des Messias und das Jüngste Gericht, das ist bei den Syndikalisten der Glaube an Generalstreik und gewaltsamen Umsturz: ob sich auch die Verwirklichung dieser Träume immer weiter hinausschiebt, das Proletariat schöpft daraus die Kraft zur Erneuerung seiner selbst und damit der Welt. —

Immer wieder hat es die herrschende Bourgeoisie dort verstanden, eine soziale Gesetzgebung, diese dringendste Forderung der Zeit, hinauszuschieben. Die Steuergesetze drücken vor andern die minderbemittelten Volkskreise. Seit dem Direktorium erhebt man in Frankreich gleichmäßig von jedem Bürger die



Kopfsteuer, die Türen- und Fenstersteuer, die aller Gesundheitspflege zuwiderläuft (außer Kraft gesetzt zum 1. Januar 1918), die Salz- und Zuckersteuer, und in den größeren Städten die Einfuhrsteuern (die *octrois*). Und die großen Weinfabrikanten in Paris haben bis heute ein strenges Weingesetz verhindert, so daß die Winzer im Süden bei reicher Ernte ihren Wein, den ihnen niemand abkaufen will, in die Straßengräben laufen lassen und in der Verzweiflung bewaffnete Aufstände versuchen. Und die französische Rente blieb bis in den Weltkrieg steuerfrei. Als erster suchte Léon Bourgeois 1896, dann Caillaux 1907 eine progressive Einkommensteuer als Hauptquelle der Staatseinnahmen durchzusetzen; auch dieser vergebens, wiewohl seit 1905 die Radikalen und Sozialisten zusammen die Mehrheit hatten. Erst jetzt hat man sie zwei Wochen vor dem Kriegsausbruch durchsetzen können, nachdem diese Steuer im Frühjahr 1914 bei den Neuwahlen ins Abgeordnetenhaus unter dem Druck der revolutionären Syndikalisten von den drei großen republikanischen Vereinigungen, die drei Viertel der Kammer umfassen (Alliance républicaine démocratique — Fédération des Gauches — Fédération républicaine), gemeinsam auf ihr Wahlprogramm gesetzt worden war. Und merkwürdig genug: im Lande der Menschenrechte ist die soziale Gesetzgebung weit hinter dem kaiserlichen Deutschland Wilhelms II. zurückgeblieben. Die tägliche Arbeitszeit von Frauen und Kindern wurde durch ein Gesetz von 1900 auf höchstens 11 Stunden beschränkt. Für die Geschäftsangestellten wurde 1901 ein wöchentlicher Ruhetag gesetzlich festgelegt, aber noch lange nicht überall eingehalten. Erst 1910 kam eine dürftige Altersversicherung zustande, für städtische Arbeiter von 65 Jahren ab, wofür der Staat ganze 100 Millionen jährlich aufzubringen hat. Das war alles, was dieses reiche Land für seine Arbeiterschaft bis dahin geleistet hatte. Und während des Krieges in dem Taumel des Nationalismus waren die gesinnungstreuen Sozialisten und Syndikalisten immer in die Minderheit gedrängt und sind heute durch Clemenceau zur Machtlosigkeit verurteilt. Der Ausgang des Weltkriegs hat, vorläufig jedenfalls, die Herrschaft der kapitalistischen Bourgeoisie aufs neue befestigt.

* * *

Gleichzeitig mit diesen Kämpfen im Innern gegen Monarchisten, Klerikalismus und Proletariat erweiterte die regierende Klasse das außereuropäische Frankreich durch neue Kolonien im Wettbewerb mit England und Deutschland. Die einheimischen Kapitalisten gewannen dort unerschöpfte Lager an Rohstoffen und ein unerschlossenes Absatzgebiet für die eigenen Industrieerzeugnisse. Jules Ferry vereinbarte 1885 mit Deutschland die Kongoakte, die bereits ein Schiedsgericht für Streitfälle vorsah. Schon 1883 wurde Tunis, trotz der Eifersucht Italiens, besetzt, 1885 Madagaskar, 1885—93 Tongking und Siam, 1893 Dahome und Senegambien. Als 1898 der Major Marchand mit Kitchener in Faschoda am Nil zusammenstieß, standen Frankreich — und Deutschland — an einem Wendepunkt ihrer Geschichte. Die offenkundigen Fehler der deutschen staatsmännischen Kunst erleichterten den Anschluß Frankreichs an England und die endgültige Beilegung einer uralten Feindschaft oder doch Eifersucht. Man überließ ausdrücklich das ganze Niltal an England und erhielt (trotz Deutschlands) Marokko zugesichert. Delcassé löste 1902 Italien aus dem mit der Türkei einverstandenen Dreibund, indem er ihm Tripolis ver-

sprach. Und 1904 beglich derselbe Minister des Äußern alle bisherigen Streitpunkte mit England in einem Staatsvertrag und sicherte sich zugleich die Zustimmung Spaniens zu seinen Plänen. Seinerzeit hatte Bismarck die koloniale Ausdehnung Frankreichs sogar begünstigt, um dessen Ehrgeiz außerhalb Europas zu beschäftigen. Nun aber beanspruchte Deutschland seinen Anteil an Marokko, ohne doch seinen Willen anders als durch leere und gerade für den Franzosen aufreizende Demonstrationen zu betätigen. In den Jahren 1905 bis 1912 spielte der Streit um Marokko: die Landung Wilhelms II. in Tanger mit der Vorführung der Berberhengste, die Konferenz von Algeciras und die Sendung des Panther nach Agadir, mit manchen andern Zwischenfällen. Das Kongoabkommen ließ auf beiden Seiten Unzufriedenheit zurück. Die Wirkung hätte nicht schlimmer sein können. Seit 1891 war Frankreich der Hilfe Rußlands gewiß, seit 1904 des Beistandes Englands; Italien war aus dem Dreibund tatsächlich ausgeschieden: Deutschland zusammen mit Österreich-Ungarn und der Türkei eingekreist. Seit 1905 wichen die kriegsschwangeren Wolken nie mehr ganz vom politischen Horizont. Die feindliche Übermacht war an Machtmitteln und Machtwillen so ungeheuer stark und unsere Verbündeten bedurften in ihrer Schwäche so sehr unserer Unterstützung, daß damals — und später — der Kampf von vornherein aussichtslos wurde.

Trotz aller Erfolge nach innen und außen konnte die herrschende Bourgeoisie nur dann sich zu behaupten hoffen, wenn sie sich in der Frage, um die sich der französische Ehrgeiz wie um einen magnetischen Pol insgeheim drehte, die Führung nicht aus der Hand nehmen ließ. In den Jahren nach dem Frankfurter Frieden lebte man in schmerzlicher Erinnerung und tatlosem Schmerz um die verlorene Vormacht im festländischen Europa. Der französische Bürger und Rentner war im Grunde seines Herzens dem Heer und der Kaserne so wenig zugetan wie dem Königtum und der Kirche. Déroulède mit seinem Gedanken eines Revanchekriegs als Ehrensache der Nation fand nur geringen Anhang. Da wuchs mit der Jugend, die um 1885 hervortrat, eine Bewegung heran, die allen kriegerischen Neigungen eines Boulanger und anderer Geschäftsoffiziere und Geschäftspolitiker ein jähes Ende zu machen drohte: der Pazifismus und Antimilitarismus. Um 1900, wenn Emile Faguet in seinem 1908 erschienenen Buche über diese Bewegung recht hat, waren die weitesten Kreise der dauernden Kriegsdrohung überdrüssig und suchten, indem sie sich des Weltbürgertums des 18. Jahrhunderts erinnerten, über die Landesgrenzen hinweg ein friedliches Zusammenleben und Zusammenarbeiten mit den übrigen Nationen. Einen Völkerfrieden ersehnten damals in Frankreich die höchsten Schichten der Pariser Gesellschaft, die ohnedies im internationalen Verkehr aufzugehen liebten, die meisten der republikanischen Politiker, die mittleren und kleineren Bürgerkreise, die den Heeresdienst als störende Unterbrechung ihrer Berufseinnahmen empfanden, die sämtlichen Sozialisten und Syndikalisten (der Kongreß von Amiens der C. G. T. sprach sich für antimilitaristische Propaganda aus), auch alle nicht gewerkschaftlich organisierten Arbeiter der staatlichen Fabriken, ein großer Teil der Truppen in den Kasernen, besonders aber die Volksschullehrer, deren „eine Hälfte überhaupt nicht von *la Patrie* redeten, 40% dagegen und nur 10% dafür". Und diese Bewegung stützte sich

auf eine rege und erfolgreiche Tätigkeit angesehener Rechtslehrer und Staatsmänner, wie Constant d'Estournelles und Léon Bourgeois, die mit aufrichtiger Liebe und Opferwilligkeit für eine friedliche Organisation der Welt mit Schiedsgerichtsverträgen und Rüstungsherabsetzung arbeiteten.

Durch die pazifistische Gesinnung der Lehrerschaft schien der Gedanke eines neuen Waffengangs mit Deutschland ertötet: denn die *instituteurs* sind unter der dritten Republik immer die eigentlichen Vertrauensmänner und politischen Volkserzieher gewesen, wie unter dem zweiten Kaiserreich die Landgeistlichen. Gustave Hervé, Jean Jaurès und am erfolgreichsten Ferdinand Buisson, der Führer der Volksschullehrer, leiteten diese immer mächtiger anwachsende Friedensbewegung. Damals geschah es, daß deutsche Studenten in Frankreich zu hören bekamen, ein Krieg sei unmöglich, weil die meisten jüngeren Franzosen Pazifisten seien und die Waffen nicht in die Hand nehmen würden. Damals geschah es, daß aus den Schulbüchern grundsätzlich und sorgfältig alle Anspielungen auf Elsaß und Revanche entfernt wurden. Es bedurfte des Streites um Marokko, der englischen Einwirkung auf die Pariser Presse, vor allem aber der kriegerischen Gebärden und gleichzeitigen Nachgiebigkeit der deutschen Reichsleitung, um hier einen Umschwung hervorzurufen. Der Umschwung kam. Und war gründlich genug, verblüffend gründlich sogar bei diesem geistig so beweglichen Volk.

Dabei waren für die herrschende Bourgeoisie auch Gründe der inneren Politik maßgebend. Seit 1905 hatten die Sozialisten mit den Radikalen die Mehrheit in der Kammer. Ernsthafte Ausstände sogar der Staatsbeamten folgten als eine Vorübung zum gefürchteten Generalstreik. Die ersten Schritte zu Schutzgesetzen für die Arbeiter und zu einer gerechteren Steuerverteilung ließen sich nicht länger aufhalten: wir haben gesehen, auf welch bescheidene Zugeständnisse sie beschränkt blieben. So war die Ablenkung der Volksmassen auf die Revancheidee auch den Regierungsparteien willkommen. Seit 1905 wurden alle Behörden des Staatsschulwesens angewiesen, die friedensfreundliche Lehrerschaft dem Kriegsgedanken gefügig zu machen. Der Lothringer Raymond Poincaré, der vor seiner Präsidentschaft zweimal, zuerst 1892, Unterrichtsminister war, hat diese gewaltsame Wandlung bewirkt. Seine Gehilfen waren vornehmlich der Geschichtsforscher Ernest Lavisse und der Geograph Pierre Foncin. Die Lehrbücher, die dort der Staat in Auftrag gibt, um sie den Schulen ohne Entgelt zur Verfügung zu stellen, wurden nun im gewünschten Sinne gründlich umgearbeitet. Wie der Moralunterricht, dieser Ersatz der Religionsstunden, die vaterländische Geschichtskunde, die Bürgerkunde, auch der Sprachunterricht und sogar die Themata der Staatsprüfungen dem *patriotisme* dienstbar gemacht wurden, das lese man in dem lehrreichen Buche von Paul Rühlmann nach (Die französische Schule und der Weltkrieg 1918). Aber die schlimmsten Dienste gegen Deutschland — und gegen das eigene Land — leistete die käufliche Presse gewissenloser Geschäftspolitiker und Geldleute, die sich den leitenden Staatsmännern bald als gefügige Werkzeuge, bald als schamlose Erpresser erwiesen. Der dunkle Ehrenmann Bünau-Varilla, Besitzer des Matin, hat in Frankreich dieselbe unheimliche Rolle gespielt wie Reuter in England und Harmsworth-Northcliffe mit der Daily Mail. Und neben der Schule und Zeitung wurden die Bühnen und



Singspielhallen, Leihbibliotheken, Paraden und Zapfenstreiche, Luftfahrten und Sportfeste, am wirksamsten Schundroman und Kino planvoll benutzt, um das ganze Volk zu glühendem Haß und Rachedurst aufzupeitschen. Wer sich davon eine Vorstellung machen will, betrachte die Auslese, die Otto Grautoff (unter dem Namen Spectator Galliae Leipzig 1916) zusammengetragen hat.

Dazu kam, daß seit etwa 1910 sich auf den Hochschulen und Oberklassen der Gymnasien eine neue Jugend geltend machte — nicht etwa durch bedeutende eigene Leistungen, sondern durch lautes Schelten auf die Älteren — die in Kirche und Königtum, in der alten nationalfranzösischen Kultur die Rettung aus den Parteiwirren der durch die Geschäftspolitiker vielfach entehrten und entwerteten Republik erhofften und erstrebten. Diese Jugend war streng nationalistisch, und feindlich auch gegen die deutsche Kultur und alles, was in Frankreich irgend daran erinnerte. Ihr Liebling war Raymond Poincaré. Seine Wahl zum Präsidenten im Januar 1913 und die Einführung der dreijährigen Dienstzeit im Juli desselben Jahres bedeutete, wie wir unter anderem aus den Berichten des belgischen Gesandten in Berlin wissen, die Entschließung zum Krieg. Sein Gegner, Joseph Caillaux, war unterlegen, mit ihm die Syndikalisten und der pazifistisch gesinnte Teil der Radikalen. Die Altersgenossen von 1894 und 1906, die von Hause aus überwiegend pazifistisch gesonnen und für eine friedliche Verständigung eingetreten waren, wurden überstimmt oder überschrien. Ihre letzten Versuche, sich Gehör zu verschaffen, hat der Berichterstatter in einem Büchlein (Die Franzosen und Wir, Jena, Diederichs) geschildert. Wie Romain Rolland im Hans Christoph sagt: Nationalisten und Weltbürgerliche einigten sich auf die wirksame Formel, daß Frankreich die Menschheit bedeute. Bei den Neuwahlen zur Kammer im März 1914 nahmen die drei republikanischen Vereinigungen gegen Radikale und Sozialisten die vorläufige Beibehaltung der dreijährigen Dienstzeit in ihr Programm auf. Im Juni bewilligte die große Mehrheit 300 Millionen zu außerordentlichen Ausgaben für das Heer. Im Juli reiste Poincaré nach Petersburg. Dort hatte man schon im Frühjahr die sibirischen Armeekorps an die Westgrenze gezogen. So hat unleugbar die Bourgeoisie den Weltkrieg gewollt und vorbereitet. Ihr Schicksal war, mit dem glücklichen oder unglücklichen Ausgang der Revanche zu siegen oder zu fallen. Zurzeit herrscht sie, geführt von Clemenceau, ihrem „eisernen" Staatsmann, und durch eine rücksichtslose Zensur geschützt, unbestrittener denn je.

* * *

An diesen Kämpfen um Staat und Kirche, um Gesellschaft und Wirtschaft, um Heerwesen und Rechtspflege waren, wie immer in Frankreich, die neueren Bewegungen in Philosophie und Wissenschaft, Kunst und Literatur aufs engste beteiligt. Denn, im Unterschied vom deutschen Geistesleben, drängt dort auch jeder rein geistige Denker von Anbeginn darauf, sich durch die Tat zu verwirklichen. Das gilt im besondern von der Philosophie „vermöge des echt französischen Strebens, alle Lebensgebiete bewußter Reflexion und Methode, damit aber der Philosophie, zu unterstellen. Diese gewinnt hierdurch einen kaum zu unterschätzenden Einfluß auf das Leben" (Jaensch). An der Sorbonne, der altehrwürdigen Staats- und Landesuniversität, in der man neuerdings die seit 1794 hochangesehene École normale supérieure aufgehen ließ, lehnten sich die Vertreter der Geisteswissenschaften an

Emile Durkheim (†1917) an; er ist der Hauptvertreter der „soziologischen“ Arbeitsrichtung, die die Philosophie auf das Studium der objektiven geistigen Erzeugnisse in Sitte und Recht, Kunst und Religion zu gründen sucht. Durkheims oft mißverstandener Grundgedanke, daß die sozialpsychischen Erscheinungen wie „Dinge“ zu behandeln seien, ist nur aus den Kämpfen zu verstehen, die er zu führen hatte: besonders gegen die eingewurzelte französische Neigung, Geistiges intuitiv, ohne Umweg erfassen zu wollen. Infolge dieser Neigung werden auch die im deutschen Sinne forschenden Gelehrten der philologisch-historischen Fächer, besonders die Professoren der Sorbonne, zum Zielpunkt heftiger Angriffe. In diesem Kampfe scharten sie sich um Durkheim, wie die Vertreter der „alten Kultur“ um Bergson, den Philosophen des Collège de France. Während die Sorbonne, besonders seit den neuen Prüfungsbestimmungen für das höhere Lehramt, als ein Herd der „Germanisierung“ gilt, wird das Collège de France als eine Zufluchtsstätte der alten französischen „Kultur“ betrachtet.

An dieser Bildungsstätte vertritt Henri Bergson (Generation 1885), im Gegensatz zu den Philosophen der Sorbonne, einen grundsätzlichen Antiintellektualismus. Er hat sich zweimal, 1894 und 1898, vergeblich um einen Lehrstuhl an der Sorbonne beworben, ist aber neuerdings der bekannteste und, nach seinen unmittelbaren Einwirkungen zu schließen, einflußreichste Philosoph Frankreichs geworden, der „Napoleon der Kultur“, wie man einst Cousin genannt hat. Nach Bergsons Lehre ist der Intellekt mit seinen Begriffen nicht Organ der Erkenntnis, sondern der Technik, und ausschließlich für die Werkzeugbildung bestimmt und geeignet. Gleichwohl ist der Intellekt geneigt, seine nur der unorganischen Materie angepaßten Denkformen auf Gebiete zu übertragen, die ihm entrückt sind. So entstehen notwendige Täuschungen in den Grundfragen der Biologie und Weltanschauung. Wirkliche „Erkenntnis“ der Natur und vor allem des Lebens liefert nur die Intuition als eine Fortbildung des Instinktes. Im Menschen ist der Instinkt gegenüber dem Intellekt verkümmert. Die Instinktwesen erreichen ihre höchste Entwicklungsstufe in den Ameisen und Bienen, die Intellektwesen im Menschen. Die menschliche Intuition wird nur gelegentlich in der Tathandlung ihrer selber bewußt und erweist sich dann am stärksten im schaffenden Künstler und religiösen Seher. Die ganze Welt, von den anorganischen Gebilden bis hinauf zu den höchsten Vertretern der instinktmäßigen und der intellektuellen Hälfte, erscheint Bergson als *évolution créatrice* und kommt zustande durch eine schöpferische Urkraft, einen *élan vital*, indem das Geistige stufenweise die rohe Stoffwelt durchdringt.

Weil sie einem Zeitpostulat entgegenzukommen schien, konnte die Bergsonsche Philosophie selbst Fachmänner in Frankreich und in Deutschland über die Kühnheit ihrer psychologischen Konstruktionen hinwegtäuschen. Die Grundlagen der vorangegangenen, wesentlich erkenntnistheoretischen Philosophie sind im 17. und 18. Jahrhundert gelegt, gleichzeitig und in engem Zusammenhang mit den Grundlagen der Mathematik und mathematischen Naturwissenschaft. Gegenwartsaufgabe der Philosophie ist die Auseinandersetzung mit den in den letzten Jahrzehnten dringend gewordenen Problemen des Lebens und der lebendigen Natur. Die Bergsonsche Philosophie bildet einen kühnen, wenn auch schwerlich zureichenden Vorstoß in dieser Richtung.

So fehlt es denn auch in Frankreich nicht an Stimmen, welche auf den Weg hinweisen, der in Deutschland zur Erfüllung jenes philosophischen Zeitpostulats beschritten ward: den wissenschaftlichen, nicht nur konstruierenden Betrieb der Psychologie. Ihr exaktester Zweig, die experimentelle Psychologie, hat in Frankreich die ihr unerläßliche staatliche Unterstützung nicht gefunden. Dagegen kann die von Ribot begründete pathopsychologische Methode, gleich der soziologischen Methode, als eine eigentümlich französische Schöpfung gelten. Ihr Hauptvertreter ist jetzt Pierre Janet; er war erst Lyzealprofessor der Philosophie, dann nach seinem medizinischen Studium Mitarbeiter Charcots, jetzt leitet er das psychologische Laboratorium der Salpêtrière und vertritt zugleich am Collège de France neben Bergson die psychologische Richtung der Philosophie. Der Wert seiner eindringenden Forschungen ist ganz unabhängig davon, daß er in ihnen neuerdings eine empirische Stütze der Bergsonschen Philosophie erblickt. — Die verschiedenen Bestrebungen wissenschaftlicher Psychologie sind teilweise auch unter dem Gesichtspunkt der Auslandkunde ertragreich und dazu geeignet, manche Kulturerscheinungen aufzuhellen. Der Einblick in die weitgehende individuelle Differenzierung der seelischen Funktionen ist erst ein Ergebnis der neueren Psychologie. In der Lehre vom Einzelseelenleben immer mehr berücksichtigt, verdient dieser Gesichtspunkt auch auf die Völkerpsychologie übertragen zu werden. Eine Vergleichung der Psychologie in verschiedenen Ländern lehrt, daß manche Ergebnisse wegen der völkischen Differenzierung mit Sicherheit nur für den Kreis behauptet werden dürfen, in dem sie gewonnen sind, daß sie also vielfach mehr einen Beitrag zur Völkerpsychologie als zur allgemeinen Psychologie darstellen. Die Richtigkeit dieser Deutung kann dann an bereits bekannten Tatsachen der Kultur- und Literaturgeschichte nachgeprüft werden. Lehren, die im Ausland für unzutreffend gehalten oder abgelehnt wurden, können so für den französischen Typus Geltung besitzen. Das gilt für die uns fremdartig berührenden Feststellungen Gabriel Tardes über die Menge und die Gesetze der Nachahmung, ferner über die Psychologie des Zeitungswesens und der öffentlichen Meinung. Als Leiter des statistischen Amtes, wie zuvor als Richter, hatte der nachmalig gefeierte Philosoph Gelegenheit, sich mit der Psychologie des öffentlichen Lebens vertraut zu machen. Unter dem Gesichtspunkt der Auslandkunde sind auch die Ergebnisse der pathopsychologischen Methode zu prüfen. So hat Janet seine Kunst psychologischer Analyse und seine große ärztliche Erfahrung dazu benutzt, auf Grund der psychischen Erschöpfungszustände (Psychasthénie) die seelischen Funktionen nach dem Grad ihrer Schwierigkeiten zu ordnen und die Hierarchie des Bewußtseins zu ergründen — ein Verfahren, das auf der Tatsache fußt, daß bei Erschöpfung die schwersten Leistungen zuerst unmöglich werden. Das allgemeine Ergebnis, wonach „la fonction du réel" — der Kontakt mit der Wirklichkeit — die schwerste Leistung ist, stimmt durchaus nicht ohne weiteres mit entsprechenden Ermittlungen in Deutschland überein, gilt aber für den Kreis, in dem es gewonnen ward. Die geschilderten Patienten — nach der Angabe Janets zum Teil bekannte Kulturträger — lassen nämlich wie in mikroskopischer Vergrößerung gerade diejenigen Züge erkennen, die auch in der Literatur und im Kulturleben als spezifisch fran-

zösisch auffallen. So verrät sich die Schwäche der „fonction du réel" bei jenen Menschen u. a. darin, daß sie bei Herabsetzung der psychischen Spannkraft zu einem „fast unglaubhaften" Rationalismus gelangen, daß sie ferner die Fähigkeit instinktiver Lebensführung verlieren, alle Schritte Methodenprinzipien unterstellen usf. So deckt die Psychasthenieforschung eine karikaturhafte Steigerung derjenigen Züge auf, die uns auch an bekannten Gestalten der französischen Geistesgeschichte und Dichtung entgegentreten.

Es spricht für den weiten Einfluß der Bergsonschen Gedankenreihen, daß selbst ein Forscher von dem Range Janets nicht verschmäht, seine Ergebnisse mit der Philosophie Bergsons in Verbindung zu bringen. Es scheint nun von der „Schwierigkeit des Kontakts mit der Wirklichkeit" herzurühren, daß der Mensch die Dinge im gewöhnlichen Lauf seines Denkens nicht „erkennt", sondern nur in der Intuition, also nur in seltenen Augenblicken geistiger Erhebung. Dies eben hatte Bergson gelehrt. — Aber mehr als in der Wissenschaft hat die Bergsonsche Philosophie, die durch Vermittlung von Ravaisson auf unsern Schelling, ebenso auf Schopenhauer und Hartmann zurückweist, in der Breite des Kulturlebens gewirkt, weil sie die vielfachen Nöte der Zeit zu heilen versprach. Die neuthomistische Bewegung nahm von dort die erwünschten Waffen, um durch Erschütterung des Intellekts die kirchliche Dogmatik zu stützen; der Syndikalismus eines Sorel bekämpfte damit den Intellektualismus der Bourgeoisie; die neukatholische Jugend gewann daraus eine Bestätigung ihrer auf Leben und Handeln gerichteten Bestrebungen; und am unmittelbarsten vielleicht zeigt sich der Einfluß des neuen Metaphysikers bei dem gleichaltrigen Dichterkreis der Symbolisten.

Ein einflußreicher Führer des Neukatholizismus, der Mathematiker Le Roy, vertritt die Lehre, daß das Denken in seiner reinen und unverfälschten Gestalt die mathematischen Formen annimmt. Die Grundlagen der Mathematik aber sind ihm bloß „konventionell", sie sind nur „Spielregeln", gebildet von Wesen, die handeln müssen, ohne den Gegenstand ihrer Tätigkeit zu erkennen. Diesen modernen „Nominalismus" bekämpft der berühmte Mathematiker Henri Poincaré, nach dessen Lehre die Beziehungen der Dinge objektiv sind und durch Differentialgleichungen wiedergegeben werden.

Der lebhafte Kampf um den Intellekt und damit um die Frage nach den Grundlagen der Kultur wurde nicht nur theoretisch auf dem Boden der Philosophie ausgefochten, sondern fand seinen Widerhall im Streit um die Sorbonne. Eröffnet wurde diese Fehde im Juli 1910 in der *Opinion* durch zwei der Jüngsten, Henri Massis und A. de Tarde, die dort unter dem Decknamen Agathon schrieben und 1911 die gesammelten Zeugnisse und Äußerungen auch der Gegner unter dem Titel *L'Esprit de la nouvelle Sorbonne* im Verlage des Mercure de France herausgaben.

Eine Schilderung dieses Kulturkampfs hat Pierre Leguay (La Sorbonne, Grasset 1910) zu geben versucht. Wir verstehen die Erbitterung und Bedeutsamkeit des Streits erst dann, wenn wir bedenken, daß seit der dritten Republik die herrschende Bourgeoisie es als vornehmste Aufgabe der Sorbonne betrachtet hatte, Demokratie und kritische Forschung, Republik und Wissenschaft zu vereinigen, die einander gegenseitig stützen und ergänzen sollten. Die Angriffe gewisser Kreise der Jugend richten sich

gegen Durkheim und Lévy-Bruhl, gegen den Historiker Seignobos und den Philologen Croiset. Man kämpft für den Stil gegen die Syntax, für einen Humanismus in der Art der alten Jesuitenschulen gegen den Historismus, für den französischen und lateinischen Aufsatz gegen historische Stiluntersuchungen, für ästhetischen Textgenuß gegen gelehrte Textkritik, für das, was man in diesem Kreise „Philosophie" nennt, gegen reines Spezialistentum, für die Pflege des guten Geschmacks und Urteils gegen Bibliographie, Paläographie, Archivkunde und Zettelwirtschaft, für den Glauben an Geistes- und Willensfreiheit gegen naturalistischen Determinismus, für das Einmalige und Eigentümliche gegen das Begriffliche und Allgemeine, für die alteinheimische Personalkultur gegen die uns Deutschen vertraute Sachkultur. Und kein schlimmerer Vorwurf konnte gegen die altansehnliche Landeshochschule gerichtet werden als der, daß ihre Arbeitsweise und ihr Lehrbetrieb nichts anderes wären als Ableger deutscher Forschung und deutschen Unterrichts. So unlösbar wurden auch diese Fragen, die uns von der Politik weitabzuliegen scheinen, mit der entscheidenden Frage verflochten, die seit dem Marokkostreit die Gemüter nicht mehr hat zur Ruhe kommen lassen.

Auch in der Literatur und Kunst hielten sich mehr oder weniger nahe bei Henri Bergson alle vier Altersgenossenschaften des jüngsten Frankreich, am deutlichsten deren erste, die mit ihm gleichaltrige Jugend von 1885, die sogenannten Symbolisten. Wie es nach Bergson im psychologischen Ablauf der Erlebnisse keinen Zustand und kein Ganzes gibt, das man gleich einem Körperhaften mit Begriffen belegen könnte, sondern ausschließlich Einmaliges und Einzigartiges, niemals genau Wiederkehrendes, welches nur mit Symbolen angedeutet und suggeriert werden kann: genau so wird bei den Symbolisten eine völlig neue Art der Dichtung gefordert und von den Besten der Generation auch verwirklicht. Und man folgte dabei in der Ausübung den von Paul Verlaine und Stephane Mallarmé aus der Generation 1866 gewiesenen Wegen. Diese Auflehnung gegen den Begriff in der Poesie und gegen den der französischen Denkart eigentümlichen Intellektualismus weckte zunächst den Spott oder Tadel der Älteren, setzte sich aber schließlich bei den Jüngeren durch. Denn das befreiende Neue daran war die Austreibung des Wortes als eines logischen Zeichens aus dem Thronsessel der Lyrik. Überdies wurde der altgewohnte Alexandriner durch den freien Rhythmus ersetzt, *le vers libre*, der tatsächlich allein diesem endlos sich wandelnden Fließen sich anzupassen vermag. Dabei läßt man sich an einem nur scheinbar schlichten, in Wirklichkeit raffiniert überlegten Märchenstil genügen, so der Belgier Maeterlinck und der Nordamerikaner Vielé Griffin, oder man häuft nach Art des Parnasses das bunte Geschmeide der Bilder und Vergleiche, wie Samain, Moréas und de Régnier. Zwar ist der freie Vers 1890 schon wieder aufgegeben und eigentlich nur von dem Belgier Verhaeren mit dauerndem Erfolg angewendet worden. Aber es blieb als sicherer Gewinn doch die Erlösung des französischen Verses von Silbenzählung, Zäsur und reichem Reim, und seine Zurückführung auf einen freibewegten, nur von den noch gesprochenen Vokalen getragenen Rhythmus. Und die Prosa befreite sich damals, wenigstens für einige Zeit, von klingender Rhetorik und hohlem Pathos, und lernte auch ihrerseits, die Dinge, statt sie ins grelle Licht der Logik



zu stellen, nur wie hinter Schleiern zart durchscheinen zu lassen.

In ähnlicher Weise hoben damals in der darstellenden Kunst Maler wie Seurat und Signac, Cross und der Belgier van Rysselberghe — die sogenannten Neuimpressionisten — das Gegenständliche auf und lernten den fließenden Schein in seiner Bewegtheit wiederzugeben. Und diese Bewegtheit wird noch gesteigert durch die Zerlegung des an sich schon in Flecken gegebenen Bildes in seine prismatischen Elemente. So entsteht der Eindruck höchsten Glänzens und Flimmerns. Zugleich wird die Komposition ähnlich wie bei den Klang- und Rhythmusspielen der Dichtung durch reine Farbenharmonie bestimmt und zu einer großen Kostbarkeit der Farbenwerte gesteigert. Daneben wird der Reiz der Andeutung teils durch pointierend-geistreiche Behandlung wie bei Toulouse-Lautrec, teils durch mystisch-geisterhafte Verschleierung des Bildes wie bei Carrière (etwa in seinem Bildnis Verlaines) zur eindrucksvollen Wirkung erhöht.

Die ästhetische Betätigung dieser Generation erschöpft sich nicht in den Werken der Dichter und Künstler. Damals traten diesen die nur Genießenden, die feinfühligen Lebenskünstler, die verzärtelten Ästheten und Dilettanten zur Seite, die selbstgefällig oder selbstironisch mit ihrer Entartung, ihrer *décadence* spielen und das Absonderliche, das Seltsame, das feinst Abgetönte jedem andern Lebensinhalt voranstellen. Man lese in *A rebours* von Huysmans die Schilderung der mit Edelsteinen besetzten Schildkröte auf dem Fell, des Speisesaals und der Koje, nicht zu vergessen die Schnapsorgel mit ihren Registern und Harmonien, und man wird dieses Raffinement — es fehlt dafür ein deutsches Wort — nicht bloß verlachen, sondern die unendlich gesteigerte Empfänglichkeit für Empfindungswerte als neuen Kulturgewinn buchen.

Gegen diese Auflösung des Daseins und der Welt in flüchtige Einzelerlebnisse, gegen diese Anarchie, die schließlich Charakter und Staat für immer zu zersetzen drohte, wandte sich, etwa seit 1894, vernehmlich und erfolgreich, eine neue literarische Jugend, deren politische Wortführer Charles Péguy und Charles Maurras, Marc Sangnier und andere, deren Dichter Paul Fort und Charles Guérin, Francis Jammes und André Gide, Paul Claudel und Romain Rolland, Charles Louis Philippe und die Gräfin Noailles, noch heute fast ausnahmslos in Leben und Wirksamkeit stehen. Eine einzige Frage bedrückt ihnen allen, so verschieden geartet jeder einzelne sein mag, mit banger Sorge die Seele: wie kann sich unser Tun, wie kann sich unser Wesen vor dem ganz nur Einmaligen und Zufälligen retten und dauernde Werte gewinnen? Und die mannigfach abgewandelte Antwort lautet ihnen allen: indem wir Halt und Ziel finden an einem dauernden, ewigen Sein, indem wir unser Selbst zum Opfer bringen und uns durch freiwillige Bindung, durch Religion, heiligen und erhöhen. Diese Jugend sehnt sich nach einem Glauben, sie will glauben, wenn nicht aus eigener Kraft, dann durch Erleuchtung von oben. Sie will glauben: an Gott in der Natur, an das Geistige im Menschen, an das Vaterland und die Nation in der Welt, an die Freiheit des Willens, an alles was groß und stark und glücklich macht. Freilich ist dieser Glaube bei vielen — echt französisch-literarisch — mehr gewollt als erlebt, mehr gemacht als geworden: so in den Gebeten von Francis Jammes zu Gott, er möge ihn fromm und gläubig machen. Und nicht selten spielt keck die alte fran-

zösische Selbstironie dazwischen: wie in der Hasenlegende und der Geschichte von Clara d'Ellebeuse, und meist auch im Lebenswerk von André Gide. Aber das Neue und Lebendige bleibt doch die platonische Überzeugung, daß allein das Geistige und das Sittliche s i n d, und die endgültige Absage an die frühere Anbetung der „Tatsachen" und der „Erscheinungen". Das Lieblingswort dieser Jugend wird *simple*. Zurückgreifen will man auf die uralt geheiligten Grundlagen menschlicher Gemeinschaft und Gesittung. Wie die Maler und Baumeister hieratische Kultformen hervorholen, so erneuert Jammes den Stil der Legende, Péguy den der kirchlichen Litanei, Claudel den Parallelismus membrorum der Bibel, Philippe und Jammes den der erbaulichen Geschichte, Paul Fort den des alten Volksliedes und des kirchlichen Hymnus.

Es ist kein Zufall, daß gleichzeitig mit der pädagogischen Welle Erziehungsfragen und Erziehungsromane sich breit machen, zum ersten Male seit langer Zeit. Die soziale Frage, durch Tolstoi mächtig angeregt, ist in aller Munde: Mütter und Kinder des Proletariats, arme Studenten und Dirnen werden mit fast religiöser Andacht von Philippe geschildert. Und das Epos dieser Altersgemeinschaft schreibt Romain Rolland in seinem zehnbändigen Hans Christoph Krafft (1904—12). Hier stellt er in doppelter wirkungsvoller Antithese das alte und das junge Frankreich, das ehemalige und das neue Deutschland gegeneinander. Er versucht es anfangs nicht ohne Erfolg, sich zu einem weltbürgerlichen Menschheitsgefühl zu erheben. Aber herber und bitterer wird seine Satire des entarteten Deutschland, bis endlich der Held und sein Lebensschicksal, statt im ruhigen Abendlicht sich zu verklären, in den tief aufgerissenen Abgrund des Weltkriegs vernichtet hinabstürzt. Das Ganze ein monumentales Abbild des Dichters und seines versöhnlichen Friedensgedankens.

In der bildenden Kunst äußert sich die Hingabe an ein größeres Ganzes zunächst in einer starken Hinwendung zum Dekorativen, wie sie durch stilisierend-gobelinhafte Behandlung der Farben sowohl in der Komposition wie in der Auswahl matter und gedämpfter Farben das Schaffen des bereits gealterten Cézanne bestimmt, der dadurch plötzlich zum Führer der neuesten Malerei wird. Weiter als er geht bereits Gauguin, bei dem das Figürliche in ruhiger, gehaltener Pose immer stärker das Bild erfüllt. Die Figuren selbst werden in feierlichem Parallelismus gereiht. Alle Gebärden erscheinen zeremoniell erhöht. Die flachen teppichhaften Farben werden immer mehr zu mystischer, unirdischer Art gleich Glasfenstern gesteigert. Überall spürt man etwas von einer religiösen Gehaltenheit und Feierlichkeit. Diese neuen Inhalte werden entwickelt an der Darstellung der Bewohner von Südseeinseln, wodurch das Geheimnisvolle, Befremdende noch zunimmt, aber auch das im Grunde Ungläubige einer auch im Religiösen den Nervenreiz suchenden Kunst sich offenbart. Das Religiöse bleibt literarisch und artistisch, und so auch bei den am stärksten rückwärts gewendeten Malern wie Maurice Denis, der in Anlehnung an Puvis de Chavanne eine neue Gotik mit Madonnen und Heiligenbildern heraufbeschwören will. Auch hier überwiegt die durch den Impressionismus vorbereitete Verfeinerung der Kunstmittel den religiösen Gehalt.

Auch bei diesen kultisch-hieratischen Anschauungsformen wollte eine neue Jugend nicht länger verweilen. Um das Jahr 1906 machte sich eine neue Bewe-



gung im literarisch-künstlerischen Leben geltend. Existieren, d. h. Dasein und Bestehen, bedeutet diesen Altersgenossen weder den rastlos wechselnden psychologischen Ablauf, noch etwa eine Heiligung des Einmaligen durch Glaube, Sitte und Pflicht. Existieren heißt ihnen soviel wie schöpferisch denken und handeln. Der Mensch selber ist Gott, vermöge seiner geistigen Herrschergewalt oder, um das Wort zu nennen, kraft seines Imperialismus. Gedanke und Tat, von denen bis dahin eine echt französische Antithese gesagt hatte, daß eines das andere ausschließe, fließen ineinander, werden ein und dasselbe. Zum ersten Male seit einem Jahrhundert ist der Weltschmerz eines Chateaubriand und Flaubert, ist die Daseinsverneinung eines Baudelaire und Verlaine überwunden. Diese Jugend betet nicht mehr zu Gott, daß er sie gläubig mache. Sie vergleicht sich am liebsten mit dem Stahlsporn an der Spitze eines Panzerschiffs, einer Lokomotive, eines Kraftwagens. Vom Flugzeug, Luftschiff und Auto holt sich das Denken die Kühnheit zum Flug in die Welt. Verwegen stürmt diese Jugend zu gemeinsamer Großtat drin in der Stadt und im Staat, draußen im Völkerverkehr. Gekommen scheint ihnen die Zeit, die Kräfte der Menschheit zusammenzufassen und jedem seinen Anteil an der Arbeit zu bestimmen. Ein Jules Romains schildert in glühend begeisterten Versen oder in trockenem Bericht, wie der einzelne in der Gruppe aufgeht und in der Gruppe Macht gewinnt, wie er im schwellenden Selbstbewußtsein darin sich als Gott fühlt. Und Chennevière malt das faustische Lebensgefühl und den überströmenden Lebensdrang eines jungen Arbeiters. Auch die Philosophie richtet sich jetzt so entschieden wie zur Zeit von Maine de Biran, von Hegel und Fichte, auf das Transzendente im Kantischen Wortsinn, auf die Metaphysik. Sie will die Grenzen möglicher Erfahrung übersteigen, überschreiten, überfliegen. Sie wagt zu denken, was sich nicht vorstellen und nicht erkennen läßt. Eine kosmische Dichtung weitet das Lebensgefühl zum Weltgefühl. Die Welt wird unsere Tat. Der Denker und Künstler erschafft sich die Welt aus selbstherrlicher Kraft, konstruiert sich die Menschen und die Landschaft mit zwingender Gewalt, fast derb und roh: So entsteht der Expressionismus. Und mit freischaltender Einbildungskraft bildet er die innere Struktur eines Menschengesichts, einer Violine, eines Kaffeehauses, einer Volks- oder Häusermenge nach ihren inneren formbildenden Linien und Körpern: So entsteht der Kubismus, scheinbar Willkür, aber nach Willen und Meinung des Künstlers eine neue geistige Notwendigkeit.

Zweifach ist der Stil im Vers dieser Altersgemeinschaft. Entweder schwingen sich diese Dichter in Rausch und Verzückung empor, gleichwie der kubistische Maler taumelnde Traum- und Rauschbilder der Ekstase auf die Leinwand bringt. Oder aber zerlegt der Dichter jedes Erlebnis sorgfältig, fast pedantisch, in die einzelnen Akte, um diese alle einen nach dem andern genau zu beschreiben. Orgiastisch mag man das erste Verfahren benennen, phänomenologisch das zweite. Jenes bevorzugen Nicolas Beauduin, Henri Franck, Théo Varlet, der Futurist Barzun, Deubel und Verhaeren der Alte, der dieser neuen Bewegung als Bahnbrecher vorausging; dieses Duhamel, Jouve und Vildrac. Und der neue Vers wird reimlos, ein *vers blanc,* mit nur gelegentlicher Assonanz oder Reimwort.

Ähnlich der vorigen Altersgemeinschaft will auch diese Jugend nicht das Zufällige, sondern die Idee, nicht den



naturhaften Gegenstand, sondern das geistig Geschaute. Aber sie will es nicht in feierlicher Ordnung und ruhiger Stille, sondern mit neuschaffender Zeugungskraft, die auch vor dem Abstoßenden und Absonderlichen nicht zurückschreckt. Auch in der Malerei gilt das Konstruktive, von innen heraus Erzeugte, aber es wird gesteigert zum Grellen und Starken wie ein schreiendes Plakat. Die Einfalt des Stillen wird ersetzt durch die Einfachheit des gebieterisch Gewaltsamen. Und überall schlägt die Schöpferfreude der Erzeugung in bewußte Verrenkung der Gestalten aus, bis zur Karikatur. So finden wir sie in späteren Werken von Picasso und vor allem bei Henri Matisse. Schließlich mündet diese Kunst in den Verzicht auf alles Gegenständliche überhaupt, so daß nur noch das Nebeneinander innerlicher Vorstellungsfragmente übrig bleibt: so im Futurismus, vertreten durch Bracques, Picasso und andere.

Also hat Frankreich bis heute seinen alten Ruf sich bewahrt, das Versuchsland Europas zu sein. Kühner und kekker als in dem bedächtigen Deutschland wagt sich dort das Neue hervor, oft mehr gewollt und absichtlich gemacht als aus dem Gefühl innerer Notwendigkeit geboren. Das Neue dort liebt zu verblüffen und sich ursprünglich und selbwachsen zu geben, auch dann, wenn es nur das eigene Alte oder das fremdländische Neue wieder aufnimmt. Wieviel man uns Deutschen in jüngster Zeit dort verdankte, wieviel den Engländern und Nordamerikanern, das bekennt man sich drüben nur im engen, vertrauteren Kreise. Wagner und Nietzsche, Kant und Fichte, Hegel und Marx, Novalis und Heine haben nachhaltig und neuentdeckt in den neunziger Jahren gewirkt. Oft kam den ahnungslosen Deutschen das eigene dem Gesichtskreis entschwundene Gut als Pariser Modeartikel in neuer Aufmachung ins Haus. Mag sich der Franzose als den Schrittmacher auch der geistigen Zeitbewegungen fühlen und preisen: wir wollen und können über diesen Vorrang nicht mit ihm streiten. Aber des einen sei er dabei sich immer bewußt und bekenne es mit dem Freimut, den oft seine besten Söhne bewährten: die ersten und tiefsten Gedanken, die einem Hebel gleich die Stützen und Träger der geistigen Welt aus dem Boden zu winden vermögen, sind oft genug dem schwerarbeitenden Kopf eines besinnlichen einsamen Deutschen entsprungen.

Wie aber verhält sich drüben zu dieser endlosen immer schnelleren Umwälzung der das Leben bestimmenden Kräfte die herrschende Bourgeoisie? Es ist ja bekannt, daß in keinem Lande der Welt die vorstrebende junge Künstlerschaft bei den Staatsbehörden, Akademien und Ausstellungsprüfern so wenig Förderung findet. Es ist ja bekannt, daß alle die großen Impressionisten, die Manet und Monet, Degas und Renoir, Cézanne und Sisley, 1863 in den Salon *des Refusés* flüchten mußten und selbst nach ihrem Tode nur durch eine private Schenkung in einen Nebensaal des Luxembourg gelangt sind. Gegen einen Verlaine und Maeterlinck, einen Verhaeren und Claudel schützte man sich durch die gleiche unduldsame Abwehr: barbarisch oder närrisch hießen sie alle. Das starke Neue mußte erst von gediegen erwerbstüchtigen und behutsam vorsichtigen Hausmalern und Hausdichtern zu einem harmlosen Tränklein verdünnt werden, bis daß es auch dem Bourgeois glatt eingehen konnte. Wie einst Augier und Feuillet im Sinn einer braven und staatserhaltenden Bourgeoisie schrieben und wirkten, so jetzt aus der Jugend von 1873 und 1885 Elémir Bourges, René Ba-

zin, Marcel Prévost und Georges Ohnet; so unter denen von 1894 Henri Bordeaux, René Boylèsve und der gepriesene Schöpfer des unvergleichlichen Cyrano und gar des Chantecler, Edmond Rostand! Und seit damals Pflicht und Ordnung, Hingabe und Opfer zum Schlachtruf der Jugend geworden waren, hat eine hochsittliche Sintflut, *une tendance de vertu, une vague de pudeur,* Frankreich überschwemmt. Das Land der Spötter und der *libertins* ist über Nacht ein Reich der Moral und der Bravheit geworden. André Lafon schrieb seinen *Elève Gilles,* eine rührend brave Schülergeschichte, worin sogar der längst verlachte Subjonctif auf — *asse* wieder auflebt, an dem bis dahin jeder gebildete Franzose den am Plötz geschulten deutschen Oberlehrer erkannt hatte. Und dieses unleugbar staatserhaltende Werk verdiente und empfing im Jahr seines Erscheinens 1912 den Preis der Akademie.

Die Wahrheit ist, daß die herrschende Bourgeoisie aus allen Geistesbewegungen der letzten Jahrzehnte ihren Honig zu saugen versteht. Wie sie nun heißen mögen: biologische Naturalisten, ästhetisierende Symbolisten, ethische Mystiker, kampflustige Imperialisten: der goldenen Sommerfelder reiche Ernte hat sie fein säuberlich mit Klugheit in ihre Scheunen eingebracht, um leichten Mehlstaub sich daraus zu mahlen und gut bekömmlichen Kuchen nach bewährtem Familienrezept daraus zu backen. Einzig und allein mit dem revolutionären Syndikalismus weiß auch der klügste Bourgeois nichts Rechtes anzufangen. Es ahnt ihm wohl: hier droht ein Feind, der ihn verschlingen möchte. Ob dessen Stunde schon gekommen ist?

Über die bisherige wissenschaftliche Ausbildung des französischen, schweizerischen und österreichischen Offizierkorps.

Von C. Cranz.

Der Weltkrieg ist zu Ende. Die Organisation des deutschen Heeres wird eine grundlegende Umgestaltung erfahren müssen. Dabei dürfte es für manchen Leser dieser Monatsschrift von Interesse sein, sich darüber in großen Zügen zu orientieren, in welcher Weise sich die Offiziersausbildung in den Nachbarländern Frankreich, Schweiz und Österreich vollzogen hat.

Von einer Schilderung oder gar einer Kritik der deutschen Offiziersausbildung möchte der Verfasser an dieser Stelle gänzlich absehen; einem Leser, der die deutschen Verhältnisse genügend genau kennt und objektiv zu beurteilen weiß, wird es ein Leichtes sein, die nötigen Vergleiche anzustellen; dieses Vergleichen sei ihm jedoch selbst überlassen. Zum Zweck einer solchen unpersönlichen Darstellung möchte der Verfasser lediglich auf zwei vorzügliche Broschüren aufmerksam machen, die vor dem Krieg im Ausland erschienen sind und die in Deutschland nur allzuwenig Beachtung gefunden haben.[1])

1) „Die kriegswissenschaftliche Ausbildung unseres Offizierkorps" von Bruno Zschokke, Geniehauptmann und Dozent an der militärwissenschaftlichen Abteilung der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich; Verlag von Eugen Speidel in Zürich, 1913. (I. Einleitung; II. Rekrutierung und militärwissenschaftliche Ausbildung unserer Instruktionsoffiziere; III. Die militärwissen-



1. Über die Offiziersausbildung in Frankreich.

Der Verfasser der erstgenannten Broschüre, Hptm. Zschokke, entwirft von S. 14 ab in ruhiger Sachlichkeit, ohne jede Voreingenommenheit, ein sehr anerkennendes Bild von dem Werdegang des französischen Offiziers. Wir entnehmen seiner Darstellung das Folgende:

Das französische Offizierskorps zerfällt seinem Bildungsgang nach in zwei Gruppen. Die erste Gruppe bilden die Offiziere, die aus dem Unteroffizierskorps hervorgegangen sind. Diese müssen eine mindestens zweijährige Dienstzeit als Unteroffizier hinter sich haben; nach einer Aufnahmeprüfung, die sich sowohl auf allgemein-wissenschaftliche, wie auf militärische Fächer bezieht, werden sie ein Jahr lang entweder in der Infanterieschule von Saint-Maixent oder in der Kavallerieschule von Saumur oder in der Artillerie- und Genieschule von Versailles unterrichtet. Nach bestandener Schlußprüfung treten sie mit Unterleutnantsrang in die aktive Armee zurück. Von diesen Schulen, die keine höheren wissenschaftlichen Zwecke verfolgen und deren Absolventen weder zu Stabsoffizieren, noch für Lehrzwecke bestimmt sind, vielmehr nur Oberleutnants der fechtenden Waffen liefern sollen, möge nicht weiter die Rede sein.

Die zweite Gruppe von Offizieren, die eine wesentlich höhere allgemeine und militärische Ausbildung erhält, geht entweder aus der polytechnischen Schule oder aus der Spezialschule von Saint-Cyr hervor.

Die École polytechnique, Frankreichs älteste und berühmteste technische Lehranstalt, wurde 1794 von dem bekannten Mathematiker Monge gegründet. Ihr Zweck ist, junge Leute für die verschiedensten technischen und militärischen Zweige des Staatsdienstes heranzubilden; so die Staatsingenieure der nationalen Werkstätten (Manufactures de l'État), der öffentlichen Bauten (Ponts et Chaussées) und des Bergbauwesens, des Wasser- und Forstdienstes (Eaux et forêts) usw.; sowie ein Teil der Offiziere der technischen Truppen (Artillerie und Genie) und der Marine.

Für diese so verschiedenartigen Wissensgebiete besitzt jedoch die Schule seit jeher nur einen einzigen, einheitlichen, zwei Jahre umfassenden Lehrplan. Die Hauptfächer sind: die verschiedenen Zweige der höheren Mathematik, der Mechanik, Physik und Chemie. In zweiter Linie kommen Geschichte, Literatur, Nationalökonomie und fremde Sprachen.

Daraus geht ohne weiteres hervor, daß die École polytechnique keinen abschließenden Bildungsgang vermitteln soll, sondern daß sie mehr den Charak-

---

schaftliche Ausbildung ausländischer Offiziere und die fremden Militärschulen: Frankreich, Deutschland, Österreich-Ungarn, Belgien, Dänemark; IV. Die Mängel unseres bisherigen Ausbildungssystems; V. Die Organisation des militärwissensch. Unterrichts an der Eidgen. Techn. Hochschule; VI. Schlußbemerkungen.)

„Studie zu einem Reformentwurf unseres Militär-Erziehungs- und Bildungswesens“ von dem österreich. Oberst Ing. Viktor Ritter von Niesiolowski-Gawin, als Manuskript gedruckt, Wien 1912. (Der Verfasser dieser Broschüre ist ein hervorragender Fachmann auf dem Gebiete der mathematischen und technischen Physik und hat jahrelang den physikalisch-technischen Unterricht an der Technischen Militärakademie in Mödling bei Wien mit großem Erfolg geleitet; zahlreiche Zeitschriftenaufsätze stammen aus seiner Feder; aus seinen Vorlesungen über Naturwissenschaften ist besonders das ausgezeichnete, mit meisterhafter Klarheit verfaßte Werk hervorgegangen: „Ausgewählte Kapitel der Technik mit besonderer Rücksicht auf militärische Anwendungen“, mit 561 Figuren u. 2 Lichtdrucktafeln, in 2. Auflage 1908, Wien, Verlag von L. W. Seidel.)

ter einer Universität besitzt, die ihren Studierenden eine allgemeine höhere Bildung, speziell in mathematisch-philosophischer Richtung zu geben bestimmt ist. Die École polytechnique nötigt somit ihre Absolventen, je nach dem Dienstzweige, den sie wählen, noch eine weitere technische oder militärische Spezialschule zu besuchen, wo sie ihre besondere höhere technische Fachausbildung vollenden; das ist für die Staatsingenieure entweder die École des Ponts et Chaussées oder die École nationale des mines usw., für die technischen Offiziere die École d'application de l'artillerie et du génie.

Trotzdem die École polytechnique dem Kriegsministerium unterstellt ist, ihre Schüler uniformiert und kaserniert sind und auch — allerdings mehr zur körperlichen Stärkung — einige militärische Übungen durchmachen, so ist sie streng genommen keine eigentliche Militärschule.

Was ihr ein besonderes Gepräge gibt, ist die außerordentlich strenge Sichtung der Kandidaten, die sich zur Aufnahme melden, und die öfteren, sehr gründlichen Prüfungen, der sich ihre Schüler unterwerfen müssen. Zschokke führt an, eine Durchsicht der Aufnahmebedingungen zeige, daß die wissenschaftlichen, speziell die mathematischen Vorkenntnisse für die Aufnahme rund dem entspreche, was in der Schweiz ein Studierender der Ingenieurschule nach einem Studium von drei Semestern erreicht habe! Wie streng bei der Auswahl der Kandidaten verfahren wird, geht daraus hervor, daß nach dem zehnjährigen Durchschnitt von 1903 bis 1912 von 1086 Kandidaten, — die erstens im Besitz eines Maturitätszeugnisses (bachelier de l'enseignement secondaire) sein müssen und zweitens noch eine besondere weitläufige Aufnahmeprüfung zu bestehen haben —, bloß 187, d. h. 17 % aufgenommen wurden! Bei solch rigorosem Verfahren ist leicht einzusehen, daß die Qualität, d. h. das intellektuelle Niveau der Schüler ein sehr hohes sein muß.

Zur Armee stehen die Zöglinge der École polytechnique in der folgenden Beziehung: Dem Eintritt in die Schule vorangehend, hat jeder Schüler in einem Feldartillerieregiment ein Jahr als Soldat zu dienen; dann folgt der zweijährige Kursus an der Schule; hierauf das zweite militärische Dienstjahr als Unterleutnant, sei es in der École d'application de l'artillerie et du génie für die aktiven Offiziere, sei es im Regiment als Unterleutnant der Reserve für diejenigen Absolventen, die nachher in eine nicht-militärische Staatsstellung eintreten.

(Wie bereits bemerkt, spielt der rein militärische Unterricht während der zweijährigen Studienzeit nur eine sekundäre Rolle und bezweckt lediglich, die vorher im Regiment erworbenen militärischen Kenntnisse zu befestigen. Demzufolge wird gelehrt: über Militärgesetzgebung, Armeeorganisation, Verwaltung, Topographie, Artillerie- und Befestigungswesen, Feldarbeiten der Genietruppen. An körperlichen Übungen werden betrieben: Fuß- und Geschützexerzieren, Reiten, Turnen, Fechten, Boxen und Radfahren.)

„Wenn auch die ganze Organisation seit ihrer Gründung sich in den Hauptzügen gleich geblieben ist und mit ihrer streng-militärischen Zucht und ihrem starren, rein theoretischen Lehrplan, nach schweizerischen Begriffen vielleicht nicht mehr in allen Teilen als zeitgemäß betrachtet werden kann, so werden diese Nachteile sowohl durch das hohe geistige Niveau von Lehrern und Schülern, welch letztere nach dem oben Gesagten eine ganz besondere Elite der französischen studierenden Jugend darstellen, als auch durch den Ernst und die Gründlichkeit,

mit der die wissenschaftlichen Studien und die Prüfungen an genannter Anstalt betrieben werden, mehr als ausgeglichen. Kein Wunder, daß es der höchste Ehrgeiz eines jungen französischen Technikers ist, in die polytechnische Schule aufgenommen zu werden, und die ehemaligen Zöglinge dieser Anstalt sich in den technischen wie in den gesellschaftlichen Kreisen ihres Vaterlandes eines sehr hohen Ansehens erfreuen. Die bloße Notiz auf ihren Visitenkarten „ancien élève de l'École polytechnique" steht darum höher im Werte als in Ländern deutscher Zunge der „Dr. phil." oder „Dr. ing."; und wenn an der alljährlichen Truppenschau am 14. Juli den vorbeidefilierenden „Polytechniciens" vom Publikum besonders herzlich zugejubelt wird, so gilt dieser Beifall nicht ihrer guten Richtung und nicht ihren schmucken Uniformen, sondern er ist die wohlverdiente Huldigung, welche die Nation der jungen geistigen Elite der Armee, der „Hoffnung des Landes" entgegenbringt.

Die Vollendung der theoretischen und praktischen Studien erfolgt für die in die aktive Armee übertretenden Polytechniker später, wie schon erwähnt, in der École d'application de l'artillerie et du génie, (früher in Fontainebleau, seit 1913 in zwei getrennten Abteilungen, nämlich in Fontainebleau für Artillerie, in Versailles für Genie; Dauer des Kursus früher zwei Jahre, seit 1904 ein Jahr).

Der Unterrichtsstoff teilt sich in acht Hauptgruppen:

1. Artilleriewesen (Innere Ballistik, Geschütze. Äußere Ballistik, Munition, Geschoßwirkung, Artilleriefeuer; Küstenartillerie. Fremde Artillerien. Handfeuerwaffen. Organisation und Geschichte der Artillerie).

2. Kriegskunst (Kriegsgeschichte. Heeresorganisation. Operationslehre. Geographie. Übungen).

3. Befestigungslehre (Permanente Befestigung. Angriff und Verteidigung fester Plätze. Übungen).

4. Baukonstruktionslehre.

5. Angewandte Militärtechnik (Hydraulische Motoren. Wärmemotoren. Werkzeugmaschinen. Automobilismus. Materialprüfungswesen. Luftschiffahrt. Militär-Elektrotechnik. Explosivstoffe. Metallurgie).

6. Topographie (Terrainstudien. Topographische Apparate und Methoden. Übungen).

7. Körperliche Erziehung und Hygiene (Funktionen des menschlichen Organismus. Vervollkommnung und Erhaltung desselben).

8. Technische Abteilung des Geniewesens.

Im Gegensatz zur École polytechnique ist die um 14 Jahre jüngere, von Napoleon I. gegründete École spéciale militaire de Saint-Cyr eine regelrechte Militärschule. Ihr Zweck ist, die Infanterie- und Kavallerieoffiziere der aktiven Armee heranzubilden. Die Kandidaten dienen zunächst ihr vorgeschriebenes Dienstjahr als Soldat in einem Regiment ab, vollenden sodann während zwei Jahren in Saint-Cyr ihre Ausbildung zum Offizier und treten nach bestandener Prüfung mit Unterleutnantsrang in die Armee ein. Und zwar die Infanterieoffiziere in ein Regiment, wo sie nach einem Jahr zum Leutnant befördert werden; die Kavallerieoffiziere in die Armeereitschule von Saumur, aus der sie dann ebenfalls als Leutnants in ein Regiment übertreten.

Die Aufnahmebedingungen sind auch für Saint-Cyr recht streng (wenn auch naturgemäß weniger streng als für die École polytechnique). Verlangt wird das Maturitätszeugnis (baccalauréat de l'enseignement secondaire) und zudem noch eine besondere, sehr weitläufige schriftliche und mündliche Aufnahmeprüfung.

(Im Jahr 1911 wurden von 511 Kandidaten nur 290 oder 57 % zum Eintritt zugelassen.) Alle Zöglinge zusammen bilden an der Schule ein militärisch organisiertes Bataillon, das sog. „erste Bataillon Frankreichs“.

Das Unterrichtsprogramm des zweijährigen Unterrichts ist nicht gerade stark mit verschiedenartigen Fächern überlastet: Kriegsgeschichte. Taktik. Geographie. Topographie. Verwaltungswesen, Gesetzgebung, gewöhnliches Recht. Moral und Erziehung. Befestigungswesen. Artilleriewesen. Hygiene. Deutsche Sprache. Zeichnen; zusammen 13 Fächer. Die Repetitionen, die schriftlichen Übungen und Exkursionen in militärische, technische und industrielle Anlagen nehmen einen breiten Raum ein. Zu den aufgeführten Fächern kommt noch hinzu: das Studium der Reglements; die praktischen Übungen im Kartenaufnehmen und im Schießen mit Gewehr und Geschütz; das Reiten; Fechten; Turnen. Die Schlußprüfungsnote ist in Saint-Cyr wie an der École polytechnique von allergrößtem Einfluß, ja sogar entscheidend für die ganze spätere Laufbahn.

Mit den erwähnten Schulen ist jedoch der höhere militärische Unterricht für die Offiziere der fechtenden Waffengattungen nicht abgeschlossen. Wer vielmehr eine höhere militärische Laufbahn, im Generalstab oder als Truppenführer, anstrebt, hat als Oberleutnant oder Hauptmann nach mindestens fünfjähriger Dienstzeit noch die École supérieure de guerre zu durchlaufen. Das Studium dauert ein Jahr. Die mündliche und schriftliche Eintrittsprüfung ist seit 1912 sehr streng und umständlich.

Zu erwähnen ist noch die seit 1909 in Paris bestehende École supérieure d'aéronautique et de construction mécanique, eine Privathochschule, die den Zweck verfolgt, Ingenieure und Offiziere wissenschaftlich für den Bau von Luftschiffen, Flugzeugen, leichten Motoren, Automobilen usw. auszubilden (also nicht zu verwechseln mit den „Fliegerschulen“). Der Zutritt ist auch hier wieder an strenge Aufnahmebedingungen geknüpft, und nur Absolventen der École polytechnique oder einer gleichwertigen technischen Lehranstalt werden ohne Eintrittsprüfung aufgenommen. Der streng wissenschaftliche Charakter des Instituts zeigt sich u. a darin, daß unter den Leitern und Professoren die glänzendsten Namen der französischen Gelehrtenwelt anzutreffen sind. Der Lehrplan umfaßt einen Vorkurs und den eigentlichen Fachkurs, jeder von der Dauer eines Jahrs. Das Studiengeld ist sehr hoch: 1100 Fr. für reguläre Studierende, 1500 Fr. für Zuhörer. Seit 1. November 1909 bis 1. Januar 1912 hat die Schule schon 95 diplomierte Luftschiffahrtsingenieure, darunter 32 Offiziere, die das französische Kriegsministerium an die Schule entsendet hat, ausgebildet.

Hptm. Zschokke schließt diesen kurzen Überblick über die zur Offiziersausbildung dienenden französischen Hochschulen mit den Worten: „Daß ein Land, wo das militärtechnische Unterrichtswesen auf so hoher Stufe steht, auch auf dem Gebiete militärischer Neuerungen und Erfindungen bahnbrechend wirken mußte, ist nur natürlich. Frankreich war es, das im Jahre 1859 zum erstenmal die gezogenen Geschütze, im Jahre 1870 die ersten Mitrailleusen verwendete. Ein französischer Chemiker, Turpin, führte um die Mitte der achtziger Jahre in der Artillerie- und Geniewaffe zuerst die Pikrinsäurepräparate ein. Ein französischer Chemiker, Vieille, erfand das rauchschwache Pulver, und die französischen Geniehauptleute Renard und Krebs waren es, die im August 1884 mit dem Ballon „La France“ zum erstenmal das Problem des lenk-



baren Luftschiffes lösten. Die Unterseeboote, die Rohrrücklaufgeschütze sind französische Erfindungen, und die Automobilindustrie, sowie in neuester Zeit die Aviatik haben von Frankreich aus ihre gewaltige Entwicklung genommen."

2. Über die Offiziersausbildung in der Schweiz.

In seiner Broschüre bespricht Hptm. Zschokke eingehend und überzeugend die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit der im Jahre 1911 ins Leben gerufenen militärtechnischen Abteilung der Technischen Hochschule Zürich.

Als die Hauptnachteile des Milizsystems mit seiner kurzen Militärdienstzeit führt er an: ungenügende allgemeine und militärwissenschaftliche Kenntnisse, sowie Mangel an der nötigen Sicherheit, Gewandtheit und Autorität; und zwar sowohl bei den Truppenoffizieren (den Milizoffizieren, die nur zeitweise einberufen werden) als auch bei den Instruktionsoffizieren (den Berufsoffizieren). Von der letzteren Offiziersgattung ist vorzugsweise die Rede. Gegen die Laufbahn des Berufsoffiziers mache sich eine gewisse Abneigung in den weitesten Schichten des Volkes geltend. Bei dem hauptsächlich auf das Praktische und Materielle gerichteten Sinn der schweizerischen Bevölkerung sei zu bemerken, daß der Nachwuchs des gebildeten Bürgerstandes sich vorzugsweise der einträglicheren Laufbahn eines Industriellen oder Kaufmanns oder Juristen oder Arztes oder Ingenieurs, aber verhältnismäßig selten der eines Berufsoffiziers zuwende. Mancher, den gebildeten Ständen angehörige, intelligente junge Mann vermöge es trotz seiner vielleicht stark entwickelten militärischen Neigungen nicht über sich zu gewinnen, in das Berufsoffizierkorps einzutreten, wo er sich, wenigstens in den unteren Graden, jahrelang in einem Milieu bewegen müsse, das seiner sozialen Stellung und seiner Bildung nach oft unter dem seinigen steht. Viele jungen Leute haben auch das dunkle Vorgefühl, daß sie als Instruktionsoffiziere einer Laufbahn entgegengehen würden, in der sie eine ihrem Temperament, Wissen und Können entsprechende energische Tätigkeit nicht so entfalten können, wie in einem freien bürgerlichen Beruf. Endlich haben manche die Überzeugung, daß sie infolge der dem Milizsystem nun einmal anhaftenden Mängel trotz aller Hingabe nur halbe Arbeit leisten könnten, während sie als Kaufmann, Jurist oder Techniker sich ihr Schicksal selber schmieden und sich auf diesen Gebieten, zufolge ihrer vortrefflichen Schulbildung, auch ihren ausländischen Kollegen als völlig ebenbürtig fühlen dürfen.

So hält Zschokke für das schweizerische Offizierskorps eine höhere Bildung für notwendig; und zwar „nicht nur, weil diese für die Fachausbildung der Offiziere als unumgängliches Erfordernis betrachtet wird, sondern weil man gar wohl weiß, daß eine richtig betriebene, gründliche wissenschaftliche Vorbildung, namentlich in mathematisch-naturwissenschaftlicher Richtung, einerseits die Logik des Denkens und die Klarheit des Urteils und Ausdrucks schärft, andererseits zu systematischer und methodischer Arbeit erzieht, somit Eigenschaften fördert, die sowohl für die militärische Erziehung wie die höhere Truppenführung von der größten Bedeutung sind".

Eine eigentliche obligatorische Fachhochschule für die jungen Instruktionsoffiziere habe die Schweiz bis 1911 überhaupt nicht besessen. Die sog. Aspirantenschulen und Zentralschulen mit ihrem spezifisch applikatorischen Charakter und mit einer Dauer der Kurse von 80 bis 105 bzw. von 30 Tagen



können für die gründliche militärwissenschaftliche Ausbildung der Berufsoffiziere unmöglich als genügend erachtet werden. Für eine wirkliche Besserung gebe es nur einen Weg: die Vorbildung und (zur Beiziehung der geeigneten Elemente der Bevölkerung) auch das spätere Wirkungsfeld und die ökonomische Stellung der Berufsoffiziere in jeder Beziehung so zu gestalten, daß dieser Beruf in den Augen der gebildeten männlichen Jugend zu einem begehrenswerteren wird.

Die Berufsoffiziere werden in Zukunft hinsichtlich Befähigung, Vorbildung und militärwissenschaftlicher Ausbildung naturgemäß tatsächlich in zwei Gruppen zerfallen, wovon die eine für den unteren, die andere für den höheren Instruktions- und sonstigen Offiziers- und Beamtendienst bestimmt ist; — ganz ähnlich, wie das technische Personal einer großen Maschinenfabrik, wenn auch nicht offiziell, so doch in Wirklichkeit, zwei Gruppen von Ingenieuren bildet; auf der einen Seite die intellektuell höher stehenden, meist mit abgeschlossener Hochschulbildung ausgerüsteten Ingenieure, aus deren Kreisen später die Oberingenieure und Direktoren hervorgehen; auf der anderen Seite, in verschiedenen Abstufungen, das technische Hilfspersonal mit geringerer allgemeiner und wissenschaftlicher Bildung, dafür aber um so größerer praktischer Erfahrung und Handfertigkeit.

Aus der gesamten schweizerischen Heeresverwaltung (Kanzlei des Militärdepartements; Generalstabsabteilung; Festungsbureaus vonSt.Gotthard undSt.Maurice; Schießkartenbureau; Instruktionskorps der Festungstruppen; Abteilung für Infanterie; Abteilung für Kavallerie; Abteilung für Artillerie; Abteilung für Genie; kriegstechnische Abteilung mit dem Bureau und mit den Sektionen für Waffen, Material und Ausrüstung, für Munition, für Schießversuche, sowie mit den Militärwerkstätten in Thun, Warblaufen, Altdorf und Bern) werden sodann von Hptm. Zschokke im ganzen 190 Berufsoffiziere und Beamten zusammengestellt, für die neben ihrer sonstigen technischen oder administrativen Berufsbildung eine höhere militärwissenschaftliche Ausbildung als geboten oder wenigstens als höchst wünschenswert erscheint.

Diese militärwissenschaftliche Ausbildung wird nach ihm am zweckmäßigsten an der Technischen Hochschule bewirkt. Interessant sind die eingeflochtenen geschichtlichen Darlegungen Zschokkes über den wechselvollen Widerstreit der Meinungen darüber, was vorzuziehen sei: eine selbständige Militärakademie für sich oder aber eine an die Technische Hochschule angegliederte nichtobligatorische Militärabteilung (ohne Kollegzwang für die Militärstudenten) oder endlich eine dem Kriegsministerium unterstellte, für die Offiziere obligatorische Militärabteilung der Technischen Hochschule, dabei Kollegzwang für die Offiziere, Bezahlung ihrer Kollegiengelder durch den Staat, Verpflichtung zu Abgangsprüfungen, dabei Möglichkeit auch für die Zivilstudenten, an den Vorlesungen der Militärabteilung teilzunehmen.

Diese letztere Einrichtung, die schließlich März 1911 in der Schweiz ins Leben trat und die von Hptm. Zschokke nach Organisation, Lehrplan usw. im einzelnen geschildert wird, hält er für die einzig glückliche Lösung der Frage:

„Begrüßen wir es darum, daß unsere oberste Landesbehörde sich dazu entschlossen hat, den militärwissenschaftlichen Unterricht dorthin zu verweisen, wo er hingehört, nämlich an die Eidgenössische Technische Hochschule; nicht nur, weil dieses Institut schon jetzt über eine Reihe geeigneter Lehrkräfte verfügt, die zufolge ihrer sonstigen Fachausbil-



dung in der Lage sind, die verwandten militärischen Anwendungsgebiete sachgemäß zu lehren, sondern weil hier auch alle technischen Hilfsmittel, Bibliotheken, Lesesäle, Laboratorien, Apparate usw. in reichlichem Maße vorhanden sind und bei dem intensiv geistigen Leben, das an dieser Stätte ernster Forschung pulsiert, auch volle Gewähr dafür geboten wird, daß der höhere militärische Unterricht in wirklich wissenschaftlich gründlicher Weise betrieben wird und sich lebensfrisch erhält. Zudem wird den Studierenden der Militärschule an unserer Technischen Hochschule eine vortreffliche Gelegenheit geboten, sich neben ihren Fachstudien noch allgemein weiterzubilden und während mehrerer Jahre mit jungen Leuten aus allen Gauen des Landes, wenn auch in verschiedenen Berufsstudien, so doch in gemeinsamem Streben zusammenzuarbeiten; — alles Momente, die von einer nicht zu unterschätzenden psychologischen Bedeutung sind.

„... Es tauchten in einflußreichen Kreisen neuerdings Zweifel darüber auf, ob es zweckmäßig gewesen sei, ... die Militärabteilung zu einer eigentlichen obligatorischen Fachschule (an der Technischen Hochschule) für angehende Instruktionsoffiziere auszubauen. Diese Zweifel sind nach unserer Auffassung unberechtigt. Vergessen wir nie, daß das Kriegswesen heute zu einer regelrechten Wissenschaft geworden ist, die sich anderwärts längst die volle Gleichberechtigung mit anderen Wissenschaften errungen hat, — dies um so leichter, als die heute immer größere Bedeutung erlangenden militärtechnischen Wissensgebiete lediglich als besondere Anwendungsformen der Hauptwissenschaften zu betrachten sind:

So ist die Ballistik ein besonderes Anwendungsgebiet der Mathematik und Physik;

das gesamte Befestigungswesen, der Militärbrückenbau und -eisenbahnbau ein solches der Bau- und Ingenieurkunst;

die Militärtopographie ein solches der allgemeinen Topographie und Geodäsie;

die Konstruktion von Handfeuerwaffen, Geschützen, Panzerungen, Luftschiffen und Fahrzeugen ein solches der Mechanik;

die Feldtelegraphie, Telephonie, drahtlose Telegraphie, das Scheinwerferwesen, der optische Signaldienst besondere Anwendungen der Elektrotechnik und der Optik;

die Lehre von den Treib- und Sprengmitteln, sowie die Sprengtechnik besondere Abschnitte aus der Chemie und dem Materialprüfungswesen.

Wenn aber diese Gebiete ... nicht in dilettantenhafter Weise behandelt sein wollen; so können sie ihre sachgemäße, wissenschaftliche Behandlung nur an einer Technischen Hochschule finden. Da nun aber in erster Linie die Instruktionsoffiziere diese Fächer gründlich beherrschen sollen, so soll auch vor allem diese Gruppe von Offizieren die militärischen Vorlesungen an unserer Technischen Hochschule besuchen. Das Ziel, unter Mitwirkung der Eidgen. Technischen Hochschule wirklich kriegswissenschaftlich gebildete Offiziere heranzubilden, ist allerdings nur erreichbar, wenn die Militärschule, die ja nicht aus den eigenen Bedürfnissen des Polytechnikums herausgewachsen ist, sondern diesem von außen in den Schoß gelegt wurde, sich dem Organismus dieser Lehranstalt voll und ganz assimiliert. Dies ist aber wieder nur möglich, wenn die Leitung der Militärschule und der Schwerpunkt des ganzen Unterrichts in den Händen des Polytechnikums liegen. Eine solche Bestimmung bietet aber auch die beste Gewähr dafür, daß sowohl hinsichtlich der Qualität der aufzunehmenden Studierenden, wie der Zusammensetzung des Lehr-

körpers und des Betriebes des Unterrichts die Militärschule einen den übrigen Fachschulen der Technischen Hochschule ebenbürtigen Rang einnehmen wird . . .

Unter keinen Umständen wäre es zulässig, daß das Polytechnikum von seinem wissenschaftlichen Piedestal herunterstiege, um eine zweitklassige Gruppe von Absolventen in die Welt zu senden. Sein Niveau als Hochschule muß gewahrt bleiben; heute mehr denn je, nachdem man erst vor wenigen Jahren diesen Charakter durch Verleihung des Titels „Technische Hochschule" auch nach außen hin noch besonders zu betonen für notwendig erachtet hat.

Auf je höherer wissenschaftlicher Stufe die Militärschule zufolge der Qualität von Lehrern und Schülern stehen wird, je strenger ihr Unterricht betrieben wird, desto höheres Ansehen wird sie im Laufe der Jahre im Lande genießen, und desto lebhafteren Zuspruches wird sie sich allmählich von seiten der gebildeten Jungmannschaft erfreuen. Die konsequente Durchführung solcher Grundsätze ist es auch, die den hohen Ruhm einiger ausländischer, namentlich französischer Militärschulen fest begründet hat. Verbieten es uns selbstredend die Verhältnisse, solche Institute hinsichtlich Umfang und äußerer Ausstattung nachzuahmen, so müssen wir uns bestreben, es ihnen wenigstens dem inneren, geistigen Gehalt nach gleichzutun. Eine solche Auffassung entspricht übrigens auch guter schweizerischer Tradition.

Die Schaffung neuartiger militärischer Institutionen ist bekanntlich in unserem Lande, wo Militär und Bürgertum nicht wie anderswo zwei scharf geschiedene Begriffe sind, von jeher mit besonderen Schwierigkeiten verbunden; es war darum zu erwarten, daß die unseren Zwecken am besten entsprechende Organisation des höheren kriegswissenschaftlichen Unterrichts nicht von heute auf morgen gefunden werden konnte. Mögen zwar auch noch einige organisatorische Einzelheiten zu verbessern sein, so ist doch andererseits nicht daran zu zweifeln, daß wir mit der jetzigen Organisation grundsätzlich den richtigen Weg beschritten haben.

Ferne sei es uns, durch unsere Militärschule eine exklusive, von Standesvorurteilen befangene privilegierte Offizierskaste zu schaffen, vergleichbar den Offizierskorps gewisser anderer Länder. Im Gegenteil: Gerade dadurch, daß wir die jungen Leute nicht in Uniform und nicht in eine besondere Militärakademie mit kasernenartigem Charakter stecken, sondern sie, wie andere Studenten, in Zivilkleidung in unsere höchste technische Lehranstalt aufnehmen, wo sie den Geist freier Wissenschaft atmen, werden sie vor Kastengeist und Standesdünkel bewahrt bleiben. Nur auf diesem Wege wird namentlich ein auf höherer geistiger und erzieherischer Stufe stehendes Instruktionskorps herangezogen werden, das im öffentlichen Leben ebenso geachtet dastehen wird, wie etwa die sogenannten akademischen Berufsarten.

Wahre und gründliche Bildung macht aber auch einfach und bescheiden, und wir werden so mit der Zeit wieder eine größere Zahl jener feingebildeten und dabei so anspruchslosen Offiziere bekommen, wie Dufour, Herzog, Siegfried, Pfyffer, Bleuler und andere, zu denen nicht nur die Armee, sondern das ganze Volk mit Hochachtung und Vertrauen aufblickte.

Man darf natürlich nicht erwarten, die Früchte, die von der Reform des Bildungswesens unseres Offizierkorps erhofft werden, schon morgen einzuheimsen. Manche alteingewurzelte Anschauungen und Vorurteile sind noch zu überwinden, und die Anfänge der Reformarbeit stellen an die Einsicht, den guten Willen und die Ge-

duld aller Beteiligten noch viele Ansprüche. Aber sind erst einmal zehn oder zwanzig Jahre ins Land gezogen, so wird ein schöner Erfolg sicherlich nicht ausbleiben.

Vergessen wir nicht, daß der Satz: „Wissen ist Macht" auch auf militärischem Gebiete gilt, daß die Zeit der alten napoleonischen Haudegen ein für allemal vorüber ist, und daß es zur Verbürgung eines Erfolges im Kriege nicht nur wohlgefüllter Zeughäuser, der besten Repetiergewehre und moderner Schnellfeuergeschütze, sondern auch einer Reihe moralischer und intellektueller Faktoren bedarf, die vor allem im Charakter und in dem Grad der kriegswissenschaftlichen Ausbildung der Offiziere ihren Ausdruck finden."

(Schluß folgt.)

Die Homerforschung.

Von Alfred Gercke.

4. Die dichterischen Pläne.[1])

Wie die flachen Bilder im Stereoskop Tiefe bekommen, so sehen die Augen der Forscher hintereinander die verschiedenen Schichten in Sprache und Vers, in Sagenstoff und kulturhistorischer Umgebung der Dichtung und vor allem im Aufbau des Epos selbst. Aus ihm die Pläne der Dichter zu entwickeln, ist die vornehmste und nur scheinbar eine leichte Aufgabe.

Wolf hat *argumenta* der 48 Gesänge in wundervollem, kristallklarem Latein abgefaßt, die noch heute mit Recht in den Schulausgaben abgedruckt werden. Aber sie verraten nichts von einer dritten Dimension, denn sie sind vor dem Einsetzen der höheren Kritik formuliert worden mit Verzicht auf jeden Argwohn, jede Andeutung einer Störung des Grundplanes, jede Ahnung einer eingetretenen Änderung in den Absichten des Dichters. Trotzdem behält diese einfache Inhaltsangabe ihren Wert, man kehrt von allen Hypothesen immer wieder zu ihr zurück.

Die Odyssee ist verhältnismäßig durchsichtig, schon weil sich alles um einen Helden dreht, auch wo sein Sohn vier Bücher hindurch in den Vordergrund tritt und andere troische Helden im Hintergrunde erscheinen. Trotzdem ist das Ganze in so kunstvoller Anordnung, wie wir es besitzen, keineswegs nach einem vorbedachten, umfassenden Plane erbaut. Ohne Freiermord können wir uns freilich die Heimkehr des in einen Bettler verwandelten troischen Helden nicht denken: auf ihn weist alles von Anfang an immer wieder als auf die bevorstehende furchtbare Tragödie hin; und doch sind diese Schrecknisse erst in junger Zeit in das Epos hineingekommen und dann breit ausgesponnen worden. Ursprünglich waren alle Schrecken lediglich den langwährenden Irrfahrten vorbehalten; als dem armen Dulder endlich die ersehnte Heimkehr und die Wiedervereinigung mit der treuen Gattin zuteil wurde, trat seinem Glücke nichts mehr in den Weg bis in sein hohes Alter hinein. Da außerdem nicht Odysseus selbst seine Abenteuer bei den Phaiaken erzählte (von diesen war vielleicht einst gar nicht die Rede) und sicher das Epos nicht die Telemachie kannte, mit der es jetzt beginnt, so war der dichterische Plan einmal ein wesentlich anderer.

Er erhellt besonders aus dem wunderbarerweise fast unversehrt erhaltenen ehemaligen Abschlusse, der prachtvollen,

1) Siehe Heft 5.



zur Wiedererkennung führenden Unterredung der Gatten in τ, nach dem Fußbade ‚Niptra' genannt. Nachdem der unbekannte Fremde sehr geschickt das Gespräch auf Odysseus gelenkt, seine Glaubwürdigkeit nachgewiesen und der Gattin sichere Kunde von Odysseus gebracht, endlich seine Rückkunft in kürzester Frist in Aussicht gestellt und mit heiligem Eide beschworen hat, da muß ihn die alte Amme, deren Handreichung er deshalb zur Fußwaschung gewünscht hat, an der Beinnarbe erkennen. Das alles, und wie die Alte aufschluchzt: ‚du bist Odysseus, mein Kind', ist stehen geblieben und nur der wenige Verse, wie es scheint, füllende Schluß gestrichen worden, worin der Heimgekehrte die fassungslos dabeistehende Gattin in die Arme schloß. Der erheblich jüngere Verfasser des Freiermordes hätte eigentlich viel mehr von der alten Dichtung unkenntlich machen oder tilgen müssen, als er pietätvoll getan hat; einer der schärfsten Kritiker, Aristarchos, hat in seinem Sinne noch nachträglich Abstriche vornehmen wollen, um eine bessere Übereinstimmung mit dem jetzigen Schlusse der Odyssee herzustellen, nämlich wenigstens die Verse τ 346/8, worin Odysseus selbst geradezu die Entdeckung durch Eurykleia herausfordert und in der ursprünglichen Dichtung auch herausfordern sollte. Aristarchos fragte nicht, was Kirchhoff stets verlangte, wie ein solcher Anstoß in den Text gekommen sein könnte, und verkannte das Alte, weil er den Freiermord für das gegebene Schlußstück des Epos hielt. Das haben erst Niese und Wilamowitz durch Interpretation als Vorurteil und Irrtum erwiesen und die alte Dichtung in ihrer unvergleichlichen Schönheit herausgearbeitet. Das ganze Problem der Odyssee und ihres dichterischen Planes hat dadurch ein ganz anderes Aussehen erhalten.

Daß der junge Bearbeiter den Plan verschieben mußte, durch Abstriche, Zusätze und geringfügige Änderungen, ist selbstverständlich. Hier sei nur auf die Einlage τ 394—466 hingewiesen, in denen die einstige Verwundung auf der Eberjagd erzählt wird: das geschieht im unpassendsten Augenblicke, gerade als die alte Eurykleia die Narbe erkennt, während also der normal veranlagte Hörer oder Leser für nichts anderes Sinn hat. Aber die Aufmerksamkeit von der Handlung abzulenken war Absicht: ohne dies Mittel konnte der Nachdichter nicht wagen, unmittelbar darauf (τ 477) den alten Schluß abzureißen. Man muß diese Verschlechterungen zugunsten der Komposition des Ganzen in Kauf nehmen.

Die Ilias ist weit weniger durchsichtig, vielerlei Pläne laufen durcheinander und widerstreben sich, jeder Held beinahe kann vorübergehend als eigentlicher Hauptheld gelten (so nimmt Aias bei Bethe eine solche bevorzugte Stellung ein), und der zu Beginn in den Vordergrund gerückte Achilles läuft bald Gefahr, seine Ausnahmestellung zu verlieren. Wir vermissen den leitenden Grundgedanken, der das Ganze der Ilias zusammenhält, ja der auch der enger umgrenzten Achilleis zugrunde liegt.

Ihn suchte, ganz im Gegensatz zu dem rein deskriptiven Verfahren Wolfs, der feinsinnige Karl Otfried Müller durch Intuition zu gewinnen. Vornehmlich auf die Bittgesandtschaft in *I* (Litai oder Presbeia) gestützt, entwarf er einen eigenartigen Plan der Achillesdichtung. Der Dichter wollte nach seiner Meinung in dem Gemüte aufmerksamer Zuhörer ein lebhaftes, immerfort steigendes Verlangen erwecken, den unerträglichen und übermenschlichen Trotz und Hochmut des Achilles gebrochen zu sehen. Den Gipfel erreicht diese Überhebung in dem Zurückweisen der von Agamemnon angebotenen Sühne.



Daher setzt ein von Zeus selbst im Geheimen beschlossener Läuterungsprozeß ein, den der Charakter des Achilles besteht, und durch den der göttliche Teil seiner Natur von allen Schlacken befreit wird: ein fortlaufender Gedanke, der sich angeblich durch das Ganze des Gedichts hindurch zieht.

Von dieser einer attischen Tragödie angemessenen Grundabsicht, der tragischen Schuld des Helden und dem geheimen Plane des Zeus ist aber in der Ilias tatsächlich nichts enthalten noch auch nur angedeutet. Daher konnte G. Grote diese Behauptungen vollständig widerlegen, und die Krone seiner Beweisführung bildete der auf Kaysers Beobachtungen fußende Nachweis, daß die Presbeia aus diesen Erwägungen überhaupt ausscheiden müsse. Denn Achill weiß später nichts davon, weder in der Patroklie *Π* noch in *Λ*, daß Gesandte zu ihm gekommen sind, sondern erwartet erst ein Sühneanerbieten seitens Agamemnons: für Bethe der schärfste Widerspruch der Ilias. In den Büchern *Λ* — *Π* ist die Presbeia überhaupt unbekannt. Zeus hat offenbar sein Versprechen noch nicht eingelöst und versagt daher seine Hilfe nicht (*N O*), und Achilles zeigt noch nach Patroklos' Tode (*Σ T*) keine Reue wegen seiner Überhebung. Er brauchte auch nichts zu bereuen, wenn er die Gesandtschaft nie empfangen und nie zurückgewiesen hatte. Weil das Buch an der jetzigen Stelle nicht vorhanden war, ist es als Eckstein eines großen Baues im Sinne Müllers nicht zu verwerten.

Dieser wissenschaftliche Streit zeigte, wie schwer eine tiefere dichterische Absicht nachzuweisen ist, und wie durch Widerlegung blendender Behauptungen eine ganz neue Auffassung, eine neue Fragestellung hervorgerufen werden kann. In der Hauptsache ging freilich die neue Betrachtungsweise Grotes zurück auf einen deutschen Dichter, Wilhelm Müller, den Verfasser der Müllerlieder und Griechenlieder, der Wolfs philologische Schulung erfahren hatte, aber durch die Freiheitskriege aus dem ruhigen Studium gerissen worden war. Er hat zuerst Klarheit über die Anlage der Ilias geschaffen. Er verlor sich nicht in Einzelheiten, Widersprüche kleinlicher Art und dergleichen, sondern sah mit offenen Augen, daß der Zorn Achills in den folgenden Büchern keine Fortsetzung findet: vergebens erwarten wir, daß der Held Genugtuung für die ihm angetane Kränkung erfährt, daß Zeus sein der Thetis gegebenes Versprechen einlöst, die Troer siegen zu lassen, bis die Achaier einsehen, wie wenig sie vermögen ohne Achills Beistand, bis sie bereuen, daß sie den besten Heerführer haben beleidigen lassen. Aber das Versprechen des Zeus, seine ausgesprochene Absicht sind nach wenigen Versen des folgenden Buches wie ausgeblasen aus seinem Gedächtnisse. Er steht jetzt innerlich auf seiten der Troer, so daß Here und Athene ihm den künftigen Fall der Veste abhandeln müssen (in *Δ*). Aber trotzdem siegen die Griechen: eine Aristie folgt auf die andere, und dazwischen hinein sind farblose Füllsel eingelegt wie der Schiffskatalog, der zu jedem troischen Epos passen würde, die reizende, an sich für eine Exposition vor dem Kampfe trefflich geeignete Mauerschau, und der Abschied Hektors von Andromache, diese an sich ausgezeichneten Schilderungen, die aber alle nichts zu tun haben mit dem Zorne Achills und dem angeblich bestimmenden Willen des Zeus.

Diese Erkenntnis W. Müllers schuf die grundlegende Hypothese über die Gliederung des Epos, die Abtrennung einer Achilleis und ihre Erweiterung zu der vollständigen Ilias. Sie hat sich unter dem Namen der Groteschen Theorie fest



eingebürgert und Lachmanns Liedertheorie gegenüber siegreich behauptet. Zu seinem und der Sache Schaden kümmerte sich dieser um die unscheinbare, populäre ‚Homerische Vorschule' des Dichters nicht; jüngere Kritiker, die diese analytische Grundlage außer Betracht gelassen haben, durften manches wieder entdecken und beweisen oder haben daneben gehauen. Der schon von Düntzer beiseite geschobene und bald ganz vergessene Urheber mußte neuerdings (1909) erst wieder zu Ehren gebracht werden.

G. Grote ging nur in einem Stücke über ihn hinaus: er schied auch die Litai aus und wies der Achillesdichtung nur die Bücher *ΑΘΛ—X* zu. Auch dieser Schnitt genügte freilich noch nicht. Denn die ‚abgebrochene Schlacht' in *Θ* mit den raschen Siegen der Troer hat ein junger Nachdichter schnell hingeworfen, um die unumgänglichsten Voraussetzungen für das Absenden der Bittgesandtschaft zu schaffen oder neu zu schaffen und zugleich mit *I* auch *K* hier unterzubringen; das hatte Kayser bereits erkannt.

Die Bücher, die hier zwischen *Α* und *Λ* ausgeschieden werden, sind in sich also keineswegs gleichartig, weder ihrem Alter noch ihrer Herkunft nach, und die meisten Erzählungen haben mit dem Hauptthelden überhaupt nichts zu tun, sondern handeln von andern Achaiern und ihren Ruhmestaten, von dem Treiben der Troer und der Götter ohne Rücksicht auf die durch die Menis Achills geschaffene Situation. Kein eigentlich dichterischer Plan kann diese Einlagen veranlaßt haben, ihn vermochte auch K. O. Müller nicht nachzuweisen. Gewiß hörte der patriotische Grieche gern zunächst von Siegen der Griechen trotz Zeus' Versprechens; aber dieser hübsche Fingerzeig für ein psychologisches Nebenmotiv führt nicht in Dichters Lande. Mehr hilft die Annahme einer Absicht, das Gedicht in sich selbst zu vervollständigen, so daß alle Gegenstände, Beschreibungen und Taten, die allein einem Gedichte über den ganzen Krieg Interesse geben konnten, innerhalb der Grenzen dieser Komposition einen Platz finden könnten. Die Beschränkung auf Achilles und seinen Zorn gab einen zu kleinen Ausschnitt aus dem reichen troischen Sagenkreise, die Rhapsoden strebten wieder zum Ganzen. Dieser enzyklopädische oder historisierende Zug der jüngeren Zeit läßt sich auch an sonstigen Epen beobachten.

Nur darf man solche Erweiterung nicht planmäßig nennen, wenigstens lag sie ganz außerhalb der poetischen Absichten des alten Dichters. In dieser Beziehung muß ich Wilamowitz lebhaft widersprechen, der dem Dichter der Menis zutraut, er selbst habe die Bücher *B—H* eingefügt: der Erfinder hätte sich dann um die Frucht seiner Erfindung gebracht, um die beabsichtigte Wirkung seiner Dichtung. Wilhelm Müller hielt das für undenkbar und entnahm seiner Beobachtung den stärksten Beweis gegen die Einheitlichkeit des Iliasplanes. Wilamowitz selbst hat ja die Verballhornung der Niptra aufgezeigt. Alles spricht für die Annahme, daß *Α* der Anfang eines Epos war, das mit der gleichen, sicher fortschreitenden Kunst wie den Streit der Fürsten so auch deren Folge, die Niederlage der Achaier, erzählte.[2])

Die dichterischen Pläne haben sich aber auch innerhalb der Achilleis verschoben. Denn die Handlung entwickelt sich nachher (in *Λ—X*) nicht so, wie der Leser des *Α* erwarten müßte. Die Kämpfe in der Ebene (*Λ*), um die Schiffe (*N O*) und die dazwischen geschobenen um die Mauern (*M*) haben mannigfache Umdichtung und Erweiterung erfahren. Die

2) Vgl. E. Schwartz, D. Lit.-Ztg. 1918 Nr. 18f.



Patroklie (*Π P*), Schildbeschreibung (*Σ*) und Versöhnung (*T*) nehmen zwar die Menis auf, setzen sie aber nur scheinbar fort. Der Groll Achills sollte sein Ende durch fußfälliges Bitten der gedemütigten Achaier finden, erst nach erhaltener Genugtuung wollte der Gekränkte in den Kampf zurückkehren. Diese von ihm selbst erwartete und von Zeus verheißene Erfüllung seines brennenden Wunsches tritt jedoch nicht ein, weil mit der Patroklie ein ganz neues dichterisches Motiv einsetzt. Achilles greift jetzt in den Kampf ein, bevor eine Versöhnung zustande gekommen ist, zuerst mittelbar durch Entsendung des Patrokles, dann unmittelbar, um blutige Rache an dem Mörder seines liebsten Freundes zu nehmen. Das war keine alte, schon lange vor Homers Zeit bestehende Sage (K. O. Müller), sondern junge Umdichtung: der Rachedurst ist als neuer Beweggrund für die Rückkehr Achills in den Kampf eingetreten. Darum muß der Freund geopfert werden. Vergeblich sucht Bethe (S. 321) Spuren des Freundesbundes in der Menis: auch ihn gab es in der älteren Dichtung so wenig wie die Mauer des Schiffslagers vor deren Berennen. Beide sind plötzlich da, sobald der Dichter sie braucht. Diese zarte Freundschaft war im Charakter des Achilles vielleicht überhaupt wenig begründet, so wenig wie sein Mitleid mit den bedrängten Achaiern. Die Gesandten läßt er in *I* sogar hochmütig und unversöhnlich ziehen.

Aber ein junger Dichter hat es verstanden, den Umschlag der Stimmung rechtzeitig vorzubereiten und dadurch kritischem Mißtrauen zu entrücken. Fünf Bücher vor Beginn der Patroklie beobachtet Achilles die Rückfahrt eines Verwundeten aus dem Schlachtgetümmel und schickt Patroklos, sich nach diesem zu erkundigen, worauf Nestor dem Abgesandten eine lange Rede hält, die in dem dringenden Rate gipfelt, Achilles möge entweder selbst in den Kampf zurückkehren oder den Patroklos in schönen Waffen (*Λ* 798, soll heißen: in Achills Waffen) entsenden. All dieses wird nur zur Vorbereitung der Patroklie erzählt (G. Hermann 1806). Daß Patroklos die gefürchteten Waffen des Freundes anlegt und verliert, ist als eine ebenso junge Erfindung dazu gekommen: an mehreren Stellen in *X* und *Σ* 334 ist davon noch nicht die Rede (Bergk, Robert). Aber nicht, weil seine alten Waffen verloren gegangen sind, erhält Achilles neue, sondern weil er die prächtige Rüstung von Hephaistos erhalten sollte, mußten die Waffen vorher von Hektor erbeutet werden. Also um die Schildbeschreibung *Σ* aufzunehmen, hat der Dichter den Waffentausch in *Π* vorgenommen und durch Nestors Rat vorbereitet (Niese).

Somit ist der in *A* vorgezeichnete Plan nachher durch Überbauten so verändert worden, daß das Ursprüngliche zurücktrat, vielleicht ganz verschwand, wie etwa in den mittelalterlichen Domen ihre Einheit immer wieder durch Änderungen und Anbauten gefährdet und doch durch das Schwergewicht der schon geformten Massen durchgedrückt wird (Schwartz).

Nicht einmal die alte Krypta der Achilleis läßt sich klar und einwandsfrei nachweisen, weil auch die beiden Grundpfeiler *A* und der für die Handlung außer Betrieb gesetzte *I* unter den Händen zerbröckeln, wenn man fest zupackt. Allerdings will das Wilamowitz betreffs der Menis und Bethe betreffs der Litai nicht wahrhaben. Aber in der Bittgesandtschaft zu dritt bezeugen allein die erhaltenen Dualformen eine Überarbeitung (Bergk). In der Menis aber ist einmal die Rücksendung der Chryseis ganz junger Zusatz (Kayser) und mit ihr die zwölftägige Abwesenheit der Götter sowie die flüchtig erwähnten Ereignisse, mit denen



diese Pause ausgefüllt gedacht werden sollte; das alles ist eine höchst störende Retardation, eingelegt im Augenblick der höchsten Spannung wie die Eberjagd in *τ* und ebenso bestimmt, die Ungeduld des Hörers zu zügeln oder ihm Sand ins Auge zu streuen, daß er das Verlassen des alten Planes in *B* nicht merkt. Diesem Zwecke der Ablenkung dient auch die vielleicht etwas ältere olympische Ehestandsszene am Schluß der Menis. Sicherlich älter war der Bittgang der Thetis, der dem Alkaios bereits bekannt war (Wilamowitz), und doch fehlte auch er einst in der Menis (K. Brandt). Das greift tiefer ein.

Damals, als Achilles von Zeus den Untergang aller Achaier erflehte, hob er ursprünglich schlankweg die Hände zu ihm auf, ohne der Vermittlung seiner Mutter zu bedürfen, und der Gott hörte das Wort des Betenden da drunten und nickte ihm Gewährung zu, daß der Berggipfel erbebte. Das hat die Erzählung der Menis fast alles gestrichen, aber unzweideutige wenngleich unauffällige Spuren sind in Achills späterem Gebete (*Π* 236) und einer Ansprache seiner Mutter (*Σ* 75) stehengeblieben. Noch einschneidender würde die von Fr. Hansen und mir gewagte Schlußfolgerung sein, daß der ganze Streit mit Agamemnon ursprünglich von Zeus selbst veranlaßt und die daraus entstehenden Verluste der Achaier von ihm beabsichtigt waren: er hatte die Ate gesendet, Achills Hände gebunden und dann vielen Achaiern Tod bereitet (so *T*: jetzt Bethe 311). So ward Zeus' Wille vollendet. Dieses Odium nahm dann die Aussprache der Thetis mit dem Göttervater von ihm, da er nun erst nach dem Streite Partei ergreift und sogar dazu erst mühsam vermocht wird; endlich erhielten er und alle Götter ein Alibizeugnis, im Widerspruche zu dem Mitwirken von Apollon, Hera und Athene bei dem Zwiste.

Wenn das Buch *A* trotzdem den Eindruck einer plastischen und abgerundeten Dichtung macht, so spricht das für das Geschick der jüngeren Nachdichter, aber nicht gegen die angenommene starke Umarbeitung. Diese ist jünger als die Patroklie anzusetzen. Denn sie setzt den Freundschaftsbund als bekannt voraus und bereitet damit die überraschende spätere Lösung leise vor, ja sie führt den Patroklos überhaupt nicht wie eine zum ersten Male auftretende Person mit seinem Namen ein, sondern als den Menoitiaden (*A* 307).

Verursacht ist eine derartige immer neu zu beobachtende Verschiebung der Pläne gewiß in der Regel durch dichterische Gründe. Aber gelegentlich spielt auch Veredelung der kulturellen Weltanschauung hinein. So war die ionische Ritterschaft im Zeitalter der Elegie über den Standpunkt der Blutrache und der aus der Völkerwanderung überkommenen Roheit gegen die Leichen der Gefallenen hinaus gelangt. Man ließ diese früher unbeerdigt den Hunden und Vögeln zum Fraße liegen, so im Prooimion von *A* (Fick); als sicheres Schicksal steht es dem Hektor bevor (*X*), auch Priamos fürchtet es, und Achilles selbst sieht es voraus. Züge unglaublich wilder und roher Gesinnung bei Freund und Feind vollenden das Bild, z. B. möchten Achilles wie Hekabe das Fleisch der Todfeinde am liebsten roh verzehren. Auf der anderen Seite steht die Lösung des Leichnams Hektors durch den alten Vater, Züge zartester Rücksichtnahme, ein Freundschaftskultus und Rührseligkeit bei Achilles. Die schrecklichsten Drohungen werden nicht mehr ausgeführt, an Stelle des Grausigen treten freundliche, zum Teil heitere Bilder zum Abschluß des Epos (*ΨΩ*).

Viel ist auch gestrichen worden und verloren gegangen, manches vermissen wir mit innigem Bedauern. Goethe hatte



schon in früher Jugend an der Ilias auszusetzen, daß sie uns von der Eroberung Trojas keine Nachricht gebe und so stumpf mit dem Tode Hektors endige. Mit Recht. Aber mindestens der Tod des Achilles sollte einst auf den Hektors unmittelbar folgen nach der bangen Voraussage der Thetis (zuletzt Wilamowitz) und ist wohl gestrichen worden, weil sich zu viele Begebenheiten in dem einen Epos zusammendrängten und immer ausführlichere Schilderung beanspruchten. Von dem letzten Sturme Achills auf die Burgmauern scheint noch der Ansatz erhalten (Schwartz); wenigstens äußert Achilles die Absicht in allerdings jungen und schwächlichen Versen (Σ 379—84).

Die Wiedergewinnung der Helena hat unserer Ilias niemals angehört. Das ist ein Mangel, aber zugleich eine bewußte Beschränkung, die doch in jeder Kunst und zu allen Zeiten erst den Meister zeigt. Mochten andere Epen wie die Kyprien oder die ‚Kleine Ilias' den ganzen Kriegsverlauf erzählen: Ausschnitte mit liebevoll ausgemalten Schilderungen und ein abgerundetes Thema wie der Zorn des Achilles standen künstlerisch unzweifelhaft höher. Das begannen einzelne Dichter einzusehen nach dem in dieser Epoche aufkommenden Grundsatze *πλέον ἥμισυ παντός*, und so hat der Verfasser unserer Ilias, obwohl er vielen fremden Stoff zu Anfang aufnahm, am Schlusse auf den Untergang des Achilles verzichtet und aus den ganzen zehn Kriegsjahren nur wenige Tage geschildert, in die er die überreiche Handlung zusammendrängt; davon sind nur drei Schlachttage. Diese Einheit der Handlung hebt Aristoteles mit Recht rühmend hervor. Ihr verdankt die Ilias ihre Erhaltung vor anderen eintönigeren Dichtungen.

In kunstvoller Gruppierung des Stoffes steht aber die Odyssee noch höher, ihr dichterischer Plan ist noch zielbewußter durchgearbeitet, und manche ihrer Teile sind dementsprechend umgegossen worden.

5. Lied und Epos.

Das Heldenepos ist aus dem Heldenliede entstanden. Allgemeine Erwägungen haben diese Annahme längst empfohlen, und die Analyse des epischen Verses hat den lyrischen Vers als seine Vorstufe erwiesen.[1]) Aber fraglich bleibt, ob wir noch heute in den erhaltenen Epen die Einzellieder nachweisen können, aus denen sie einmal hervorgegangen, also zusammengewachsen sind, oder ob sich vielmehr Dichtungen wie die Odyssee aus einem kleinen Kerne von innen heraus entfaltet haben. Die Ilias spricht mehr für die Zerlegung in eine Anzahl von Einzelliedern, das hat der Göttinger Heyne erkannt; sein Schüler Wolf schwankte, G. Hermann wendete das Problem her und hin, W. Müller entschied sich dagegen, endlich zerschnitt Karl Lachmann den gordischen Knoten mit der souveränen Sicherheit des Diktators.

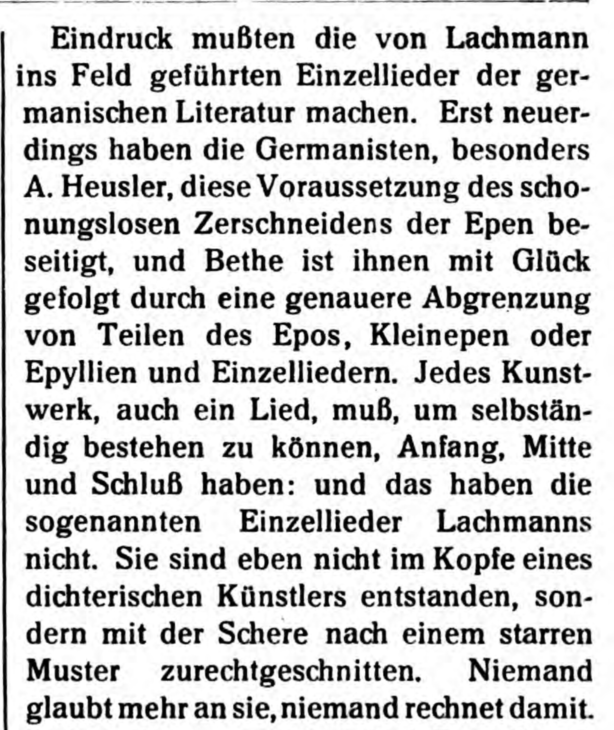
Unzweifelhaft sah dieser scharfsinnige und energische Mann weit hinaus über die Zäune enger Fachwissenschaft; er konnte die altdeutsche Literatur als Vergleichsobjekt heranziehen und so zwei getrennte Probleme fast spielend auf einmal lösen. Als er 1816 die Schrift ‚über die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von den Nibelungen' erscheinen ließ und gar mit der sicheren Hand des Meisters wortkarg zwei Jahrzehnte später

1) Darauf einzugehen, muß ich mir an dieser Stelle leider versagen. Der Nachweis Aug. J. Hoffmanns, daß der Hexameter aus zwei selbständigen Teilen *ἄνδρα μοι ἔννεπε Μοῦσα πολύτροπον,* ‖ *ὃς μάλα πολλά* erwachsen sei, jetzt von Wilamowitz gebilligt, macht viele Hypothesen überflüssig. Die Beweise ließen sich wesentlich ergänzen.



in seinen ‚Betrachtungen über Homers Ilias‘ auch diese Dichtung in lauter Einzellieder zerschnitt, da erschien diese kühne Tat dem großen Kreise seiner bewundernden Anhänger wie eine Offenbarung transzendentaler Forschung. Es möge dahingestellt bleiben, in welcher Weise sich im Geiste des geschulten Romantikers ältere Anregungen und eigene Beobachtungen über nordische und germanische Einzellieder vermählt hatten. Auch die Angaben über den epischen Kyklos der Griechen mögen dazugekommen sein. Denn danach hatte scheinbar eine Reihe von Dichtern den ganzen Stoff der Heldensage fast systematisch bearbeitet und jeder folgende da den Faden aufgenommen, wo sein Vorgänger aufgehört hatte (K. O. Müller). So ungefähr dachte sich Lachmann auch die Entstehung des Epos überhaupt, und das war sein größter Mißgriff, das πρῶτον ψεῦδος: denn obwohl er Fugen der Ilias durch Aufdeckung von Widersprüchen nachwies, hatte er seine Grundanschauung nicht aus einer Analyse des Epos selbst gewonnen.

Scheinbar lagen hier mehr als 15 Einzellieder vor, dank dem antiken Buchwesen und der noch älteren Praxis der Rhapsoden selbst. Das so mächtig angeschwollene Epos hatte frühzeitig dazu genötigt, es in Einzelrollen und Rhapsodien zu zerlegen, ja auf eine gewisse Abrundung der einzelnen Rhapsodien (Menis, Traum, Schiffskatalog usw.) hatten schon die jungen Dichter oder Bearbeiter geachtet, die z. B. das *A* mit dem Verse ‚also schlief dort Zeus an der Seite der goldenen Here‘ schlossen, und das *B* mit der Schlaflosigkeit des Zeus begannen. Oft mögen sie den Kern der Gesänge gut ausgearbeitet haben ohne einleitende Vorbereitungen, die man vielmehr einer Improvisation überließ: so ist es bei Patroklie und Hoplopoiie geschehen.



Eindruck mußten die von Lachmann ins Feld geführten Einzellieder der germanischen Literatur machen. Erst neuerdings haben die Germanisten, besonders A. Heusler, diese Voraussetzung des schonungslosen Zerschneidens der Epen beseitigt, und Bethe ist ihnen mit Glück gefolgt durch eine genauere Abgrenzung von Teilen des Epos, Kleinepen oder Epyllien und Einzelliedern. Jedes Kunstwerk, auch ein Lied, muß, um selbständig bestehen zu können, Anfang, Mitte und Schluß haben: und das haben die sogenannten Einzellieder Lachmanns nicht. Sie sind eben nicht im Kopfe eines dichterischen Künstlers entstanden, sondern mit der Schere nach einem starren Muster zurechtgeschnitten. Niemand glaubt mehr an sie, niemand rechnet damit.

Auch heute spielen jedoch Einzellieder in der Homerforschung eine große Rolle. Aber was man jetzt wieder meint, ist etwas ganz anderes als Lachmanns Schnitte. Zu seiner Zeit gab es kaum griechische Einzellieder außerhalb des Epos, die er hätte zum Vergleich heranziehen können. Die der älteren Zeit lagen meist nur in geringen Bruchstücken vor, und die Gedichte Pindars waren den epischen Gedichten zu unähnlich. Aber neuerdings sind außer den mit fast epischer Breite erzählenden Dichtungen der Korinna die Balladen des Bakchylides aufgefunden worden, die dem Epos ähnlichere Ausschnitte aufweisen, und unmittelbar vor dem Weltkriege auch Lieder der Sappho und des Alkaios[3]), die sich zum Teil unmittelbar neben das Epos stellen. Aber sie zeugen laut und deutlich gegen Lachmann: der epische Stoff ist in ihnen nicht äußerlich herangeholt, sondern in und mit der Liedform zu lauter kleinen Kunstwerken verschmolzen; die Handlung kehrt meist auf den Ausgangspunkt zurück. Zu

3) Vgl. diese Ztschr. XI 593ff., dazu jetzt Suppl. lyr. von Diehl, 3. Aufl. Bonn 1917.



ihnen treten z. B. die Trauergesänge um Hektor (in X und Ω) als eine Rückwirkung der Lyrik auf das Epos.

Zahlreiche Lieder sind in die Odyssee eingelegt, die den lyrischen Gedichten näher stehen als den angeblichen Lachmannschen Einzelliedern. Weit gefehlt, daß wir in diesen Einlagen Urbestandteile des alten Epos hätten, das also aus diesen Einzelliedern entstanden zu denken wäre. Im Gegenteile weisen sie alle ohne Ausnahme auf epische Ausgestaltung der Sagen zurück. Wenn Aristoteles annahm, daß es schon vor Homer Dichter gegeben hat, so meinte er epische Dichter, deren Lieder Phemios und Demodokos vortragen und andere erzählen.

Existenz epischer Dichtungen ist die stillschweigende Annahme und Voraussetzung bei Göttern und Menschen in der Odyssee. Der Ruhm des Sanges vom Streite des Odysseus mit Achilles erreichte den breiten Himmel (ϑ 74). Wenn Zeus die Unsterblichen in der Götterversammlung in α an die Ermordung des Aigisthos durch Orestes erinnert, weil ihm selbst diese Erinnerung kam, und dabei den menschlichen Irrtum tadelt, die Götter statt sich selbst wegen des Bösen auf Erden anzuklagen, so übt der Dichter hier Kritik an einer Dichtung, in deren Fassung die Sage damals gerade umlief. Als Telemachos seine Mutter trösten will, daß außer Odysseus viele Helden von Troja nicht heimgekehrt wären (α 354), entnimmt er diese Lehre dem vorher genannten Epos jüngsten Datums. Odysseus, der doch die ganzen zehn Jahre nach der Abfahrt von Ilios in völliger Inseleinsamkeit von allem Verkehre abgeschnitten gewesen war, ist trotzdem gar nicht erstaunt über den Vortrag der troischen Lieder bei den Phaiaken und über die Rolle, die er selbst darin spielt, und fordert selbst den Demodokos auf, von der Einnahme Ilios' durch die Erbauung des hölzernen Pferdes zu singen (in ϑ).

Auch die Sirenen wissen zu singen, was Argeier und Troer ertrugen. Das alles bezeichnet Ende und Abschluß der epischen Periode. Ihm gehören auch wenige nichttroische Lieder an wie ein von Demodokos vorgetragener Hephaistoshymnos (Wilamowitz) und die Verfolgung des Rinderdiebes Herakles durch Iphitos von Oichalia (in φ).

Ganz anderer Art und den Lachmannschen Gebilden ähnlicher sind die sehr alten, aber auf dem Boden der Odysseussage erwachsenen Dichtungen, die die moderne Forschung aus der Odyssee als ihre Urbestandteile herausgeschält hat: Nostos, Niptra und Kalypsodichtung. Ob ihnen Einzellieder zugrunde lagen, ist fraglich; Wilamowitz nimmt diese Bezeichnung für das Kalypsolied ε in Anspruch, es ist aber vom Kirkeliede $\varkappa$ abhängig (Niese).

Viel ergiebiger ist die Forschung in der Ilias gewesen, auf die sich alle Gelehrte von Heyne bis auf Wilamowitz berufen, um die Entstehung des Epos aus getrennten Liedern nachzuweisen. Hatten doch schon die Alexandriner ein ganzes Buch, die isolierte Doloneia (K), und das anmutige Glaukoslied, diese Einlage einer Einlage in Z, als Einzellieder erkannt. Sonst haben wir viele in sich abgeschlossene Bilder wie das Thersitesgedicht, die Mauerschau, die Diomedie, den Abschied Hektors von Andromache, mehrere Zweikämpfe, die Leichenspiele für Patroklos, die Auslösung der Leiche Hektors. Seltener erzählen die Helden als eigene Erinnerungen pylische, aitolische, thebanische Sagengeschichte; das ist dem Zusammenhange geschickt eingereiht. Bisweilen schließen sich größere Komplexe zusammen wie das Kleinepos $\Gamma\Delta E$ bei Wilamowitz ($B\Gamma\Delta$ bei Düntzer). Wo das Wegschlagen des Mörtels gelungen ist,



sind viele alte Werkstücke, ganz oder teilweise erhaltene, behauene und unbehauene, wieder zutage getreten.

Darunter mögen alte Einzellieder sein, viel spricht dafür; aber sie alle dafür zu erklären, würde nicht angehen. Man wird vielmehr bei sehr vielen von ihnen wieder auf größere Zusammenhänge geführt. Das gilt in erster Linie von der großen Iliaseinlage *B—H*. K. O. Müller, der Lachmanns Theorie verwarf und keine eigentliche Analyse ausgeführt hatte, sah doch klar, daß der Dichter hier alle Gegenstände, Beschreibungen und Taten unterbringen wollte, die allein einem Gedichte über den ganzen Krieg Interesse geben konnten. Darum sei es nicht unwahrscheinlich, daß zu diesem Zweck manche Lieder früherer Sänger, welche einzelne Abenteuer des trojanischen Krieges besungen hatten, in Anspruch genommen, und daß die schönsten Partien derselben in das neue Gedicht aufgenommen wurden. Das kommt meiner Annahme sehr nahe, daß diese Stücke aus älteren Epen herübergenommen sind.

Der Stoffmasse nach scheiden sich äußerlich diese Stücke in zwei Gruppen. Die Bücher *ΓΔ* enthalten lauter Erzählungen aus dem Kriegsanfange wie die Mauerschau; noch haben die Kämpfe nicht begonnen, noch kann dem eigentlichen Kriegsausbruch durch einen Vertrag, durch einen Zweikampf vorgebeugt werden. Dagegen ist der Abschied Hektors (in Z) nur kurz vor seinem Ende verständlich, Diomedes führt die letzte Entscheidung fast herbei, und die undurchsichtigen Ereignisse des zweiten Buches spielen nach neunjähriger vergeblicher Belagerung Trojas. Diese Beobachtungen sprechen dafür, daß die Erzählungen beider Gruppen größeren Zusammenhängen entnommen sind, wie sie nur im ausgebildeten troischen Epos vorkamen. Die neue Forschung hat diese Stücke allerdings jetzt gerade umgekehrt möglichst isoliert. Aber auch die jüngere Zudichtung der Odyssee, die eigens für die Aufnahme fremden Sagenstoffes gedichtete Telemachie, schöpfte aus der kyklischen Dichtung von der Heimkehr der Helden von Ilios, den Nosten. Götterszenen, wie die Überlistung des Zeus durch Hera (in *Ξ*) haben ihre eigene Geschichte.

Früher galten die kyklischen Epen für minderwertig und absolut jünger gegenüber Ilias und Odyssee. Erst Wilamowitz hat den dicken Strich, den die Alexandriner und Niese vor dem Kyklos gezogen hatten, beseitigt und für die verlorenen Epen grundsätzlich dieselbe allmähliche, schichtenweise Entstehung wie für die erhaltenen angenommen (1885). Zoegas weiter Blick hatte das ahnend vorausgeschaut (1788). Jetzt ist die Bahn freigemacht. Wilamowitz konnte Hunderte von Odysseeversen aus dem kyklischen Epos herleiten, andere Spuren hat er in der Ilias nachgewiesen. Ausnahmsweise hatte schon Kirchhoff etwa die Argonautendichtung älter als *μ* angesetzt, aber doch die Kyprien abhängig von der ganzen Ilias geglaubt. Erst Hansen hat jene mit dem gleichen Halbverse ‚so ward Zeus' Wille vollendet' für älter als *A* 5 erklärt; ich habe die Verwandlung des Odysseus in einen schmählich behandelten Bettler, die Bogenprobe und den Wettkampf um die Hand der Penelope aus einem Heraklesepos (Einnahme Oichalias) und die Weissagung des Teiresias (in *λ*) sowie die Niptra aus der Telegonie hergeleitet; Mülder glaubt für eine Menge Stücke der Ilias Herkunft aus anderen Sagenkreisen annehmen zu dürfen. Hier ergeben sich also von kyklischer Dichtung angeregte Umformungen und Weiterdichtungen.

Mag auch im einzelnen manches davon noch strittig sein und vielleicht bleiben,



im ganzen haben jedenfalls die Einzellieder in größeren, stoffreichen Epen gefährliche Konkurrenz erhalten. Die alte Frage, ob das Epos aus einem Kerne entfaltet oder aus Einzelliedern zusammengewachsen sei, genügt jedenfalls nicht mehr: zu Ausdichtung und Umdichtung haben auch Lieder oder Epen ganz entfernter Sagenkreise den Ansporn gegeben; nicht aus lauter eigenartigen Neuschöpfungen bestehen die zu einer Einheit vereinigten Gesänge, sondern sind z. T. aus älteren Epen genommen oder haben vorher ein Sonderdasein als Einzellieder geführt, sind aber in beiden Fällen dem neuen Zwecke angepaßt. Die Homerlegende weiß nicht nur zu berichten, daß Dichtungen als Gastgeschenke von dem großen Dichter unbedeutenden Kunstgenossen überlassen worden seien, sondern nennt auch Dichter wie Kreophylos von Samos, den Verfasser der Einnahme von Oichalia, als Lehrer Homers.

Im einzelnen ist man auch mehrfach zu bündigen Schlüssen gelangt. Der Dichter der Bogenprobe und des Freiermordes hat uns den Gefallen getan, die Herkunft des plötzlich auftauchenden Bogens anzugeben: es war der des großen Königs Eurytos von Oichalia (φ 31/2). Bekannter ist, daß die ganze Odyssee laut Prooimion als ein Teil der kyklischen Nosten vorgetragen werden sollte (α 11). Daß Diomedes einmal aus der alten Thebais oder ihrer Fortsetzung in die Ilias gekommen sei, bezweifelt niemand; daher stammt also auch die Erzählung von seinem Vater Tydeus Δ 370—400. Der Zorn des Meleager im aitolischen Epos hängt mit dem gleichen Motiv im ilischen eng zusammen. Viel harrt noch der Wiedererweckung, aber Homer gilt nicht mehr einfach als *fundus fabularum.*

Die Dichtung vom Zorne des Achilles ist im ganzen einheitlich, obwohl ihre einzelnen Teile mehrfach umgeschmolzen und ausgehämmert worden sind. Wenn man hierbei von Einzelliedern spricht, so geschieht das weniger, um die Zugehörigkeit zu der großen Dichtung zu leugnen, aber doch zu lockern. Die Litai (*I*) gelten z. B. der neuesten Forschung noch oder wieder als Einzellied, weil die Erzählung von allen alten Verbindungen losgelöst auftritt. Ich glaube nur von einem einzigen wirklich alten Einzelliede der Achillessage Spuren zu entdecken, das sozusagen die Urzelle der Erzählung vom Wettlaufe des fußschnellen Läufers und seines Feindes in *X* bildete und ursprünglich nichts mit der Belagerung der Burg Troja durch schwer bewaffnete Ritter zu tun hatte.[4]) Aber ein solches Lied lag schon weit, weit hinter unserer Achillesdichtung zurück, die in so dramatischer Zuspitzung als Menis, Patroklie und Schildbeschreibung erhalten ist. Im übrigen erscheinen zwar einzelne Teile mehr oder weniger selbständig, aber auch hierbei wird die Parallelerscheinung kyklischer Dichtungen nicht wirkungslos geblieben sein, wie diese ihrerseits starke Anregungen durch die Achilleis erfahren haben.

Sollten nicht die Wettspiele zu Ehren des Patroklos älteren zu Ehren des gefallenen Achilles nachgebildet worden sein? Wir wissen ferner, daß der neu in den Kampf eintretende Negerfürst Memnon, ein Sohn der Morgenröte, auf Bitten seiner Mutter eine prächtige Rüstung von Hephaistos erhielt: aber das braucht nicht, wie man einfach annimmt, nach dem Vorbilde der achilleischen gedichtet zu sein, sondern umgekehrt kann die Schildbeschreibung der Ilias aus dem Memnonsliede oder der Aithiopis stammen. Das möchte ich behaupten. Am Ende des Krieges kommt die Ausstattung etwas spät; auch hatte der Läufer Achilles be-

4) Vgl. Deutsche Rundschau XXXV (1909) 351.



reits eine Ausrüstung von seinem Vater Peleus, die mühsam beseitigt werden muß, damit Thetis eine neue zu beschaffen veranlaßt wird: das spricht gegen die Originalität des Σ. Wäre die Beseitigung der alten Waffen nicht so geflissentlich, mit merkbarer Absicht vorgenommen worden, so würde uns das Schmieden und Überbringen der neuen Waffen kaum störend auffallen, obwohl es den Fortgang der Handlung um einen vollen Tag aufhält. Dem Memnon brachte Eos in aller Herrgottsfrühe die neuen Waffen (vgl. *T* 1). In der Ilias ist die Verzögerung eine geringfügige Konzession Homers an den Gastfreund, der ihm die Dichtung schenkte. Auch Einzelheiten, wie die Reisen der Götter zu den Aithiopen (in *A* und *α*), die viel Kopfschütteln veranlaßt haben, entstammten wohl derselben Quelle: Eos vermittelte ja täglich zwischen den Göttern und den beim Sonnenaufgang wohnenden Menschen.

Die Schildbeschreibung (Σ) erscheint jetzt wie im Einzellied, und mit ihr erklären sowohl Bethe wie Wilamowitz auch die Patroklie dafür: der Waffentausch und die frühe Vorbereitung darauf (schon in *Λ*) soll die nachträgliche Verklammerung beider Einzellieder mit der älteren Achilleis bezwecken. Die Unsicherheit dieser Behauptung ist Wilamowitz nicht entgangen, aber er kann sich darauf berufen, daß von einer Erzählung, wonach Patroklos anfänglich in eigenen Waffen ausgezogen sei, nichts in *Π* erhalten ist, auch nicht in verkapselten Survivals. Dieser negative Befund würde für die Annahme sprechen, die Patroklie sei nicht als eine organische Fortsetzung und Ausdichtung der Achilleis aus ihr erwachsen, sondern sei eher als eine Konkurrenzdichtung längere Zeit selbständig umgelaufen. Aber Bethe konstruiert einen Auszug des Patroklos in eigenen Waffen. Denn wir besitzen ja noch die Zeugnisse dafür, daß Hektor einst keine erbeuteten Waffen trug und verlor, daß Achilles also den Freund gar nicht eingekleidet hatte. Aber sichert diese Beobachtung wirklich eine schrittweise Ausdichtung der alten Achilleis? Wenn Patroklos wirklich zunächst in eigener Rüstung ins Feld zog und die Waffen erst tauschte, als ein jüngerer Dichter dem Achilles die Rüstung Memnons geben wollte, dann war die Patroklie allerdings kein Einzellied. Aber die Lösung der Aporie suche ich woanders.

Ist meine Auffassung im ganzen richtig, so läßt sich die Entwicklung des Epos viel leichter verstehen als unter Wilamowitz' äußerst künstlichen Voraussetzungen, daß große Epenteile zeitweilig ein Sonderdasein geführt hätten und halb vorhanden, halb nicht vorhanden gewesen wären. So hat er unserer Odyssee drei ältere Odysseen vorangehen lassen, davon die mittlere *e parte potiore* Telemachie genannt; die älteren Dichtungen sollen den jüngeren Dichtern bekannt gewesen sein; endlich habe ein vierter Bearbeiter sie alle benutzt und Stücke von ihnen zu dem jetzigen Epos zusammengefügt. In mündlicher Überlieferung hätten die Rhapsoden diese verschiedenen Bearbeitungen desselben Stoffes natürlich niemals lange auseinanderhalten können. An Konkurrenz verschiedener Schulen und ihre schließliche gewaltsame Vereinigung kann man auch nicht gut denken. Eher wäre schriftliche Aufzeichnung und Benutzung der Schriftquellen möglich; wenigstens traut Wilamowitz solche literarische Übung bereits dem 8. Jahrhunderte zu. Ich nicht. Dagegen glaube ich eine andere literarische Gepflogenheit sehr merkwürdiger Art bei den alten epischen Dichtern nachweisen zu können.

Von dem Freiermorde (*χ*) hat die Odyssee noch eine zweite, kürzere Erzählung in *ω* aufbewahrt, die sogar deutliche Spu-



ren einer verhältnismäßig alten und einfachen Auffassung trägt, jedenfalls nicht kurzweg einen unselbständigen Auszug aus χ wiedergibt. Diese Dublette ist dadurch ermöglicht, daß einer der hingeschlachteten Freier in der Unterwelt ihr Geschick berichtet; in einer zweiten Nekyia in ω sind die Schatten der Troerhelden nach älterer epischer Quelle versammelt, und zu ihnen tritt der des Amphimedon. Seine Erzählung ist der eigentliche Endzweck des ganzen Auftrittes im Hades: nur die im Epos sonst nicht anbringliche Darstellung zu retten, ist diese zweite Nekyia nachträglich bestimmt. In ähnlicher Weise ist die Bittgesandtschaft *I* der Ilias gerettet worden, nur daß sie vor ihrer ursprünglichen Stelle, vor den sie ermöglichenden Bedrängnissen der Achaier (*Λ—O*) erzählt wird, nach neu geschaffenen ähnlichen Geschehnissen (*Θ*), die die künftigen Bedingungen hier schnell vorwegnehmen. In beiden Fällen waren die Darstellungen durch ausgeführtere, reichere und stark abgeänderte Erzählungen in Schatten gestellt und für die Handlung überflüssig geworden, in beiden Fällen sollten sie aber trotzdem nicht preisgegeben werden, sondern um ihrer eigenartigen Schönheit willen oder aus Pietät des jüngeren Bearbeiters gegen den älteren Dichter erhalten bleiben. Das Buchwesen bot noch keinen bequemen Unterschlupf für solche Parerga und Paralipomena. So fand man für sie ein Asyl in denselben großen Baulichkeiten, aus denen sie wegen vorzunehmender Vergrößerung, Ausbaues oder Umbaues von ihrer alten zentralen Stelle verdrängt wurden. Einzellieder sind das nie gewesen.

Hiernach ist es wohl möglich, sich die Entwickelung der Odyssee ziemlich geradlinig und einfach zu denken, unter Einwirkungen von außen, aber ohne starke Verluste. Hier fanden in den jüngsten Stadien vielfache Ergänzungen aus Liedern und namentlich fremden Epen statt. Bei der Ilias muß man außerdem vielleicht mit großen Einbußen rechnen, auch in der Achilleis. Dieses Rückgrat der Ilias hat sich in sich geschlossener aus einem kleineren Gedichte vom Zorne Achills zu der großen Patrokliedichtung entfaltet und hat dann nicht nur die Ausdichtung der Schildbeschreibung und noch später der Leichenspiele und der Lösung aufgenommen, sondern ist auch durch Einschub des fremden Stoffes in *B—H* zur ganzen Ilias erweitert worden.

Gerade dieses Epos zeigt uns, obwohl seine Entwickelungsgeschichte noch nicht im einzelnen klar gezeichnet vor uns liegt, doch die Hauptsache schon deutlich. Sein Stoff, dem troischen Sagenkreise angehörig und vielleicht ursprünglich in Einzelliedform bekannt, hat sich einerseits mit verwandten Dichtungen zu epischen Gebilden zusammengeschlossen; andererseits konnte nur ein kleiner Ausschnitt liebevolle Pflege und kunstvolle Ausgestaltung erfahren und sich dadurch von dem eintönigen kyklischen Epos lossagen. Um den entscheidenden Schritt zu tun und weitere Umdichtungen vorzunehmen, haben die Dichter Anleihen bei anderen Dichtungen nicht gescheut und sich entweder deren beste Gedanken in freier Verwendung aufzunehmen begnügt oder sich mit ihnen auch viele Einzelheiten und ganze Versreihen unbedenklich angeeignet. Stoffhunger, Streben nach Vollständigkeit, ein historisierender Zug trat der künstlerischen Ausdichtung vielfach entgegen und schuf das große, eintönige kyklische Epos. Aber auch Homer wurde davon mehrfach ergriffen, und das hat schließlich wieder zu großer Annäherung an das kyklische Epos geführt, das sich seinerseits inzwischen mehrfach gespalten und in seinen Brechungen weitere Ausführung erfahren hatte. Weil es zu sehr anschwoll, mußte das Teilepos auf wich-

tige Stücke verzichten: so die Achilleis auf den Tod des Hauptheldeu selbst. Eben dadurch erhielten wieder andere Epen neue Lebensluft. Die lebendige Wechselwirkung hörte erst auf, als die hervorragendsten Epen allmählich ein kanonisches Ansehen erhielten und schließlich durch schriftliche Aufzeichnung erstarrten. Das wurde das Ende aller Ependichtung.

Die Geschichte des einzelnen Epos ist in seiner Vorgeschichte nicht erschöpft sie führt unweigerlich zu der Geschichte des Epos überhaupt, und mit ihr verflicht sich die des Liedes.

Trotzdem tritt der Dichter Homer in den neuesten Arbeiten wieder als Person hervor. Das bedarf noch einer kurzen Betrachtung.

Die Bedeutung der Mathematik für die Kultur der Gegenwart.

Von V. Geilen.[1])

3.

Aber, so wird mancher hierauf einzuwenden versucht sein, mögen auch gewisse Gebiete der Mathematik in ihren Anwendungen einen nicht zu leugnenden Nutzen für die Allgemeinheit haben, so scheint doch die mathematische Wissenschaft zu einem großen Teil in einer geistigen Spielerei mit rein abstrakten Dingen zu bestehen, die der Menschheit höchst gleichgültig sind und nur dem Mathematiker selbst geistigen Genuß bereiten mögen. Darauf wird zu erwidern sein, daß allerdings ein gradueller Unterschied besteht: Besitzt doch die höhere Analysis in allen ihren Zweigen den Vorzug einer großen Elastizität, die sie zur Anwendung auf die Vorgänge der Natur ganz besonders geeignet macht; aber auch den Wert der Algebra als Grundlage aller formalen Umordnungen und die Bedeutung der Geometrie, besonders da, wo sie sich der Methoden der Infinitesimalrechnung bedient, mit ihren Beziehungen zu den verschiedensten und ausgedehntesten Gebieten der Naturforschung, wird kein Einsichtiger bestreiten wollen. Ich erinnere nur an ihre Anwendungen in der Kinematik, der Mechanik, der Potentialtheorie, der Optik, weiterhin in der Geophysik und der Geodäsie; wurde doch z.B. Gauß gerade durch seine geodätischen Arbeiten zu seinen berühmten „Untersuchungen über die auf einer Fläche gezogenen Kurven" geführt.

Dem gegenüber gibt es jedoch zwei umfangreiche Disziplinen der Mathematik, die dem Nichteingeweihten völlig abstrakt und für die reale Wirklichkeit ganz bedeutungslos erscheinen könnten, nämlich die ständig mit imaginären Größen rechnende „Funktionentheorie" und weiterhin die reine Zahlentheorie.

Darauf ist aber zu entgegnen, daß die imaginären Größen nicht etwa eine unmotivierte Schöpfung des Geistes sind, sondern daß sehr reale Probleme und häufig solche aus dem Gebiete der physikalischen Anwendungen darauf hindrängten, mit diesen Größen zu rechnen, wollte man die Probleme nicht ungelöst und unerledigt lassen. Und der Wagemut des mathematischen Geistes ist hier glänzend belohnt worden. Es wurden nicht nur immer zahlreichere Probleme der Naturforschung, die zum Teil

1) Siehe Heft 5.

anders gar nicht gelöst werden konnten, der Behandlung mit imaginären Größen zugänglich, sondern die Methoden wurden auch zudem einfacher und weitreichender. Und heute, wo sich die Gedanken Riemanns und Kleins voll durchgesetzt haben, führen ferner so bequeme Wege von den Funktionen imaginärer Veränderlicher nach der Geometrie hinüber, daß man sich im Gebiete der „imaginären" Größen durchaus nicht etwa in einer „unvorstellbaren" Welt bewegt, sondern daß im Gegenteil manche Probleme durch Hinzuziehung der imaginären Größen an Anschaulichkeit gewinnen.

Um ein Beispiel herauszugreifen, will ich hier nur auf den unmittelbaren Zusammenhang zwischen der Funktionentheorie und den Flächen kleinsten Inhalts bei gegebener Umrandung, den sogenannten „Minimalflächen" hinweisen, die ihrerseits wieder mit der Physik der Flüssigkeiten in engster Beziehung stehen. Und schließlich sei noch die überraschende Tatsache erwähnt, daß gerade die Theorie der Quaternionen, die sogar mit drei verschiedenen imaginären Einheiten operiert, zur Ausgestaltung der „Vektorenrechnung" geführt hat, die heutzutage in ausgedehnten Gebieten der Physik ein kaum zu entbehrendes Hilfsmittel der Forschung geworden ist.

Was nun die Zahlentheorie angeht, so ist sie heute mehr und mehr aus ihrer Abstraktheit und Isoliertheit herausgetreten. Durch die Mathematiker Klein und Minkowski ist sie in vielen Teilen mit der Geometrie in anschauliche Verbindung gesetzt worden; wenn ferner schon früher manche Zusammenhänge zwischen Zahlentheorie und Analysis zutage getreten sind, wobei ich nur an das Problem der harmonischen Obertöne einer schwingenden Membran erinnere, das auf eine zahlentheoretische Aufgabe hinausführt, so deuten nach einem Ausspruche Minkowskis manche mathematischen Resultate der neuesten Zeit darauf hin, daß überhaupt „die tiefsten Zusammenhänge der Analyse zahlentheoretischer Natur" sind.

Und besteht nicht bei dem heute erwiesenen Aufbau aller Materie aus diskreten Teilchen a priori die Möglichkeit, ja eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß schließlich auch die subtilsten Probleme der Naturforschung auf solche der Zahlentheorie hinauslaufen?

Nach alledem dürfte so manches gegen die Mathematik bestehende Vorurteil als unbegründet aufgegeben werden müssen, wenn man sieht, wie viele scheinbar recht phantastische und abstrakte Begriffe der Mathematik in unmittelbarer Beziehung zur realen Wirklichkeit stehen.

Es bleibt allerdings ein Rest von Begriffen und Entwicklungen übrig, von denen keine sofort erkennbare Brücke zur Anwendung hinüberführt. Soll darum aber dem Mathematiker jede Beschäftigung mit Problemen solcher Art untersagt werden? Das wäre verkehrt; denn — um mit Weierstraß zu reden — es haben doch „griechische Mathematiker auch nur auf spekulativem Wege die Eigenschaften der Kegelschnitte ergründet, lange bevor irgendwer erkannte, daß sie die Bahnen seien, in welchen die Planeten wandeln".

Lassen wir darum einmal die Forderung an die Mathematik, nur solchen Problemen ihre Aufmerksamkeit zu schenken, die unmittelbar auf die Wirklichkeit anwendbar sind, fallen und gestehen wir für einen Augenblick auch dem Mathematiker das Recht zu, seiner spezifischen Anlage gemäß auch seine spekulativen Geistesfähigkeiten frei zu

entwickeln. Und da läßt sich ein recht bemerkenswerter psychologischer Zusammenhang zwischen der abstrakten Zahlentheorie und den Anwendungen der Mathematik auf die Natur aufzeigen, wie ich durch ein paar Beispiele belegen will.

Das erste umfassende Werk des jungen Gauß waren die „Disquisitiones arithmeticae", das grundlegende Werk der neueren Zahlentheorie, desselben Gauß, der später als Astronom, als Geodät und als theoretischer Physiker so viel für die Anwendungen der Mathematik getan hat.

Ich denke ferner an den schon erwähnten Minkowski, der als Jüngling eine zahlentheoretische Preisaufgabe glänzend löste und sein ganzes Leben lang auf dem Gebiete der Zahlentheorie tätig war, sich daneben aber mit der Theorie der Kapillarität beschäftigte und weiterhin kurz vor seinem Lebensende die seinen Namen tragenden Grundgleichungen für eine neue Theorie der Elektrodynamik aufstellte.

Und schließlich möchte ich noch des Göttinger Mathematikers Hilbert Erwähnung tun, dessen Erstlingswerk von größerem Umfange sein berühmter „Bericht über die Theorie der Zahlkörper" ist, während er zurzeit Abhandlungen über die „Grundlagen der Physik" veröffentlicht.

Die Menschheit würde sich also der Mitarbeit so mancher leistungsfähigen Köpfe an der Erforschung der Natur beraubt haben, wenn sie ihnen nicht zuvor Zeit gegeben hätte, ihre geistigen Kräfte an solchen Stoffen zu üben und zu stählen, die ihnen zusagten. Darf ich hierfür als frappantes Beispiel nochmals den Konstrukteur der 42 cm-Geschütze nennen, der seine ersten mathematischen Untersuchungen den elliptischen Funktionen, also einem Gebiet gewidmet hat, in dem die imaginären Größen eine große Rolle spielen? Man erkennt, es wäre in der Tat kurzsichtig und nicht zum Besten der Allgemeinheit, wollte man die Mathematik in zu enge Grenzen der Entwicklung einzwängen. Jeder ihrer Zweige muß sich frei entfalten können; dann wird auch jeder Zweig zu seiner Zeit Früchte tragen.

Wenn auch bisher ausschließlich von den am nächsten liegenden Beziehungen der Mathematik zur eigentlichen Physik gesprochen worden ist, so erstreckt sich der Wirkungsbereich der Mathematik mittelbar doch auch auf die übrigen Naturwissenschaften. Daß mit der Erforschung des Baues der Atome zugleich die Grundlagen der Chemie und der Mineralogie berührt werden, liegt auf der Hand. Nicht nur baut ferner die Chemie das theoretische Lehrgebäude nach streng mathematischer Methode auf, sondern die organische Chemie bedient sich in der Stereochemie zur Veranschaulichung des Baues der Moleküle auch konkreter geometrischer Vorstellungen; und daß die physikalische Chemie sich mit den Ergebnissen und Fortschritten der Physik auch die darin verborgenen Leistungen der Mathematik zunutze macht, ist evident. Da weiter die chemischen Kenntnisse von der Biologie aufgenommen werden und damit einerseits in einen Teil der medizinischen Wissenschaft, speziell die Physiologie, anderseits in die Pflanzenkunde, speziell in die Chemie der Landwirtschaft eindringen, so erkennen wir, wie weit der mathematische Gedanke mittelbar Wirkungen ausüben kann; und wenn heute schon von Männern dieser Wissenschaften für deren Jünger die Forderung nach Erweiterung der mathematischen Vorbildung erhoben wird, so liegt darin eine besondere Anerkennung

des hohen Wertes der Mathematik für das Gedeihen der Naturwissenschaften im weitesten Sinne.

4.

So dürfte sich also die nicht wenig verbreitete Anschauung, als ob die Mathematik bei ihrer heutigen Entwicklung in einer weltabgewandten Sphäre ein für die Menschheit nutzloses Dasein führe, nicht mehr aufrecht erhalten lassen.

Doch auch das genügt für viele noch nicht, ihr das gleiche Recht und die gleiche Würdigung wie andern Wissenschaften zuzugestehen. Mag der Nutzen der Mathematik — so wirft man weiter ein — auf materiellem Gebiete nicht unbedeutend sein, so wird er doch beträchtlich herabgemindert durch gewisse Schäden, die sie auf ideellem Gebiete hervorruft. Derartige Vorurteile finden eine starke Stütze an einigen Aussprüchen Goethes, dessen Worte und Werke heute noch ebenso lebendig wirken, wie vor 100 Jahren. Goethe, der sonst so weitherzig Denkende, hat der Mathematik gegenüber sein Leben hindurch eine ablehnende Haltung eingenommen und seiner Meinung über diese Wissenschaft in wohlerwogenen und in ruhiger Besonnenheit ausgesprochenen Worten Ausdruck gegeben. Seine Aussprüche, die es nun zu widerlegen gilt, sind typisch für die Auffassung mancher hochgebildeten Menschen, auf die die Mathematik, soweit sie mit ihr in Berührung gekommen sind, einen unsympathischen, abstoßenden Eindruck gemacht hat.

Goethe sagt: „Übrigens wird mir immer deutlicher, was ich schon lange im Stillen weiß, daß diejenige Kultur, welche die Mathematik dem Geiste gibt, äußerst einseitig und beschränkt ist.". Die Mathematik erhebt gewiß nicht den Anspruch, dem Menschen in allen seinen geistigen und seelischen Kräften alles bieten zu wollen; solches kann keine Wissenschaft ganz leisten. Geselligkeit und Familie, Kunst und Religion werden die notwendigen Ergänzungen geben müssen. Liegt aber nicht schon eine Rechtfertigung für die Mathematik darin, daß heute gerade die Frauen die Einführung eines weitgehenden mathematischen Unterrichtes in ihre Schulen verlangt und durchgesetzt haben? Erkennen sie damit nicht im Gegenteil an, daß zur vollwertigen, harmonischen Ausbildung des menschlichen Geistes ein gut Teil Mathematik unerläßlich ist? Und wenn der vorwärtsstrebende Mathematiker sich mehr als andere von dem Treiben der Öffentlichkeit fernzuhalten scheint, so wird er selbst es als das schwerste Opfer empfinden, das er seiner Wissenschaft bringt, wenn er zeitweilig alle äußeren Einflüsse ausschalten muß, die die Kreise seiner Gedanken stören könnten. Hat doch selbst ein Weierstraß gesagt, daß „es ohne saure Arbeit auch dem Begabtesten nicht möglich ist, in die Tiefe der mathematischen Wissenschaft einzudringen".

Und wenn immer wieder geistig und seelisch vollwertige Männer ihr ganzes Leben hindurch in der Beschäftigung mit dieser Wissenschaft Genüge gefunden haben, muß sie da dem Geiste nicht doch mehr bieten, als Goethe von ihr anzunehmen scheint? Läßt die Mathematik wirklich die Gabe der Phantasie, die schöpferische, künstlerische Kraft des Menschengeistes verkümmern? Wer die Mathematik so einschätzt, kann nur ein Zerrbild von ihr kennen gelernt haben. Wahre Mathematik ist wie ein kunstvoll gefügter Bau, nicht unentwirrbar verwickelt, sondern wohl gegliedert und doch reich an Gestaltungen, von durchsichtiger Klarheit und Feinheit, nicht starr und tot, sondern biegsam und elas-

tisch. Wie wäre anders die hohe Begeisterung gerade der Mathematiker für ihre Wissenschaft zu erklären?

Und die Forschung selbst geht nicht nach der Schablone einer starren Logik vor sich; dann würde ja die Mathematik kaum aus den engen Zirkeln des schon Bekannten herauskommen, und ihre großen Fortschritte wären so gar nicht erklärlich. Neue mathematische Entdeckungen sind vielmehr oft durch die Gabe der vorauseilenden, vorausahnenden Phantasie gewonnen worden, durch eine Art Intuition, eine innere Anschauung, die plötzlich vor dem Geiste auf unerklärliche Weise auftaucht. Indessen wird die Mathematik immer auch zugleich das scharfe, kritische Denken nötig haben, das die Wissenschaft verfeinern und vertiefen muß. In diesem Sinne ist die Mathematik eine reine Wissenschaft, in jenem erhebt sie sich zur Höhe einer Kunst. Und das Künstlerische geht bei ihr voran, erst hinterher betätigt sich das deduktive, diskursive Denken. So ist also die Mathematik der Kunst innerlich verwandt und befähigt, unmittelbar künstlerische Stimmungen in der Seele desjenigen auszulösen, der in ihre Geheimnisse eingedrungen ist. Das Wort von der Einseitigkeit und Beschränktheit der mathematischen Geisteskultur dürfte daher nicht zu Recht bestehen.

Aber die Mathematik ist auch imstande, den Nichtmathematiker einen Hauch ihrer künstlerischen Wirkung spüren zu lassen. Ich denke hier weniger an ihre bekannten Beziehungen zur Malerei und zur Musik. Unmittelbarer noch wirkt sie in den monumentalen Werken der Baukunst durch den Rhythmus der mathematisch strengen Linien selbst. Ja, diese Baukunst hat sich in ihren großen Linien im wesentlichen nach geometrischen Gesetzen entwickelt: Von der geraden Linie im griechischen Baustil ist sie zum Halbkreis und dann zum freieren Gebrauch von Kreisbögen im romanischen und gotischen Stil übergegangen, bis sie im Barock von der Starrheit der Kreislinie sich befreite und über elliptische und geschwungene Linien hinweg sich im Rokokostil in transzendente Kurvenbögen auflöste. So hat sich in der Baukunst eben dasjenige als lebens- und entwicklungsfähig erwiesen, was analytisch-geometrischen Gesetzen folgte.

Noch ein zweites Beispiel möchte ich als typisch anführen, wie die Mathematik ihren Einfluß in künstlerischem Sinne betätigt. Wenn man die neue Eisenbahnbrücke über den Rhein bei Köln, oder die mächtige Weichselbrücke bei Dirschau mit den vor einigen Jahren abgebrochenen alten Brücken vergleicht, so machten diese den Eindruck starrer, vergitterter Käfige, während jene in frei und leicht geschwungenen Bögen den Strom überspannen. Erstere waren Erzeugnisse einer rohen Technik, letztere aber sind Werke einer von Mathematik durchgeistigten, durch Mathematik veredelten Technik, und in ihrer klaren Einfachheit und doch überwältigenden Größe bieten sie dem Auge einen ästhetischen, ja künstlerischen Genuß.

Nach dem Gesagten darf die Mathematik wohl mit Recht den Vorwurf der Einseitigkeit im Goetheschen Sinne zurückweisen; aber es gibt noch ein zweites Urteil von ihm über die Mathematik, das nicht ohne Widerspruch hingehen darf. Goethe hat einmal in späteren Jahren gesagt: „Ich ehre die Mathematik als die nützlichste und erhabenste Wissenschaft, solange man sie da anwendet, wo sie am Platze ist. Allein ich kann nicht loben, daß man sie bei Dingen mißbrauchen will, die gar nicht in ihrem Bereich liegen, und wo die edle Wissenschaft sogleich als Unsinn erscheint."

Damit will Goethe die Anwendung der mathematischen Methode auf die Erforschung der Natur treffen. Er selbst hat sich vierzig Jahre hindurch als Naturforscher betätigt und speziell für den Ausbau seiner Ideen über das Licht zahllose Versuche angestellt, deren Ergebnisse er in seiner „Farbenlehre“ niedergelegt hat. Aber er wendet sich am Schlusse dieses Werkes mit großer Schärfe gegen die Forschungsmethode Newtons, die nicht davor zurückschreckt, die Einheit des Lichtes zu zerstören und ihm Gewalt anzutun, um es darauf in eine mathematische Theorie zu pressen und der Herrschaft von Maß und Zahl zu unterwerfen. Goethe, dem Künstler, erscheint ein solches Vorgehen als eine Pietätlosigkeit, als ein unerlaubter Eingriff in die Unverletzlichkeit der Natur. Aber so wertvoll auch seine Versuche und Ideen etwa für die Malerei und zum Teil für die Physiologie gewesen sind, sie haben keine Fortentwicklung gefunden, während seit Goethes Zeiten die mathematisch-physikalischen Theorien des Lichts zu immer neuen Entdeckungen der wunderbarsten Zusammenhänge in den Naturerscheinungen geführt haben.

Zwar wird jede mathematisch-physikalische Theorie immer nur ein unvollkommenes Abbild der Natur geben; sollten wir darum aber, weil wir die Natur in ihrer Ganzheit und unergründlichen Tiefe nicht auf einmal fassen können, die Hände in den Schoß legen und auf die Erforschung der Natur schließlich ganz verzichten? Damit würde weder unserem immer vorwärts drängenden Geiste Genüge getan, noch dem Allgemeinwohl der Menschheit genützt sein. Wir dürfen deshalb im Bewußtsein unseres guten Rechtes den Kampf mit der Natur aufnehmen; wir dürfen und müssen die Natur „biegen und beugen“, weil sie anders als mit dem Hilfsmittel einer mathematischen Theorie nicht zu fassen ist. Erst so haben wir die Möglichkeit, ihre wohltätigen Kräfte in den Dienst der Menschheit zu zwingen. Und wenn die Naturforschung in ihrer Gesamtheit trotz ihrer von Goethe gemißbilligten Methode inzwischen so gewaltige Fortschritte für die menschliche Kultur erzielt hat, so würde Goethe angesichts solcher Tatsachen heute wohl der letzte sein, der seinen Standpunkt noch aufrechterhielte.

5.

Doch es taucht wohl auch hin und wieder die Frage auf, ob denn der durch die moderne Naturforschung herbeigeführte Kulturfortschritt eine wirkliche Aufwärtsbewegung des Menschengeschlechtes zu einer höheren Kulturstufe darstellt, oder ob nicht vielmehr durch das Überwiegen des Materiellen die Menschheit in die falschen Bahnen einer rein äußerlichen Scheinkultur geleitet worden ist. Da nun, wie nachgewiesen, die Mathematik diese Entwicklung begünstigt hat, ja in dieser Förderung der heutigen, auf naturwissenschaftlichem Boden fortwachsenden Kultur eine ihrer wesentlichsten Aufgaben sieht, so darf die Mathematik auch an dieser Frage nicht ganz vorübergehen.

Wenn wir auch von vornherein anerkennen müssen, daß das deutsche Volk als Ganzes die materiellen Güter stets im Geiste wahrer Kulturförderung verwendet hat, so ist doch in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege eine Philosophie in breite Schichten gedrungen, die mit den Zielen eines wahren Idealismus kaum vereinbar ist und die zum Teil von Männern der Naturwissenschaften ins Leben gerufen und verfochten worden ist. Das war die Zeit, wo die Naturwissenschaft in dem Gefühl, es „so herrlich weit gebracht zu haben“, die Grenzen der Naturerkenntnis erreicht zu

haben glaubte und in Überschätzung ihrer Kraft daran gehen wollte, auf rein naturwissenschaftlicher Grundlage eine Weltanschauung aufzubauen. Wie jene Auffassung inzwischen einer anderen Platz gemacht hat, zeigt die charakteristische Äußerung eines der bedeutendsten mathematischen Physiker, Voigt, aus jüngster Zeit:

„In der Physik ist unsere Zeit eine große Zeit, und es ist eine Lust, sie zu erleben. Aber jede gelöste Frage gebiert zehn neue, und die Rätsel werden immer rätselhafter. Um nur ein einziges zu nennen, so machen alle die in gehäufter Menge gewonnenen neuen Resultate, indem sie uns die unerwartetsten Wirkungen zeigen, die Konstitution des materiellen Atomes nur um so unverständlicher. Was ist das für ein Gebilde von unausdenkbarer Kleinheit, das tausend verschiedener, aber völlig definierter und für die Substanz charakteristischer Schwingungen auszuführen und auszusenden vermag?" Und weiter sagt Voigt: „In einem seiner Jugendgedichte läßt unser populärster Dichter einen Forscher den Versuch machen, ‚die Größe der Welt' zu ermessen. Er nimmt erst ‚des Windes Flug', dann, um schneller vorzudringen, ‚den Flug des Lichtes'. Aber das einzige Ergebnis ist der ihm entgegenklingende Ruf: ‚Vor dir Unendlichkeit!' Auch den Forschern in der Physik scheint auf ihr immer ungestümeres Vorwärtsdrängen als Antwort nur eben dieser Ruf entgegenzutönen. Aber ungleich dem Dichter, der sein Gedicht mit der Resignation schließt:

„Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein mutloses Anker hie"

drückt uns dieser Gedanke nicht nieder, sondern die Größe und Fülle der Aufgaben erhebt uns. Unermeßlich erstrecken sich die Gefilde, die der Beobachtung warten, und nicht der Besitz der Erkenntnis, die Arbeit darum ist das Glück."

„Es ist gut, daß einmal ein Naturforscher selbst eine solche, rein auf Grund seiner naturwissenschaftlichen Einsicht gewonnene Erkenntnis ausgesprochen hat. Die Stimmung, die darin zum Ausdruck kommt, ist materialistischen Gedankengängen nicht günstig. Und nachdem nunmehr die zeitweilige Neigung zum Materialismus überwunden zu sein scheint, ist zu erhoffen, daß der neu erstehende Idealismus um so fester gegründet sein wird. Und wie die Mathematik überall da, wo sie in ihrer Geschichte mit der Philosophie in Berührung gekommen ist, sich als eine Bundesgenossin des Idealismus gezeigt hat, so hat sie an dieser neuesten Umkehr zu idealistischer Auffassung die Wege ebnen geholfen; denn sie ist ja, wie an einer früheren Stelle ausgeführt, das wesentliche Werkzeug gewesen, das den Naturforschern gerade in dem von Voigt bezeichneten Forschungsgebiete das Eindringen in diese unergründlichen Tiefen der Natur erleichtert und sie die Rätsel erkennen gelehrt hat, die da noch zu lösen sind.

Wie weitreichend aber die Probleme sind, die der Mathematik aus ihrem Zusammenwirken mit der Physik noch erwachsen können und ihrer Lösung harren, zeigt ein Wort Hilberts über die von ihm letzthin gefundenen sogenannten „Grundgleichungen der Physik": „Ich bin der Überzeugung, daß durch die hier aufgestellten Grundgleichungen die intimsten, bisher verborgenen Vorgänge innerhalb des Atoms Aufklärung erhalten werden und insbesondere allgemein eine Zurückführung aller physikalischen Konstanten auf mathematische Konstanten möglich sein muß — wie denn überhaupt damit die Möglichkeit näherrückt, daß aus der Physik im Prinzip eine Wis-

senschaft von der Art der Geometrie wird." Das alte, vorausschauende Wort:

„Ἀεὶ ὁ Θεὸς ἀριθμητίζει",

welches schon die Ahnung zum Ausdruck bringt, daß sich alles Naturgeschehen nach mathematischen Gesetzen vollzieht, scheint also heute in weiten und wichtigen Gebieten der Naturforschung durch die gemeinsamen Bemühungen der Physik und der Mathematik seiner Bestätigung recht nahegerückt.

6.

Fassen wir alles zusammen, so dürfte die Mathematik als ein wesentlicher und wertvoller Bestandteil unserer gegenwärtigen Kultur der regsten Förderung würdig sein. Indessen ihre Bedeutung läßt sich noch etwas schärfer fassen: Die Pflege der Mathematik ist nicht nur für die gesamte Menschheit von großem Nutzen, sondern sie wird in Zukunft speziell für das deutsche Volk zu einer zwingenden Notwendigkeit werden.

Bei der immer dichter werdenden Bevölkerung des Deutschen Reiches gilt es vor allem, immer neue Erwerbs- und Ernährungsmöglichkeiten zu schaffen, und das ist nur denkbar durch eine immer tiefere Erforschung der Natur und immer vollkommenere Ausnutzung ihrer Kräfte in Technik, Industrie und Landwirtschaft. Wie hierbei gerade die Mathematik als das feinste und schärfste Hilfsmittel einzugreifen haben wird, ist nach dem Gesagten offensichtlich. Weiterhin heißt es in dem immer enger werdenden Netze wirtschaftlicher Beziehungen zwischen den Individuen des Staates durch die zählende und ordnende Kraft der Mathematik die Übersicht aufrechtzuerhalten. Gerade hier hat während des Krieges die mathematisch organisierte Statistik und die Finanz- speziell die Versicherungswissenschaft Großes geleistet. Nach Beendigung des Krieges aber werden die Aufgaben dieser Zweige der Mathematik ins Riesenhafte wachsen.

Und wenn dann der Wettkampf zwischen den Nationen von neuem beginnt, so werden wir ihm wiederum nur mittels einer durch Mathematik zu höchster Leistungsfähigkeit gesteigerten Technik gewachsen sein.

Um solche Aufgaben bewältigen, um unserer Kultur dauernd den Platz an der Sonne bewahren zu können, müssen wir die ganze Mathematik in freiester und weitherzigster Weise pflegen, vom praktischen Zahlenrechnen angefangen bis zur stillen Arbeit des Forschers. Dafür wird die Mathematik aber eingedenk sein müssen, daß sie nicht nur um ihrer selbst willen da ist, sondern auch Pflichten gegen die Gesamtheit hat, daß ihr aber auch aus der Berührung mit der Natur wie einem Antäus immer neue Kräfte erwachsen, diese aber erlahmen, sobald sie sich zu weit vom Boden der realen Wirklichkeit entfernt. Die Mathematik wird dann als Ganzes sein wie Archimedes, der der gedankentiefste Mathematiker des Altertums war und zugleich der eminent praktische Verteidiger seiner Vaterstadt gegen den Ansturm übermächtiger Feinde.

Nachrichten und Mitteilungen.

K. E. Neumanns letzte Arbeit.

Soeben erscheint ein Band[1]), der ein groß angelegtes Werk zur Vollendung führt: die vollständige Übersetzung der beiden ersten und wichtigsten Sammlungen der dem Buddha zugeschriebenen Lehrreden. Dem Unermüdlichen aber, der dies Werk geschaffen hat, ist die Feder aus der Hand gesunken. Das Vorwort des Herausgebers berichtet es: „Am 18. Oktober 1915, am Morgen seines 50. Geburtstages, ist Karl Eugen Neumann in Wien gestorben."

Unter denen, die ihre Kraft der Erforschung des Buddhismus gewidmet haben, nahm Neumann eine eigenartige, bedeutende Stellung ein, von den einen ebenso hoch bewundert, wie von den andern stark angefeindet: mir scheint, das eine und das andre mit gutem Grunde.

Ich kann über ihn, den Sohn Angelo Neumanns, nur als ein persönlich Fernstehender berichten. Berührungen, die ich mit ihm hatte, waren flüchtig und liegen weit zurück. Nicht aus ihnen schöpfe ich mein Bild von ihm, sondern allein aus seinen Werken. In denen aber zeichnet sich dies Bild in großer Klarheit.

Neumann war auf das tiefste, persönlichste ergriffen von der Gestalt und der Lehre des Buddha. Der Buddhismus stellte sich ihm nicht als etwas geschichtlich Bedingtes, aus der Vergangenheit Hervorgewachsenes und mit festen Fäden an sie Geknüpftes dar. Er war ihm vielmehr der in die Zeitlichkeit eingetretene Ausdruck der ewigen Wahrheit. Ein Prediger dieser Wahrheit hat er sein wollen. Und sie sollte, wie das begreiflich ist, nicht als ein von modernem Denken zurechtgerücktes System erscheinen, sondern in der vollen Echtheit der Gestalt, die ihre alten Gläubigen ihr gegeben haben. Daher mußten die wichtigsten kanonischen Texte des Buddhismus übersetzt werden: in einer langen Reihe von Übersetzungen aus der Pālisprache stellt sich das Lebenswerk Neumanns dar.

So gab er, um nur einiges hervorzuheben, vor nun schon einem Vierteljahrhundert unter dem Titel „Der Wahrheitspfad" seine Übersetzung des Dhammapada, jener wundervollen Sammlung buddhistischer Verssprüche, durch deren Herausgabe Fausböll die Pāliphilologie und die Erforschung des alten Buddhismus so entscheidend gefördert hat. Dann „Die Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddhos": Aussprüche, großenteils Selbstbekenntnisse jener Alten, erdichtete und ohne Zweifel auch echte, welche tiefe Blicke in die von ihnen durchlebten inneren Kämpfe, in ihre beseligende Gewißheit der errungenen Erlösung tun lassen.[2]) Zuletzt und vor allem aber machte Neumann sich an die Haupt- und Grundtexte der altbuddhistischen Literatur, an die großen Sammlungen buddhistischer Lehrreden, und veröffentlichte in je drei stattlichen Bänden „Die Reden Gotamo Buddhos aus der Mittleren Sammlung (Majjhimanikāyo) — aus der Längeren Sammlung (Dīghanikāyo) des Pālikanons."

Aus diesen Übersetzungen sprach sein ganzes Ich. Er war nicht der ruhig sichere Ausrechner der philologischen Probleme, die es hier zu lösen gab. Daß er sich nach dieser Seite hin Blößen über Blößen gegeben hat, kann nicht verschwiegen werden. Als künstlerischer Sprachgestalter — das ist er in der Tat gewesen — versuchte er die Originale nachzubilden. Mir scheint, daß er da, eine höchst individuelle, kühne Ausdrucksweise sich schaffend und vielfach freilich in Manier verfallend, doch an mancher Stelle mit bewunderungswürdigem Gelingen hohe Schönheit erreicht hat. Eine Neigung zur Alliteration, die den schlichten Klang der altbuddhistischen Verse durchaus fälschte, ist bei ihm nie ganz verschwunden, aber sie hat sich doch fühlbar abgeschwächt. In den Beigaben zu seinen Übersetzungen empfand man schmerzlich die Disharmonie zwischen der Ergriffenheit des Hinblickens auf ein hohes Ideal und dem, wie es scheint, unüberwindlichen Be-

1) „Die Reden Gotamo Buddhos aus der längeren Sammlung Dīghanikāyo des Pāli-Kanons übersetzt von K. E. Neumann." 3. Band. München und Leipzig (R. Piper & Co.) 1918. (Ein Band mit Anmerkungen wird noch folgen.)

2) Die eben genannten beiden Werke sind 1918 neu herausgegeben worden, gleichfalls im Verlag von R. Piper, München.



dürfnis, zankend und witzelnd über Andersdenkende seine Feindschaft und seinen Spott zu ergießen. Doch wir haben das Recht, vor allem der echten Vorzüge, die seinem Tun innewohnten, zu gedenken. Das verdiente er.

Die Reden des Buddha, die der vorliegende Band bringt, enthalten manchen hochwertvollen Beitrag zur Charakteristik altbuddhistischen Wesens. Wer als Neuling an diese Lektüre herantritt, muß sich freilich an die eigenartige hieratische Sprache, die hier gesprochen wird, erst gewöhnen. „Der mönchische Hörer", so habe ich an anderm Ort[3]) über diesen Stil bemerkt, „an dessen Ohr und Geist solche Lehre oder Ermahnung langsam vorüberflutet, ist ein sehr anderer als der Okzidentale, der heute voll Befremdung aus weiter Ferne auf jene alten Formen des Redens zurückblickt. Sein Denken ist noch nicht hundertfach und tausendfach überladen, überreizt, abgestumpft. Er eilt nicht mit seiner Phantasie ungeduldig auf Bahnen, die er geübten Blickes weithin im voraus übersieht, dem Redenden voran. Sondern gewohnt an die Stille endlos langen Schauens folgt er gehorsam und hingenommen Schritt für Schritt der Wiederkehr und immer von neuem der Wiederkehr jener eintönigen Rhythmen von Sprache und Gedanken, in denen sich ihm der ewig gleichmäßige Aufbau der Daseinsordnungen enthüllt."

Das lebendige Sichdarstellen des buddhistischen Geistes in diesen Reden fühlt der Leser trotz solcher Eigenheiten ihrer Form doch auf Schritt und Tritt. Ich greife aufs Geratewohl in den Band Neumanns hinein: da begegne ich einem Gespräch des Buddha mit einem andersgläubigen Asketen, dem Mitglied einer der zahlreichen geistlichen Orden, die damals, um 500 v. Chr., Indien erfüllten. Buddha schildert seine Vorgänger, die Buddhas vergangener Weltalter, denen er selbst gleicht, die „im Walde einsame Stätten, entlegene Ruheplätze aufzusuchen pflegten, wo Lärm verklungen ist, wenig Geräusch nur hindringt, Orte, die von den Leuten gemieden werden, wo der Mensch verborgen sitzen, sich zurückziehen kann, gleichwie auch ich es jetzt pflege." Und wer solch einsames Meditieren des Weisen, des Buddha anschaut, der erkennt: „Erwacht ist der Erhabene, zur Erwachung zeigt er die Lehre, beruhigt ist der Erhabene, zur Beruhigung zeigt er die Lehre . . . zur Erlöschung gekommen ist der Erhabene, zur Erlöschung kommen zu lassen zeigt er die Lehre." Mit „Erlöschung" gibt Neumann jenen Ausdruck wieder, der auch in seiner indischen Gestalt Bürgerrecht in unserer Sprache gewonnen hat: Nirvana.

Wenn wir denen nachfragen, die das Trachten jener Alten nach dem Nirvana, ihr seliges Heimischsein im stillen Reich des Nirvana unserm Verstehen und Fühlen nahe zu bringen gewußt haben, werden wir nicht an letzter Stelle auch K. E. Neumanns dankbar und wehmütig gedenken.

H. Oldenberg.

3) In meiner im ganzen nur an fachmännische Leser sich wendenden Schrift „Zur Geschichte der altindischen Prosa" S. 46. Aus ihr seien diese Sätze hier für einen weiteren Leserkreis herausgehoben.

R. Hoeniger, **Das Deutschtum im Ausland vor dem Weltkrieg.** Zweite Auflage. ANuG 402, 1918. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 131 Seiten.

Wegen ihrer Nüchternheit und Übersichtlichkeit verdient diese noch vor dem deutschen Zusammenbruche hergestellte Einführung in die Kunde des Auslandsdeutschtums einen weiten Leserkreis. Mit Recht macht der Verfasser vor dem Kriege halt; denn eine Würdigung der Zerstörung des Auslandsdeutschtums durch den Krieg verdiente einen besonderen Band, der an allgemeiner Bedeutung dem vorliegenden nichts nachgeben würde. In engbegrenztem Rahmen ist es Hoeniger gelungen, von all den zahllosen hoffnungsvollen Keimen, die das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen vor dem Kriege eingesenkt hatte, eine lebendige Vorstellung zu geben. Durch eine besondere statistische Beilage könnte der Text hie und da noch entlastet werden. Dann würde vielleicht für nähere Behandlung der Kultur des Auslandsdeutschtums einiger Platz frei. Im selben Sinne würde sich die Beigabe einer knappen Zeittafel empfehlen. Abgesehen von weiteren, auf diesem Gebiete besonders belehrungsbedürftigen Kreisen werden auch wissenschaftliche Deutschkunde und Zeitgeschichte für die Mühewaltung des umsichtigen Verfassers dankbar sein, dessen Arbeit für die Vorkriegszeit gewissermaßen dokumentarischen Charakter besitzt.

J. Hashagen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4
Druck von B. G. Teubner in Leipzig



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

13. JAHRGANG HEFT 7 JULI 1919

Entwurf für eine Organisation der Förderung der Textilforschung.

Eine Denkschrift der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft.[1])

Die von dem Herrn Staatssekretär des Reichswirtschaftsamts am 6. März d. J. zu einer Besprechung über die Errichtung eines Forschungsinstituts für Faserstoffe einberufene Versammlung kam zu dem Beschlusse, der Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft möge bei dieser Gesellschaft eine gutachtliche Aussprache lediglich informatorischen Charakters darüber herbeiführen, wie die Textilindustrie am zweckmäßigsten wissenschaftlich gefördert werden könne. Welche Informationen die Gesellschaft dabei einzuziehen habe und in welcher Art, wurde ihrem Ermessen überlassen. Das Ergebnis dieser gutachtlichen Aussprache sollte dann als Unterlage für weitere Verhandlungen dienen. Der Senat der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft hat noch an demselben Tage eine Sitzung abgehalten und ihren Präsidenten ermächtigt, die nötigen Vorbereitungen für die gutachtliche Äußerung und für ihre Besprechung in einer Senatssitzung zu treffen. Der Präsident hat diesem Auftrage entsprochen, zahlreiche schriftliche und mündliche Erkundigungen eingezogen, auch Sitzungen mit Sachverständigen in bezug auf die grundlegenden chemischen Probleme, um die es sich hier handelt, abgehalten und gedrucktes Material, soweit es ihm möglich war, herbeigezogen. Auf Grund dieser Vorbereitungen hat der Senat der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft die Frage in seiner Sitzung vom 14. Juni 1918 erörtert und die nachstehende gutachtliche Äußerung festgestellt, die er Seiner Exzellenz dem Herrn Staatssekretär des Reichswirtschaftsamts zu weiterer Veranlassung hiermit unterbreitet.

Was die Vorschläge betrifft, so hat der Senat geglaubt, sich auf die Hauptpunkte der Organisation und des Geldbedürfnisses beschränken zu sollen, da nähere Feststellungen ausschließlich einem gewählten Kreise von Sachverständigen bzw. dem zukünftigen Direktorium vorbehalten bleiben müssen. Auch die Begründung der Vorschläge ist so kurz wie möglich gehalten, da eine genauere Darlegung der mündlichen Verhandlung überlassen werden kann.

Der Senat ist bei seinen Vorschlägen davon ausgegangen, daß der Wunsch in weitesten Kreisen der Behörden, Sach-

1) Aus Anlaß der kommenden Beratung der im Entwurf des Reichshaushaltsplans eingestellten Beträge für Textilforschung dürfte eine Denkschrift von allgemeinem Interesse sein, die am 24. Mai 1918 von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften dem Staatssekretär des Reichswirtschaftsamts überreicht worden ist. Die Anregung dazu ging aus von einer Versammlung von Vertretern der Textilindustrie und der bestehenden Forschungsstätten für Textilforschung, die der Staatssekretär des Reichswirtschaftsamts unter Beteiligung der in Betracht kommenden Ressorts am 6. März v. J. einberufen hatte, und zwar kam der Wunsch, daß der Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft eine gutachtliche Aussprache bei dieser Gesellschaft herbeiführen möge, einstimmig zum Ausdruck.

verständigen und Interessenten besteht, die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft möge die geplante wissenschaftliche Förderung der Textilsache in die Zahl ihrer Aufgaben aufnehmen, weil auf diese Weise der wissenschaftliche Charakter und die Unparteilichkeit in der Ausführung des Unternehmens am besten gewährleistet seien. Der Senat hat geglaubt, sich um der wissenschaftlichen und vaterländischen Wichtigkeit der Angelegenheit willen diesem einhelligen Wunsche nicht entziehen zu sollen, d. h. seine grundsätzliche Bereitwilligkeit zu erklären, obschon die Übernahme dieser Aufgabe, die er sich nicht selbst gestellt hat, für ihn eine ebenso große Last wie Verantwortung bedeutet. Die tatsächliche Übernahme der Aufgabe muß er von dem Ausfall der bevorstehenden, von dem Herrn Staatssekretär des Reichswirtschaftsamts zu veranlassenden Beratungen abhängig machen.

Organisations-Entwurf.

I. Die wissenschaftliche Förderung der Textilindustrie — und ausschließlich um eine wissenschaftliche handelt es sich — verlangt eine einheitliche Leitung der gesamten auf die Faserstoffe sich beziehenden wissenschaftlichen Bemühungen; denn nur so können die Bedürfnisse in ihrem ganzen Umfange übersehen und geordnet, Lücken ergänzt, unnütze oder wiederholte Arbeiten vermieden und neue Aufgaben ermittelt werden; neben der einheitlichen Leitung aber muß ein wissenschaftlicher Beirat stehen. Die Aufgabe verlangt ferner die wissenschaftliche Stärkung der schon vorhandenen Textil-Forschungsinstitute und -Lehranstalten, da es solche gibt, die Tüchtiges leisten, und es ebenso unbillig wie zweckwidrig wäre, sie zu übersehen. Sie verlangt endlich aber auch die Gründung von neuen Forschungsinstituten, weil sowohl die grundlegenden biochemischen Probleme sie fordern, als auch zahlreiche physikalische und chemisch-technische sehr umfassende Aufgaben sie aufdrängen.

II. Was die einheitliche Leitung betrifft, so erscheint es zweckmäßig, ein Direktorium für die gesamte Textilforschung einzusetzen. Dieses Direktorium soll die Aufgabe haben:

a) für den größtmöglichen Zusammenschluß aller auf dem Gebiet bereits tätigen Forschungsinstitute, Schulen usw. unbeschadet ihrer Selbständigkeit unter sich und mit den neu zu gründenden Instituten Sorge zu tragen,
b) die zur Verfügung stehenden Gelder zu verwalten,
c) als Kuratorium für die neu zu gründenden Institute zu fungieren,
d) auf solche Aufgaben hinzudeuten, die sich aus dem Überblick über das Ganze und im Laufe der weiteren Forschung ergeben und mit den Instituten in Verbindung zu treten, die für ihre Lösung besonders geeignet erscheinen.

Um das Direktorium aktionsfähig zu halten, darf die Anzahl seiner Mitglieder nicht zu groß sein; über die Zahl 12 sollte man nicht gehen. Unter ihnen sollen je zwei Vertreter der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und der chemischen Wissenschaft, je ein Vertreter des Reichswirtschaftsamts, des Kriegsministeriums, des Kultusministeriums, der chemisch-technischen Wissenschaft und der Botanik sich befinden; die übrigbleibenden 3 Stellen können frei besetzt werden. Für den Vorsitzenden, dem eine große Aufgabe obliegen wird, ist eine entsprechende Remuneration vorzusehen; ob auch für andere Mitglieder, bleibt vorbehalten.

Das Direktorium ordnet und verteilt die ihm obliegenden Aufgaben nach eigenem Ermessen; daher bleibt es ihm auch überlassen, ob es einen Verwaltungsausschuß in seiner Mitte niedersetzen, einen ständigen Sekretär ernennen will, usw.

Die Mitglieder, soweit sie nicht Behörden vertreten, und der Vorsitzende werden vom Senat der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft gewählt, und zwar auf die Dauer von 5 Jahren; die Wiederwahl ist zulässig.

III. Der wissenschaftliche Beirat wird von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft gewählt; zu Vorschlägen sind die beteiligten Behörden und das Direktorium berechtigt. Die Zahl der Mitglieder des Beirats ist unbeschränkt; es sollen in ihm Sachverständige in bezug auf alle Gebiete der einschlagenden Wissenschaften und der Technik und möglichst auch Vertreter aller geographischen Hauptgruppen der Industrie ihre Stelle finden. Der Beirat tritt im Plenum zusammen, wenn ihn das Direktorium einberuft. Es bleibt diesem überlassen, aus der Zahl der Mitglieder ständige Fachausschüsse zu bilden und diese, sei es für die Institute, sei es für spezielle dauernde Aufgaben in Wirksamkeit zu setzen und sie zu den Sitzungen des Direktoriums mit beratender Stimme heranzuziehen.

IV. Die wissenschaftliche Stärkung der schon vorhandenen Textil-Forschungsinstitute und -Lehranstalten — zurzeit kommen Crefeld (Seide), Karlsruhe (Ersatzstoffe), München-Gladbach (Baumwolle, vornehmlich Grob- und Abfallspinnerei), Reutlingen (Feinspinnerei) und Sorau (Flachs und Hanf) in Betracht, die, nach Anlage und Aufgabe verschieden, alle auf bestimmten Gebieten anerkannt Vortreffliches leisten — hat in dreifacher Weise zu geschehen:

a) durch den regen Austausch mit den anderen Instituten, welchen das Direktorium vermittelt, sowie mit dem Direktorium selbst, durch Anfragen und Gegenfragen, Berichte und wissenschaftliche Mitteilungen, Angebote zur Lösung wissenschaftlicher und wissenschaftlicher-technischer Aufgaben usw.,
b) durch Zusammenkünfte der Vertreter der Institute mit dem Direktorium; solche Zusammenkünfte sind mindestens einmal im Jahre abzuhalten,
c) durch finanzielle Zuwendungen, sowohl regelmäßige als außerordentliche, zur Verstärkung der Mittel für die besonderen Aufgaben, die sich die Institute gestellt haben, bzw. zur Lösung solcher Aufgaben, die diesen Instituten naheliegen, aber von ihnen aus Mangel an Mitteln nicht unternommen werden können.

Sollte das eine oder andere dieser Institute den Wunsch hegen, auch in seinem Namen die Beziehung zur Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft auszudrücken, so wird der Senat einen solchen Wunsch gern in Erwägung ziehen.

V. Was die Gründung neuer Forschungsinstitute betrifft, so war bereits in der Sitzung am 6. März die große Mehrzahl der Teilnehmenden der Ansicht, daß die wissenschaftlichen Bedürfnisse, um die es sich jetzt für die Textilforschung handelt, nicht durch eine Unterstützung der bereits bestehenden Institute oder durch die Erweiterung eines einzelnen befriedigt werden können. Diese Überzeugung mußte sich notwendig verstärken, je mehr man in die Sache eindrang. Es sind erstens die grundlegenden biochemischen Fragen, der Aufbau und Abbau der tierischen und pflanzlichen Faser und alles, was mit

ihrer chemischen Konstitution zusammenhängt, die der kritisch-systematischen Forschung aufs dringendste bedürfen. Die Dunkelheiten, die hier noch lagern, zu erhellen, kann nur einem Stabe von Forschern unter einheitlicher Leitung gelingen. Daher waren auch alle die bedeutenden Chemiker, deren Urteil und Rat erbeten wurde, einstimmig der Meinung, daß für diese Aufgabe ein besonderes Institut gegründet werden müsse, da nicht zu erwarten sei, daß ein vorhandenes sie aufnehmen könne und werde. Aber diesen Chemikern war auch deutlich, daß man einem Institut und einem Gelehrten als Forscher und Direktor nicht mehr zuweisen dürfe, als diese Aufgabe, zumal wenn man die Biologie der tierischen und pflanzlichen Faser noch hinzunimmt und damit die botanische und zoologische Wissenschaft herbeizieht. Soll der Direktor des Instituts wirklich leitend das überschauen können, was die Aufgabe des Instituts ist, so darf man ihm nicht mehr aufbürden. Aber so grundlegend diese Aufgabe ist, so wenig erschöpft sie die Bedürfnisse, welche die wissenschaftliche und technische Textilforschung heute hat. Man braucht nur die Denkschriften von Dresden, Karlsruhe und München-Gladbach — um nur diese zu nennen — zu studieren, um sich zu überzeugen, daß mindestens noch die Gründung eines zweiten, völlig selbständigen Hauptinstituts nötig ist, um die physikalischen Eigenschaften der verschiedenen Arten und Zustände der Faser zu durchforschen, um die Prüfung des Materials in größtem Umfange und nach allen Seiten zu fördern und durch neue Methoden zu sichern und zu bereichern, um die Veredelungsprobleme zu behandeln, um Maßregeln zur Beförderung der qualitativen Sparsamkeit aufzufinden, und um endlich die wissenschaftlichen Grundlagen der Bearbeitungstechnik bis zu den Werkzeugen und Maschinen hin zu untersuchen und durch solche Untersuchung sowie durch die Erfindung oder Entdeckung neuer Prozesse und neuer Werkzeugkonstruktionen und durch die Verbesserung der alten, der Industrie zu dienen. Die physikalischen und wissenschaftlich-technologischen Probleme werden, ohne die cheschen Probleme auszuschließen, den Mittelpunkt dieses Hauptinstituts bilden, und es ist schlechterdings nicht zu befürchten, daß es mit dem biochemischen Institut oder mit den partikularen Instituten in einen Gebietsstreit gerät, da die genannten Aufgaben nur teilweise oder gar nicht von den genannten Instituten bearbeitet werden, und da außerdem die Beurteilung desselben Problems an zwei oder mehreren Stellen in friedlichem Wetteifer häufig kein Schade, sondern ein Vorteil sein wird. Das wird namentlich bei den Hauptproblemen der Fall sein, auf die sich hier die Wissenschaft von verschiedenen Punkten aus immer wieder geführt sehen wird.

Der Senat empfiehlt also die Begründung von zwei neuen Instituten als Kaiser-Wilhelm-Institute in voller Selbständigkeit und Gleichordnung und nach den Prinzipien der freien Wissenschaft arbeitend, das eine als Kaiser-Wilhelm-Institut für biochemische Textilforschung und das andere als Kaiser-Wilhelm-Institut für physikalisch-technologische Textilforschung.

Was den Ort dieser Institute betrifft, so stehen den Vorteilen nächster Nachbarschaft, die nicht nachgewiesen zu werden brauchen, auch Vorteile gegenüber, die durch räumliche Trennung entstehen; eine Notwendigkeit aber der räumlichen Nachbarschaft besteht nach dem Urteile der Fachmänner nicht. Ist es für beide Institute erwünscht, in mög-

lichst vielen, leicht zu vollziehenden wissenschaftlichen Verbindungen zu stehen, so wird dieser Wunsch in höherem Maße erfüllt, wenn aus den wissenschaftlichen Einrichtungen und aus dem persönlichen Verkehr mit Forschern zweier großer Städte Nutzen gezogen werden kann.

Auch scheint es für das zweite Institut wünschenswert, in der Nähe eines großen Textilgebietes zu liegen. Daher schlägt der Senat vor, das biochemische Forschungsinstitut in Dahlem zu begründen, wo sich bereits Forschungsstätten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft befinden, die ihm von hohem Nutzen sein werden, das physikalisch-technologische aber in Dresden, wo es in nächster Nähe der Technischen Hochschule errichtet werden kann und das große sächsische Textilgebiet nahe hat. Es kommt hinzu, daß der sächsische Staat sein besonderes Interesse an der Textilforschung bereits bekundet sowie Vorbereitungen schon getroffen hat und ein Kaiser-Wilhelm-Institut mit Freude und werktätigem Wohlwollen in Dresden begrüßen wird.

Was die aufzubringenden Mittel betrifft, so läßt sich nur mit großen Summen hier etwas erreichen.

Die einmaligen Ausgaben, die Bauten anlangend, vermag der Senat, zumal bei dem heutigen Stande der Bauarbeiten und bei der Unsicherheit der Zukunft in dieser Hinsicht, einen Vorschlag überhaupt nicht zu machen. Das Direktorium und die beiden zu wählenden Direktoren der Institute sind mit dieser Aufgabe zu betrauen. Nur so viel läßt sich schon jetzt sagen, daß das Dresdner Institut bei seinen komplizierten Aufgaben voraussichtlich größere Baulichkeiten und mannigfaltigere Einrichtungen verlange, daß aber auch das Dahlemer nicht unter $1^1/_2$ bis 2 Millionen herzustellen sein wird. Somit hat man gewiß mit einer Bau- und Einrichtungssumme von mindestens 5 Millionen zu rechnen.

Was die Betriebsausgaben betrifft, so wird folgende Unterscheidung zweckmäßig sein: die beiden zu gründenden Institute werden im Ordinarium mit einer relativ bescheidenen Summe ausgestattet; aber daneben muß ein großes Kapital stehen, aus welchem Jahr um Jahr besondere kostspielige Versuche — sie werden voraussichtlich nie fehlen — Anlagen und Anschaffungen bestritten werden; die Gewährung der nötigen Summe ist beim Direktorium zu beantragen; was nicht verbraucht wird, geht zum Kapital. Hierdurch wird die größte Sparsamkeit erzielt, ohne daß die Arbeit der Institute leidet.

Unter dieser Voraussetzung würde sich der Etat etwa so gestalten:

	Mark
1. für die Unterstützung der schon bestehenden fünf Institute und evtl. noch anderer Institute	250000
2. Biochemisches Institut (Ordinarium)	120000
3. Physikalisch-technologisches Institut (Ordinarium).................	150000
4. Unterstützungen von Bodenuntersuchungen, Versuchsanpflanzungen auf verschiedenem Boden in verschiedenen Gebieten Deutschlands, Pflanzen- und Tier(Schafs-)zuchtunterstützung	100000
5. Direktorium, Generalkosten, Hilfskräfte, Reisen, Drucksachen	80000
	700000

Hierzu einmalig ein Kapital von 4 Millionen für das biochemische Institut und von 8 Millionen für das physikalisch-technologische Institut, aus dessen Zinsen die außerordentlichen Betriebsausgaben bestritten werden.

Gesamtbedarf

	Mill.
dauernd jährlich 700000 M.	= 14
einmalig für die großen Versuche und Unternehmungen	= 12
Bauten mindestens	= 5



Können die 12 Millionen nicht auf einmal gewährt werden, so müßte man sich mit der Sicherstellung von 600000 M. jährlich begnügen, was aber aus naheliegenden Gründen nicht erwünscht wäre. In diesem Falle wären einmalig mindestens etwa 5 Millionen und 1300000 M. jährlich nötig.

24. Mai 1918.

Die Einheitsschule.

Von Hermann Rolle.

1.

Mit der großen innerstaatlichen Umwälzung hat das Problem der Einheitsschule ganz plötzlich eine Aktualität gewonnen, die ihm für eine so nahe Zukunft auch der hoffnungskühnste Schulpolitiker nicht zu prophezeien gewagt hätte. Nachdem die Forderung der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung aller Glieder des Volkes in der durchgehenden Gewährung des allgemeinen, gleichen, geheimen Wahlrechts ihre Anerkennung gefunden hat, bedeutet die Einheitsschulfrage nicht nur die schulpolitische Parallele zu jener nun erfüllten allgemein-politischen Grundforderung, sondern ihre Lösung bildet ganz wesentlich eine Hauptvoraussetzung, die ihrerseits wird dazu beitragen müssen, daß die neuen politischen Lebensformen die erwartete segensreiche Wirkung entfalten können.

In diesem Zusammenhange stellt sich die eine Seite der Einheitsschulfrage dar: die sozialpolitische, die Seite zugleich, die in der Vergangenheit des deutschen Bildungslebens zuerst und vor allem als neue erzieherische Notwendigkeit hervorgetreten und empfunden worden ist. Vor hundert Jahren bereits ist der erste, freilich vergebliche Anlauf genommen worden, die standesmäßigen Schranken des nationalen Lebens zu durchbrechen durch Schaffung einer gemeinsamen Elementarbildung, die als Grundlage des gesamten Bildungswesens alle Kinder des Volkes vereinen sollte, um ihnen den Zugang zu den ihren individuellen Befähigungen entsprechenden weiteren Bildungsmöglichzu erschließen. Auf diesem Wege hat zuerst die große Zeit der preußischen Reformpädagogik, die 1809 durch Wilhelm v. Humboldt eröffnete neue Periode der Bildungspolitik[1]), die Frage der zweckmäßigsten Organisation des deutschen Bildungswesens zu lösen versucht. Insbesondere hat — neben W. v. Humboldt, Joh. Wilh. Süvern und Ferd. Aug. Bernhardi — Friedrich Schleiermacher, der führende Pädagog in jener gedankenreichsten Epoche deutscher Schulgeschichte, die aus der Entwicklung des deutschen Bildungswesens erklärliche Isoliertheit der einzelnen Schulgattungen zu überwinden versucht durch Schaffung eines einheitlichen geschlossenen Organismus des gesamten Bildungswesens, das auf der breiten Basis der allgemeinen Volksschule ruhen und sich nach oben hin in die beiden parallelen Wege der gymnasialen und der realen Bildung gabeln sollte. Die Schleiermachersche Konstruktion des Bildungswesens ist die erste kühne Vorausnahme der erst heute ihrer Verwirklichung entgegengehenden Forderung einer „Einheitsschule". Sie entstand ganz wesentlich schon aus dem gleichen Motive, das auch die heutige Schulpolitik bewegt:

1) Eduard Spranger, Wilhelm v. Humboldt und die Reform des Bildungswesens. Berlin 1910.



aus dem Verlangen, eine wirkliche Einheit im Volksbewußtsein zu stiften und „die natürlichen Differenzen zu überwinden durch die Identität des geistigen Prinzips".[2]) Und sie fand ebenso auch schon die Lösungsform, die heute erstrebt wird: die Umbildung des Schulwesens aus dem Zustande der Desorganisation zu einem einheitlichen geschlossenen Organismus auf der Grundlage der allgemeinen Volksschule, aus der die höheren Schulformen als natürliche Höherbildungen und Spezifizierungen wie aus ihrer Wurzel sich herausentwickeln sollen, um so allen Kindern der Volksschule nach Maßgabe ihrer persönlichen Sonderbefähigung die Fortsetzung ihrer Ausbildung in diesen höheren Verzweigungen des Schulorganismus zu ermöglichen.[3])

So zeigt sich, daß das Problem der Einheitsschule in seinem ersten Aufkeimen in der Zeit der großen nationalen Not vor hundert Jahren schon ebenso wie in der Gegenwart, die wieder mit ähnlichen, nur noch viel ernsteren nationalen Sorgen beschwert ist, in seinem eigentlichen Wesen eine Organisationsfrage gewesen ist, die die Zusammenfügung des so ganz unorganisch zerstückten deutschen Bildungswesens, die lebensvolle innere Verbindung der einzelnen Teile zu einem einheitlichen Gesamtbau zum Ziele hat. Es handelte sich damals ebensowenig wie heute um eine radikale Uniformierung des Bildungswesens in einer Gleichheitsschule für alle, sondern was man auch damals schon erstrebte, war die Einheit in der Mannigfaltigkeit einer nach oben hin differenzierten Einheitsschule.

In diesem Sinne verstehen fast ohne jede Ausnahme die Bildungstheoretiker der Gegenwart Idee und Sinn der Einheitsschule, sie mögen kulturpolitisch und religiös auf noch so verschiedenem Standpunkte stehen: Rein, von Sallwürk, Kerschensteiner, Fischer, Natorp, Tews, Matthias Meyer, Buchenau, Muthesius, Stern, Grünweller, Sturm, Gutmann, Willmann, Heß, Kuckhoff, Stölzle, Spahn u. a. Ebenso ist allen diesen Theoretikern die soziale Einheitstendenz gemein, das Bestreben, durch Schaffung einer gemeinsamen Grundschule für die Zeit der elementaren Bildung alle Kinder des Volkes unterrichtlich zu einen.

Die Forderung der allgemeinen Volksschule ist also die eine Seite des Einheitsschulproblems. Alle Kinder des Volkes ohne Unterschied des Standes, der Herkunft und des Besitzes sollen in dieser allgemeinen Grundschule, wenigstens während der Erstzeit der Schulpflicht, vereinigt werden. Statt für die elementare Bildung ein nach aristokratischen oder plutokratischen Gesichtspunkten orientiertes System paralleler Schulformen zu dulden, folgern die Einheitsschultheoretiker aus der Idee des modernen Kultur- und Rechtsstaates die Gleichberechtigung aller Kinder des Volkes in der Bildungsförderung. Der Staat — so deduziert Kerschensteiner —, der die Beziehungen seiner Bürger nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit regelt und der gleichzeitig alle allgemeinen Zwecke der Kultur in seine Zwecke aufgenommen hat, muß auch seine Erziehungseinrichtungen nach dem Grundsatze des gleichen Rechtes für alle gestalten. „Das ideale und unbestreitbare Recht des einzelnen in bezug auf seine Erziehung ist, nach

2) Schleiermachers Pädagogische Schriften. Langensalza 1902. S. 46 f.

3) Hermann Rolle, Schleiermachers Didaktik der gelehrten Schule. Berlin 1913. S. 84 ff.



Maßgabe seiner Erziehungsfähigkeit erzogen zu werden."[4])

Gegen diese Forderung sozialer Gerechtigkeit verstoßen in dem bisherigen Organismus des deutschen Bildungswesen alle die Schulen, die parallel der allgemeinen Pflichtschule wirtschaftlich und standesmäßig Bevorzugten um den Preis eines höheren Schulgeldes eine erweiterte Bildung gewähren. Eine solche Differenzierung der öffentlichen Pflichtschule nach ökonomischen oder sozialen Rücksichten bezeichnet Kerschensteiner als eine Verletzung der Idee des Rechts- und Kulturstaates.[5]) Darunter fallen namentlich die preußischen Vorschulen, d. s. diejenigen Ersatzbildungen für die öffentliche Volksschule, die gegen ein wesentlich höheres Schulgeld den Kindern der dazu bemittelten Eltern in der Regel in kürzerer Zeit einen Elementarunterricht vermitteln, der vorzüglich auf die Fortsetzung in einer höheren Schule zugeschnitten ist und zugleich eine Auslese von Kindern gleichen Standes und Reichtums zusammenbringt. So sind diese Vorschulen ihrem ganzen Wesen nach exklusive Standesschulen, die von der höheren Schule auch noch dadurch bevorzugt werden, daß ihre Schüler ohne Prüfung in sie übertreten können und bei starkem Andrang den von der Volksschule her Aufnahmebegehrenden stets vorangestellt werden. Man hat die Vorschule wegen dieser einseitigen Begünstigung einer gewissen Schülergruppe, die sich in ihr manifestiert, als „Bildungssperre" bezeichnet. Dieser einer gerechten sozialen Ausgestaltung des Bildungswesens wohl am meisten im Wege stehende Schultypus ist keineswegs eine allgemeindeutsche Erscheinung. Süddeutschland kennt ihn, einige wenige Fälle in Württemberg abgerechnet, überhaupt nicht, Sachsen ebensowenig, und in Preußen ist er im Osten wesentlich weiter verbreitet als im Westen, ein Unterschied, der in der verschiedenen politischen Färbung jener Gebiete seine Erklärung finden dürfte.

Neben diesem Parallelwege für die Erstzeit der Schulpflicht widersprechen der sozialen Einheitlichkeit der allgemeinen Pflichtschule noch besonders die vollständig ausgebauten Systeme der preußischen Mittelschule sowie die sächsische Einrichtung einer mittleren und höheren Volksschule („Bürgerschule" und „höhere Bürgerschule" neben den „Bezirksschulen"). Letztere sind dem Normaltyp der Volksschule an Länge gleich, gewähren aber gegen ein höheres Schulgeld den Kindern einer zu dessen Zahlung fähigen Volksschicht eine vertiefte Allgemeinbildung, teilweise auch eine elementare fremdsprachliche Schulung, während die preußische Mittelschule als neunklassige Schulform mit stärkerer Pflege einer Fremdsprache, des Französischen, den Zugang zu den gewerblichen Berufen und zum mittleren Beamtentum bilden will, sich also auch als ausgeprägte Standesschule darstellt, etwa, wie schon ihr Name besagt, einen mittleren Weg zwischen der elementaren Bildung der Volksschule und derjenigen der Realschule darbietend. Diese Parallelformen der allgemeinen Pflichtschule haben praktisch die Wirkung, daß die einfache Pflichtschule im eigentlichen Sinne des Wortes zur Volksschule, d. h. zur Schule für das „Volk" herabsinkt und so mehr und

4) Georg Kerschensteiner, Die Probleme der nationalen Einheitsschule. (In der Sammlung: Deutsche Schulerziehung in Krieg und Frieden. Leipzig 1916, Teubner.) S. 137 ff.
5) Derselbe, a. a. O. S. 168.

mehr den Charakter einer Armenschule annimmt. Pädagogisch aber bedeuten sie wie auch die Vorschule den Verzicht auf eine psychologische Differenzierung der Schüler, die, ohne ein deutlicheres Hervortreten ihrer individuellen Eignung für eine bestimmte Form der Bildung abzuwarten, vom ersten Schultage an lediglich nach den unsachlichen Motiven der standesmäßigen Absonderung in die höheren Bildungswege abgeleitet werden. Sie vergewaltigen die individuellen Begabungsunterschiede, deren allmähliche Entwicklung sie nicht abwarten und deren Maßgeblichkeit für die Zuweisung der Kinder in die verschiedenen Bildungswege sie ignorieren. Sie widersprechen also ebensosehr der Forderung sozialer Gerechtigkeit wie dem pädagogisch allein berechtigten Grundsatze, die Kinder nach dem Prinzip der Begabung und inneren Eignung den verschiedenen Bildungsanstalten zuzuweisen. Erst die Einrichtung der allgemeinen Volksschule, d. h. des für alle gemeinsamen Zugangsweges zu dem einheitlich verwachsenen System des Bildungswesens vermag alle einer höheren Bildung Fähigen, gleichviel welchen Schichten des Sozialkörpers sie entstammen, den höheren Bildungsstufen zuzuführen. So bildet das Institut der allgemeinen Volksschule die erste unerläßliche Voraussetzung für die Verwirklichung der neuen Forderung: „Freie Bahn für alle Tüchtigen!“ Durch sie wird erst die Auslese der Tüchtigen auf die breiteste Grundlage gestellt. Die allgemeine Volksschule ermöglicht es der Gesellschaft, immer die Besten für die höhere Bildung zu gewinnen und so die Tüchtigsten an die Spitze des Gemeinwesens zu bringen. So ist sie zuletzt ein wichtiges Mittel, die durch unsern furchtbaren Verlust an unersetzlicher Menschenkraft gebotene Menschenökonomie zu üben.

Diese allen gemeinsame Anfangsstufe des Bildungswesens dient also ebensowohl der prüfenden Auslese der den höheren Bildungsstufen Zuzuweisenden als auch dem Bemühen, zwischen den Kindern schichtverschiedener Herkunft ein allgemein-menschliches Gemeinschaftsgefühl zu entwickeln und sozial ausgleichend zu wirken. Der sozial versöhnenden Kraft der allgemeinen Volksschule steht man nun freilich, je nach der politischen Grundüberzeugung, mit sehr verschiedenen Graden von Vertrauen gegenüber. Sogar eine Verschärfung und Vertiefung der sozialen Gegensätze glauben manche von der Schulgemeinschaft schichtfremder Kinder befürchten zu müssen, während andere in allzu großer Hoffnungsfreudigkeit in der allgemeinen Volksschule das Universalhilfsmittel für die soziale Annäherung erblicken. Rein rechnerisch oder *a priori* wird sich freilich die vereinheitlichende Kraft der gemeinsamen elementaren Pflichtschule nicht bestimmen lassen; am meisten Beweiskraft dürften wohl die mit der allgemeinen Volksschule tatsächlich gewonnenen Erfahrungen besitzen, wie sie z. B. Remigius Stölzle[6]) auf die Einwendungen Fr. W. Foersters[7]) gegen die Einheitsschule dem bayrischen Schulleben entnimmt, von dem er behauptet, daß die dort seit Jahrzehnten bestehende Gemeinschaftserziehung der allgemeinen Volksschule ihren we-

6) Zeitschrift für christliche Erziehungswissenschaft, 10. Jahrgang, Heft 5. Paderborn 1917.

7) Das neue Deutschland in Erziehung und Unterricht, herausgegeben von Bastian Schmid und Max Brahn. Leipzig 1918. (Zuerst erschienen im „Hochland“, Kempten u. München 1917.)



sentlichen Anteil daran habe, daß in Bayern das soziale Abstandsgefühl zwischen den verschiedenen Schichten des Volkes nicht in der Schärfe ausgebildet ist wie im Norden und Osten Deutschlands. Auch Aloys Fischer[8]) und Georg Kerschensteiner schöpfen ihr Vertrauen zu der gesellschaftlichen Versöhnungsleistung der allgemeinen Volksschule aus den Schulerfahrungen ihrer bayrischen Heimat.

Auch mancherlei psychologisch-pädagogische Bedenken führt man häufig gegen die Zweckmäßigkeit einer elementaren Gemeinschaftsschule ins Feld. Man hält die Differenzen der Auffassungsweise, der Denkrichtung, der Interessenverteilung der Kinder schon in der Erstzeit der Schulpflicht für so groß, daß eine einheitlich gemeinsame Unterweisung, keinen Angriffspunkt mehr finden könne. Diesen Bedenken gegenüber haben namentlich Kerschensteiner und Fischer betont, daß die individuellen Verschiedenheiten in der frühen Kindheit nicht so sehr Wirkung der geistigen Innenfaktoren, sondern in viel höherem Grade der äußeren Umstände, wie vor allem der Begünstigung durch sorgfältigere häusliche Pflege und Erziehung, sind und daß sie schlimmstenfalls die gemeinsame Beschulung erschweren, keinesfalls aber unmöglich machen.[9]) Nach den Resultaten der Erfahrung und der wissenschaftlichen Kinderforschung erreichen die Differenzen zwischen den Kindern in der frühen Jugend und ersten Schulzeit nur in Ausnahmefällen, besonders bei hervorragend einseitiger Begabung oder bei pathologischem Begabungsmangel, einen Grad, der ihre gemeinsame Erziehung ausschließt. Die Differenzierung der Entwicklung geschieht normalerweise erst sehr allmählich. Diese psychologische Tatsache aber zieht schulorganisatorisch die Konsequenz nach sich, daß vor dem Alter, in dem die Verschiedenheiten der Naturanlage zutage treten, auch die Differenzierung im Schulwesen verfrüht ist, weil sie dann der sachlichen Grundlagen und der sicheren Kriterien für die Zuweisung des einzelnen Kindes in diese oder jene Schulgattung ermangelt. Es erscheint vielmehr zweckmäßig, die Kinder so lange in einer allgemeinen Schule zusammenzuhalten, bis die Begabungen nach Arten und Graden sich scharftrennend geltend machen. Gerade der Besuch einer allgemeinen Schule ist das beste Mittel, um Eigenart und Sondersein des einzelnen hervortreten zu lassen. Erst im freien Wettbewerb mit vielen andern gleichen Alters gewinnt die Schule einen Prüfstein für die Individualität, der dann die Voraussetzung für die Auslese bildet.[10])

2.

Ein zweiter Gegensatz durchsetzt neben dem sozialen das nationale Leben: der religiöse, der in der Tatsache der Konfessionsspaltung gegeben ist. Schulpolitisch tritt so neben die Forderung der sozialen Einheitsschule der Ruf nach der religiösen Einheitsschule, der Simultanschule, und im Schulkampf der Gegenwart bildet dieser Reformgedanke gegenüber den durch die politische Neugestaltung in ihrer Durchführung so gut wie sichergestellten sozialen Einheitsbestrebungen im Bildungswesen den eigentlichen Hauptgegenstand des Streites, wo das

8) Aloys Fischer, Der Einheitsgedanke in der Schulorganisation. Jena 1914, Eugen Diederichs.

9) Aloys Fischer, a. a. O. S. 20f. und Georg Kerschensteiner, a. a. O. S. 182ff.

10) Aloys Fischer, a. a. O. S. 19, 21 f.



Für und Wider viel unvereinbarer erscheint, als dies bei dem Versuche der Einführung der allgemeinen Volksschule der Fall ist. Hier scheiden sich die Geister mit der ganzen Schärfe, die für Weltanschauungsgegensätze charakteristisch ist. Für den einen ist, wie es Eduard Spranger einmal ausdrückt, das bloße Vorhandensein eines konfessionellen Religionsunterrichtes schon eine Vergewaltigung der Jugend, für den andern sein Fehlen eine unerhörte Versündigung am echten Erziehungsgeist.[11]) Der Gegensatz der Weltanschauung, der sich in dem verschiedenen Verhältnis zur Religion ausdrückt, ist eben tatsächlich wesentlich tiefer als die durch die sozialen Differenzen bewirkte Verschiedenheit, die doch immer fließend bleibt und in den beständigen sozialen Schichtverschiebungen immer aufs neue wieder eine Selbstberichtigung findet. So suchen auch die religiösen Einheitsbestrebungen eine recht verschiedenartige Lösung. Mindestens drei Hauptformen der religiösen Einheitsschule stehen mit gleichem Anspruch auf Verwirklichung nebeneinander: 1. die religionslose oder rein weltliche Schule, die jede eigentliche religiöse Unterweisung ablehnt und nur einen allgemeinen Moralunterricht als Ersatz dafür zuläßt; die Schultheoretiker der Sozialdemokratie: Heinrich Schulz[12]), Otto Rühle[13]), Klara Zetkin[14]) haben das Idealbild dieses Schultypus gezeichnet; — 2. die religiösneutrale oder konfessionslose Schule, auch echte Simultanschule genannt, die für die Kinder der verschiedenen Bekenntnisse einen gemeinsamen dogmenlosen, vorzugsweise religionsgeschichtlichen Unterricht verlangt, den jener allgemein-menschliche Gesittungsunterricht der religionslosen Schule nach der ethisch-praktischen Seite hin ergänzen soll; diese Form der religiösen Einheitsschule wird von einem großen Teile der deutschen Volksschullehrerschaft als die glücklichste Lösungsmöglichkeit angesehen; — 3. die sog. unechte Simultanschule mit getrenntem konfessionellem Religionsunterrichte für die Kinder der verschiedenen Bekenntnisse, die den Freunden der Konfessionsschule zwar die erträglichste Form der Simultanschule ist, gleichwohl für sie aber noch den schweren Nachteil besitzt, daß eine solche Schule sich als Erziehungsanstalt nicht mit dem einheitlichen Geiste religiös-sittlicher Lebensauffassung erfüllen kann, die für die positiv-kirchliche Ansicht immer den Charakter des besonderen Bekenntnisses annehmen soll.

Aus den tiefen Gegensätzen, die diese drei Formen der religiösen Einheitsschule voneinander trennen, mag man die Schwierigkeiten erkennen, die dem Problem der Einheitsschule von der Tatsache der Konfessionsspaltung her drohen. Auch die deutsche Lehrerschaft nimmt, so einmütig sie im allgemeinen für die soziale Vereinheitlichung der elementaren Jugendbildung in der allgemeinen Volksschule eintritt, hinsichtlich der Frage der religiösen Erziehung eine sehr verschiedenartige Stellung ein. Am glücklichsten erscheint uns angesichts dieses Nebeneinandertretens unvereinbarer Auffassungen und Forderungen die Ansicht, die Kerschensteiner auf der letzten Tagung des Deutschen Lehrervereins Pfingsten 1914

11) Eduard Spranger, Fünfundzwanzig Jahre deutscher Erziehungspolitik. Berlin 1916. S. 19.

12) Heinrich Schulz, Sozialdemokratie und Schule. 1907. — Die Schulreform der Sozialdemokratie. 1911.

13) Otto Rühle, Die Volksschule, wie sie ist. 1903. — Die Volksschule, wie sie sein soll. 1903.

14) Klara Zetkin, Die Schulfrage. 1904.

zu Kiel vertreten hat. Gegenüber denjenigen, die eine religiös-neutrale Pflichtschule als Staatsschule verlangen, betont er, daß Bildungs- und Erziehungsfragen wesentlich auch Gewissensfragen sind und daß eine Verletzung des religiösen Gewissens der Idee des modernen Kultur- und Rechtsstaates widerspricht, der eben ein Staat der Gewissensfreiheit ist. Bei der Einrichtung der Staatsschule in der Form einer religiös-neutralen Pflichtschule müsse daher der Staat den religiösen Gemeinschaften das Recht, kirchliche Sonderschulen zu errichten, zugestehen und ihnen dafür entsprechende Beihilfen gewähren. Wolle er aber diese für seine innere Kraft durchaus nicht gleichgültige Sonderentwicklung vermeiden, so bleibe ihm nur der eine Ausweg übrig, in einem verständigen Übereinkommen mit den Religionsgemeinschaften über die Fragen religiöser Erziehung seine Pflichtschulen zu organisieren; denn er dürfe sich doch nicht der Einsicht verschließen, „daß für die Erziehung die Veredelung des den meisten Menschen angeborenen religiösen Bedürfnisses unentbehrlich und darum der Staatsfürsorge durchaus angemessen ist."[15]) Mit ähnlichen Erwägungen suchen auch Eduard Spranger[16]), Martin Spahn[17]), August Grünweller dem schwierigen Problem beizukommen, daß die religiösen Gegensätze als reale geistige Mächte vorhanden sind, daß ihnen aber auf dem bloßen Wege gemeinsamer Volksschulerziehung nicht entgegengewirkt werden kann. Die Heftigkeit des Schulkampfes, der gegenwärtig in den Standesorganisationen der Lehrerschaft wie in den Verhandlungen der Volksvertretungen tobt, ist ganz wesentlich die Folge des Widerspruches, in den die religiös-neutrale oder gar die religionslose staatliche Pflichtschule zu dem im Kultur- und Rechtsstaate nach Anerkennung verlangenden Grundsatze der Gewissensfreiheit und der daraus resultierenden Erziehungsfreiheit tritt. Bei der Lösung dieser Schwierigkeiten haben die beteiligten Instanzen mit besonderer Klugheit, aber auch mit schonender Duldsamkeit zu verfahren, wollen sie eine Form finden, die zwischen den sich widersprechenden Interessen eine wirkliche dauernde Versöhnung stiftet. —

15) Kerschensteiner, a. a. O. S. 163ff.

16) E. Spranger, a. a. O. S. 17, 19f.

17) Martin Spahn, Nationale Erziehung und konfessionelle Schule. Kempten 1912. S. 29ff.

3.

Das zweite große Teilproblem, das die Forderung der Einheitsschule in sich schließt, ist die Frage nach der zweckmäßigsten Gliederung des Oberbaues der Bildungsorganisation, nach der Art der Verzweigung der aus dem gemeinsamen elementaren Unterbau hervorgehenden höheren Bildungswege.

Die gegenwärtige Differenzierung des höheren Schulwesens ist die Frucht der Entwicklung des 19. Jahrhunderts, die die Monopolstellung des Gymnasiums, der alten Gelehrtenschule, erschüttert hat. So hat auch heute, entsprechend der ständig fortschreitenden Spezialisierung der Wissenschaft wie des gesamten nationalen Arbeits- und Berufslebens, die höhere Schule nur in der Form der Differenzierung, als System paralleler Anstalten Daseinsberechtigung. Die Ausdehnung der Vereinheitlichung der Schulbildung auch auf das höhere Schulwesen, etwa in der Form eines Einheitsgymnasiums, wie es Gerhard Budde[18]) gefordert hat,

18) Gerhard Budde in Wychgrams „Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft". S. 42ff.



wäre eine Kulturwidrigkeit und ein gefährlicher pädagogischer Anachronismus. Die höhere Schule ist heute nicht mehr, wie noch vor einem halben Jahrhundert, eine lediglich allgemeinbildende Anstalt, deren Arbeit vorzugsweise formale Bildung vermitteln soll, sondern sie ist in ihrer Aufgabe durch die verschiedenfachen Bildungsansprüche der modernen, selbst in fortschreitender Spezialisierung begriffenen Wissenschaft und Kultur bestimmt. Sie kann daher nur als „simultan differenzierte Einheitsschule" der Struktur des nationalen Lebens gerecht werden und muß sich so in sich abstufen, daß sie auf die hauptsächlichsten Kulturgebiete hinzielt und auf die dort erforderlichen Betätigungen vorbereitet. Und sie wäre ideal in ihrer Ausgestaltung, wenn es ihr gelänge, die diesen verschiedenen Gruppen der Kulturberufe entsprechenden Befähigungen richtig auf ihre einzelnen Zweige zu verteilen. Sind die bestehenden drei Typen der höheren Schule: das Gymnasium, das Realgymnasium und die Oberrealschule, durch fortschreitende Besonderung der Bildungsanforderungen des nationalen Lebens auseinander hervorgegangen, so ist gar kein Zweifel, daß nicht in der Zurückführung auf die alte gymnasiale Einheitsschule, sondern vielmehr in einer weiteren Spaltung und Spezialisierung der höheren Bildung das künftige Ziel der Entwicklung des Bildungswesens liegt. Sehr beachtenswert sind hierfür die Vorschläge Aloys Fischers[19]) und August Grünwellers[20]), die in der Forderung einer neuen Form der höheren Schule gipfeln: einer höheren deutschen Schule, die ersterer durch Umgestaltung des Gymnasiums gewinnen will, während letzterer sie als sechsklassigen Aufbau auf die achtklassige Volksschule plant.

Nach anderer Richtung zielt die von Kerschensteiner empfohlene Ausgestaltung unseres höheren Schulwesens. Er fordert neben den drei Formen des altsprachlichen, des neusprachlichen und des mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasiums ein besonderes technisches Gymnasium und läßt diese vier Schularten nach Art der Reformschulen aus einem an das vierte Volksschuljahr ansetzenden gemeinsamen Stamme hervorgehen, der sich nach drei Jahren in einen sprachlich-historischen und einen mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Ast gabelt, um sich nach abermals drei Jahren durch Spaltung jeder Gruppe in zwei Teile in die vier Parallelzüge auseinanderzulegen.[21]) Dieses System des Bildungswesens hat wie dasjenige der sog. Reformschulen, denen es nachgebildet ist, den Vorzug, daß die doppelte Verzweigung des Bildungsweges die allmähliche Entwicklung der Begabung abzuwarten gestattet, da die endgültige Entscheidung über die zu wählende Bildungsrichtung erst nach sechsjährigem Besuche der höheren Schule zu treffen ist. —

4.

Die ganze Frage der Ausgestaltung des höheren Schulwesens läßt sich, wie man sieht, nur im Zusammenhange mit der Organisation des Elementarschulwesens lösen. In der Art und Weise, wie beide Teile zu verknüpfen sind, liegt die Kernfrage des gesamten Einheitsschulproblems, das sich an diesem

19) Aloys Fischer bei Norrenberg: Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege. Leipzig 1916.

20) Vgl. Otto Kley, Die deutsche Schulreform der Zukunft. Köln 1917. S. 149.

21) Kerschensteiner, a. a. O. S. 207 ff.

Punkte am deutlichsten in seinem eigentlichen Wesen, nämlich als eine technisch-pädagogische Organisationsaufgabe zu erkennen gibt. Insbesondere hängt die Gliederung des Oberbaus unseres Schulsystems davon ab, welche Aufgabe und Ausdehnung man dem gemeinsamen elementaren Unterbau gibt.

Versucht man die wichtigsten Arten der vorgeschlagenen Konstruktionsschemata in großen Hauptgruppen zu vereinigen, so gelangt man schließlich zu zwei gegensätzlichen Organisationstypen, zwischen denen ein besonders eigenartiger vermittelnder Lösungsversuch als dritte Hauptmöglichkeit mitteninne steht. Auf der einen Seite sieht man einen sechsjährigen einheitlichen Unterbau vor, während andere Reformer die allgemeine Grundschule auf vier Jahre (bei besonders Begabten gegebenenfalls auch auf drei Jahre) verkürzen wollen.

Die längere Ausdehnung der allgemeinen Volksschule findet ihre eifrigsten Verfechter in Wilhelm Rein [22]), Paul Natorp [23]) und Joh. Tews [24]). Dieser Form der Grundschule entspricht eine Verkürzung der höheren Schule auf einen sechsjährigen Kurs, wenigstens bei Rein und Natorp, die die dreijährige Unterstufe der heutigen neunklassigen Lehranstalten in einen einheitlichen Lehrgang zusammenziehen und in die allgemeine Volksschule aufnehmen. Tews dagegen will außerdem die drei unteren Jahrgänge dieses von der Grundlage der allgemeinen Volksschule sich ablösenden sechsjährigen Bildungsweges als einheitliche Mittelschule mit vorherrschend deutschem Bildungsgut ausgestalten, so daß für die differenten Formen seiner gelehrten „Oberschule" nur noch drei Jahre Raum bleiben. Der Tewssche Organisationsentwurf stellt so den radikalsten Eingriff in das bestehende Schulwesen dar.

Für Rein fließt die Forderung einer sechsjährigen gemeinsamen Grundschule wesentlich aus der Absicht, durch längeres Vereinigen aller Kinder des Volkes das natürliche soziale Einheitsbewußtsein, das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl stärken zu helfen. Den Schwierigkeiten, die durch die Verkürzung der höheren Schulen auf einen sechsjährigen Kurs für die Bewältigung ihrer wissenschaftlich-theoretischen Aufgabe entstehen, sucht Rein dadurch zu entgehen, daß er den fremdsprachlichen Unterricht (Französisch oder Englisch) schon im vierten Jahre der allgemeinen Grundschule beginnen und zu diesem Zwecke für begabte Schüler einen Sonderkurs neben der allgemeinen Volksschule einhergehen lassen will. Damit würde sich dann, wenn auch die beiden Parallelkurse in der allgemeinen Grundschule vereinigt sind, streng genommen die Gemeinschaftserziehung doch wieder auf drei Jahre beschränken. So hätte die höhere Schule dem Gedanken der sozialen Einheitlichkeit ein Opfer gebracht, das diesem gleichwohl nicht in vollem Maße gerecht zu werden vermöchte.

Zu strenger kritischer Prüfung gibt aber ganz besonders der Tewssche Entwurf Veranlassung, namentlich um der Tragweite willen, die er dadurch gewonnen hat, daß seine Forderungen zum Schulprogramm des Deutschen Lehrervereins erhoben worden sind. Nach diesem Organisationsschema treten nach dem Gange durch die sechs-

22) Wilhelm Rein, Die nationale Einheitsschule. Osterwieck 1918.

23) Paul Natorp, Die Einheitsschule. Berlin 1916.

24) Joh. Tews, Die deutsche Einheitsschule. Leipzig 1916.

jährige Grundschule diejenigen, die sich mit einer elementaren volkstümlichen Bildung begnügen, ganz ebenso wie bei Rein, in den zweijährigen Oberbau der Volksschule, die sog. Werkschule, ein. Wer aber weiterstrebt, soll zunächst in den von der Grundschule abzweigenden dreijährigen Kurs der Mittelschule übergehen, der für die gewerblichen Berufe und die mittlere Beamtenlaufbahn vorbildet, der aber ebenso auch die zweckmäßigste Vorbereitung für den das zehnte bis zwölfte Schuljahr ausfüllenden theoretisch-wissenschaftlichen Unterricht der gelehrten „Oberschule" zu vermitteln imstande sein soll. Der volkstümlich gestaltete, „auf Anschauung und praktische Arbeit aufgebaute und hierauf hindrängende Unterricht" der Mittelschule soll einerseits für die sich auf ihr aufbauenden gewerblichen Fachschulen zweckmäßig und passend sein, wie er andererseits zugleich „die beste Vorbildung für die gelehrten Berufe" darstellen soll. Von der Wahrheit dieser Behauptung ließe man sich möglicherweise überzeugen, wenn Tews zeigen würde, in welcher Weise die verschiedenartigen Bildungsziele als aufeinanderfolgende Stufen ein und demselben Bildungsgange eingeordnet werden können. Aber diese Prüfung der Brauchbarkeit der Mittelschulbildung als Vorbereitung für die dreiklassigen Reststücke der höheren Schule lehnt Tews ausdrücklich ab: „Die Einheitsschule hat es mit der Beurteilung der verschiedenen Bildungsgüter auf den oberen Stufen des Unterrichtswesens, also in den Oberklassen der höheren Schulen und in den Fach- und Hochschulen nicht zu tun."[25]) Wer aber als Einheitsschultheoretiker darauf verzichtet, die Eigenart der auf den oberen Stufen der Schule zu vermittelnden Bildungsgüter zu prüfen, der wird auch den auf die Oberstufe vorbereitenden Bildungsweg schwerlich so einzurichten vermögen, daß er als didaktisch brauchbare Vorstufe sich jener höheren Bildungsarbeit anpaßt. Hier muß man gewillt und imstande sein, das Ganze zu überschauen. Bloß von unten her, von dem rein organisatorischen Gesichtspunkte der möglichst allseitigen Erschließung der gegebenen Bildungsmöglichkeiten für die Gesamtheit der Volksjugend läßt sich eine Bildungsorganisation nicht entwerfen. Sollen die höheren Schulen so in den Organismus des Schulwesens eingeordnet werden, daß sie wirklich allen für die theoretisch-wissenschaftliche Bildung Begabten erreichbar sind, dann gilt es nicht bloß ein formales Verästelungsschema der einzelnen Schulformen zu zeichnen, sondern es muß vorher die viel schwierigere Frage der unterrichtlichen Vereinigungs- und Zusammenpassungsmöglichkeit der verschiedenen Stufen und Typen des Bildungswesens erwogen werden. Mit andern Worten: ohne Eingehen auf die Frage des Bildungsideals und der Bildungsaufgabe der einzelnen Schularten läßt sich auch die technisch-organisatorische Frage nach der zweckmäßigsten Schulgliederung nicht lösen. Nach dieser Richtung hin hat die Schwächen der Tewsschen Schulkonstruktion Paul Cauer schonungslos aufgedeckt in der kürzlich erschienenen Schrift: „Aufbau oder Zerstörung?", in der die wichtigsten Einwände vereinigt sind, die von seiten der höheren Schulen und der Universitäten gegen diese „Verstümmelung der theoretisch-wissenschaftlichen Bildung" erhoben werden.[26]) Es ist nicht

25) Joh. Tews, a. a. O. S. 43.

26) Paul Cauer, Aufbau oder Zerstö-



bloßer Berufsegoismus, wenn man sich von dieser Seite her gegen die Verkürzung der neunklassigen Anstalten auf einen dreijährigen Kursus wehrt. Der Einsicht, daß bequemere und sicherere Zugangsmöglichkeiten zu den höheren Bildungsanstalten geschaffen werden müssen, verschließt sich heute auch die Oberlehrerschaft nicht mehr. Ist es aber notwendig, dem einen Zwecke, der Herstellung eines recht breiten, für viele gangbaren Weges zur höheren Schule, die Existenz dieser selbst zum Opfer zu bringen? Über dem Interesse an der Erschließung eines brauchbaren Weges zur höheren Schule vernachlässigt der Tewssche Entwurf die Würdigung der Sonderaufgabe dieser Anstalten, wie er ebensowenig hinsichtlich ihrer Gliederung und Differenzierung zu einer klaren Entscheidung kommt. Er deutet es lediglich als wünschenswert an, daß „neben die vorhandenen oder an Stelle einer der vorhandenen höheren Schulen (letzteres scheint auf die Beseitigung des Gymnasiums hinzuzielen) eine neue höhere Schule treten könne, in der der fremdsprachliche Unterricht nur eine bescheidene Stellung einnähme und andere Ziele verfolgte.“[27]) Berührt sich diese Empfehlung einer neuen Form der höheren Schule mit den Forderungen anderer Schulpolitiker wie z. B. Kerschensteiners oder Fischers, so zeigt doch die ganz flüchtige und nur andeutungsweise verfahrende Behandlung der höheren Schulen, die stets nur als „Oberschule“ summarisch zusammengefaßt werden, wie der Tewssche Schulplan an dem wesentlichen Mangel leidet, daß er überhaupt nicht zu Ende gezeichnet ist. Und doch können in der Ausgestaltung dieses Oberbaus Bildungsnotwendigkeiten zutage treten, die auch für die Konstruktion der niederen Stufen von Bedeutung werden und diese rückwärts mit beeinflussen können, wie dieser Fall z. B. etwa in der Einrichtung der Reformschulen gegeben ist.

Die überwiegende Mehrzahl der Einheitsschultheoretiker nimmt denn auch in der Frage der Gliederung des Schulwesens eine durchaus andere Stellung ein. Nach dem Vorgange von Kerschensteiner[28]), der sein Programm zuerst Pfingsten 1914 auf der letzten Tagung des Deutschen Lehrervereins zu Kiel entwickelt hat, haben eine Reihe von Theoretikern eine vierjährige allgemeine Grundschule verlangt, vor allem auch aus dem Grunde, weil eine solche sich ohne allzu große Schwierigkeiten dem bestehenden Gefüge des Bildungswesens einordnen ließe. Insbesondere haben sich jüngst auch eine Anzahl namhafter Vertreter des höheren Schulwesens Berlins in diesem Sinne klar und entschieden auf den Boden der Einheitsschule gestellt. Artur Buchenau[29]), Gustav Louis[30]), Friedrich Rommel, F. Behrend, Otto[31]) fordern übereinstimmend, daß auf einem vierjährigen elementaren Unterbau sofort die Verzweigung in den Oberbau der Volksschule (auch als Bürgerschule bezeichnet), die Mittelschule und die

rung? Eine Kritik der Einheitsschule. Münster 1919. S. 23 f., 29 ff.

27) Joh. Tews, a. a. O. S. 44.

28) Kerschensteiner, a. a. O. S. 203 ff.

29) Artur Buchenau, Die Einheitsschule. (Sammlung: Die neue Zeit. Schriften zur Neugestaltung Deutschlands.) Leipzig 1919, Teubner.

30) Gustav Louis, Leitsätze zur Einheitsschule, in Gemeinschaft mit Vertretern und Vertreterinnen des öffentlichen höheren Schulwesens entworfen. Als Manuskript gedruckt. Berlin 1919.

31) Die Einheitsschule. Berichte der schulpolitischen Kommission des Berliner Philologenvereins. Als Manuskript gedruckt. Neukölln 1919.

verschiedenen höheren Schulen beginnen solle. Vor allem wünschen sie, daß jede dieser Schularten ihren inneren Aufbau lediglich nach den ihr wesentlichen Aufgaben bestimme und ihren Lehrplan, um Übergangsmöglichkeiten zu bieten, nur da einer anderen Schulart annähere, wo dies mit ihrer Eigenart verträglich ist. Damit die höhere Schule ihren wissenschaftlichen Charakter bewahre, müsse ihr Lehrgang unverkürzt bleiben. Nur Rommel, der die drei Formen der höheren Schule im Sinne der Reformanstalten auseinander hervorwachsen lassen will, sieht einen achtjährigen Kursus vor, der mit einem zweijährigen gemeinsamen Unterbau beginnen soll. Namentlich lehnen diese Reformer, am entschiedensten unter ihnen G. Louis, den Tewsschen Lieblingsgedanken ab, daß die Mittelschule am geeignetsten sei, den Übergang von der Grundschule zur höheren Schule zu bilden; darunter müßten beide Schularten, die von Haus aus verschiedenes Lehrziel und deshalb verschiedene Lehrweise haben, leiden: der Mittelschule würde die Anpassung an die Erfordernisse des praktischen Lebens erschwert, und die höhere Schule würde in ihrer Richtung auf den theoretischen Zusammenhang des Wissens gestört. Dagegen befürwortet Erich Schönebeck[32]) die Eingliederung einer vierjährigen Mittelschule zwischen die vierjährige Grundschule und eine sechsjährige Oberschule. Alle Schüler, die sich nicht mit der achtjährigen Volksschule (Unterschule) begnügen, sollen die Mittelschule durchlaufen (besonders Befähigte in drei Jahren), die Englisch und Mathematik wissenschaftlich, nicht kaufmännisch betreibt und so nicht nur eine Bürgerschule fürs praktische Leben ist. Wenn Begabte auch die Grundschule in drei Jahren bewältigen, ergibt sich auch hier schließlich ein zwölfjähriger Kurs, bei dem die sechsjährige Oberschule nach dem Muster der heutigen Reformanstalten die gymnasiale und realgymnasiale Richtung vereint. Von dem ihm am nächsten stehenden Tewsschen Plane unterscheidet sich der Entwurf von Schönebeck dadurch, daß nach ihm die Gemeinschaftserziehung in der Grundschule nur drei oder vier Jahre dauert, dafür aber die Oberschule einen sechsjährigen Kurs behält, während bei Tews das Zahlenverhältnis von Anfangs- und Endstufe gerade umgekehrt ist. Wird bei dieser Gliederung die Eigenart der Oberschule vollkommener gewahrt als bei Tews, so teilt sie mit jener Konstruktion doch den Nachteil, daß die Mittelschule die abschließende Allgemeinbildung für die den höheren praktischen Berufen Zustrebenden gewähren, zugleich aber auch eine Durchgangsstufe für die in die gelehrte Bildungslaufbahn Übergehenden darstellen soll, eine Zwiespältigkeit der Zwecke, angesichts deren man die von Louis befürchteten Nachteile doch nicht wird ganz von der Hand weisen können.

In Hinsicht auf die Schwierigkeit, die Mittelschule in den Organismus des Bildungswesens einzugliedern, verdient besondere Beachtung der eigenartige vermittelnde Vorschlag, den nach dieser Richtung hin neuerdings Karl Reinhardt in seiner über die gesamte Schulfrage trefflich orientierenden Schrift: „Die Neugestaltung des deutschen Schulwesens"[33]) macht. Reinhardt erblickt den Hauptmangel unseres bisherigen Schulsystems in dem überstarken Hindrängen

32) Siehe S. 5, 8 bei 31).

33) Karl Reinhardt, Die Neugestaltung des deutschen Schulwesens. Leipzig 1919.

der Jugend zu der theoretisch-wissenschaftlichen Bildung der höheren Schulen in einem Alter, in dem über die persönliche Interessenrichtung noch nicht mit Sicherheit geurteilt werden kann. Angelockt durch die ganz einseitig an den Besuch dieser gelehrten Schulen geknüpften staatlichen Berechtigungen, gelangen so eine übergroße Anzahl ganz und gar nicht für die wissenschaftliche Bildung geeigneter Naturen in die höhere Schule und finden da für ihre vorzugsweise praktische oder künstlerische Begabung keinerlei befriedigende Nahrung.[34]) Solche Befähigungen weist Reinhardt der Mittelschule zu, die ihnen weiterhin den Zugang zu den höheren Fachschulen auf dem Gebiete des Handels, des Gewerbes, der Künste, dem weiblichen Geschlechte auch zu den verschiedenen Arten der Frauenschule, vermitteln soll. Eigentlich wissenschaftlichen Unterricht erteilt diese vierjährige Mittelschule nicht. Andererseits kann die Zuspitzung auf die praktischen Berufsarten (kaufmännischer, landwirtschaftlicher Unterricht, Vorbereitung auf die mittlere Beamtenlaufbahn) wesentlich den beiden Oberklassen vorbehalten bleiben. Dann würden die beiden unteren Klassen einen gewissen neutralen Charakter bewahren können und so imstande sein, alle von der vierjährigen gemeinsamen Grundschule her nach einer weiteren Bildung Verlangenden aufzunehmen, ihre Begabungsentwicklung noch abzuwarten, um dann nach zweijährigem Besuche dieser Mittelschule, nach vollendetem zwölftem Lebensjahre, die endgültige Entscheidung herbeizuführen, ob der praktische Weg durch die weiteren Mittelschulklassen oder der Gang durch die sechsjährigen „Studienanstalten" (welchen Namen Reinhardt statt der Bezeichnung „höhere" Lehranstalten einzuführen empfiehlt) einzuschlagen wäre.[35])

Der von Schönebeck und Tews vertretene Gedanke, die Mittelschule als Vorstufe für die gelehrte Bildung zu benutzen, ist hier also dahin abgewandelt und ermäßigt, daß nur ihre zwei unteren Jahrgänge als Übergang zwischen Grundschule und höherer Schule dienen sollen. Das ergäbe mit der Hinausschiebung der letzten Entscheidung über die zu wählende Bildungsrichtung einmal eine größere Sicherheit in der Erkenntnis der persönlichen Begabung, andernteils erhielte dann auch die Mittelschule in ihrem Oberbau die Möglichkeit einer bestimmteren Orientierung auf die praktischen Lebensziele der in ihr Verbleibenden.[36]) Der von Louis befürchtete Nachteil, daß die Mittelschule keiner ihrer beiden Schülergruppen gerecht zu werden vermöchte, scheint in dem Reinhardtschen Schulentwurf doch mindestens stark verringert zu sein. Jedenfalls ist unter den verschiedenen Versuchen, die Mittelschule dem Übergange von der Grundschule zur höheren Schule dienstbar zu machen, der Reinhardtsche Lösungsvorschlag der brauchbarste und glücklichste. Im Grunde genommen überträgt er eigentlich nur den Gedanken des gemeinsamen Unterbaus, wie er in den Reformanstalten schon seit langem verwirklicht ist, auf die Beziehung zur Mittelschule und gewinnt damit den weiteren Vorteil, die erst im elften oder zwölften Lebensjahre deutlicher hervortretenden praktischen Begabungsrichtungen ihrem Sonderziele noch zuführen zu können, die bei dem neunjährigen Kurse der höheren Schule doch nicht so mühelos ihrer zu spät entdeckten Bestimmung zurückgegeben werden könnten.

34) Karl Reinhardt, a. a. O. S. 7ff., 37f.

35) Ders., a. a. O. S. 19, 35ff.

36) Ders., a. a. O. S. 36ff.

Ganz im Gegensatz zu Tews findet in dem Entwurf von Reinhardt auch die Ausgestaltung der auf die allgemeinbildenden Schulen aufzubauenden Fach- und Hochschulen eingehende Berücksichtigung. Die achtjährige Volksschule setzt sich in der Fortbildungsschule oder den niederen Fachschulen (Handwerkerschulen, Ackerbauschulen) fort, deren Besuch neben der Einführung in den Beruf (Lehre) pflichtmäßig bis zum achtzehnten Lebensjahre geht und zu deren Bildungsleistung die Volkshochschule eine Ergänzung bieten kann. Auf die Mittelschule bauen sich die verschiedenen höheren Fachschulen auf: die Handelsschulen, Kunstgewerbeschulen, die Fachschulen für Baugewerbe, Maschinenbauschulen, Bergwerksschulen, landwirtschaftliche Schulen, Fachschulen für Textilindustrie, Mädchenhaushaltungs- und Gewerbeschulen, die Frauenschulen. Wie diese Fachschulen auch guten Volksschülern, die sich neben der Lehre im Fortbildungsschulunterricht besonders erfolgreich fortgebildet haben, zugänglich sein sollen, so soll dann ähnlich denen, die diese höheren Fachschulen mit hervorragendem Erfolg besucht haben, auch der Zutritt zu den über den „Studienanstalten" sich aufbauenden entsprechenden Hochschulen: den Technischen Hochschulen, den Kunsthochschulen, den Landwirtschaftlichen und Tierärztlichen Hochschulen, den Handelshochschulen, den Forst- und Bergakademien gestattet sein.[37]) Die Mittelschule mit ihrer Ausmündung in die höheren Fachschulen würde gewissermaßen das „technische Gymnasium" darstellen, das Kerschensteiner als vierte Form der höheren Schule verlangt. Mit der Verwirklichung dieser Forderung wäre eine Einrichtung geschaffen, die sich als sehr geeignet erweisen würde, gegenüber der bisherigen einseitigen Begünstigung der theoretischen Allgemeinbildung dem eigenen Rechte der praktisch-künstlerischen Begabung in der Schulorganisation zur Anerkennung zu verhelfen.

So würdigt dieses von einem Vertreter der humanistischen Bildungsrichtung entworfene Schulprogramm in unparteiischer Sachlichkeit die Ansprüche und Bedürfnisse aller Schulgattungen, zugleich bemüht, das gesamte Schulsystem mit der sozialen Notwendigkeit des Aufstiegs der Tüchtigen in Einklang zu bringen. Daß von dieser Nötigung aus in dem Bilde der Schulorganisation weitgehende Abänderungen angebracht werden, sehen wir mit dem Verfasser durch die außerordentlichen Zustände, in die unser Vaterland geraten ist, als so dringend geboten an, „daß es nicht möglich ist, sich den Forderungen entgegenzustemmen, die durch die neuen Verhältnisse an das Schulwesen gestellt werden".[38]) Und was nach seinem Vorschlage von dem bisherigen Bestande des höheren Schulwesens diesen neuen sozialen Notwendigkeiten zum Opfer gebracht werden soll, scheint doch auch nicht das Wesen und die Sonderaufgabe der gelehrten Bildung zu gefährden, wenn auch der äußere Bau in manchem geändert und vor allem auf eine viel breitere Grundlage gestellt werden soll. Gerade im Interesse einer sachlichen pädagogischen Behandlung der höheren Schule innerhalb der schulpolitischen Reformbewegung der Gegenwart ist dem Reinhardtschen Bildungsprogramm der nachhaltigste Einfluß auf die Entwicklung und schließliche Lösung der Schulfrage zu wünschen. So schlicht und klar, wie sie formuliert sind,

37) Ders., a. a. O. S. 17f., 19, 38.

38) Ders., a. a. O. S. 17.

so zielsicher und wohlerwogen sind diese schulpolitischen Forderungen, ebenso fern von einem leichtfertigen Radikalismus, der die überlieferte Gestalt des Schulwesens ganz außer acht läßt, wie von einem engherzigen, starren Konservativismus, der die Erfordernisse einer neuen Zeit nicht begreift.

* * *

Die seit Jahren eifrig beförderten Bestrebungen, Einheitlichkeit in das deutsche Bildungswesen zu bringen, bedeuten nichts mehr und nichts weniger als den Versuch, den Entwicklungsfehler zu verbessern, der gewissermaßen notwendig unserm Schulwesen anhaftet. Die beziehungslose Getrenntheit der heutigen Schularten ist letzten Endes die Folge davon, daß unser Schulwesen infolge einer allgemeinen geschichtlichen Notwendigkeit sich von oben nach unten entwickelt hat, beginnend mit der gelehrten Schule und der Universität und erst nach langen Jahrhunderten zur Volksschule herabsteigend. So ist jeder der drei ursprünglichen Haupttypen der deutschen Schule: Gymnasium, Realschule, Volksschule von Haus aus eine reine Standesschule, hervorgegangen aus dem Bildungsverlangen dreier Schichten des sozialen Körpers: einer oberen, mittleren und unteren Schicht, die vollkommen in sich und gegen sich abgeschlossen sind. Indem sie, dem Gange der sozialen Entwicklung folgend, nacheinander ins Leben traten, ging jede Schulart in schroffer Besonderung ihren eigenen Weg, ohne sich um den Nachbar sonderlich zu kümmern. Das starre äußerliche Nebeneinander exklusiver Standesschulen, das so entstanden ist, ist nun umzuformen in ein stufenweises Auf- und Nacheinander; unser Bildungswesen soll zu einem lebenskräftigen Organismus werden, in dem jeder Teil dem andern notwendig ist und in der die Mannigfaltigkeit sich eine planvolle Einheit gestaltet. Wenn eine Zeit die Kraft hat, das gleichsam Unorganische zu beleben, so dürfen wir hoffen, daß dies der unsern gelingen werde. Auch dies ist ihre Aufgabe, im Schulwesen die alten Scheidewände unsozialer Absonderung zu Fall zu bringen durch den neuen starken Geist eines einheitlichen Volksbewußtseins.

Altertum und Gegenwart.

Von Alfred Körte.

I.

Das Fieber der Revolution, das seit 8 Monaten in dem Organismus unseres unglücklichen Volkes tobt, äußert sich in einem unruhigen Änderungsdrange auf allen Gebieten. Vielfach hat man den Eindruck, daß das Bestehende nur deshalb beseitigt werden soll, weil es eben besteht und somit nach Mephisto wert ist, daß es zugrunde geht, ohne daß sich die Änderungslustigen darüber klar sind, was sie Besseres an seine Stelle setzen wollen — und können. Das vielleicht für unsere Kultur wichtigste Gebiet, dem eine völlige Umwälzung droht, ist die Schule. Für die beschlossene Einheitsschule, die auch schon vor der Revolution von vielen erstrebt wurde, lassen sich ja in der Tat gewichtige Gründe anführen, und wenn man sie als den allen Gliedern unseres Volkes gemeinsamen Unterbau der Bildung hinstellt, über dem sich unverkümmerte höhere Schulen verschiedener Art für die Begabten aufbauen, wird sie segensreich

wirken können; eine große Gefahr für unsere Kultur bedeutet aber das Streben, diese höheren Schulen ihrer Eigenart zu berauben und auf ein gemeinsames möglichst niedriges Niveau herabzuziehen. Keine Schulart ist durch diese Gelüste schwerer bedroht als das humanistische Gymnasium. Obwohl es ja längst, und zwar erfreulicherweise, sein altes Vorrecht, allein den Zugang zu dem Hochschulstudium zu vermitteln, verloren hat, ist es doch auch jetzt den schwersten Angriffen ausgesetzt, eben weil es so lange eine Sonderstellung besaß, und weil der Wert seiner Eigenart für die breiten Massen am schwersten verständlich ist.

Es ist daher ein glücklicher Gedanke von Dr. Alfred Giesecke, dem verdienten Leiter des Teubnerschen Verlags, daß er in dem Bande „Das Gymnasium und die neue Zeit" eine große Anzahl von Stimmen hervorragender Männer aller Lebenskreise über Wert und Aufgaben des humanistischen Gymnasiums gesammelt hat.[1]) Der schlichte Band, dem eine möglichst weite Verbreitung zu wünschen ist, enthält eine wahrhaft imposante Fülle feiner und tiefer Gedanken über unser gesamtes Geistesleben und sein Verhältnis zum klassischen Altertum, und wenn auch gewisse Grundgedanken naturgemäß oft wiederkehren, so ist es doch überaus reizvoll zu sehen, wie verschiedene Seiten die einzelnen Mitarbeiter dem Problem abzugewinnen wissen. In der reichen Fülle seiner Individualitäten und dem hohen Ernst seines Idealismus ist das Buch für deutsches Geistesleben ganz besonders charakteristisch, ihm fehlt ganz die Schablone fertiger Schlagworte, deren Zwang die Romanen so leicht erliegen.

1) Das Gymnasium und die neue Zeit, Fürsprachen und Forderungen für seine Erhaltung und seine Zukunft. Leipzig-Berlin 1919, B. G. Teubner. 8°, 220 S.

1.

Die stattliche Schar der 88 Mitarbeiter bietet ein in jedem Betracht buntes Bild. Zunächst den Berufen nach: Etwa ein Drittel bildet die Gruppe der sozusagen berufsmäßigen Verteidiger des humanistischen Gymnasiums, der Universitätsprofessoren für die verschiedenen Zweige der Altertumswissenschaft und der Direktoren und Lehrer humanistischer Anstalten. Man könnte es fast bedauern, daß diese unmittelbaren Interessenten so ausgiebig zu Worte kommen, wenn nicht gerade ihre Ausführungen vielfach besonders fein und lehrreich wären. Daß sich Theologen beider Bekenntnisse (Harnack, Lietzmann, Merkle, Scholz, Stiglmayer) für das Gymnasium lebhaft ins Zeug legen würden, war zu erwarten, auch das Eintreten von Juristen (Heymann, Kipp, Leist, Menzel, Stutz), neueren Historikern (Brandi, Friedensburg, Hampe, Marcks, Meinecke), Philosophen (Eucken, Hensel, Joël, Rickert, Riehl, Troeltsch) und Pädagogen (Frischeisen-Koehler, Kerschensteiner, List, Schmitt, Spranger) wird kaum jemanden überraschen, wenn sich auch unter der letztgenannten Gruppe ein ehemaliger Gegner des humanistischen Gymnasiums befindet. Eher kann es auffallen, daß sich eine Anzahl hervorragender Germanisten (Kaufmann, Roethe, E. Schroeder, Siebs, Unger, Vogt) und Neusprachler (Hofmiller, Morsbach, Schroer) sehr entschieden zugunsten des humanistischen Gymnasiums aussprechen, während doch gerade aus den Reihen der Germanisten vor, und mehr noch im Kriege scharfe Angriffe gegen das angeblich undeutsche Gymnasium gerichtet worden sind. Besonders wertvoll aber sind

die Stimmen von Männern, deren Beruf mit sprachlich-historischen Studien wenig oder gar nichts zu tun hat, von Nationalökonomen (Diehl, Weber), Medizinern (Braus, v. Exner, v. Kern, Tesdorpf), Politikern (v. Heydebrand u. d. Lasa, Yorck v. Wartenburg, Ritter v. Wittek), Malern (Lovis Corinth), Museumsdirektoren (v. Bode, Waldmann), Schauspielern (Gregori), Dichtern (Borries v. Münchhausen), Architekten (Breslauer), Ingenieuren (Berger, Jonas, v. Welsch), Vertretern des Großhandels (Giesecke, v. Pechmann, W. Rathenau). Gerade in den meist aus persönlichen Erfahrungen erwachsenen Aussagen dieser Vertreter von ausgesprochen realistischen und von künstlerischen Berufen steckt ungemein viel Beachtenswertes. Ich greife einiges heraus: Der bekannte Freiburger Nationalökonom Karl Diehl hat das Realgymnasium durchgemacht, aber später das Abiturientenexamen des humanistischen Gymnasiums hinzugefügt, seine Söhne hat er aufs Gymnasium geschickt und sieht die durch dies „vermittelte Bildung für die bestgeeignete Grundlage für alle Berufsarten an, bei denen der Besuch einer Hochschule Voraussetzung ist". Ebenso war Ferdinand Gregori, der Spielleiter und Schauspieler des Deutschen Theaters in Berlin, Schüler eines Realgymnasiums, trieb aber, da ihm die deutschen Übersetzungen nicht genügten, die klassischen Sprachen für sich „nach humanistischem Rezept" und bekennt, „alle vorbildliche, charakterstärkende Schönheit und Größe antiker Kunst und Philosophie ist durch die Berührung mit ihren Sprachen über meine Seele gekommen". Von ganz ähnlichen Erfahrungen berichtet der Direktor der Bayerischen Handelsbank Freiherr v. Pechmann. Als Schüler des Realgymnasiums wurde ihm der Mangel an Kenntnis des Griechischen „immer empfindlicher und zuletzt ganz unerträglich". Er kam zu der Überzeugung, daß ihm „ein Hauptschlüssel zum vollen Verständnis der Geschichte und insbesondere der Höhepunkte unserer eigenen deutschen Kultur fehle", solange er Homer und Sophokles, Herodot und Plato nicht im Urtext lesen könne, und er verließ das Realgymnasium. Seine spätere Tätigkeit im öffentlichen und wirtschaftlichen Leben hat ihn in der Überzeugung befestigt, „daß das vielgeschmähte, aber auch vielverkannte alte humanistische Gymnasium zwar nicht die alleinseligmachende, aber für die große Mehrzahl der jungen Leute die weitaus beste Mittelschule sei". Ebenso äußert sich der Diplom-Ingenieur P. Berger: „Ich wünsche auch für den leitenden Ingenieur die humanistische Erziehung und kann aus eigner Erfahrung erklären, daß der technisch begabte Student auch an der Technischen Hochschule als Humanist dem Oberrealschüler nicht unterlegen ist." Der Maler Lovis Corinth hat von seinem Besuch des Kneiphöfischen Gymnasiums zu Königsberg zunächst keine Förderung gehabt, er sagt: „Als Schüler war ich wohl der schlechteste, den man sich denken konnte; demnach kam ich mit meinen Lehrern in kein Freundschaftsverhältnis und meine Erinnerungen an sie waren gehemmt, solange ich Junggeselle blieb." Aber als sein Sohn in die Schule geschickt werden mußte, wählte er für ihn doch wieder das humanistische Gymnasium, und im Zusammenarbeiten mit dem Sohn entdeckte er erst den ganzen Bildungswert dieser Schulart, die er nun als „eine ausgezeichnete Erziehungsanstalt für einen großen Teil unserer deutschen Jugend" achtet. Dem Maler Corinth folge der Dichter Börries v. Münchhausen, der sein entschiedenes Bekenntnis zum hu-



manistischen Gymnasium mit den spitzigen Sätzen schließt: „Sollte wirklich die, mit Erlaubnis zu sagen: Freiheit unseres Freistaates (der man in den Reden der Regierenden immer wieder begegnet) damit beginnen, diese Quelle aller geistigen Freiheit zu verstopfen? Daß man eine Sache selber nicht gelernt hat, ist doch kein Grund dafür, daß man sie andern zu lernen verwehrt!"

Wollte man aus diesen etwas politisch gefärbten Worten des streitbaren Freiherrn etwa schließen, das humanistische Gymnasium habe seine Freunde vor allem im Lager der Gegner des heutigen Freistaates, es sei undemokratisch und schon deshalb zur Vernichtung reif, so würde man sehr irren. Ganz richtig sagt Ernst Goldbeck, der Direktor des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums, in einem der umfangreichsten und tiefstschürfenden Aufsätze des Buchs: „Man könnte eine ganz eigenartige friedliche Tafelrunde aus Führern aller Parteien von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten zusammenstellen, aus Männern, die bei schroffstem politischen Gegensatz doch in der Frage des Humanismus in den wesentlichen Punkten sich einig sind." Unter den Mitarbeitern des Buchs finden wir neben den Konservativen v. Heydebrand u. d. Lasa und Yorck v. Wartenburg den ganz links stehenden Nationalökonomen Max Weber, ja der langjährige Führer der österreichischen Sozialdemokratie Engelbert Pernerstorfer war ein Mitbegründer des Wiener Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums und hat erklärt: „Wir Sozialdemokraten sind keine Gegner des humanistischen Gymnasiums; wir wollen vielmehr, daß auch den Kindern unserer Arbeiter die beste mögliche Bildung zugänglich bleibt." Selbst die jetzt so scharf hervortretende Scheidung zwischen Mehrheitssozialisten und Unabhängigen bildet keine Scheidewand in der Gymnasialfrage, ein Redakteur der auf dem äußersten linken Flügel der Unabhängigen stehenden Leipziger Volkszeitung schickt seinen Sohn in ein hiesiges humanistisches Gymnasium und wurde kürzlich in den Elternausschuß dieser Anstalt gewählt. Freilich, wer das Wesen der Demokratie in dem öden Gleichmachen, in der Unterdrückung jeder über den Durchschnitt der Masse hervorragenden Begabung und Bildung erblickt, dem wird das humanistische Gymnasium immer als undemokratisch verdächtig bleiben, und ich entsinne mich, daß vor etwa 14 Jahren ein Baseler sozialdemokratisches Blatt dieser Gesinnung den schönen Ausdruck gab: „Wir brauchen keine Bildungsmillionäre!" — Pikant ist es nun, daß, während jetzt manche demokratischen Kreise im humanistischen Gymnasium einen heimlichen Feind der Demokratie beargwöhnen, vor 100 Jahren das Gymnasium den Machthabern umgekehrt wegen seiner demokratischen Tendenzen verleidet war. Bekannt ist ja Bismarcks Ausspruch in den „Gedanken und Erinnerungen": „Als normales Produkt unseres staatlichen Unterrichts verließ ich Ostern 1832 die Schule als Pantheist, und wenn nicht als Republikaner, doch mit der Überzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei." Der Jurist Stutz, der diesen Satz anführt, teilt gleichzeitig sehr interessante Stücke aus einem Brief des bekannten Demagogenverfolgers v. Kamptz an seinen gleichgesinnten Gönner, den Fürsten Wittgenstein, mit; wenigstens den Anfang möchte ich wiederholen: „Ein großer Teil des Republikanismus kommt aus der Tollheit, die wir in unseren Schulen mit der griechischen Literatur treiben." — In Wahrheit hat sich die Antike, wie Stutz mit Recht betont „vermöge des



großen Abstandes, in dem wir uns von ihr befinden, als politisch indifferent erwiesen".

2.

Wenn sich auch die zahlreiche Heerschar von Männern aller Berufe und Parteien in der grundsätzlichen Schätzung des humanistischen Gymnasiums ziemlich einig ist, so werden im einzelnen doch recht verschiedene Urteile über den gegenwärtigen Zustand desselben und seine künftige Ausgestaltung laut, und das Buch ist weit davon entfernt, ein einseitiger Panegyrikus auf das Gymnasium in seiner augenblicklichen Form zu sein. Daß sich scharfe Kritik der einzelnen Schule mit Wertschätzung der Schulgattung sehr wohl verträgt, zeigt vielleicht am deutlichsten der Eingang des Beitrags von Frischeisen-Koehler, dem Hallenser Pädagogen und Philosophen: „Das humanistische Gymnasium, auf dem ich meine Bildung erhielt, war zumal im altsprachlichen Unterricht so schlecht, daß ich nur in schmerzlicher Erinnerung seiner gedenken kann. Wenn ich jetzt gleichwohl für die Erhaltung des humanistischen Gymnasiums eintrete, so leitet mich dabei kein Vorurteil irgendwelcher Art. Lange Zeit war ich, begreiflicherweise, sein überzeugter Gegner. Aber ich lernte allmählich zwischen der Idee des Gymnasiums, wie es sein könnte und sollte, und der Verfallsform unterscheiden, die ich unglücklicherweise allein kennen gelernt habe." Persönliche schlechte Erfahrungen auf einer einzelnen Schule haben unzweifelhaft die Haltung außerordentlich vieler Feinde des Gymnasiums bestimmt, und nur wenige sind später gewillt und imstande, ihr subjektiv berechtigtes ungünstiges Urteil über die einzelne Anstalt von dem über die Schulgattung zu trennen, wie der gereifte Frischeisen-Koehler es tut. Erfahrungsgemäß werden Mängel bei Lehrern und Richtern vom großen Publikum viel tiefer empfunden und viel strenger beurteilt als bei Vertretern anderer Berufe. Zu einem langweiligen Prediger geht man nicht in die Kirche, einem untüchtigen Rechtsanwalt vertraut man keine Prozesse an, ein unfähiger Arzt bekommt keine Praxis, aber einem schlechten Lehrer oder Richter kann man schwer oder gar nicht entgehen. Dazu kommt die nicht geringe Zahl derer, und darunter sind sicher viele Hochbegabte, deren Natur sich in den Jünglingsjahren überhaupt gegen den unvermeidlichen Zwang der Schule auflehnt, und solange das unleidliche Berechtigungswesen den Besuch des humanistischen Gymnasiums allen zur Pflicht machte, die überhaupt eine höhere Bildung erstrebten, entlud sich aller Groll der Schülerzeit später in der Verurteilung des humanistischen Gymnasiums.

Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß nicht nur einzelnen Schulen, sondern dem humanistischen Gymnasium als solchem zeitweise schwere Mängel anhafteten, die zum Teil überwunden sind, zum Teil noch überwunden werden müssen. Wenn mein Kollege Spranger sagt: „Die bloß linguistische Auffassung des Gymnasiums muß entschieden bekämpft werden; ebenso die bloß fachphilologische. Sie ist es, die die Feindschaft gegen das Gymnasium großgezogen hat" — so unterschreibe ich das Wort für Wort. Die Ursachen gewisser Entartungserscheinungen im Leben des humanistischen Gymnasiums beleuchtet am klarsten und schärfsten der Aufsatz eines jüngeren philologischen Hochschullehrers Paul Friedländer: „Die Idee des Gymnasiums", dem eingehende Besprechungen mit einer Gruppe sehr tüchtiger junger Gymnasiallehrer in Berlin zugrunde



Mayer, O., Die Trennung von Kirche und Staat, was sie bedeutet und was sie zur Folge hat (Die neue Zeit. Schriften zur Neugestaltung Deutschlands) Geh. M. —.80
Partiepreise: 25 Expl je M. —.70; 50 Expl. je M. —.65; 100 Expl. je M. —.60; 250 Expl. je M. —.55; 500 Expl. je M. —.50

IX. Neuere Sprachen.

Cury, C., und O. Boerner, Histoire de la littérature française à l'usage des étudiants hors de France. 3. Aufl. v. J. Vernay. Geb. M. 6.—.

Jespersen, O., Growth and structure of the english language. 3. Aufl. Geh. M. 3.—; geb. M. 4.50.

X. Pädagogik.

Buchenau, A., Die Einheitsschule. (Die neue Zeit. Schriften zur Neugestaltung Deutschlands.) Geh. M. 1.20.
Partiepreise: 25 Expl. je M. 1.10; 50 Expl je M. 1.—; 100 Expl. je M. —.95; 250 Expl. je M. —.90; 500 Expl. je M. —.85.

Deutsche Elternbücherei.
Heft 16: Kinderkleidung Von A. Pallat-Hartleben. Mit 10 Tafeln Geh M 1—.
Heft 28: Die Kinderstube. Von N. Wolffheim. Mit 10 Abbildungen auf 4 Tafeln. Geh M. 1.—.
Heft 32: Bewegungsspiel, Kinderlied und Kinderreim. Von E Fromm. Geh. M. 1.—.
Heft 40: Die Welt im Kinderköpfchen. Von J. Siebe. Geh. M. 1.—.
Heft 55: Das erste Schuljahr. Von K. Eckhardt. Geh. M. 1.—.
Heft 79: Theater- und Konzertbesuch der Jugend. Von H. Werner Geh. M. 1.—.
Für Mitglieder der Gesellschaft jedes Heft M. —.80.

Natorp, P., Pestalozzi. Sein Leben und seine Ideen. 3. durchweg verbesserte Aufl. (ANuG 250.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Paulsen, F., Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung 3. Aufl. Mit einem Geleit-...

XII. Mathematik, Physik, Chemie, Technik.

Abhandlungen der mathematisch-physischen Klasse der Sächs. Ges. d. Wissenschaften.
Bd. XXXV, Nr. 6: Über die Helligkeitsverteilung des diffusen Sonnenlichts am klaren Himmel. Von M. Uibe. Mit 6 Fig. im Text und 28 Tafeln. Geh. M. 2.40. Ohne Teuergszschl.

Abhandlungen und Vorträge aus dem Gebiete der Mathematik, Naturwissenschaft und Technik.
Heft 4: Der Hohennersche Präzisionsdistanzmesser und seine Verbindung mit einem Theodolit. (D. R. P. Nr. 277000.) Einrichtung und Gebrauch des Instruments für die verschiedenen Zwecke der Tachymetrie; mit Zahlenbeispielen sowie Genauigkeitsversuchen. Von H. Hohenner. Mit 7 Abbildungen im Text und 1 Tafel. Geh. M. 3.20.

Crantz, P., Arithmetik und Algebra. Teil I: Die Rechnungsarten, Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren unbekannten Gleichungen zweiten Grades. 6. Aufl. Mit 9 Figuren im Text. (ANuG 120.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Kaiser, K., Der Luftstickstoff und seine Verwertung. 2. Aufl. Mit 13 Abbildungen im Text. (ANuG 313.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Kowalewski, G, Einführung in die Infinitesimalrechnung. 3. verbesserte Aufl. Mit 19 Figuren im Text. (ANuG 197.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Löb, W., Einführung in die Biochemie in elementarer Darstellung. 2. durchgesehene und vermehrte Aufl. von Prof. Dr. Hans Friedenthal. Mit 12 Figuren im Text. (ANuG 352.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Meissner, O., Wahrscheinlichkeitsrechnung. Band I: Grundlehren. 2. Aufl. Mit 3 Figuren im Text. (Mathematisch-physikalische Bibliothek Bd. 4.) Steif geh. M. 1.—.

Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i Pr. 57. Jahrg. 1916. Mit 4 Textabbildungen. Geh. M. 6 ...
... 58. Jahrg. 1917. Mit 1 Tafel und 10 Textabbildungen.

(ANuG 159.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

XI. Volkswirtschaft. Politik.

Die neue Zeit. Schriften zur Neugestaltung Deutschlands.

Brahn, M., Wann und wie kann man sozialisieren? Geh. M. —.80.

Darmstaedter-Helversen, F., Die Landfrage. Mit einem Abdruck der Verordnung zur Beschaffung von landwirtschaftlichem Siedlungslande vom 29. Januar 1919. Geh. M. —.80.

Eyck, E., Des deutschen Bürgertumes Schicksalsstunde. Geh. M. 1.—.

Günther, E., Wie steht es um die deutsche Volkswirtschaft? Geh. M. —.80.

Salomon, A., Die deutsche Frau und ihre Aufgaben im neuen Volksstaat. Geh. M. 1.—.

Salomon, F., Die neuen Parteiprogramme mit den letzten der alten Parteien zusammengestellt. Geh. M. 1.50.

Spranger, E., Was muss die deutsche Frau von der politischen Lage wissen? 3. unveränd. Aufl. Geh. M. —.80.

Partiepreise: bei Einzelpreis von M. —.80 25 Expl. je M. —.70; 50 Expl. je M. —.65; 100 Expl je M. —.60; 250 Expl. je M. —.55; 500 Expl. je M. —.50; bei Einzelpreis von M. 1.—; ab 25 Expl. M. —.90; ab 50 Expl. M. —.80; ab 100 Expl. M. —.75; ab 250 Expl. M —.70; ab 500 Expl. M —.65; bei Einzelpreis von M. 1.50 ab 25 Expl M. 1.40; ab 50 Expl. M 1.30; ab 100 Expl. M. 1.20; ab 250 Expl. M. 1.10; ab 500 Expl. M. 1.—.

Hamburger, C., Spiel-Raum für Grossstadtkinder. Vorschläge zur besseren Ausnutzung der grossstädt. Freiflächen, erläutert an d. Beispiel Grossberlins. M. 34 Abb. Geh. M. 1.50.

Maier, G., Geldwesen, Zahlungsverkehr und Vermögensverwaltung. 2 Aufl. (ANuG 398.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Wilbrandt, R., Karl Marx. Versuch einer Einführung. 2. Aufl. unveränd. Abdruck der 1. (ANuG 621.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Weihe, C., Aus eigner Kraft. Bilder von deutscher Technik und Arbeit für die reifere Jugend. Mit 20 Abbildungen auf 10 Tafeln. Kart. M. 3.60; geb. M. 4.60.

XIII. Naturwissenschaften und Medizin.

Baisch, K., Gesundheitslehre für Frauen. 2. Aufl. Mit 11 Abbildungen. (ANuG 538.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Dacqué, E., Geographie der Vorwelt. (Paläogeographie.) Mit 18 Fig im Text. (ANuG 619.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Frech, F., Allgemeine Geologie. Bd. VI: Gletscher einst und jetzt. 3. Aufl. Mit 46 Abbildungen im Text. (ANuG 61.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Hennig, R., Unser Wetter. Eine Einführung in die Klimatologie Deutschlands an der Hand von Wetterkarten. 2. Aufl Mit 48 Abbildungen im Text. (ANuG 349.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Keller, C., Die Stammesgeschichte unserer Haustiere. 2. Aufl. Mit 29 Abbildungen im Text. (ANuG 252) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Kobrak, E., Säuglingspflege. Mit 20 Abbildungen. (ANuG 154.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Loehlein, M., Die krankheiterregenden Bakterien. Grundtatsachen der Entstehung, Heilung und Verhütung der bakteriellen Infektionskrankheiten des Menschen gemeinverständlich dargestellt. 2. verbesserte Aufl. Mit 33 Abbildungen im Text. (ANuG 307.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Machatschek, F., Geomorphologie. (Allgemeine Geographie Bd. III.) Mit 33 Abbildungen im Text. (ANuG 627.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

— Physiogeographie des Süsswassers. (Allgemeine Geographie Bd. IV.) Mit 24 Abbildungen im Text. (ANuG 628.) Kart M. 1.60; geb. M. 1.90.

Auf sämtl Preise Teuerungszuschläge des Verlags und der Buchhandlungen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

den griechischen Unterricht. 2. Aufl. Geh. M. 2.80; geb. M. 3.20.

III. Allgemeine Sprachwissenschaft.

Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse, 70. Bd., H. 6: Brugmann, K., **Verschiedenheiten der Satzgestaltung nach Massgabe der seelischen Grundfunktionen in den indogermanischen Sprachen.** Geh. M. 3.—. Ohne Teuerungszuschlag.

IV. Geschichte und Kulturgeschichte. Zum geschichtlichen Unterricht.

Devrient, E., Familienforschung. 2. Aufl. Mit 6 Abbildungen im Text. (ANuG. 350.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Heigel, K. T., Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. 4. Aufl. besorgt von F. Endres. (ANuG. 129.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Kaindl, R. F., Böhmen. Zur Einführung in die böhmische Frage. Mit 1 Karte. (ANuG 701.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90

Öhquist, J., Finnland. (ANuG 700.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Quellensammlung zur deutschen Geschichte. Hrsg. von E. Brandenburg und G. Seeliger.
Küntzel, G., und M. Hass, **Die politischen Testamente der Hohenzollern, nebst ergänzenden Aktenstücken** Bd. I: Die Hofordnung Joachims II., Die politischen Testamente der grossen Kurfürsten Friedrich III./1 und Friedrich Wilhelm I. 2. erweiterte Auflage bearbeitet von G. Küntzel. Steif geh. M. 2.20.

Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht. Hrsg. v. G. Lambeck und P. Rühlmann.
II: 75. Koch, J., **Der Krieg von 1886 und der Norddeutsche Bund.**

VI. Kunst.

Matthaei, A., Deutsche Baukunst in der Renaissance- u. Barockzeit bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. 2. Aufl. Mit 63 Abbildungen im Text. (ANuG 326.) Kart. M. 1.60, geb. M. 1.90.

VII. Philosophie.

v. Aster, E., Einführung in die Psychologie. 2. Aufl. Mit 4 Figuren. (ANuG 492.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Hamann, R., Ästhetik. 2. Aufl. (ANuG 345.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Hensel, P., Rousseau. 3. durchgesehene Aufl. mit einem Bildnis Rousseaus. (ANuG 180.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Lipps, G. F., Das Problem der Willensfreiheit. Volkshochschulvorträge. 2. veränd. Aufl. (ANuG 383.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Richert, H., Philosophie, ihr Wesen, ihre Grundprobleme, ihre Literatur. 3. verbesserte Auflage. (ANuG 186.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Verweyen, J. M., Naturphilosophie. 2. Aufl. (ANuG 491.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90

VIII. Religion.

Clemen, C., Religionsgeschichtliche Bibliographie im Anschluss an das Archiv für Religionswissenschaft. Jahrgang III u. IV die Literatur der Jahre 1916 und 1917 enthaltend. Geh. M. 4.—.

Giesebrecht, Fr., Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. 3. Aufl. besorgt von A. Bertholet (ANuG 52.) Kart. M. 1.60; geb. M. 1.90.

Auf sämtl. Preise Teuerungszuschläge des Verlags und der Buchhandlungen.

liegen. Ein guter Teil der Schuld trifft die klassische Philologie an den Hochschulen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Friedländers treffendem Ausdruck „zwei argen Krankheiten" verfallen war, „die unheilvoll auf die Ausbildung der Gymnasiallehrer und damit auf die Schule eingewirkt haben. Die erste Krankheit war der philologische Hyperkritizismus. Wie wir wissen, haben die Vorwürfe gegen das Gymnasium von jeher hauptsächlich daraus ihre Nahrung gezogen, daß unter dem grammatischen Schwall alles wahrhaft Bildende verschwand. Trotz aller Festigkeit der Tradition ist dieses kalte Fieber im Schwinden, aber es weicht nicht der Gesundheit, sondern dem hitzigen Fieber des Historizismus und der Sachphilologie. Sprachwissenschaft, Religionsgeschichte, kulturgeschichtliche Gedanken und Materialien aller Art — Dinge, die an ihrem bescheidenen Platze durchaus echter Geistesbildung dienen können — überwuchern die Schöpfungen, auf die es ankommt, und stellen sich zwischen die ‚Urphänomene' und die Menschenseele, ganz so wie es früher die Grammatik tat." Ich persönlich bin der Ansicht, daß dem Gymnasium das nun überwundene kalte Fieber des Hyperkritizismus erheblich mehr geschadet hat als das hitzige des Historizismus und der Sachphilologie — zunächst wirkten Historizismus und Sachphilologie als Rückschlag gegen die Hyperkritik sogar belebend und blutbildend, aber ich gebe zu, daß auch der einseitige Historizismus zur Krankheit werden kann. In Nietzsches freilich stark übertriebenen Angriffen auf den Historizismus steckt gewiß ein berechtigter Kern. Ich gebe wieder Friedländer das Wort: „Wir wollen nicht, statt Goethes Werke zu erleben, einen Bericht darüber hören, auf welchen geschichtlichen und biographischen Voraussetzungen sie ruhen, und wie sie die Nachwelt beeinflußt haben. Wir wollen nicht, statt an jenes Meer entrückt zu werden, das flutend strömt gesteigerte Gestalten, am Flusse des Werdens stehen und anschauen müssen, wie alles gleitet und vorüberrinnt."

3.

Doch genug der Kritik, suchen wir zusammenzufassen, was die große Mehrheit der Mitarbeiter vom und für das humanistische Gymnasium erwartet und fordert. Einig sind zunächst alle darin, daß seine alte Stellung als einziger Zugang zur höheren Bildung für das humanistische Gymnasium kein Glück war und für immer abgetan ist. Der Humanismus ist e i n, aber nicht d e r Weg zur Schulung und Stärkung der seelischen und geistigen Kräfte unserer Jugend; neben dem Gymnasium stehen als gleichberechtigt die beiden andern Schultypen, die ähnliche Ziele mit Hilfe der neueren Sprachen, der Mathematik und der Naturwissenschaften erstreben. Aber gerade weil sie kein Monopol für das humanistische Gymnasium wünschen, verlangen seine Anhänger auch, daß man seine Eigenart rein und unverfälscht wahre. Treffend sagt Eugen Grünwald, der Direktor des Gymnasiums mit Realschule in Landsberg: „Arbeitsteilung ist auch auf dem Gebiete des höheren Unterrichts nötig, Konzentration und Vertiefung besser als Vielwisserei und Oberflächlichkeit. Deshalb lehnen wir die zunehmende Angleichung der höheren Schultypen aneinander ab, und halten die Ansprüche gewisser Fächer auf stärkere Berücksichtigung oder gar die Einführung neuer Lehrstoffe für bedenklich." Daß gerade jetzt selbst wohlmeinende Unterrichtsverwaltungen, um lästige Schreier los zu werden, auf der abschüssigen Bahn der Annäherung



großen Abstandes, in dem wir uns von ihr befinden, als politisch indifferent erwiesen".

2.

Wenn sich auch die zahlreiche Heerschar von Männern aller Berufe und Parteien in der grundsätzlichen Schätzung des humanistischen Gymnasiums ziemlich einig ist, so werden im einzelnen doch recht verschiedene Urteile über den gegenwärtigen Zustand desselben und seine künftige Ausgestaltung laut, und das Buch ist weit davon entfernt, ein einseitiger Panegyrikus auf das Gymnasium in seiner augenblicklichen Form zu sein. Daß sich scharfe Kritik der einzelnen Schule mit Wertschätzung der Schulgattung sehr wohl verträgt, zeigt vielleicht am deutlichsten der Eingang des Beitrags von Frischeisen-Koehler, dem Hallenser Pädagogen und Philosophen: „Das humanistische Gymnasium, auf dem ich meine Bildung erhielt, war zumal im altsprachlichen Unterricht so schlecht, daß ich nur in schmerzlicher Erinnerung seiner gedenken kann. Wenn ich jetzt gleichwohl für die Erhaltung des humanistischen Gymnasiums eintrete, so leitet mich dabei kein Vorurteil irgendwelcher Art. Lange Zeit war ich, begreiflicherweise, sein überzeugter Gegner. Aber ich lernte allmählich zwischen der Idee des Gymnasiums, wie es sein könnte und sollte, und der Verfallsform unterscheiden, die ich unglücklicherweise allein kennen gelernt habe." Persönliche schlechte Erfahrungen auf einer einzelnen Schule haben unzweifelhaft die Haltung außerordentlich vieler Feinde des Gymnasiums bestimmt, und nur wenige sind später gewillt und imstande, ihr subjektiv berechtigtes ungünstiges Urteil über die einzelne Anstalt von dem über die Schulgattung zu trennen, wie der gereifte Frischeisen-Koehler es tut. Erfahrungsgemäß werden Mängel bei Lehrern und Richtern vom großen Publikum viel tiefer empfunden und viel strenger beurteilt als bei Vertretern anderer Berufe. Zu einem langweiligen Prediger geht man nicht in die Kirche, einem untüchtigen Rechtsanwalt vertraut man keine Prozesse an, ein unfähiger Arzt bekommt keine Praxis, aber einem schlechten Lehrer oder Richter kann man schwer oder gar nicht entgehen. Dazu kommt die nicht geringe Zahl derer, und darunter sind sicher viele Hochbegabte, deren Natur sich in den Jünglingsjahren überhaupt gegen den unvermeidlichen Zwang der Schule auflehnt, und solange das unleidliche Berechtigungswesen den Besuch des humanistischen Gymnasiums allen zur Pflicht machte, die überhaupt eine höhere Bildung erstrebten, entlud sich aller Groll der Schülerzeit später in der Verurteilung des humanistischen Gymnasiums.

Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß nicht nur einzelnen Schulen, sondern dem humanistischen Gymnasium als solchem zeitweise schwere Mängel anhafteten, die zum Teil überwunden sind, zum Teil noch überwunden werden müssen. Wenn mein Kollege Spranger sagt: „Die bloß linguistische Auffassung des Gymnasiums muß entschieden bekämpft werden; ebenso die bloß fachphilologische. Sie ist es, die die Feindschaft gegen das Gymnasium großgezogen hat" — so unterschreibe ich das Wort für Wort. Die Ursachen gewisser Entartungserscheinungen im Leben des humanistischen Gymnasiums beleuchtet am klarsten und schärfsten der Aufsatz eines jüngeren philologischen Hochschullehrers Paul Friedländer: „Die Idee des Gymnasiums", dem eingehende Besprechungen mit einer Gruppe sehr tüchtiger junger Gymnasiallehrer in Berlin zugrunde

liegen. Ein guter Teil der Schuld trifft die klassische Philologie an den Hochschulen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Friedländers treffendem Ausdruck „zwei argen Krankheiten" verfallen war, „die unheilvoll auf die Ausbildung der Gymnasiallehrer und damit auf die Schule eingewirkt haben. Die erste Krankheit war der philologische Hyperkritizismus. Wie wir wissen, haben die Vorwürfe gegen das Gymnasium von jeher hauptsächlich daraus ihre Nahrung gezogen, daß unter dem grammatischen Schwall alles wahrhaft Bildende verschwand. Trotz aller Festigkeit der Tradition ist dieses kalte Fieber im Schwinden, aber es weicht nicht der Gesundheit, sondern dem hitzigen Fieber des Historizismus und der Sachphilologie. Sprachwissenschaft, Religionsgeschichte, kulturgeschichtliche Gedanken und Materialien aller Art — Dinge, die an ihrem bescheidenen Platze durchaus echter Geistesbildung dienen können — überwuchern die Schöpfungen, auf die es ankommt, und stellen sich zwischen die ‚Urphänomene' und die Menschenseele, ganz so wie es früher die Grammatik tat." Ich persönlich bin der Ansicht, daß dem Gymnasium das nun überwundene kalte Fieber des Hyperkritizismus erheblich mehr geschadet hat als das hitzige des Historizismus und der Sachphilologie — zunächst wirkten Historizismus und Sachphilologie als Rückschlag gegen die Hyperkritik sogar belebend und blutbildend, aber ich gebe zu, daß auch der einseitige Historizismus zur Krankheit werden kann. In Nietzsches freilich stark übertriebenen Angriffen auf den Historizismus steckt gewiß ein berechtigter Kern. Ich gebe wieder Friedländer das Wort: „Wir wollen nicht, statt Goethes Werke zu erleben, einen Bericht darüber hören, auf welchen geschichtlichen und biographischen Voraussetzungen sie ruhen, und wie sie die Nachwelt beeinflußt haben. Wir wollen nicht, statt an jenes Meer entrückt zu werden, das flutend strömt gesteigerte Gestalten, am Flusse des Werdens stehen und anschauen müssen, wie alles gleitet und vorüberrinnt."

3.

Doch genug der Kritik, suchen wir zusammenzufassen, was die große Mehrheit der Mitarbeiter vom und für das humanistische Gymnasium erwartet und fordert. Einig sind zunächst alle darin, daß seine alte Stellung als einziger Zugang zur höheren Bildung für das humanistische Gymnasium kein Glück war und für immer abgetan ist. Der Humanismus ist *ein*, aber nicht *der* Weg zur Schulung und Stärkung der seelischen und geistigen Kräfte unserer Jugend; neben dem Gymnasium stehen als gleichberechtigt die beiden andern Schultypen, die ähnliche Ziele mit Hilfe der neueren Sprachen, der Mathematik und der Naturwissenschaften erstreben. Aber gerade weil sie kein Monopol für das humanistische Gymnasium wünschen, verlangen seine Anhänger auch, daß man seine Eigenart rein und unverfälscht wahre. Treffend sagt Eugen Grünwald, der Direktor des Gymnasiums mit Realschule in Landsberg: „Arbeitsteilung ist auch auf dem Gebiete des höheren Unterrichts nötig, Konzentration und Vertiefung besser als Vielwisserei und Oberflächlichkeit. Deshalb lehnen wir die zunehmende Angleichung der höheren Schultypen aneinander ab, und halten die Ansprüche gewisser Fächer auf stärkere Berücksichtigung oder gar die Einführung neuer Lehrstoffe für bedenklich." Daß gerade jetzt selbst wohlmeinende Unterrichtsverwaltungen, um lästige Schreier los zu werden, auf der abschüssigen Bahn der Annäherung



der Schultypen weiterschreiten, oder richtiger -gleiten, halte ich im Augenblick für die vielleicht schwerste Gefährdung des Gymnasiums. Wer die zentrale Stellung des Griechischen in der Prima des Gymnasiums antastet, der nimmt dieser Schule ihre Daseinsberechtigung. Beide klassische Sprachen sind untrennbar verschwistert; soll eine von ihnen bevorzugt werden, so gebührt der griechischen eine noch intensivere Pflege. Noch entschiedener als die Abschwächung des humanistischen Charakters des Gymnasiums wird von verschiedenen Mitarbeitern der unglückliche Vorschlag abgelehnt, dasselbe zu einer Vorbereitungsschule für Theologen und klassische Philologen einzuschränken; das wäre ersichtlich ein Erdrosselungsfriede. „Keine Schule", sagt Goldbeck sehr richtig, „will in dem Sinne Fachschule sein, daß sie lediglich auf bestimmte Berufe vorbereitet; sie soll vielmehr, und will auch, den eigenartigen und ganzen Menschen pflegen, nicht nur Stücke aus ihm, die eines Tages einmal der Gesamtheit dienen könnten". „Nicht vorbilden", fügt Friedländer hinzu, „soll das Gymnasium der Zukunft, sondern bilden. Es wird seine Tore weit öffnen für jeden, der hinein will, wes Standes und Herkunft er sei, und besonders freudig wird man alle begrüßen, die aus den emporstrebenden Schichten des Volkes hungrig nach Wahrheit und Schönheit dorthin drängen. Nicht Standesschule soll ja das Gymnasium der Zukunft sein, sondern Begabtenschule." Nichts hat die Schulpolitik der letzten Jahrzehnte schlimmer verwirrt als die unglückselige, den Halbgebildeten stets auf den Lippen schwebende Frage: „Wie kann man diese oder jene Kenntnis später im Leben gebrauchen?" Der Leiter eines großen industriellen Unternehmens (Alfred Giesecke) spricht es nachdrücklich aus: „Es ist kein Zweifel, daß die auf dem alten humanistischen Gymnasium vorgebildeten Generationen Deutschland emporgeführt haben, wirtschaftlich und politisch, nicht trotzdem ihre Sinnesart infolge ihrer Bildung keine unmittelbar auf materielle Erfolge gerichtete gewesen ist, sondern eben deshalb", und er kann sich berufen auf das Urteil eines großen amerikanischen Eisenbahnfeldherrn, der mit den besten Schülern der modernsten und besten, ganz auf Erziehung zu praktischen Geschäftsmännern eingestellten amerikanischen Schule schlechte Erfahrungen gemacht hat und die deutschen Siege in Industrie, Handel und Wissenschaft der strengen Schulung des Geistes und Willens zuschreibt, die unser höheres Bildungswesen, unsere Gymnasien vor allem, dem jungen Mann mitgeben, ehe er Ingenieur, Chemiker, Kaufmann, Industrieller wird. Mit diesem Urteil des amerikanischen Großindustriellen stimmen hervorragende deutsche Techniker durchaus überein. So sagt R. Jonas, Direktor der Freundschen Maschinenfabrik: „In meinem Beruf als Industrieller sehe ich fortgesetzt, wie der zunehmende Industrialismus zur Verflachung der Ingenieurtätigkeit führt.... Je weiter die Technik fortschreitet und sich spezialisiert, um so größer ist die Gefahr, daß aus der technischen Wissenschaft eine Gebrauchsanweisung wird zur Lösung der täglichen Aufgaben. Dieser Schablonisierung jeder Geistestätigkeit in Beruf und Politik entgegenzuwirken, ist an erster Stelle das humanistische Gymnasium berufen." Und am Abschluß ähnlicher Gedankenreihen hebt F. v. Welsch, der Chefredakteur der Automobilwelt, als anerkannten Vorzug des humanistischen Bildungsganges hervor: „Er liefert wie keine andere Ausbildung eine universelle Selbstunterrichtsmöglichkeit. Die vorbildlichen

Übungen in Logik, Gedankenentwicklung und Ausdrucksfähigkeit, wie sie das Studium der alten Sprachen mit sich gebracht haben, setzen den jungen Studenten, normale geistige Befähigung natürlich vorausgesetzt, jederzeit instand, selbständig an seine Aufgaben heranzutreten und sich auch einmal ohne die führende Lehrerhand in ein neues Gebiet zu vertiefen." Zu dem gleichen Ergebnis gelangt A. du Bois-Reymond, der Sohn des berühmten Physiologen, daß nämlich „den Ingenieuren und andern geistigen Arbeitern in rein praktischen Berufen, die vom humanistischen Gymnasium stammen, die humanistische Vorbildung, trotz der dadurch bedingten Beschränkung der realen Disziplinen nichts schadet, sondern daß im Gegenteil der humanistisch Vorgebildete sich in der Regel gewandter im Erfassen und Verarbeiten der allgemeineren und daher wichtigeren Seiten praktischer Probleme erweist". Und mit einer seines Vaters würdigen Zuspitzung schließt er: „Es wäre deshalb gar nicht so absurd, wie es klingen mag, wenn man geradezu forderte, daß jeder auf der Schule dasjenige lernen solle, was er im Leben **nicht** braucht."

Nicht als enge Fachschule für ein paar Studiengebiete, die nun leider einmal die alten Sprachen nicht entbehren können, sondern als Bildungsschule für die Begabten aller Stände und Berufe soll auch fernerhin das humanistische Gymnasium seinen Platz in unserer Volkserziehung behaupten, das ist das Ergebnis, zu welchem die verschiedensten Mitarbeiter von den verschiedensten Seiten immer wieder gelangen. Mit diesem Ziel ist eine erhebliche Verminderung der Zahl der humanistischen Gymnasien sehr wohl vereinbar, lieber eine kleinere Anzahl guter Anstalten als viele minderwertige.

4.

Ich widerstehe der Versuchung, den mannigfachen Erörterungen genauer nachzugehen, die das Wesen und den Wert des Humanismus bestimmen und abwägen — am knappsten und klarsten tut das in diesem Buch wohl der schöne Aufsatz von Otto Immisch „Das Recht der humanistischen Bildung" — nur ein Punkt sei hervorgehoben. Unser Neuhumanismus, wie er sich seit Beginn dieses Jahrhunderts in der jüngeren Generation kräftig entwickelt hat, ist keineswegs gleichbedeutend mit dem Humanismus eines Humboldt, des eigentlichen Schöpfers unseres humanistischen Gymnasiums. Für Humboldt und seine Genossen war ein sehr wesentlicher Zug die Klassizität des Altertums. In den Werken der antiken Kunst und Literatur erblickte man unübertreffliche, für alle Zeiten maßgebende Vorbilder, und die Antike als Ganzes sah man, ich möchte sagen flächenhaft, es fehlte in ihr die Entwicklung. Nichts hat den Widerspruch gegen die Antike schärfer angeregt als jener Anspruch unbedingter Vorbildlichkeit. Diese Auffassung ist ein für allemal abgetan, die historische Betrachtungsweise hat uns die Bedingtheit aller antiken Schöpfungen verstehen gelehrt und die Augen dafür geöffnet, daß auch die Antike kein starrer einheitlicher Begriff ist, sondern in ihrem mehr als tausendjährigen Leben den allerverschiedensten Stil- und Geistesrichtungen unterworfen war — ganz wie die Neuzeit. Was den Neuhumanismus im Gegensatz zu dem von ihm befehdeten Historizismus mit Humboldts Humanismus verbindet, ist sein Bedürfnis nach absoluten Werten. In Friedländers Aufsatz, der diese neuhumanistischen Bestrebungen am nachdrücklichsten vertritt, wird das folgendermaßen ausgedrückt: „Wer gewohnt ist, jede Schöp-



fung immer nur als geschichtlich geworden und wieder geschichtlich weiterwirkend anzusehen, wer sie auflöst in die große Bewegung des Werdens, der vergißt alsbald, daß letzten Endes aus dieser Bewegung kein Werk wahrhaft begriffen werden kann. Darum halten wir fest, daß alle großen Werke, so sehr zu ihrem Verständnis auch geschichtliche Arbeit notwendig sein mag, doch etwas Seiendes sind, was sich über alles Geschichtliche erhebt, daß sie nicht eingehen in die fortlaufende Entwicklung, sondern daß ‚der Strom des Werdens sie an den Strand der Ewigkeit gespült hat'."

Nun enthält aber der geistige Nachlaß der Griechen — und darin sieht Immisch mit Recht einen unwandelbaren und wichtigen Rechtstitel des Humanismus — „auffallend viele der ganz großen, der überzeitlichen Werke, die von dem nur historischen Verständnis ganz unabhängig einer freien und unmittelbaren Wirkung in jeder Folgezeit sicher sind, die sich überhaupt um sie bemüht. Das gilt ebenso für die Dichtung der Griechen wie für ihre Wissenschaft und für ihre Kunst. Nur die blinde Torheit könnte geschmacklos genug sein das zu leugnen. Einen Schutzbrief bedürfen diese Großen nicht". — Doch ich darf diese Betrachtungen nicht noch weiter ausspinnen. Die wichtigste Frage: „Was würde der Untergang des humanistischen Gymnasiums für das deutsche Geistesleben bedeuten?" möchte ich zum Schluß mit den ausgezeichneten Sätzen beantworten, die Dr. Albert Dresdner, Privatdozent an der Berliner Technischen Hochschule, zu dem Buche beigesteuert hat; in ihnen sind fast alle von sämtlichen Mitarbeitern entwickelte Gedankenreihen kurz zusammengedrängt:

„Wenn wir die humanistische Schule preisgeben, so schalten wir aus dem deutschen Geistesleben die unmittelbare und dauernde Befruchtung durch die vollendetste und mächtigste Gesamtleistung aus, die dem menschlichen Geschlechte bisher zu vollbringen vergönnt gewesen ist.

Wir schneiden die deutsche Bildung von dem lebendigen Zusammenhange mit dem deutsch-hellenischen Humanismus des 18. und 19. Jahrhunderts ab, durch den sich der deutsche Geist seine Weltstellung errungen hat.

Wir verschließen der Jugend den Einblick in das Grundproblem der deutschen Bildung: den Widerstreit und Ausgleich germanischer und antiker Einflüsse.

Wir erniedrigen das Niveau, auf dem sich die deutsche Wissenschaft erhebt, und verringern damit den Wert des wichtigsten Werkzeugs zum nationalen Neubau.

Wir fördern das Spezialistentum und lassen das Menschentum verkümmern.

Wir rauben der Schule den Unterrichtsstoff, der bisher, wenn nicht allein, so jedenfalls am unzweifelhaftesten und vollkommensten die Befähigung zu einer planmäßigen, gründlichen und vielseitigen Durchbildung der Jugend erwiesen hat.

Wir vernichten die Möglichkeit der Schaffung einer Höchstschule für universal Begabte, versperren den Weg zur individuellen Differenzierung der Begabungen und erschweren unserm Volke die Auswahl der Tüchtigsten.

Wir verengern den politischen und geschichtlichen, den literarischen, künstlerischen und philosophischen Erfahrungskreis unserer Jugend und den ihrer Menschenkenntnis in kaum zu übersehendem Maße.

Wir setzen das Verständnis unserer Muttersprache herab, deren Geist und Wesen an den in ihrer Entwicklung ab-



geschlossenen, in ihrer Denkweise von der deutschen scharf gesonderten antiken Sprachen am reinsten und tiefsten zu erfassen ist.

Was der Humanismus verliert, gewinnen Nationalismus und Rationalismus."

Der Dichter Homer.

Von Alfred Gercke.[1])

Die deutschen Dichter sind für das in Fetzen zerrissene Kunstwerk und für den alten Homer selbst lebhaft, oft leidenschaftlich eingetreten. Ihre Beweggründe kann man ihnen nachfühlen. Wer hatte denn das althellenische Heldenepos geschaffen? Hat die Kommission des Peisistratos es mit Ausschaltung einer dichterischen Persönlichkeit und eines von ihr vorbedachten künstlerischen Planes zusammengestückt? Oder haben Menschen von Fleisch und Blut mit Erfindungskraft und zielbewußten Absichten es gedichtet? einer den andern nachahmend, überbietend oder im Wettkampfe zurückbleibend? Man verzeihe den Dichtern, die Unitarier sind, und deren Kritik der Kritik zopfig, vorurteilsvoll und vielleicht etwas trivial ist, höre dagegen den geistreichen Hebbel (in seinem Tagebuche vom Jahre 1862): „Kennst du das lebendige Wesen, das aus anderen lebendigen Wesen zusammengesetzt ist? Gewiß nicht. Aber das lebendige Wesen, das davon lebt, daß es andere lebendige Wesen verzehrt hat und verzehrt, brauchst du nicht lange zu suchen." Also weg mit der mechanischen Addition des Epos aus Epenteilen! Dann bleibt ein lebendiger Organismus und, wenn nicht ein, dann mehrere Schöpfer.

So weit sind wir längst wieder, freilich nach Verirrungen. Ja, wir gehen heutigentages vielleicht zu weit in dem Bestreben zu zeigen, daß die homerische Forschung nicht gegen den Dichter Homer gerichtet sei.

Das Altertum war nicht weiter gekommen als bis zur Scheidung der Chorizonten, der Verteilung von Ilias und Odyssee auf verschiedene Dichter. Daran ist nicht zu rütteln. Außer diesen beiden Epen gab es aber einst noch mehr als ein Dutzend, von denen Thebais, Kyprien und Nosten schon im siebenten Jahrhundert in besonderem Ansehen standen und genau soviel Anspruch darauf erhoben, Eigentum Homers zu sein, wie die erhaltenen. Zur Zeit Herodots begann die Kritik die meisten dem Homer abzusprechen. Wie sollte auch ein einziger Dichter alle diese Werke geschaffen haben? Der Chorizont ließ ihm nur eins. Wolf nahm ihm auch das eine.

Man hält es für unmöglich, auch nur ein einziges Epos wie die Ilias in seiner Gesamtheit der schöpferischen Erfindungskraft und unermüdlichen Ausführung eines einzigen Mannes zuzuschreiben, vielmehr glaubt man an ein Zusammenwirken ganzer Generationen, ja ganzer Jahrhunderte. Dadurch entstand eine neue Fragestellung, schon für Wolf und Hermann, und sie ist noch heute nicht überwunden. Sollen wir den Ruhm des Dichters und den Namen Homer dem letzten Ausgestalter etwa der Ilias oder vielmehr dem Schöpfer des ersten dichterischen Planes zuerkennen? Der Unitarier hatte darauf stets die eine, beide Entscheidungen vereinigende Antwort be-

1) Siehe Heft 6.



reit: nach Ausscheidung vieler Interpolationen, die dem subjektiven Ermessen des Kritikers unterliegt, bleibt das Werk des einen Dichters Homer übrig, er bedeutet das *A* und das *Ω* zugleich. Die analytische Forschung hat dagegen keine Antwort auf die unbequeme Frage und ließ sie lange als eine akademische beiseite. Das war sachlich berechtigt und doch mindestens unpraktisch. Denn die höhere Kritik war ausgezogen zu einem Kampfe gegen die Person Homers, und noch heutigentages erwartet der Laie von ihr die Antwort darauf: die homerische Frage ist ihm wesentlich eine Personenfrage.

Gesunder Sinn und lebendige Freude über die erhaltenen Epen drängte immer wieder dazu, die nun einmal vorhandene Dichtung zu verstehen, sich aller nivellierenden Kritik zum Trotz an ihrer Schönheit zu berauschen und die Fäden, die das Ganze zusammenhalten, liebevoll und manchmal auch etwas beschönigend zu verfolgen und überall des Dichters Hand zu spüren. Die Analyse und noch mehr die Synthese nahm immer wieder und immer detaillierter Rücksicht auf wirkliche und vermeintliche dichterische Absichten, weil sie auf dem unumgänglichen Umwege über die Planmäßigkeit der Dichtung zu der Person ihres Schöpfers zu gelangen hoffte. Neuerdings gesteht Mülder, er habe zunächst nur Erklärung des Iliastextes und Scheidung des Sagenstoffes liefern wollen: „Nun aber war mir hinter der Stoffmasse immer deutlicher das Bild einer eigentümlichen künstlerischen Persönlichkeit erschienen, ein Bild, das nun gleichfalls dargestellt zu werden ganz unabweisbar verlangte.“ Geduldiger als dieser schöpferische Geist hat dann Finsler unter Verwertung älterer Forschung die einheitliche Dichtung eines wirklichen Dichters herauszudestillieren gesucht; ihm ist Bethe gefolgt, Wilamowitz zum Teil schon vorausgegangen; endlich sind von ihren Rezensenten Schwartz und Cauer mit eigenen Vorschlägen aufgetreten.[1])

Des Nachweises der Einheitlichkeit der Dichtung und des Dichters konnte sich Finsler bei der Odyssee eher überhoben glauben. Aber gegenüber den verschiedenen älteren Dichtungen, die Wilamowitz in ihr übereinandergeschichtet und eine von der anderen verdrängt angesetzt hat (1885), wäre die Frage doch nicht müßig, welche Phase das Werk des eigentlichen Dichters darstellt. Sollte das etwa derjenige sein, der den Freiermord erfand? oder der vor ihm den Bericht über die Irrfahrten dem Helden selbst in den Mund legte? oder der die Niptra oder den Kern der Abenteuer selbst dichtete? Jedoch mögen diese Erfindungen zum Führen des Namens Homer weniger berechtigen als die Schöpfung der Ilias.

Da in ihr alles viel verwickelter liegt und die genauere Schichtung noch nicht so eingehend verfolgt ist wie in der Odyssee oder gar im germanischen Epos, ist die Fragestellung um so angreifbarer, je umfassender sie erfolgt, aber auch um so anregender. Bethe scheidet ein altes, hochberühmtes, kleines Epos von etwa 1500 Versen, das den Zorn Achills in harten, wuchtigen Zügen mit strenger Kunst darstellte, von der Ilias Homers, die nach einem festen, großangelegten, durchgeführten Plane mit Sorgfalt und Kunst hergestellt worden sei; in ihrem Mittelpunkte steht die Vereinigung der Litai mit der Patroklie durch die späte Versöhnung Achills und Agamemnons (*T*), und die „unterbrochene Schlacht“ (*Θ*), die nur gedichtet ist, um *IK* vorzubereiten; dazu gehört alles mit Ausnahme weniger spät interpolierter Verse; ihr

1) Die Werke sind oben Spalte 465 genannt, nur P. Cauer in Gött. Gel. Anz. 1917 ist noch anzuführen.



„Verfasser" ist Homer. Cauer dagegen sieht seine Schöpfung eher in der alten Menis, die er sich ungefähr noch einmal so umfangreich denkt als Bethe. Nach Wilamowitz, der gegen diesen vielfach polemisiert, ohne ihn zu nennen, ist es undenkbar, die Bücher *Θ* und *ΣT* demselben Dichter zuzuweisen; wohl aber darf man ihm die Verwendung vieler verschiedenartiger, mehr oder weniger überarbeiteter Dichtungen neben eigener Poesie zutrauen.

Die Rekonstruktion Wilamowitzens ist sehr verwickelt. Abgesehen von allerhand jüngeren Eindichtungen und Erweiterungen umfaßte Homers Ilias *Α—Η* 321, *Λ—Ο, Π—Τ* 256. Sowohl vor *Θ* wie vor *Σ* sind alte Partien (in *H* und *Σ*) verdrängt, auch der ursprünglich in der Ilias erzählte Tod Achills ist später durch Anstückung der Lytra (*Ω*) beseitigt worden. Vieles, wie die Patroklie, ist stark umgegossen, in *Σ* nur wenig, in *TT* nichts von dem Alten erhalten; wir besitzen *Σ—Φ* nur in jüngerer Überarbeitung. Des Dichters Eigenart wird an den „Olympischen Szenen" in sieben Büchern gut erkannt; besonders die Überlistung des Zeus in *Ξ*, die einer mittelmäßigen Bearbeitung der Kämpfe *M—O* angehängt ist, und die das Thersitesgedicht in *B* voraussetzt, verrät denselben Dichter wie die spielende Behandlung der Götter in *Δ*. Dieser schuf aus seiner Achillesdichtung eine umfassende Ilias durch Aufnahme des fremden Stoffes in *B—H* und stellte daher die Menis voran.

Diese große Rekonstruktion fußt in ihren Teilen meist auf älteren Analysen: so hatte Kayser der Menis *A—H* 6 und dann Teile von *Λ* an zugewiesen, G. Hermann ihre Verklammerung mit der Patroklie durch den Botengang des Patroklos zu Nestor, Niese den Zweck des Erscheinens der Thetis in *Σ* durchschaut usw. Aber neu ist vor allem die Kombination, unter Ausschluß des Waffentausches und der Schildbeschreibung die Menis, die Patroklie und Hektors Tod mit dem heterogenen Stoffe, auch der Überlistung des Zeus, enger zu verbinden und diesen Komplex als einheitliches Epos dem Dichter Homer zuzuschreiben.

Streng beweisbar ist solche verwickelte wissenschaftliche Hypothese niemals, aber die Frage ist, ob der Plan in sich folgerichtig gezeichnet und daher glaubhaft ist. In einigen Punkten haben andere überzeugender konstruiert, so betreffs der Menis und des großen Einschubes in *B* ff. Gewiß konnten die anderen Achaier erhöhten Ruhm zu erwerben hoffen, als sich der Hauptheld grollend zurückgezogen hatte: aber deswegen war er doch nicht beseitigt worden, sondern damit die anderen ohne ihn Niederlagen erleiden sollten! Und der Dichter, ein wirklicher Dichter, mußte dahin drängen, diesen spannenden Plan auszuführen.

Das einleitende Buch ist kaum so einheitlich und alt, wie Wilamowitz behauptet; wenigstens sind die entgegenstehenden Schlüsse noch nicht widerlegt worden, wenngleich Finsler sie zuletzt aufgegeben hat. Davon hängt mehr die Bestimmung des Zeitalters Homers als die Konstruktion des alten Epos ab. Das Prooimion *A* 1—7 aber, so alt und roh wie es ist, leitet gar nicht die ganze Ilias ein, auch nicht die Patroklie, das Hohelied der Freundschaft, und ist nicht einmal für die jetzige Menis zurechtgestutzt worden; das nachträglich durch Tilgen der beiden lästigsten Verse 4/5 zu tun (Zenodot, Schwartz) ist Gewalt. Das alte Prooimion hinderte jüngere Dichter nicht an der Ausdichtung der Patroklie, der Lytra usw.; es hinderte auch einen sehr jungen Kompilator nicht, große Einschübe aus dem kyklischen Epenstoffe hier unterzubringen



und das Menisgedicht zu einer Ilias zu erweitern. Einem K. O. Müller, der felsenfest an den einheitlichen Dichter Homer glaubte, verursachte auch die Beschränkung des Themas in den einleitenden Versen keine Schwierigkeit. Anders für uns. Wer nicht einmal ein neues Prooimion für das erweiterte, völlig neue Epos schaffen konnte, wohl aber lauter fertige Lieder und Epenteile der Achilleis einverleibte, hat der wirklich Anspruch auf den Namen des größten Dichters? Diesem Redaktor traut man auch nicht zu, daß er es war, der in den späteren Teilen des Epos schöpferisch gewirkt hat.

Wilamowitz schätzt den Dichter der Ilias nach der Güte der Menisdichtung ein und erklärt diese für einheitlich und relativ alt. Wenn wir dies mit Finsler zugeben, so müssen wir die gute, alte Achillesdichtung von der jungen Ilias trennen und zwei gesonderte Dichter dafür ansetzen. Wenn wir dagegen eine noch ältere Urmenis mit Bethe annehmen, so dürfen wir dem jungen Verfasser des jetzigen Buches *A*, der auch die Patroklie schon kannte, vielleicht auch die Erweiterung des Epos zur Ilias zutrauen.

Wilamowitz setzt die Erweiterung der Achilleis zur Ilias ins achte Jahrhundert. Dieser Ansatz wird für die große Masse der Ausdichtung z. B. der Massenkämpfe wohl etwas zu hoch sein. Ich möchte die Schildbeschreibung nicht vor 655/30 ansetzen und den Bittgang der Thetis demselben Dichter zuschreiben. Damals war die Odysee meines Erachtens gerade im Werden (τ δ sind älter, ε schon jünger); fertig wurde sie erst in der Zeit des Peisistratos oder noch später, Stesichoros († um 555) glaube ich in ihr bereits benutzt (ω 74). Nach Vollendung der Odyssee wurde dann noch die Rückführung der Chryseis in *A* der Ilias eingelegt, damals waren also immer noch Erweiterungen möglich.

Mülder und Bethe[1]) lassen die ganze Ilias erst Ende des sechsten Jahrhunderts fertig werden und behaupten, ihr Verfasser sei der jüngste Nachdichter und Bearbeiter, also der Redaktor Bergks. Dann haben wir natürlich an der Person dieses Dichterlings kein Interesse, auch nicht trotz Bethes heißen und bisweilen etwas gewaltsamen Bemühungen um dessen poetische Absichten und technische Mittel. Denn trotz solcher Nachweise bleibt dieser alle Interpolationen aufnehmende und mit dürftigem Können arbeitende Rhapsode im einzelnen ein armseliger Flickpoet.

Gegen ihn ist Wilamowitzens Schöpfer der Ilias ein reichbegabter Dichter. Aber wann hat dieser Schöpfer unserer Ilias gelebt? Die Entscheidung hängt von der Frage ab, wann der Einschub der an sich älteren Gesänge *B—H* erfolgt ist, durch den die engbegrenzte Achillesdichtung zur Ilias erweitert wurde. K. O. Müller hielt es für ausgemacht, daß gleich anfangs sehr entschieden die Absicht waltete, das Gedicht in sich selbst zu vervollständigen. Aber wir haben besser die Zeiten scheiden gelernt. Gleich die nach dem unerklärten Traume in *B* folgende volkstümliche Thersitesdichtung steht in auffallendem Gegensatze zu der alten Heroenehrung; sie ist der epische Niederschlag von Verfassungskämpfen im politisch fortgeschrittenen ionischen Staate, und Thersites selbst tritt geradezu als Sprecher einer die altaristokratische Autorität verhöhnenden demokratischen Lebensauffassung auf, die sich durch Stockschläge zwar für den Augenblick mundtot machen, aber nicht ausrotten läßt. Wilamowitz setzt das trefflich aus-

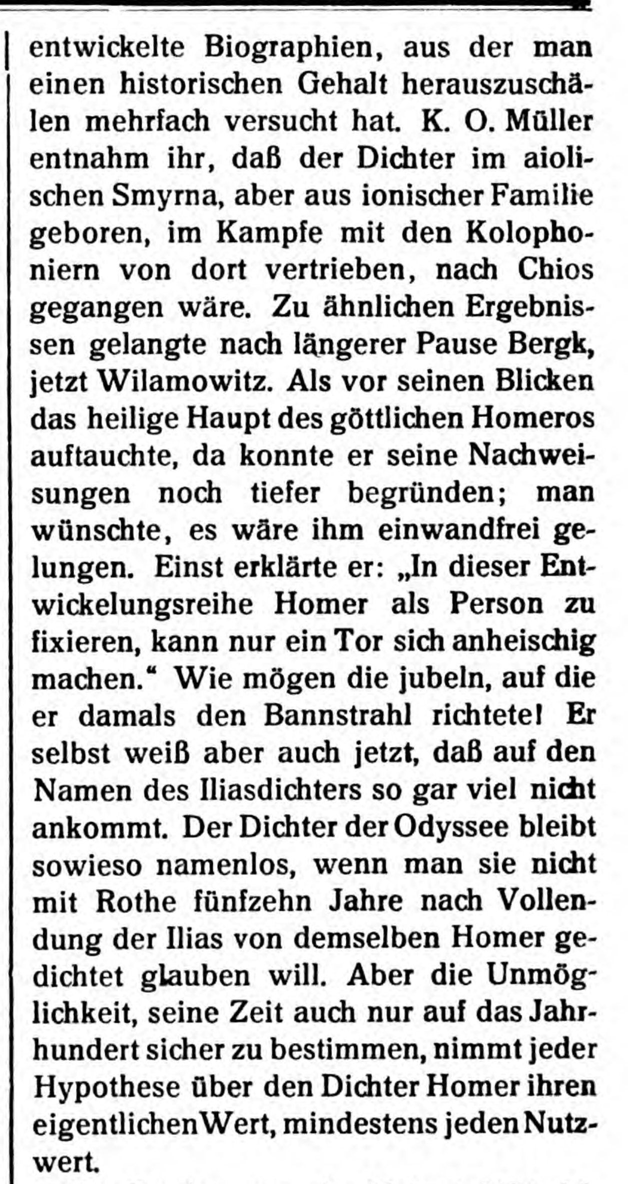
1) Bethe hat das noch einmal vor kurzem mit Feuereifer vertreten in Ilbergs N. Jahrbb. 1919.



einander. Aber das paßt schlecht ins achte Jahrhundert. Da nun Telemachie, Nosten, Persis und Kyprien in diesem Stücke als bekannt vorausgesetzt werden (Nieses treffende Beobachtungen lassen z. B. keinen anderen Schluß zu), und da Athena hier als Herold des „Vaters des Telemachos" auftritt (ähnliche Dienste leistet sie ihm und dem Sohne in den jüngsten Teilen der Odyssee), so kann das Thersitesgedicht seine charakteristische Form nicht vor Ende des siebenten Jahrhunderts erhalten haben. Eine Ilias mit diesem Bestande hat es also vor rund 600 v. Chr. nicht gegeben.

Homer war jedoch vielleicht erheblich älter und hatte als erster den Zorn Achills nach dem Vorbilde eines anderen Helden mit aller Roheit mittelalterlicher Kriegs- und Wanderzüge gedichtet, ohne die heiteren Bilder aus dem Götterleben und ohne den herzerquickenden Freundschaftsbund, ohne die gefällige Mauerschau und den ergreifenden Abschied Hektors von Andromache. Wir wissen es nicht, wir werden es auch nie erfahren. Aber die Forschung wird trotzdem weitergehen und die einzelnen Schichten des Epos und das Können ihrer Dichter immer genauer scheiden, auch die Chronologie und die Beziehungen zu anderen Dichtwerken hoffentlich weiterfördern. Die Unendlichkeit der Dichtung zwingt auch die Forschung, ihre Arbeit ebenso grenzenlos fortzusetzen: es geht nicht an, ihr mit einem Namen, und sei sein Klang noch so zauberhaft, Halt zu gebieten (Schwartz).

Dahinter tritt die Frage nach dem Namen, der Herkunft, der Person des Dichters Homeros ganz zurück. War das überhaupt ein Mensch von Fleisch und Blut? Das Altertum hatte Bilder von ihm, mit idealen Porträtzügen ausgestattet, die man als künstlerische Erfindungen bewundert. Es hatte auch aus Legende



entwickelte Biographien, aus der man einen historischen Gehalt herauszuschälen mehrfach versucht hat. K. O. Müller entnahm ihr, daß der Dichter im aiolischen Smyrna, aber aus ionischer Familie geboren, im Kampfe mit den Kolophoniern von dort vertrieben, nach Chios gegangen wäre. Zu ähnlichen Ergebnissen gelangte nach längerer Pause Bergk, jetzt Wilamowitz. Als vor seinen Blicken das heilige Haupt des göttlichen Homeros auftauchte, da konnte er seine Nachweisungen noch tiefer begründen; man wünschte, es wäre ihm einwandfrei gelungen. Einst erklärte er: „In dieser Entwickelungsreihe Homer als Person zu fixieren, kann nur ein Tor sich anheischig machen." Wie mögen die jubeln, auf die er damals den Bannstrahl richtete! Er selbst weiß aber auch jetzt, daß auf den Namen des Iliasdichters so gar viel nicht ankommt. Der Dichter der Odyssee bleibt sowieso namenlos, wenn man sie nicht mit Rothe fünfzehn Jahre nach Vollendung der Ilias von demselben Homer gedichtet glauben will. Aber die Unmöglichkeit, seine Zeit auch nur auf das Jahrhundert sicher zu bestimmen, nimmt jeder Hypothese über den Dichter Homer ihren eigentlichen Wert, mindestens jeden Nutzwert.

Zur Bestimmung der Heimat läßt sich mancherlei aus den Gedichten beibringen, vor allem die Sprache. Den Dialekt für den Dichter selbst fruchtbar zu machen, liegt nahe und ist mehrfach versucht worden. Daß das Epos in Attika seinen letzten Abschluß gefunden, beweist unter vielen vereinzelten Attizismen die Wiedereinführung des in Ionien längst ausgestorbenen h-Lautes. Das freigewordene Zeichen dafür im Alphabete, Heta, hatte man hier längst für ein langes e verwendet; nun wurde es bei der attischen Niederschrift des Textes wiederhergestellt, wie Wackernagel jüngst



erwiesen hat. Streift man diesen durchsichtigen Überzug ab, so bleibt die ionische Sprache Kleinasiens (anderwärts hat sich die Ias erst später gebildet) mit manchen aiolischen oder urgriechischen Rudimenten. Ist der Dichter Homer für diese Mischung verantwortlich zu machen? „Die Aiolismen erklären sich“, sagt Wilamowitz, „durch die Entstehung auf ursprünglich aiolischem, ionisiertem Boden, wie er in Smyrna und Chios war.“

Konnte das nicht, falls der Dichter hier wirklich lebte oder geboren war, ein zufälliges Zusammentreffen sein? Auf attischem Boden ist ja auch aus dorisch-aiolischen Chorliedern die Tragödie hervorgegangen, nachdem die Lieder durch fremde Sänger und Dichter wie Arion einer attisch sprechenden Bevölkerung bekannt und lieb und wert geworden waren. So können sich die Heldenlieder fremder Stämme bei Ioniern Kleinasiens eingebürgert haben, obwohl sie selbst kein historisches sprachliches Verständnis für den fremden Dialekt besaßen. Ja, wir dürfen nicht einmal mit solcher Dialektmischung außerhalb der Poesie rechnen, wenn wir die Entstehung der neuen literarischen Gattung verstehen wollen.

Das nötigt uns, auf den Unterschied der Volkssprache und der Kunstsprache kurz einzugehen, um dem Dichter zu geben, was des Dichters ist. Kunstsprache kommt aber für das Epos allein in Betracht; das hat Wilamowitz früher schon stark betont, und es ist jetzt allgemein zugestanden. Wie verhielt sie sich zum ionischen Dialekte? Jedes Volk vergißt die früheren Stadien seiner Sprache. Was weiß der Hochdeutsche noch davon, daß seine Vorfahren ehemals *„ûz, Wîp; Haber, thumb“* statt *„aus, Weib; Hafer, dumm“* gesprochen haben? Der Rheinländer, daß *Mainz* einst *Moguntiacum* hieß? So wußten um 800 v. Chr. die Ionier Kleinasiens nicht mehr, daß ἵππου aus ἵπποιο entstanden war, daß ἡμῖν einst bei allen Griechen ἄμμι oder ἄσμι gelautet, daß die Meder und Perser ehemals auch bei ihnen *Madoi* und *Parsai* und die ionische oder vielmehr ionisierte Stadt Priene einst *Priansa* geheißen hatte. Längst hatten sie jeden langen *a*-Laut in ä (η) verwandelt (τᾶς in τῆς), bisweilen das ä weiter verkürzt (Πέρσαι, πυλέων, Ἀτρείδεω) und später neues ā aus ă entwickelt (πᾶσι aus πάντσι). Aber sie hatten keine Erinnerung daran bewahrt, und die im Epos vorkommenden unionischen Formen wie πυλάων, Ἀτρείδāο, ἄμμι und ἵπποιο wurden als altertümliche, feierliche Überreste vergangener Zeiten empfunden, nur wenig anders als von uns geschraubte Wendungen wie alldieweil und sintemal aus bestaubten Urkunden.

Jeder Ionier nannte im gewöhnlichen Leben die Göttin ἡ θεός und das Volk ὁ δῆμος, aber im Epos hießen sie θεά und λāός. Das waren Lehnworte, aus anderen Dialekten mit der Liedform zusammen herübergenommen, vorzeiten, und doch schon zu einer Zeit, als der ionische Dialekt bereits völlig ausgebildet gewesen war. Sie hatten sich nach altem Muster vielfach im Epos erhalten, obwohl λāός leicht durch δῆμος hätte ersetzt werden können: aber das war bei den meisten unionischen oder urgriechisch-aiolischen Formen wie ἵπποιο, πυλάων καὶ κλισιάων (im Versausgang!) nicht möglich, weil die modernen ἵππου, πυλέ͜ων καὶ κλισιῶν metrisch ungleichwertig waren, weil – – ́ ⏑ nicht durch – – ́, ⏑ ⏑ – ́ – nicht durch ⏑ ⏑ – ́ ersetzt werden konnte. Das hat A. Fick zuerst betont.

Diese einfache Beobachtung entscheidet auch über die Frage, wie sich der Dichter persönlich zu der Entlehnung fremder Dialektformen gestellt hat. Seine Dialektzugehörigkeit hat dabei gar keine Rolle gespielt, außer daß der ionische



Rhapsode wohl unbewußt mit der Zeit modernisierte und neue Muster für die Ias herstellte, dadurch also die alten Musterverse allmählich zurückzudrängen beitrug. Wahrscheinlich traten die alten Formen einst in den ältesten Epen massenhaft, wenn nicht ausschließlich auf, wie im alten Chorliede der attischen Tragiker.

Die Sprache des ionischen Epos war gleich bei seiner Entstehung eine Kunstsprache gewesen und in der Ionisierung durch die Dialektmischung durchaus geblieben, als im siebenten Jahrhundert reine Ias in der Elegie ihr gegenübertrat. Kein Dichter kannte im gewöhnlichen Leben eine derartige Mischung aiolisch-urgriechischer mit ionischen Elementen.

Dafür ein bündiger Beweis! Als man ā zu ä umlautete und die älteren Formen auch im Verse durch die jüngeren ersetzte, sofern diese metrisch gleichwertig waren, warum hat man da nicht * *ληός* gesagt wie *νηός* (statt *νᾱός* Tempel), warum nicht * *πυλήων* und * *Ἀτρείδηο*? Diese mußten die älteren Formen mit *ᾱ* verdrängen. *Λᾱός* ist sichtlich ein jüngeres Lehnwort (wie *Tau* im Hochdeutschen, nicht * *Zau* nach *Zaum*). Aber im übrigen hat die Volkssprache die Zwischenstufe durchgemacht. Hätte die Rhapsodensprache die Lautentwickelung des lebendigen Dialektes mitgemacht, so müßte jedes *ᾱ* aus dem Epos verschwunden sein: ein Veto würde die Metrik erst gegen Verkürzung des neuentstandenen ē eingelegt haben. Folglich sind alle die Formen mit *ᾱ* erst in die Dichtersprache gelangt, als die lebendige Umgangssprache in Smyrna und Chios die Zwischenstufe mit * *πυλήων* und * *Ἀτρείδηο* bereits überwunden hatte und nur noch *πυλέων Ἀτρείδεω* kannte. Das Lehngut mit *ᾱ* konnte aber naturgemäß in seiner Lautfärbung nur erhalten bleiben, also auch in den jungen Dialekt erst aufgenommen werden, wenn es sich hier an einen aus *ᾰ* neugebildeten ā-Laut (*πᾶς κᾱλός ᾰ̓́τη*) anlehnte. Diese wichtige Ergänzung des Fickschen Schlusses habe ich auf der Philologenversammlung in Hamburg vorgetragen[1]) und auch die Zeit dieser Lautverschiebungen mit Mindestdaten zu ermitteln versucht.

Man hat vielfach gemeint, Homer sei von Geburt oder dem Geschlechte nach ein Aioler gewesen, und auch Wilamowitz sieht in dem Namen den aiolischen Homāros, der frühestens im 8. Jahrh. ionisiert worden sei. Das ist fraglich. An der Existenz eines Dichters dieses Namens in Ionien zu dieser Zeit oder gar später ist es zu zweifeln erlaubt. Die uraiolische Namensform hat in der epischen Tradition keinen Platz. Ob uraiolisch oder urionisch, höchst wahrscheinlich hatte der Personenname zugleich mit *Μᾱδοι Πᾱρσαι* und dem Stadtnamen * *Πριᾱ́νᾱ́* (aus * *Πριάνσᾱ*, * *Πριάννᾱ* nach Kretschmer) sein ā in ē verwandelt, sicher aber zu der Zeit, als Homer unter Ioniern selbst ionisch dichtete.

Die Homeriden waren gewiß bei den Ioniern Kleinasiens längst zu Hause und hatten hier die Dialektverschiebung in ihrem Namen mitgemacht, als sie die urgriechischen oder aiolischen Heldenlieder mit ihren vollen, in der Ias seit mehreren Generationen geschwundenen Formen kennen lernten, spätestens um die Wende des Jahrtausends. Wie Pindar später nur die ionische Form kannte, so erinnerte sich schon im 8. Jahrh. kein ionischer Homeride mehr, daß der Ahnherr des Geschlechtes Homaros geheißen hätte. Denn daß damals erst ein Aioler

1) „Dialekt und Heimat Homers" 1905, davon ist nur ein Auszug gedruckt worden. P. Cauer ist mir sehr nahe gekommen, aber er vermeidet immer noch die Frage nach der fehlenden Mittelstufe.

dieses Namens nach Ionien zugewandert sei, nachdem das Epos hier längst geschaffen worden war, wäre eine allzu kühne und bedenkliche Vermutung. Wie das Lehnwort λαός jetzt sein ā behielt, so hätte es auch der Name Homaros behalten müssen. Der Namensträger muß den Übergang von ā zu ē miterlebt haben, bevor sich neues ā einstellte.

Wollte man hieraus einen Schluß zu ziehen wagen, so könnte es nur der sein: ein ionischer Dichter Homer von Smyrna hat durch Übernahme der unionischen Heldenlieder zu Beginn der Eisenzeit die älteste Kunstsprache und das älteste hellenische Heldenepos geschaffen. Dann hat er also nichts mit der höchsten Blüte des Epos und der Dichtung der Ilias zu schaffen, die um Jahrhunderte später fällt.

Über die bisherige wissenschaftliche Ausbildung des französischen, schweizerischen und österreichischen Offizierkorps.[1])

Von C. Cranz.

3. Über die bisherige Offiziersausbildung in Österreich.

Die oben erwähnte Broschüre des österreichischen Oberst V. Ritter von Niesiolowski-Gawin „Studie zu einem Reformentwurf des (österreichischen) Militärerziehungs- und Bildungswesens“ stammt zwar aus der Zeit vor dem Weltkriege (gedruckt 1912); infolge der inzwischen eingetretenen Umwälzungen ist sie jedoch lediglich in zeitlicher Hinsicht überholt; durch die zahlreichen in der Broschüre niedergelegten äußerst beherzigenswerten Winke und Erfahrungen wird die Schrift dauernden pädagogischen Wert behalten. Wir entnehmen ihr nur das Nachfolgende und verweisen im übrigen auf die Lektüre der Schrift selbst.

Zunächst werden eingehend und unter Belegung mit viel Literaturnachweis die wechselnden Strömungen geschildert, die seit mehr als einem Jahrhundert in dem österreichischen Militärerziehungs- und Bildungswesen sich geltend machten; also in den Militärrealschulen, den Kadettenschulen, den Kriegsoffiziersschulen, dem höheren Artillerie- und Geniekursus, der Kriegsschule (d. h. der Kriegsakademie für Generalstäbler), der K. K. Ingenieurakademie, der Savoyschen Ritterakademie, der K. K. Genieakademie, der K. K. Artillerieakademie und der Technischen Militärakademie.

Das Bild, das sich einem aufmerksamen Beobachter darbietet, hat nach dem Verfasser der Broschüre auffallende Ähnlichkeit mit jenem, das man sich einst von der Entwicklung der Erde machte und das den Geologen unter dem Namen „Katastrophentheorie“ geläufig ist; denn der Beobachter bekommt in der Tat den Eindruck des Niederreißens und Wiederaufbauens in rascher Folge. Schulen werden umgewandelt oder errichtet, um nach kurzer Zeit wieder zu verschwinden oder anders organisierten Platz zu machen. Es zeigt sich eine ganz auffallende Unstetigkeit und Sprunghaftigkeit, die in starkem Kontrast steht zu der jedem geordneten Schulwesen unentbehrlichen Kontinuität der Entwicklung.

Die Ursache dieser auffallenden Sprunghaftigkeit ist, wie Oberst v. Niesiolowski weiter ausführt, darin zu suchen, daß das gesamte Militärbildungswesen in Österreich, das niedere und das höhere, eines

1) Siehe Heft 6.

festen, einheitlichen Entwicklungsplans entbehrt, weshalb seine Phasen durch die individuellen Meinungen einzelner Persönlichkeiten bestimmt waren und noch bestimmt sind (1912). So gut auch oft die Absichten dieser Persönlichkeiten gewesen sein mögen, so bleibt doch der Erfolg aus. Denn einerseits erwiesen sich die geschaffenen Grundlagen als zu wenig sicher, andererseits war der Ausbau teils mit unzureichenden materiellen Mitteln, teils mit unzureichender Vorbereitung für die einschlägigen Aufgaben unternommen worden, deren Lösung häufig einem Personal zugemutet war, das hierfür zwar meistens guten Willen, aber häufiger mangelnde Eignung oder unzulängliche Kräfte mitbrachte. Ja, man habe sogar, sagt er, aussprechen hören, daß zur ersprießlichen Tätigkeit auf solchem Posten vor allem ein unbefangenes oder „durch Fachkenntnisse nicht getrübtes" Urteil erwünscht sei. So mußte die unter solchen Umständen geleistete Arbeit nur allzu oft den Charakter eines dilettantenhaften, eine ruhige und stetige Entwicklung ausschließenden Experimentierens annehmen.

In unheilvoller Weise sei in den Schulen der Extensität der Arbeit der Vorzug gegeben worden vor der Intensität. Wenn erkannt wurde, daß die Fachbildung der jungen Offiziere unzureichend sei, habe man, statt das Übel an der Wurzel zu fassen und die Tätigkeit der Offiziersbildungsanstalten einer gründlichen Revision zu unterziehen, einfach die Studiendauer wieder um ein Jahr verlängert und habe so einen wohl einzig dastehenden Studienrekord erreicht: die österreichischen Generalstabs- bzw. Artillerie- und Geniestabs-, sowie Ingenieuroffiziere haben nach Absolvierung der Mittelschule in der überwiegenden Mehrzahl eine sechsjährige, bzw. einige Spezialisten eine sieben- bis achtjährige höhere Ausbildung durchzumachen, — während die an den Nachweis akademischer Fachbildung appellierenden Zivilberufe nur ein vierjähriges, höchstens aber, wie Mediziner und Bauingenieure, ein fünfjähriges Hochschulstudium zur Voraussetzung haben. „Zu einer Zeit, wo von allen Seiten betont wird, die Offiziere sollen für den praktischen Dienst erzogen und gebildet werden, läßt man einen nicht unbeträchtlichen Teil davon nach der Mittelschule noch volle sechs Jahre auf der Schulbank verbringen! Ist dies nicht ein auffallender Widerspruch? Oder sind vielleicht die militärischen und kriegstechnischen Fächer um so viel schwieriger und umfangreicher, daß ihr Studium um die Hälfte mehr Zeit benötigt als die Vorbereitung eines Juristen, Historikers, Philologen, Physikers, Chemikers, Mathematikers, Astronomen, Elektrotechnikers, Maschinen- oder Brückeningenieurs usw.? Niemand, der einigermaßen orientiert ist, wird wohl diese Frage bejahen können. Auch im Ausland findet man nirgends einen so enormen Zeitaufwand für die höhere militärische Ausbildung. ... Man könnte nun glauben, daß eine so lange Vorbereitung des Offiziers für seine höhere Berufstätigkeit ausgezeichnete Resultate ergeben müßte. Aber die Erfahrung lehrt, daß dem keineswegs so ist; ja daß im Gegenteil der Effekt dieser langen Studienzeit in keinem annehmbaren Verhältnis zu der aufgewendeten Zeit und Mühe steht. Zum Teil erklärt sich dies allerdings durch etwas höchst Merkwürdiges: während nämlich zu erwarten wäre, daß jemand, der sich so lange Zeit hindurch für eine bestimmte Fachrichtung seines Berufs vorbereitet, später auch dauernd darin beschäftigt wird, um das vom Staat für ihn angelegte Kapital auch gehörig zu verzinsen, ist das in der Regel nicht der Fall, wie z. B. bei den Offizieren des Artillerie-

stabs; besonders auffallend aber bei jenen des Geniestabs, deren Verwendung in mehr oder minder kurzen Zeitabschnitten kaleidoskopartig wechselt und für deren Fortkommen nicht etwa die Leistungen auf ihrem Spezialgebiete, das sie so lange studieren mußten, ausschlaggebend sind, sondern mehr ihre Erfolge während einer von Zeit zu Zeit absolvierten, ihnen naturgemäß weniger geläufigen Truppendienstleistung. Dieser unnatürliche Zustand ist ein krasses Beispiel äußerst unrationeller Arbeitsweise und ungeheurer Verschwendung von Kräften, wie sie sonst wohl in keiner anderen, wirtschaftlichen, industriellen oder technischen Organisation zu finden ist, da sie in kürzester Zeit unfehlbar zu deren Untergang führen müßte.

Woher kommt es nun, daß sich so ungesunde, widernatürliche Zustände gerade in der Armee jahrelang erhalten?... Die Ursache liegt darin, daß im Frieden vielfach an Stelle wirklicher Leistungen Scheinleistungen treten, die leider dann mit künstlichen, eigens hierfür geschaffenen Maßstäben gemessen werden. Kaum ein anderer Beruf bietet daher für die Ausbreitung von Halbbildung und Dilettantismus einen so günstigen Nährboden wie der militärische während eines langen Friedens. Die Organisation und der Betrieb des Militärerziehungs- und Bildungswesens, das von einer gesunden Einwirkung der Triebkräfte des Aufschwungs und Fortschritts im übrigen Unterrichtswesen abgeschlossen ist, begünstigen in hohem Maße die Entwicklung dieses Nährbodens."

Die so geschilderten Mißstände werden von dem Verfasser der Broschüre weiterhin im einzelnen erörtert:

Während der Beruf des Offiziers durch die Aufgabe der Selbstverleugnung und Selbstaufopferung im Kriege und durch die Aufgabe der Mitwirkung an der Volkserziehung im Frieden seinem Wesen nach ein idealer sein müßte, ist in Wirklichkeit nur selten der Idealismus die Triebfeder des Handelns. Der Grundzug der an den Militärerziehungs- und Bildungsanstalten geleisteten Arbeit ist vielmehr ausgesprochen utilitaristisch. Die militärische Jugend ist von dieser Stimmung auffallend beeinflußt, und diese Stimmung wird, bewußt oder unbewußt, auch von der Mehrzahl der Erzieher und Bildner genährt. Befragt man die Lehrpläne, so findet man darin schöne Hinweise auf die Pflege des idealen Sinns, auf die allseitig harmonische Entwicklung des Körpers und Geistes, auf die Bildung des sittlichen Charakters sowie auf einen belebenden, wissenschaftlichen Geist der Vorträge, die, reich an befruchtenden Anregungen, eine Schule des Denkens und eine stete Anleitung zur Selbständigkeit der Zöglinge sein sollen; und von den Lehrern erwarten die Lehrpläne, daß sie stets auf der Höhe ihres Fachs stehen, die Fortschritte ihrer Fachwissenschaft mit Aufmerksamkeit verfolgen, sich eine Übersicht über die einschlägige Literatur verschaffen und alle neuen Errungenschaften im Unterricht verwerten. Aber zwischen den Lehrplänen und dem wirklichen Unterrichtsbetrieb, sowie den wirklichen Ergebnissen besteht ein tiefgreifender Widerstreit. In Wirklichkeit wurde von maßgebenden Seiten immer eindringlicher gemahnt, in jedem Unterrichtsfach nur das zu lehren, was unmittelbar für den praktischen Dienst gebraucht wird; dies lasse sich förmlich „auf der Handfläche" unterbringen, höchstens aber in nur fingerdicken Büchern. Als „Theorie des dünnen Büchels" konnte man diese Maxime treffend bezeichnen hören. Die Schule solle den künftigen Offizier nur mit jenen Kenntnissen ausrüsten, die er für den praktischen Dienst braucht. Je-

des Mehr sei vom Übel, sei überflüssiger Ballast.

Die Ursache dieses Gegensatzes zwischen Lehrplan und wirklichem Unterrichtsbetrieb besteht in einer Reihe von Schwierigkeiten, mit denen nach der Ansicht des Verfassers der Broschüre die militärischen Unterrichtsanstalten Österreichs seit langer Zeit zu kämpfen haben. Diese Schwierigkeiten sind folgende:

1. Minderes Schülermaterial in den Kadettenschulen.

2. Das Vorherrschen des Versorgungsprinzips: Offizieren und Staatsbeamten ist förmlich die Garantie geboten, daß ihre der Militärerziehung anvertrauten Söhne bei nur einigem Fleiß und bei nur einigermaßen erträglicher Aufführung von der Militärunterrealschule ab bis zum Verlassen der Akademie als Offizier versorgt sind. Diese an sich wohltätige Einrichtung ist der für eine höhere Ausbildung unerläßlichen Auslese der Schüler äußerst hinderlich. Der weitaus überwiegende Teil der Schüler wird nachsichtig beurteilt und mitgeschleppt, weil einerseits die Entfernung aus der Anstalt eine Strafe ist und weil andererseits die Anschauung überwiegt, daß die vom Lehrplan gestellten Anforderungen für einen tüchtigen Truppenoffizier zu hohe seien. Häufig werden auch kameradschaftliche und andere Rücksichten auf hochgestellte Zöglingsangehörige gelegentlich besonders betont, um einzelne Lehrer, ja selbst den ganzen Lehrkörper zu milderer Beurteilung zu bestimmen. Lehrer, die stark genug sind, auch in solchen Fällen ihre Pflicht zu tun, machen sich mißliebig und geraten bald in den Ruf übertriebener Strenge. Dies und anderes rückt den Charakter der Versorgungsanstalt so sehr in den Vordergrund, daß nach und nach das Niveau der Akademien auf eine Tiefe gesunken ist, die ihre Existenzberechtigung als Bildungsanstalten nahezu in Frage stellt.

3. Die unzulängliche Lösung der Lehrerfrage: „Der Nachwuchs der Lehrer an den Militärerziehungs- und Bildungsanstalten ist fast ganz dem Zufall überlassen. Zunächst kommen sich freiwillig meldende Offiziere in Betracht, die vorgemerkt werden, wenn keine Stellen frei sind; sonst aber treten Kommandierungen ein. In der Regel sind dabei Nebenrücksichten maßgebend, wie gesundheitliche Verhältnisse, Schwierigkeiten in der militärischen Karriere, Unzufriedenheit mit der Garnison, die Erziehung der Kinder usw. Dieser Sachlage liegt die vielverbreitete Anschauung zugrunde, daß jeder Offizier schon vermöge seines Berufs Erzieher sei, und wenn er eine Akademie, die höheren Kurse oder die Kriegsschule absolviert habe, auch imstande sein müsse, jeden dort gehörten Gegenstand selbst vorzutragen. Diese Anschauung wirkt sogar suggestiv, so daß viele nicht an Selbstkritik gewöhnte Offiziere das auch wirklich glauben und zahlreiche, nicht in den Generalstab übernommene Kriegsschüler sozusagen über Nacht den Beruf zum Lehrer in sich entdecken und alsbald als solche auch willkommen sind.

Da die Verwendung der Lehrer auch für nicht rein militärische Fächer gegenwärtig (1912) in der Regel keine dauernde ist, so sind die Schüler für die einander ablösenden und sich immer wieder von neuem einarbeitenden Lehrer förmliche Versuchsobjekte. Durch vorübergehenden oder auf längere Zeit erstreckten Wechsel in der Zuweisung von Unterrichtsfächern ergeben sich manchmal geradezu drollige Situationen. An einer Kadettenschule mußte z. B. infolge Erkrankung des Fachlehrers der Regimentsarzt Geographie übernehmen. In eine Realschule rückte ein aktivierter Reserveoffizier, geprüfter Germanist, in der



Meinung ein, Lehrer der deutschen Sprache zu werden; bei seinem Eintreffen wurde ihm jedoch Mathematik zugewiesen. Seine Einwendung, daß wohl ein Irrtum vorliegen müsse, da er Germanist, nicht aber Mathematiker sei, beschwichtigte der Kommandant mit den Worten: ‚Tut nichts, übernehmen Sie nur Mathematik, da werden Sie die Zöglinge wenigstens nicht zu viel quälen!' Daß Ärzte, Mathematiker, Physiker oder Chemiker dauernd oder vorübergehend eine Nationalsprache oder auch Französisch vortragen müssen, ereignet sich sogar an den Akademien. Es kommt ferner vor, daß Lehrer zu Beginn des Schuljahres telegraphisch zur Übernahme wissenschaftlicher Fächer einberufen werden, so daß ihnen selbst eine flüchtige Vorbereitung unmöglich gemacht ist. Wenngleich es dem durch Pflichtgefühl gestützten guten Willen der Betroffenen oft gelingen mag, in die so geschaffene schwierige Lage nach und nach hineinzuwachsen, so werden daraus notwendig Mängel des Unterrichts entspringen. Sind diese aber endlich überwunden, so steht den Betreffenden gewöhnlich auch schon eine andere Verwendung bevor, während ihre Nachfolger aufs neue vor die gleichen Schwierigkeiten gestellt werden, die namentlich in naturwissenschaftlichen Fächern schwer empfunden werden müssen, wo es sich um experimentellen Unterricht handelt, der besonderes Geschick und Übung voraussetzt. ... Die Rolle, die solche Lehrer ihren Schülern gegenüber spielen, bleibt besser unerörtert. Am besten fahren noch jene, die ehrlich und aufrichtig genug sind, ihren Schülern geradeheraus zu erklären, daß sie gegen ihren Willen kommandiert wurden und trachten wollen, nach besten Kräften dem Befehl zu entsprechen. ...

Ein tüchtiger Lehrer wirkt vor allem durch seine Persönlichkeit. Er muß seinen Schülern durch ideale Begeisterung für sein Fach, durch volle Beherrschung desselben und womöglich selbständig schaffende und forschende Tätigkeit darin, durch Wahrhaftigkeit und Lauterkeit seines Charakters als ethisch und philosophisch hochstehender Mensch von weitem Horizont voranleuchten. Denn das zur Nacheiferung anspannende Beispiel ist eine Haupttriebkraft der Erziehung und des Unterrichts auf jeder Stufe. Nur ein selbst ideal denkender und handelnder, begeisterungsfähiger Mann kann wieder Idealismus und Begeisterung wecken. Nur ein solcher Lehrer kann das Vertrauen seiner Schüler wirklich gewinnen und daher Charakter und Gesinnung, Denkweise und Tätigkeit derselben wirklich bilden und erfolgreich beeinflussen. Selbst auf der Unterstufe des Unterrichts tritt die Methode zurück gegenüber der Persönlichkeit des Lehrers.

Dabei ist es völlig gleichgültig, ob ein solcher Mann eine Uniform oder das Zivilkleid trägt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Offiziere — auch Stabsoffiziere — in allen Bildungsanstalten oft genug Objekt des Spottes und der Geringschätzung ihrer Schüler waren, deren Respekt sie sich trotz Uniform nicht zu verschaffen verstanden; dagegen gab es Zivilprofessoren, die sich ebenso oft größter Hochachtung und Verehrung erfreuten. Es kommt eben auch da auf den Mann und nicht auf das Kleid an.

Solche Lehrer darf man aber nicht vom Zufall erwarten. — Das können nur Männer sein, die den Lehrberuf zu ihrem Lebensberuf gemacht haben, und es leuchtet ein, daß der Durchschnittsmilitärlehrer von heute hinter diesem Lehrerideal weit zurückstehen muß. Froh, im ersten Jahre nach seiner Kommandierung über die größten Schwierigkeiten mehr oder weniger glücklich hinweggekommen zu sein, fehlt ihm gewöhnlich die Über-

sicht seines Fachs, dann der innere Drang und wohl auch sonstige Vorbedingungen, darin weiterzuarbeiten, weshalb er sich die folgenden Jahre in der Regel darauf beschränkt, seine Vorträge einfach zu wiederholen, womit die Arbeit der meisten erledigt erscheint. Was Wunder, wenn sie dann finden, wie bequem es ein Lehrer doch eigentlich habe. ...

Wenn es wahr ist, daß das Niveau jeder Schule vor allem durch das Niveau ihres Lehrkörpers, des natürlichen Trägers ihrer wissenschaftlichen Traditionen, bestimmt wird, so wird man den geschilderten Zustand unserer Lehrerfrage als eine der Hauptursachen des erwähnten Widerstreites und somit auch des jetzigen Tiefstandes unseres Militärbildungswesens erkennen. Will man gute Schulen haben, so braucht man vorerst tüchtige Lehrkräfte. Die Außerachtlassung dieser Vorsorge spiegelt sich besonders lehrreich in den Schicksalen der ständigen Militärlehrer während der letzten Jahre." Diese Schicksale schildert sodann der Verfasser der Broschüre von 1868 ab bis 1912 und schließt diesen Abschnitt mit den Worten: „Aus vorstehendem dürfte klar hervorgehen, daß die Lehrerfrage an unseren Militärbildungsanstalten nicht nur eine ganz unzulängliche Behandlung erfährt, sondern sich zur Zeit in größter Verwirrung befindet. Es fällt dies um so mehr auf, als man ja auf vielen anderen Gebieten militärischer Tätigkeit längst spezielle Vorsorgen als selbstverständlich getroffen hat. So liegen Militärjustiz, Militärmedizin und -sanität, Militärseelsorge, Militärintendanz usw. längst in den Händen speziell vorgebildeter, in besondere Standesgruppen eingereihter Militärpersonen. Nur die Verhältnisse der Militärlehrer sind bisher ohne Regelung geblieben, dem Spiel des Zufalls und der Willkür einzelner überlassen, — trotz der fundamentalen Bedeutung dieser Frage für die Beschaffenheit des Offiziersnachwuchses der Armee. Da tut wohl Abhilfe besonders dringend not."

4. Unzweckmäßige Festlegung des Lehrziels und unrationelle Organisierung des Unterrichtsbetriebs.

Das Lehrziel der österreichischen Militärbildungsanstalten ist im Hinblick auf deren Aufgabe, Offiziere heranzubilden, ein dreifaches:

a) Vermittlung allgemeiner Bildung,
b) Vermittlung theoretischer Berufskenntnisse,
c) Vermittlung praktischer Berufskenntnisse.

Die Kadettenschulen haben alle drei Aufgaben a) b) c) zugleich zu erfüllen. Die Militärrealschulen als Vorbereitungsanstalten für die Militärakademien befassen sich hauptsächlich mit a) und zum Teil mit c), die Militärakademien mit b) und c).

Von allen diesen Schulen wird weder ihr theoretisches, noch ihr praktisches Lehrziel vollständig erreicht. Was zunächst die militärische Ausbildung der zur Truppe einrückenden Absolventen betrifft, so besitzt bekanntlich der Akademiker zwar mehr theoretische Kenntnisse als der Kadettenschüler, ist ihm aber praktisch in der Regel in keiner Weise überlegen. Was aber die theoretische Vorbereitung für den späteren Besuch der Fachbildungsanstalten anlangt, so ist auch diese unzulänglich; denn weder der geringer vorgebildete Kadettenschüler noch der viel besser ausgerüstete Akademiker rechtfertigt die in ihn gesetzten Erwartungen, besonders nicht in den technischen Militärfachkursen. Die Hauptursachen dieser Erscheinung sind: das Lehrziel der genannten Schulen ist zu weit gesteckt und kann deshalb nicht voll erreicht werden. Ferner, der Unterrichtsbetrieb ist unrationell, weil den Bedürfnissen der Armee nicht angepaßt und ist unzeitgemäß.

In bezug auf die praktische Ausbildung ist es eine in der ganzen Welt verbreitete Erkenntnis, daß sie keine Schule in vollem Maße bewirken kann. Diese Tatsache kommt darin zum Ausdruck, daß kein Absolvent einer Zivilhochschule oder -fachschule eine definitive Anstellung erhält, sondern zunächst eine Probepraxis durchmachen muß, während der er Gelegenheit hat, Erfahrungen zu sammeln und seine Verwendbarkeit nachzuweisen. Einem Arzt oder Juristen, der eben erst sein Doktorat gemacht hat, wird man nicht gerne seine Gesundheit oder einen Rechtsfall anvertrauen, einem Architekten, der gerade von der Staatsprüfung kommt, nicht einen kostspieligen Bau. Die Praxis des Truppendienstes aber ist voll nur bei der Truppe zu finden (streng genommen dort auch erst im Kriege), und keine noch so gute Schule wird diese jemals ersetzen, sondern sie wird wegen des fehlenden Rahmens der Wirklichkeit immer nur Halbheiten oder Zerrbilder bieten können. Auch das nach den schönsten applikatorischen Ideen an einer Akademie oder Kadettenschule durchgeführte Kriegsspiel hängt sozusagen in der Luft; denn den Schülern fehlt die Vorstellung der wahren Verhältnisse, da sie während ihrer ganzen Ausbildungszeit keinen kriegsmäßig ausgerüsteten Soldaten, geschweige denn eine manövrierende Abteilung samt Zubehör zu sehen bekommen. Desgleichen fehlt der Rahmen der vollen Wirklichkeit mehr oder weniger in allen Unterrichtsfächern, die Zweige des praktischen Dienstes betreffen. Es kann eben nicht Aufgabe der Schule sein, alle Bedingungen der Praxis zu reproduzieren, und sie sollte weniger in der Vermittlung einer Fülle von Detailkenntnissen gesucht werden, als vielmehr darin, die körperliche und geistige Entwicklung des jungen Mannes so weit zu treiben, daß er befähigt werde, später die Anforderungen der Praxis rasch und mit Verständnis zu erfassen oder, wie man zu sagen pflegt, sich rasch einzuarbeiten. Gerade diese Fähigkeit ist aber für den jungen Offizier, dem die verschiedensten und vielseitigsten Verwendungen im Dienste bevorstehen, von höchster Bedeutung. Das Einarbeiten braucht natürlich später eine gewisse Zeit, nach Ablauf welcher der Betreffende erst als vollwertig angesehen werden kann. Die praktische Ausbildung im Truppendienst sollte demnach weniger in der Schule, sondern überwiegend bei der Truppe stattfinden."

Die Vermittlung der allgemeinen Bildung und der theoretischen Berufskenntnisse krankt, wie der Verfasser des weiteren ausführt, an dem schon erwähnten Stand der Lehrerfrage, ferner an Zeitmangel infolge allzugroßen Zeitaufwands für die praktischen Übungen, wodurch eine rationelle Arbeit unmöglich wird. Die rein praktische Ausbildung überwiegt in Wirklichkeit allzusehr über die theoretische. „Begreiflich ist, daß die Lehrer der militärischen und kriegstechnischen Fächer dazu neigen, die Bedeutung der theoretischen Fächer für die Bildung des Offiziers zu unterschätzen, weil ihnen im oft jahrelangen Alltagsgetriebe des praktischen Dienstes das Gefühl für die eigentlichen Triebfedern des Fortschritts und für die Bedingungen selbsttätigen Schaffens größtenteils verloren geht, wenn sie es überhaupt je besessen haben. Darum hört man auch häufig die typische Phrase: ‚Ich bin General geworden und habe das alles nicht gebraucht!' Solche Auffassungen lassen freilich auch nicht die Erkenntnis aufkommen, daß ein ‚rein praktisch' betriebener Unterricht sich bald durch nichts mehr vom handwerksmäßigen Betrieb unterscheidet und daß er dann durch utilitaristisches Gepräge den Charakter höheren Unterrichts ganz

einbüßt und sich bedenklich der ,Abrichtung' und dem ,Drill' nähert. Auch die Kommandanten neigen vorwiegend zu der Auffassung des ganzen Schulbetriebs vom Standpunkt reinen Truppen- und Kasernendienstes, der ihnen naturgemäß bei weitem näher liegt. Diese Sachlage hat sogar zur Einschränkung der wissenschaftlichen, insbesondere der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer geführt. Von einer der heutigen großartigen Entwicklung dieser auch für das Studium der kriegstechnischen Fächer grundlegenden Wissenschaften Rechnung tragenden Ausgestaltung ist keine Rede. Während in den Zivilmittelschulen dem Schülerpraktikum in den naturwissenschaftlichen Fächern, besonders in Physik und Chemie, ein immer breiterer Raum zugemessen wird und an den Zivilhochschulen der Laboratoriumsunterricht längst zentrale Bedeutung gewonnen hat, ist davon in den österreichischen Militärschulen nicht einmal ein Ansatz zu bemerken, und auch die Experimentalvorträge lassen mit wenigen Ausnahmen sehr viel zu wünschen übrig. Die Artillerie-, Genie- und Ingenieuroffiziere hatten bei ihrem nach Absolvierung des betreffenden höheren Kursus erfolgenden Eintritt in die Dienstpraxis des Technischen Militärkomitees, einer Geniedirektion oder einer Bauabteilung noch niemals Gelegenheit gehabt, selbst irgendeinen Versuch auf ihren Spezialgebieten anzustellen; der Artillerieoffizier soll Geschosse und Geschütze konstruieren oder beurteilen, Schieß- oder andere einschlägige Versuche anstellen oder leiten, hat aber selbst noch niemals eine Wägung ausgeführt, einen Gasdruck oder eine Geschoßgeschwindigkeit gemessen; der Genieoffizier soll ein kostspieliges Panzerwerk bauen, hat aber Zement, Beton und Eisen noch nie untersucht und keinen Zerbrechversuch damit ausgeführt, und der Ingenieuroffizier befindet sich bei der Ausführung eines Baues in ganz ähnlicher Lage. Sie alle kennen die den Gegenstand ihrer Fachtätigkeit bildenden Naturobjekte und Naturerscheinungen nur vom Hörensagen, bestenfalls vom Zusehen, aber nicht aus eigener Erfahrung; jetzt erst machen sie ihre Erfahrungen, und diese kommen dem Staat teurer zu stehen, als man gemeiniglich wähnt, aber ohne daß es jemandem auffällt.

Die eingerissene Geringschätzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer übersieht, abgesehen von ihrer speziellen Wichtigkeit, auch ihre allgemeine Bedeutung für die Erziehung zu exaktem Denken und exakter Arbeit, wodurch sittlicher Ernst, Gewissenhaftigkeit und Geradheit sowie Wahrhaftigkeit geweckt und gefestigt werden.

Der jetzt in Österreich übliche Unterricht führt lediglich zu Scheinerfolgen, die durch die Prüfungen vorgetäuscht werden. Betrachtet man die Stundenpläne der Akademien, der höheren Kurse und der Kriegsschule, so staunt man, wieviel verschiedenartige Dinge an einem Tage von den Hörern aufgenommen werden sollen und wie wenig Zeit ihnen gelassen ist, den gehörten Stoff zu ihrem geistigen Eigentum zu machen (dieser Zustand wird im Sommersemester, wo die praktischen Übungen einsetzen, namentlich an der Technischen Militärakademie, eine förmliche Kalamität). Der Unterricht ist eben zu extensiv, nicht aber intensiv genug mit ausreichendem Spielraum für Selbstbetätigung. Bei der Fülle von Unterrichtsfächern, die in einem Kurs vereinigt sind, ist das auch schwer anders möglich. In der Artillerieabteilung ist im Unterricht der künftigen Truppenoffiziere der Feld- und Festungsartillerie sowie der künftigen Waffentechniker und Ballistiker kein Unterschied gemacht, ebenso nicht an der Genieabteilung zwischen



demjenigen der Pionieroffiziere und demjenigen der Fortifikateure und der Bauingenieure; und erst in allerjüngster Zeit erhielten die Verkehrstruppen eine besondere Abteilung. Wie wenig aber auch da der Geist des modernen wissenschaftlich-technischen Unterrichts erfaßt wurde, zeigt das Streben, womöglich mit Automobilen, Luftballons, Flugmaschinen, ja eventuell auch Lokomotiven zu arbeiten, was doch erst den Abschluß des Unterrichts während einer Probepraxis bilden sollte. Der Unterricht zielt also auch da auf das Handwerksmäßig-Praktische, das zur Ausbildung bloßer Fertigkeiten führt, nicht aber auf das die Grundlage der technischen Praxis bildende wissenschaftlich-technische Experiment, das das Denkvermögen schult, den geistigen Horizont erweitert und zum Selbstschaffen anregt. Unter solchen Umständen kann tieferes Interesse der Schüler für ein Spezialgebiet nicht zu fruchtbringender Betätigung gelangen, und es ist charakteristisch, daß das Interesse der Mehrzahl der Akademiker auch für die militärisch-praktischen Gegenstände infolge ihres unzulänglichen Betriebes ein bemerkenswert geringes ist. Am auffallendsten zeigt sich dies beim Exerzieren, das, unter den angeführten Bedingungen von der Militärunterrealschule an vorwiegend formell betrieben, in der Akademie bereits zur Abstumpfung führt."

In dieser Weise schildert der Verfasser V. von Niesiolowski die Mißstände des österreichischen Militärbildungswesens, und er entwirft daran anschließend die Leitlinien seines wohldurchdachten Reformplans, der freilich dort nicht mehr zur Verwirklichung gelangen konnte. Seine mit herzerfreuender Offenheit, mit strenger Sachlichkeit und Gründlichkeit und mit einem das Ganze durchleuchtenden Idealismus gegebenen Ausführungen sind um so bemerkenswerter, als er selbst, — wie seine Kollegen und seine Schüler versichern —, mit einem glänzenden Lehr- und Organisationstalent ausgestattet unter den obwaltenden Umständen so viel leistete, als überhaupt zu leisten war.

Mit dem Vorstehenden sind die Unterrichtsverhältnisse in Frankreich, in der Schweiz und in dem früheren Österreich in aller Kürze so weit skizziert, daß der kundige Leser leicht selbst Vergleiche anzustellen vermag. Zumal in der jetzigen Zeit, nachdem die deutschen Offiziere $4^1/_2$ Jahre lang so Gewaltiges geleistet und so Ungeheures geopfert haben, könnte sich der Verfasser dieser Zeilen höchstens dazu entschließen, hervorzuheben, was Deutschland seinem Offizierskorps verdankt. Aber auch diese Hervorhebung möge unterbleiben, da der Verfasser eingangs versprochen hat, jede persönliche Stellungnahme ausschalten zu wollen. Das sei vielmehr dem Leser selbst überlassen.

Wer Ohren hat, zu hören, der höre!

Zeitschriftenschau.

Rechtswissenschaft.

I.

Im Lesesaal der Staatsbibliothek in Berlin liegen nach dem Verzeichnis insgesamt 144 juristische Zeitschriften aus.[1]) Bei der Überschau, die an dieser Stelle gegeben werden soll, kann es sich also höchstens um einen flüchtigen Rundgang durch die Tagesliteratur handeln. Vollständigkeit wird in keiner Weise erstrebt, es soll nur ein Einblick gegeben werden in die Probleme, welche die Jurisprudenz der Gegenwart beherrschen.

Auch in der Rechtswissenschaft gibt es

1) Dieser Bericht, im März für das Maiheft niedergeschrieben, konnte dort leider keinen Platz finden. Die Red.



eine revolutionäre Bewegung, die Freirechtsbewegung. Sie besitzt weder ein geschlossenes Programm noch eine eigene Zeitschrift, wie denn auch unter ihren Anhängern die größten Unterschiede von zahmsten Reformern bis zu schärfsten Revolutionären bestehen. Der geistige Führer der Radikalen unter den Freirechtlern ist der Rechtsanwalt Ernst Fuchs in Karlsruhe. Er verlangt, daß der Richter nicht sklavisch dem Gesetz unterworfen sei, sondern daß er da, wo der Buchstabe des Gesetzes zu offenbarer Fehlentscheidung führt, das Recht haben soll, so zu entscheiden, wie er als Gesetzgeber entscheiden würde. Nicht ohne weiteres über, wohl aber in gewissen Fällen neben dem Gesetz soll der Richter stehen. — Indes dies ist nur der Ausgangspunkt. Unzählige andere Forderungen von gewaltigster Tragweite, die hier auch nur zu erwähnen zu weit führen würde, schließen sich an. Es handelt sich eben nach Fuchs' eigenem Worte um eine Revolution in der Rechtswissenschaft.

Neuerdings fordert Fuchs in einem Aufsatz: „Rechtsfakultäten und Weltenwende" (Juristische Wochenschrift, hgg. von Magnus und Dittenberger. Berlin, Moeser, 1919, Heft 1) Erneuerung unserer Juristenfakultäten an Haupt und Gliedern. Bittere, harte und vielfach ungerechte Worte werden den Theoretikern unserer Universitäten gesagt; aber Ungerechtigkeiten und Übertreibungen sollten uns nicht hindern, manches Wahre, das darin steckt, anzuerkennen. Z. B. der Wunsch: „Nur der hervorragende Praktiker darf Rechtslehrer werden", wie in der Medizin, ist in dieser Ausschließlichkeit undurchführbar. Der Wunsch nach engerer Fühlung zwischen Theorie und Praxis kann indessen nur gebilligt werden.

Nur einen Teil des radikalen Reformprogramms greifen die heraus, die das Heil in der Herstellung eines besseren Kontaktes zwischen Recht und Volk sehen. Bildung des Rechts nach den Anschauungen und Bedürfnissen des Volkes, aber auch Belehrung des Volkes über das Recht. Das Recht soll dem Volk, aber auch das Volk dem Recht näher gebracht werden. Solchen Zwecken dient die Zeitschrift Recht und Wirtschaft, zugleich Organ des gleichnamigen Vereins, hgg. v. Fritz Rathenau. Berlin, Heymann. Ihr Verhältnis zu der Freirechtsbewegung schildert in seiner einleitenden Betrachtung zum Jahrgang 1919 der frühere badische Justizminister Düringer mit einigen treffenden Strichen. Wie abgewandt aller scholastischen konstruktiven Jurisprudenz und wie reichhaltig der Inhalt dieser Zeitschrift ist, zeigt ein Blick auf die letzten Hefte (Januar, Februar 1919): Lusensky spricht über Völkerbund und zwischenstaatlichen Verkehr, Francke über Weltarbeitsrecht, Liefmann in sehr interessanten Ausführungen über die gegenwärtigen Möglichkeiten einer Verstaatlichung der Produktionsmittel, Staudinger über die Bedeutung der Konsumgenossenschaft für die Übergangswirtschaft. Anderes wird an seiner Stelle erwähnt werden.

Dieselben Ziele verfolgt Gesetz und Recht, Zeitschrift für allgemeine Rechts- und Staatskunde, hgg. v. Langeworth. Berlin, Verlag der Arbeiterversorgung. Geleitet von ersten Theoretikern und Praktikern, ist sie wie keine andere geeignet, den gebildeten Laien nicht über erdenferne juristische Probleme, wohl aber über die jeden Staatsbürger angehenden Fragen der Rechtswissenschaft zu unterrichten. Aus dem Inhalt der ersten Hefte des Jahrgangs 1919 nenne ich — abgesehen von unten zu Erwähnendem — Schiller, Die Versorgung der Kriegswaisen; Weisbart, Die Gefahren der Gesellschaft mit beschränkter Haftung; die Vermögens-Verzeichnispflicht nach der Verordnung vom 13. 1. 1919. Neben den größeren Aufsätzen werden „Zeit- und Streitfragen" besonders besprochen. „Steuer-, Rundschau" und „Rechts-Auskunftei" vervollständigen den reichen Inhalt.

Für weitere Volkskreise bestimmt und deshalb einfacher gehalten ist die Zeitschrift Deutsches Recht, die Kade herausgibt (Verlag „Deutsches Recht" in Waidmannslust bei Berlin. 8. Jahrgang: 1919). Auch diese einfachen kleinen Heftchen erfüllen ihren Zweck vortrefflich und tragen gerade in ihrer schlichten anspruchslosen Form viel Rechtskenntnis und Rechtsverständnis ins Volk. —

Doch es wird Zeit, sich der eigentlichen „Zunft" zuzuwenden. Volkstümeln heißt gewiß nicht allein, aber doch auch verflachen. Wir können uns das nur leisten, weil wir eine so hochentwickelte Rechtswissenschaft bereits haben.



Wie für uns alle, so ist auch für die Jurisprudenz die Revolution unvermutet gekommen. Fragen der Revolution lagen bisher abseits von den Gedankengängen deutscher Rechtswissenschaft. In dem Kapitel von dem Ursprung des Rechts aus der Gewalt fand auch die Revolution ihre Stelle. Sie hatte nur mittelbares Interesse. Jetzt ist sie die brennendste Frage der Gegenwart. Zu neuer Grundlegung ist keine Zeit. Was Wunder, daß die Meinungen auseinandergehen, richtiger: unbekümmert nebeneinander herlaufen.

Da ist zunächst die eigentliche Kardinalfrage der Revolution: die nach der Gewalt der Revolutionsregierung. Die meisten geben ihr nur das Recht der Exekutive, so Arndt in der Deutschen Juristen-Zeitung 1/2 1919 Heft 1 (hgg. von Otto Liebmann. Berlin, Liebmann), oder außerdem noch eine Art Notgesetzgebungsrecht, wie Saenger in Recht und Wirtschaft 1919 Heft 1. Weyl, in der Deutschen Juristen-Zeitung 1918 Heft 5/6, nennt die Erlasse der Volksbeauftragten geradezu Notverordnungen und will sie auch rechtlich so beurteilen, wobei die Seltsamkeit der Voraussetzungen nur noch durch die Seltsamkeit der Folgerungen übertroffen wird. Strupp in der Deutschen Juristen-Zeitung 1919 Heft 1/2 behauptet sogar die Fortexistenz des Reichstages. Andere wieder werfen der Revolutionsgesetzgebung vor, daß sie die durch die Reichsverfassung gezogenen Grenzen der Reichsgewalt zum Nachteil der Bundesstaaten überschritten habe, so Rosenberg, Die Kompetenz-Kompetenz in der neuen Republik (Deutsche Juristen-Zeitung 1919 Heft 3/4). Ein preußisches Landgericht — Hirschberg — hat nach Mitteilung seines Präsidenten hieraus die Folgerung gezogen, daß der Amnestieerlaß der Reichsregierung ungültig sei und ihm daher die Anwendung versagt (Karsten in der Deutschen Juristen-Zeitung 1919 Heft 1/2). Württemberg erkennt nach Mitteilung von Meyer in Recht und Wirtschaft 1919 Heft 2 den Erlaß aus dem gleichen Grunde nicht an.

Mag man auch über den Inhalt dieser Erlasse noch so ungünstig urteilen (Kronecker in der Deutschen Juristen-Zeitung 1919 Heft 1/2), so sollte nach Auffassung des Referenten die Rechtswissenschaft doch auch zu ihrem Teile dazu beitragen, daß wir zu geordneten Zuständen kommen. Sie kann das, indem sie sich auch theoretisch entschlossen auf den Boden des Gegebenen stellt, statt, wie Strupp (Deutsche Juristen-Zeitung 1919 Heft 1/2) es tut, den Gegensatz zur Wirklichkeit gewissermaßen als ein schönes Vorrecht reiner Wissenschaft zu feiern. Den richtigen Weg zur theoretischen Lösung aller dieser Schwierigkeiten scheint Emge (Deutsche Juristen-Zeitung 1919 Heft 5/6) gefunden zu haben, wenn er betont, daß man die Gegenwart nur nach dem Recht der Gegenwart beurteilen dürfe, die Revolution also nur nach dem Recht der — Revolution. Gewiß führt das zu einem Zirkel, abe dieser Zirkel ist doch nur ein logischer. und das ist leichter zu ertragen als Wissenschaft und Rechtsprechung, die von Unmöglichkeiten ausgehend zu Unmöglichkeiten gelangen.

Aber selbst die Gültigkeit der Revolutionserlasse zugegeben, bleibt Unklarheit genug. Solche lapidare Sätze wie „Der Belagerungszustand wird aufgehoben" bergen juristische Schwierigkeiten in Fülle. Anschaulich schildert das Heilberg in der Juristischen Wochenschrift (hgg. v. Magnus und Dittenberger. Berlin, Moeser) 1919 Heft 1.

Die bedeutendste Zeitschrift des öffentlichen Rechts — das Archiv des öffentliches Rechts (hgg. v. Otto Mayer und Pilotz. Tübingen, Mohr) —, die in erster Linie zur Behandlung aller dieser staatsrechtlichen Fragen berufen wäre, hat noch nicht Zeit gehabt, sich auf die Revolution umzustellen. Immerhin bringt sie schon in ihrem letzten Heft 1918 eine kleine, aber ganz vortreffliche Abhandlung von Tecklenburg über die freie und die gebundene Liste. Mancher Leser wird mit dem Referenten staunen, welch mannigfaltige logische und rechnerische Probleme unser äußerlich so einfaches Verhältniswahlverfahren in sich birgt. An die Stelle der bisher beliebten Wahlkreisgeometrie wird bald eine nicht minder verwickelte Wahlarithmetik treten. — Derselbe Verfasser behandelt das Wahlrecht der Nationalversammlung im Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie 1919 Heft 2. Über das allgemeine Stimmrecht mit Verhältniswahl in den Niederlanden handelt Bornhak in den Annalen des Deutschen Reichs (hgg. v. Eheberg und Dyroff. Berlin, Schweitzer) 1918 Heft 1/6.

Auf dem Gebiete des Privatrechts hat die Revolution die Frage des Ersatzes der Revolutionsschäden in den Vordergrund gerückt. Nach Ansicht des Referenten sagt das preußische Tumultgesetz von 1850 klar und deutlich, daß Schäden der hier in Frage stehenden Art von den Gemeinden zu ersetzen seien. Richtig mag sein, daß eine solche Ersatzpflicht nur einen Sinn hat für solche Schäden, die die Gemeinde zu verhindern die Pflicht und die Macht hat; richtig auch, daß dies der gesetzgeberische Gedanke des Gesetzes gewesen ist. Zuzugeben ist ferner, daß die Verwirklichung dieser Ersatzpflicht den wirtschaftlichen Ruin vieler Städte bedeuten würde. Aber das alles ändert doch an dem Gesetz nichts. Der einzige Ausweg ist ein Gesetz ad hoc, welches den Gemeinden ein Rückgriffsrecht gegen den Staat gibt.

Von den sehr zahlreichen Abhandlungen, die sich mit dieser Frage befassen, steht auf diesem Standpunkt eigentlich nur Bornhak in Gesetz und Recht 1919 Heft 4. Auf sehr breiter Basis legt der Altmeister Gierke seine Abhandlung darüber an (Deutsche Juristen-Zeitung 1919 Heft 1/2). Die Pflicht der Gemeinde bejaht er nur bedingt. Eigenartig ist sein Versuch, das Beamtenhaftpflichtgesetz hierher anzuziehen, wobei allerdings der Staat für Organe der Revolutionsregierung nur insoweit zu haften hätte, als diese Regierung nachträglich durch die Nationalversammlung legalisiert wird (was inzwischen eingetreten ist).

Hieran mag sich ein Hinweis schließen auf den grundlegenden Aufsatz von Eugen Weber in den Annalen des Deutschen Reichs 1918 Heft 1/6 über „Die rechtliche Behandlung der Kriegsschäden". Unter Heranziehung reichsten Gesetzesmaterials wird unter Berücksichtigung der gesamten einschlägigen Literatur ein so gut wie abschließendes Bild der Kriegsschadengesetzgebung Deutschlands, aber auch Österreichs in Vergangenheit und Gegenwart gegeben. Der Aufsatz gehört zu dem Besten und Reifsten, was in der Berichtsperiode erschienen ist. —

In einer Zeit, wo alles sozialisiert wird, darf natürlich die Sozialisierung des Rechts nicht fehlen. Grundgedanken über die soziale Durchdringung des Rechts bringt Heinz Potthoff in einem Aufsatz „Soziales Recht" in der Zeitschrift Das Recht (hgg. v. Soergel. Hannover, Helwing) 1919 Heft 1. Kohler spricht im Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie 1919 Heft 2 über Tarifverträge und Sozialverträge. Vom praktischen Gesichtspunkt aus behandeln die einleitenden Sozialisierungsmaßnahmen der Regierung Baum, Das Recht des Arbeitstarifvertrages in der sozialistischen Republik, und Junck, Neues Tarifvertragsrecht in der Juristischen Wochenschrift 1919 Heft 2.

Im übrigen stehen natürlich völkerrechtliche Fragen im Vordergrund des Interesses. Die letzte Nummer eines der führenden völkerrechtlichen Organe, der Zeitschrift für Völkerrecht (hgg. v. Kohler und Fleischmann. Breslau, Kern) Bd. XI (1919), stammt noch aus der Zeit vor dem großen Zusammenbruch. Sie erscheint dieses Mal mit drei Ergänzungsheften zu Band 11: Jerusalem, Kriegsrecht und Kodifikation; Scholz, Die seekriegsrechtliche Bedeutung von Flottenstützpunkten; und Bendix, Völkerrechtsverletzungen Großbritanniens. Eine Besprechung dieser umfangreichen selbständigen Abhandlungen geht über den Rahmen dieser Überschau hinaus.

Der Inhalt des Heftes selbst ist außerordentlich vielseitig und interessant. Zitelmann druckt ein Gutachten ab, das er an Krupp von Bohlen und Halbach über die Beschlagnahme von dessen Jacht Germania in England erstattet hat, und in dem er den Ausführungen eines englischen Prisengerichts, das die Jacht für eine gute Prise erklärt hatte, mit überzeugenden sachlichen Gründen entgegentritt. Unter dem Titel: „Einige völkerrechtliche Kriegs- und Friedensfragen" hat der finnische Professor Erich aus Helsingfors einige ausgezeichnete Betrachtungen über praktische Fragen des Völkerrechts angestellt: Verantwortlichkeit der Kriegspartei für Handlungen der zu ihrer bewaffneten Macht gehörenden Personen, Rechtliches Gebundensein freigegebener Gefangener, Debellatio und Occupatio, Teilnahme nichtbeteiligter Staaten am Friedensschluß. Man merkt überall, daß hier ein Theoretiker spricht, der zugleich Praktiker ist. — Die Mitteilung zahlreicher völkerrechtlicher Aktenstücke erhöht den Wert des Heftes.

Die Kanonisten haben neben der Arbeit an den Fragen, die der Krieg auch für das katholische Kirchenrecht aufgeworfen hat, noch eine andere wissenschaftliche

Arbeit: Benedikt XV. hat bekanntlich das tausendjährige Gesetzbuch der katholischen Kirche, das Corpus juris canonici, durch ein mindestens der Form, aber, soweit es sich mit dem Wesen der Kirche verträgt, auch dem Inhalt nach neuzeitliches Gesetzbuch ersetzt, den Codex juris canonici.[1]) Eine lesenswerte Abhandlung darüber veröffentlicht Constantin Hohenlohe in der von ersten Gelehrten herausgegebenen und ausgezeichnet redigierten Österreichischen Zeitschrift für öffentliches Recht (hgg. v. Bernatzik u. a., redigiert von Kelsen. Wien, Manz) 1918 Heft 3. — Hilling, einer der besten Kenner der neuzeitlichen päpstlichen Reformgesetzgebung, spricht im Archiv für katholisches Kirchenrecht über die gesetzgeberische Tätigkeit Benedikts XV. bis zur Promulgation des Codex juris canonici. Auf den reichhaltigen Urkundenteil dieser Zeitschrift, die sie für den modernen Kanonisten fast unentbehrlich macht, sei auch an dieser Stelle besonders hingewiesen. — Indessen darf bei Besprechung der kanonistischen Publizistik die kanonistische Abteilung der Zeitschrift der Savigny-Stiftung nicht fehlen. Sie tritt erst in ihren achten Jahrgang ein. Doch haben ihre Herausgeber — Stutz und Werminghoff — verstanden, dieser Abteilung in den wenigen Jahren ihres Bestehens die gleiche führende Stellung zu verschaffen, wie sie die romanistische und germanistische Abteilung in ihren Disziplinen seit langem einnehmen. Aus dem reichhaltigen Inhalt ist hier nur zu nennen: Karl Müller, Zur Geschichte und zum Verständnis des Episkopalsystems. Die Wissenschaft mehrerer Jahrhunderte hat sich um die Durchleuchtung dieses Problems evangelischen Kirchenrechts bemüht. Man sollte kaum glauben, daß es noch möglich sein könnte, ihm Neues abzugewinnen. Indes wie derselbe Verfasser seinerzeit in seinem Aufsatze über die Anfänge der evangelischen Konsistorien auf ein altes, scheinbar verbrauchtes Thema überraschende Lichter fallen ließ, so kommt er auch jetzt mit neuen — fast möchte man sagen — Enthüllungen über das Episkopalsystem, an denen die Forschung künftig nicht wird vorbeigehen können. —

Unsere Übersicht ging aus von der Reform im Recht, ging dann zum Recht der Revolution und dem Recht, das sie uns gebracht und noch bringen wird, insbesondere dem sozialen Recht. Dann sprachen wir vom Krieg mit seinem Einfluß auf das Recht der Völker und auch auf das Recht im Staate, auf das profane und das kirchliche Recht. Hierbei wurden — außer Prozeß — alle bedeutenderen Disziplinen berührt, nur eine steht noch abseits: die Deutsche Rechtsgeschichte. Ihre führende Zeitschrift ist unbestritten die Germanistische Abteilung der Zeitschrift der Savigny-Stiftung, hgg. v. Stutz und Heymann, Weimar, Böhlau. Der soeben erschienene Jahrgang 1919 bringt einen sehr interessanten Aufsatz von Richard Moeller über den Prozeß Heinrichs des Löwen und die Neuordnung des Reichsfürstenstandes, ein Thema, das seit Jahren im Vordergrunde der germanistischen Forschung steht, aber wie der inhaltreiche Aufsatz zeigt, immer noch nicht ausgeschöpft ist. Goldmann behandelt ebenda „Die tertia manus und Intertiation im Spurfolge- und Anefangsverfahren des fränkischen Rechts". Eine umfangreiche und sehr gehaltvolle Studie bringt Planitz unter dem Titel „Studien zur Geschichte des deutschen Arrestprozesses". —

Der Rundgang ist vollendet. Wichtiges und Bedeutsames mußte unerwähnt bleiben, während manches weniger Bedeutende genannt wurde, weil es zufällig zu den Fragen Stellung nahm, die hier besprochen wurden. — Immerhin hofft der Referent, einen Überblick gegeben zu haben über die Stellung der Rechtswissenschaft zu den großen Fragen, die die Gegenwart bewegen. Ihre Lösung wird zwar nicht durch das Recht, sondern durch die Politik bestimmt; aber die Politik würde fehlgehen ohne die Leuchte des Rechts.

Berlin, März 1919. . . . t . . .

1) S. hierüber Ulrich Stutz im Oktoberheft 1917. Die Red.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

13. JAHRGANG HEFT 8 AUGUST 1919

Neue Veröffentlichungen über den Kriegsausbruch.

Von Justus Hashagen.

Th. v. Bethmann Hollweg, Betrachtungen zum Weltkriege. Erster Teil: Vor dem Kriege. Berlin 1919, Reimar Hobbing. X, 198 Seiten.

B. v. Eggeling, Die russische Mobilmachung und der Kriegsausbruch. Beiträge zur Schuldfrage am Weltkriege. Oldenburg i. Gr. 1919, Stalling. 54 Seiten.

K. Helfferich, Der Weltkrieg. Erster Band: Die Vorgeschichte des Weltkrieges. Berlin 1919, Ullstein & Co. 240 Seiten.

R. Hoeniger, Rußlands Vorbereitung zum Weltkrieg. Auf Grund unveröffentlichter russischer Urkunden. Berlin 1919, Mittler & Sohn. 139 Seiten.

G. v. Jagow, Ursachen und Ausbruch des Weltkrieges. Berlin 1919, Reimar Hobbing. 195 Seiten.

Graf Pourtalès, Am Scheidewege zwischen Krieg und Frieden. Meine letzten Verhandlungen in Petersburg Ende Juli 1914. Berlin 1919, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. 94 Seiten.

E. Sauerbeck, Der Kriegsausbruch, eine Darstellung von neutraler Seite an Hand des ganzen Aktenmaterials. Stuttgart und Berlin 1919, Deutsche Verlagsanstalt. XVI, 742 Seiten.

D. Schäfer, Die Schuld am Kriege. Oldenburg i. Gr. 1919, Stalling. 59 Seiten.

Schon während des Krieges ist die Frage nach der Schuld am Kriegsausbruche in zahllosen Schriften behandelt worden, besonders auf seiten des Verbandes. Neben der Vorgeschichte des Krieges im weiteren Sinne, deren zeitlichen Beginn man beliebig weit zurückverlegen konnte, fesselten besonders die letzten diplomatischen Verhandlungen der dreizehn Tage (23. Juli bis 4. August 1914) die Aufmerksamkeit, zumal da sich die von den kriegführenden Staaten veröffentlichten Farbbücher fast ganz darauf beschränkten, nur solche diplomatische Akten zu veröffentlichen, die dieser schicksalsschweren Zeitspanne angehörten. Die geschichtlich-politischen Erörterungen der „Schuldfrage" wurden damit zeitlich über Gebühr eingeschränkt. Besonders der Verband hatte ein Interesse daran, die Vorgeschichte im weiteren Sinne hinter die Ausbeutung der Ereignisse der dreizehn Tage zurückzustellen.

Eine neue Entwicklungsstufe erreichte der publizistisch-politische Kampf um die Schuld am Kriegsausbruche seit Abschluß des Waffenstillstandes und seit Beginn der deutschen Revolution. Seit dieser Zeit nahmen die einschlägigen Veröffentlichungen auch auf deutscher Seite erheblich zu. Die politischen und zeitgeschichtlichen Gründe, die die entscheidenden Anregungen dazu gegeben haben, sind zu bekannt, als daß sie hier einer Darlegung bedürften. Bei Würdigung dieser neusten Veröffentlichungen wird man sich stets gegenwärtig halten, daß sie durchweg mehr taktisch-politischen als wissenschaftlich-historischen Zielen zustreben.

Das gilt insbesondere von der Enthüllung, zu der sich am 24. November 1918 der damalige bayrische Ministerpräsi-



dent Kurt Eisner verpflichtet fühlte. Es wurde darin u. a. — übrigens mit unverantwortlichen Auslassungen — eine angebliche Depesche des Grafen Lerchenfeld, bayrischen Gesandten in Berlin, vom 18. Juli 1914 wiedergegeben, die auf den deutschen Friedenswillen, so schien es, ein recht ungünstiges Licht warf. Zur formalen Kritik dieser Depesche ist jedoch sogleich zu bemerken, daß sie nicht von dem in der Reichshauptstadt damals gar nicht anwesenden Gesandten, sondern vom Legationsrat Hans v. Schoen verfaßt ist. Diese Enthüllung mit den anschließenden Presseerörterungen ist in der 54. Lieferung des Deutschen Geschichtskalenders, die sich „Diplomatische Enthüllungen" betitelt, jetzt bequem zugänglich. Hier ist jetzt auch die im Frühling 1918 hervorgetretene Denkschrift des Fürsten Lichnowsky mit einer umfangreichen Sammlung von Pressestimmen abgedruckt.

Ähnliches Aufsehen erregte die an dieser Stelle noch nicht veröffentlichte Enthüllung des serbischen Gesandten in Paris, M. R. Vesnitsch, in Nr. 72 des Journal des Débats vom 13. März 1919. Der Diplomat veröffentlichte zwei Telegramme des Grafen Szögyeny, österreichisch-ungarischen Botschafters in Berlin, vom 25. und 27. Juli 1914, aus denen hervorzugehen schien, daß Deutschland die englische Vermittlungspolitik hintertrieben und die verbündete Donaumonarchie in den Krieg hineingehetzt habe. Ähnlich belastendes Material schien eine Belgrader Depesche des österreichisch-ungarischen Geschäftsträgers v. Wiesner an das Wiener Auswärtige Ministerium vom 13. Juli 1914 zu bieten, da sie jede Mitschuld der serbischen Regierung an der Mordtat von Sarajevo nicht nur als unerwiesen bezeichnete, sondern auch hinzufügte: „Es bestehen vielmehr Anhaltspunkte, dies [die Mitschuld] als ausgeschlossen anzusehen." Es ist jedoch zu beachten, daß das Berliner Auswärtige Amt von diesem erst durch das amerikanische Sondergutachten der Versailler Ententekommission vom 4. April 1919 bekannt gewordenen Dokumente keine Kenntnis gehabt hat.

An wissenschaftlichem Werte wurden jedoch diese aus dem Zusammenhang gerissenen und schon deshalb irreführenden Teilenthüllungen durch das deutsche Weißbuch vom Juni 1919 über die Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges weit in den Schatten gestellt. Man findet hier u. a. den vom 29. März datierten „Rapport présenté à la Conférence des Préliminaires de la Paix par la Commission des responsabilités des auteurs de la guerre et sanctions" nebst den erwähnten „Réserves formulées par la Délégation américaine" vom 4. April und als kurze Antwort darauf „Bemerkungen zum Bericht der Kommission der alliierten und assoziierten Regierungen" aus der Feder von H. Delbrück, M. Weber, Graf M. Montgelas und A. Mendelssohn Bartholdy. Der Hauptwert dieser amtlichen Veröffentlichung liegt jedoch in den elf Anhängen, die vornehmlich der Charakteristik der russischen Kriegsvorbereitungen und der russoserbischen Aktionspolitik in den letzten Jahren vor dem Kriege gewidmet sind. Im Gegensatz zu den früheren Farbbüchern wird damit der historisch-wissenschaftlich allein brauchbare Standpunkt vertreten, daß die Frage der Schuld am Kriegsausbruch nur im breiten Rahmen der Vorgeschichte im weiteren Sinne fruchtbar behandelt werden kann. Wenigstens bis in die Zeit der Bosnischen Annexionskrise von 1908/09 reichen diese Dokumente zurück.

* * *

Die öffentliche Erörterung der Schuldfrage, die seit dem Zusammenbruche Deutschlands immer weitere Kreise zog, gab dann vor allem auf deutscher Seite den Mithandelnden Veranlassung, sich zu äußern, während die Diplomaten der siegreichen Feinde im allgemeinen kein Bedürfnis fühlten, die für sie angeblich erledigte Schuldfrage in neuen Veröffentlichungen anzuschneiden. Es gibt aber zu denken, daß die englische Regierung die von ihr im Spätherbst 1918 öffentlich ausgesprochene Absicht, aus den Verbandsarchiven neue für die Mittelmächte belastende Aktenmassen zu veröffentlichen, bis heute nicht verwirklicht hat. Es sind damit in den letzten Monaten auf deutscher Seite jedenfalls schon fast alle ausschlaggebenden, mithandelnden Persönlichkeiten zu Worte gekommen: der Reichskanzler und der Staatssekretär des Äußeren, von auswärtigen Botschaftern der Londoner und der Petersburger, sowie der dortige Militärattaché, ferner der Chef des Admiralstabs. Damit ist der Kreis der Zeugen ersten Ranges schon nahezu erschöpft. Es fehlen etwa noch die Unterstaatssekretäre im Auswärtigen Amt und der Botschafter in Paris. Sein Wiener Kollege ist 1917 verstorben und scheint keine Aufzeichnungen von Bedeutung hinterlassen zu haben. Erinnerungen des Generalstabschefs sind auf Veranlassung der Familie zurückgezogen worden.

Sofern die Verfasser der neusten Bücher über die Schuldfrage mithandelnde Diplomaten gewesen sind, erwartet man in ihren Werken diplomatische Denkwürdigkeiten im gewöhnlichen Sinne des Wortes, die geeignet sein könnten, durch neue Mitteilungen aus persönlichen Erinnerungen oder aus persönlichen Aufzeichnungen das Zeugnis der Akten zu ergänzen. Diese Erwartung wird jedoch durchweg getäuscht: man merkt bald, daß diese Schriften als diplomatische Denkwürdigkeiten kaum zu bezeichnen sind, da Zeitpunkt, Anlaß und Zweck ihrer Veröffentlichung ihnen gewissermaßen den rein epischen Charakter geraubt haben; sie sind deshalb nicht als Denkwürdigkeiten, sondern als historisch-politische Denkschriften zu charakterisieren, was sich auch in der schriftstellerischen und stilistischen Form zu erkennen gibt. Auf die Kleinmalerei des Memoirenschreibers wird durchweg verzichtet. Dagegen nimmt das Räsonnement einen breiten Raum ein.

Auch der Bericht, den Graf Pourtalès über seine neun letzten Petersburger Verhandlungstage (vom 24. Juli bis 1. August 1914) erstattet, macht insofern keine Ausnahme, als er nicht sowohl eine breitere Geschichtserzählung auf Grund rein persönlicher, nicht aktenmäßig niedergelegter Erinnerungen darstellt als vielmehr eine Umschreibung und nähere Ausführung seiner Petersburger Berichte, also eine Art Aktenrelation, so daß sich sein kleines Werk noch auf der Grenze zwischen Quellenpublikation und selbständiger Darstellung befindet. Gerade in dieser seiner eigentümlichen Mittelstellung hat es aber einen besonderen Quellenwert. Die Arbeit ist trotz ihrer Sachlichkeit eine wirksame Anklageschrift gegen die Diplomatie der russischen Regierung und widerlegt schon durch ihr bloßes Dasein die gegen die Person ihres Verfassers erhobenen Anklagen des Fürsten Lichnowsky, der dem Grafen Pourtalès zu Unrecht eine schönfärberische Berichterstattung zur Last legte. Wie der Botschafter die russische Diplomatie schwer belastet, so der Militärattaché Oberstleutnant B. v. Eggeling in seiner klar und lebhaft geschriebenen Denkschrift die russische Militärpolitik. Die russi-

sche Mobilmachung als letzte Ursache des Kriegsausbruchs wird hier noch weit schärfer beleuchtet, als das schon in den früheren deutschen Veröffentlichungen geschehen war. Das Zeugnis dieses Mithandelnden ist um so bemerkenswerter, als es in einer der unten zu erwähnenden selbständigen Darstellungen vollkommen bestätigt und noch ergänzt wird. —

Bethmann Hollweg, Jagow und besonders Helfferich berücksichtigen die Vorgeschichte des Krieges im weiteren Sinne ziemlich eingehend. Während aber der Reichskanzler nur bis zum Beginne seiner Amtszeit, also bis zum Sommer 1909, zurückgreift, indem er sich bemüht, „diejenigen Momente herauszuschälen, welche die Gestaltung der politischen Situation in Europa [Übersee wird nicht berührt] bestimmt haben", wird von Jagow und Helfferich der ganze Neue Kurs seit Bismarcks Entlassung einbezogen. Von ihren Arbeiten ließe sich also nur unter Behandlung der Vorgeschichte im weiteren Sinne eine ausreichende Vorstellung geben. Immerhin macht beim Reichkanzler und beim Staatssekretär die Darstellung der letzten Verhandlungen vor Kriegsausbruch etwa die Hälfte ihres Buches aus, und auch bei Helfferich, der sich hier kürzer faßt, liegt auf den Schlußabschnitten ein starker Nachdruck.

Wenn auch die Vorgeschichte im weiteren Sinne einem späteren Berichte in dieser Zeitschrift vorbehalten bleibt, so ist die weiter zurückgreifende Darstellung mit der Würdigung des diplomatischen Kampfes der dreizehn Tage innerlich doch so eng verwachsen, daß beide Abschnitte sich gegenseitig erläutern und stützen und der eine ohne den anderen nicht verständlich wird. Gewisse Grundgedanken treten in beiden Abschnitten gleichermaßen auf und können deshalb auf die Bezeichnung Leitmotiv Anspruch erheben.

Man hat dem fünften Kanzler oft und nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß seine Politik gegenüber England auf Illusionen beruht habe. Er arbeitete „an dem Versuch einer formelhaften Verständigung mit dem Inselreiche, zu dem erträgliche Beziehungen doch nur auf der Grundlage angemessener Machtverteilung gewonnen werden konnten" (Dietrich Schäfer). In seinen „Betrachtungen" sind diese Illusionen eingeschränkt: „Zu leugnen, daß König Eduard unsere Einkreisung betrieben und erreicht hat, ist ein Spiel um Worte . . .: man mag das Einkreisungspolitik oder Politik der balance of power oder wie sonst nennen" . . . Auch sonst wird die englische Politik mit einer gewissen, über Jagow hinausgehenden Schärfe kritisiert. Insbesondere Grey wird in eine vergleichsweise ungünstige Beleuchtung gerückt. Die parteiische Politik dieses großen Unparteiischen wird von Helfferich vermittels Schilderung des durchaus verschiedenen Verhaltens Greys gegenüber Lichnowsky und seinem überlegenen Gegenspieler Paul Cambon wirkungsvoll an den Pranger gestellt. Bethmann Hollwegs offene Selbstkritik geht noch weiter, wie folgendes auf bittersten Erfahrungen beruhendes Bekenntnis kundgibt: „In der Denkschrift zu unserem Weißbuch ist gesagt, England habe ‚Schulter an Schulter' mit uns für den Frieden gearbeitet. Unsere damals unvollkommene Kenntnis des englischen Verhaltens gestattete noch ein solches Urteil . . . Den eigenen amtlichen Veröffentlichungen unserer Gegner, die Licht genug auch über den Londoner Anteil an der diplomatischen Unterbauung des Krieges verbreiten, widerspräche es, wollten wir noch heute an dieser Ansicht festhalten" — nur da

es sich bei den deutschen Illusionen über England nicht nur um eine „unvollkommene Kenntnis des englischen Verhaltens“ handelte, sondern um eine mangelhafte, bis zu einem gewissen Grade unpolitische Würdigung des seit Jahrhunderten allgemein bekannten Grundcharakters der englischen Europapolitik. An der schweren Mitschuld Englands am Kriegsausbruch aber läßt der Reichskanzler jetzt nicht mehr den mindesten Zweifel: „Den Frieden konnten wir nicht erhalten, weil Petersburg sich versagte, und Petersburg versagte sich, weil England seinem Kriegswillen keinen Zaum anlegte.“ Mit Recht hat Jagow die vernichtenden Sätze der liberalen Daily News vom 1. August 1914 wieder hervorgezogen: „Tatsächlich hält der Zar die Wage in der Hand. Aber wir halten den Zaren in der Hand. Daher hängt es schließlich von uns ab, ob Europa von Blut überfließen soll.“ Nur die englische Belgienpolitik erscheint bei den drei deutschen Staatsmännern auch heute noch nicht immer in der zutreffenden Beleuchtung. Gewiß haben alle drei die früheren Nachweise dahin verstärkt, daß der Bruch der belgischen Neutralität durch Deutschland für England nur ein Kriegsvorwand war. Wenn aber Bethmann Hollweg mit Emphase ausruft: „Nicht um Belgiens willen ist England in den Krieg eingetreten“, so ist dem auf Grund einer jahrhundertealten Geschichte der anglobelgischen Beziehungen, die ich im Belfried 1917 zu skizzieren versuchte, entgegenzuhalten, daß es 1914 nicht das erste Mal war, daß England wenn auch nicht nur, so doch a u c h um Belgiens willen in den Krieg zog: „England hat nie dulden wollen, daß diese Lande in die Hand einer starken Festlandsmacht kamen, mochte sie Frankreich oder Deutschland ... heißen“ (D. Schäfer).

Neben England werden auch Frankreich und Rußland in den Büchern der drei Staatsmänner heftig angegriffen. Der Reichskanzler hält jetzt mit der Anerkenntnis des französischen Sieges von Algeciras (1906) nicht mehr zurück. Er hätte dies Anerkenntnis auf den Novembervertrag von 1911 leicht ausdehnen können. Mit Recht verweist Jagow auf die Tatsache, daß Paris schon zu Beginn des Jahres 1914 durch besondere Maßnahmen für einen als nahe bevorstehend gedachten Kriegsfall verproviantiert wurde. „Die französische Regierung ließ ferner im Mai 1914... der Schweiz das Angebot machen, ihr im Kriegsfall die nötige Getreidezufuhr auf französischen Bahnen unter der Bedingung zu sichern, daß die Schweiz den Verbleib des Getreides im Lande garantierte... Also das Aushungerungsprojekt!“... In wirkungsvollem Gegensatze hierzu steht ein von Helfferich mitgeteilter Erlaß des Armee-Verwaltungs-Departements des Preußischen Kriegsministeriums an die Kgl. Intendantur des XV. A.-K. vom 9. Juli 1914, der „die Verproviantierungsfristen der elsässischen Festungen vorläufig und auf Widerruf um eine Woche verlängert!“ Der ehemalige Reichsschatzsekretär hat auch an anderen Stellen die vom Reichskanzler etwas zu leicht genommene überaus mangelhafte deutsche Kriegsbereitschaft zumal auf wirtschaftlichem Gebiete geschildert, ferner den bekannten deutschen gutgläubigen Optimismus getadelt. Was aber die französische Diplomatie während der letzten Kriegskrise betrifft, so sind die drei Politiker in ihrer völligen Verurteilung ganz einig. Besonders Bethmann Hollweg hat die verderbliche Wirkung der französischen Machenschaften in den letzten Tagen vor Kriegsausbruch anschaulich vorgeführt.

Mehr in den alten Geleisen bewegen



sie sich bei ihren Vorstößen gegen Rußland. Rußlands Kriegstreiberein in den letzten Jahren vor Kriegsausbruch bleiben in dem Buche des ehemaligen Reichskanzlers nicht mehr im Dunkeln. Rußland, aber auch der ganze Verband als Schutzmächte des Balkanbundes treten deutlich hervor. Der durch die Bolschewisten [1]) veröffentlichte Angriffsplan auf die Meerengen vom 21. Februar 1914 spielt die gebührende Rolle. Besonders Jagows Ausführungen sind in voller Schärfe gegen Rußland zugespitzt. Wo er auf Rußland zu sprechen kommt, werden seine sonst mehr im Amtsstile vorgetragenen Darlegungen lebhafter und gewinnen an Farbe. Die schwärzesten wählt er, wenn er Rußland im allgemeinen charakterisiert: „Sein Gesetz war asiatischer Despotismus, sein Wesen ist Unordnung. Mit erschreckender Nacktheit trat diese zutage, als jener gestürzt war... Das... Zarenreich, nur dem Machtinstinkt folgend, innerer Kulturarbeit unfähig."... Jagow begnügt sich aber nicht mit solchen Allgemeinheiten. Er sucht und findet die Schuld auch in den Personen. Den Leiter der russischen Auslandspolitik, Ssasonoff, stellt er schon gleich am Anfang mit den bewährten panslawistischen Kriegshetzern Ignatieff und Iswolski auf eine Stufe. Später entwirft er von ihm ein wenig vertrauenerweckendes Charakterbild. Auf das deutlichste wird von den drei Staatsmännern die russische Mobilmachung von neuem als der hauptsächliche Kriegsanlaß nachgewiesen. Wenn auch die noch zu besprechenden wichtigen Ergebnisse Hoenigers hier noch nicht voll ausgenutzt sind, so haben sich doch alle drei mit Erfolg bemüht, das entscheidende Ereignis der Kriegsverhandlungen, die russische Gesamtmobilmachung, in den ihr gebührenden Vordergrund zu rücken. Wo Bethmann Hollweg die wahren und falschen Gründe der russischen Gesamtmobilmachung auseinandersetzt, hat er zweifellos einen Höhepunkt seiner in ein rhetorisch-essayistisches Gewand gekleideten Darstellung erreicht. Der fünfte Kanzler liebt die Pointen und die Antithesen und hat sich gelegentlich vielleicht sogar im Stil am ersten Kanzler gebildet. Ähnlich wie Jagow gerät er in Wallung, wenn es sich um Rußland und seinen Kriegs- und Angriffswillen handelt. Beide sind dann besonders beflissen, sich klar und einigermaßen ohne Umschweife auszudrücken. Daß in Rußland die Kriegspartei zunächst noch nicht allmächtig war, wird übrigens von allen drei Beurteilern anerkannt. Mit Interesse liest man die Mitteilungen Helfferichs über seine Berliner Unterredungen mit Davydoff vom 26. bis 28. Juli 1914, dem zur Kokowzoffschen Friedensgruppe gehörigen Präsidenten der russischen Bank für auswärtigen Handel.

Schon die bisherigen, leicht vermehrbaren Angaben reichen zur Rechtfertigung des Urteils aus, daß Bethmann Hollweg, Jagow und Helfferich in ihren Arbeiten über den Kriegsausbruch manch treffendes Wort über Kriegspolitik, Kriegshetze, Kriegsvorbereitung des Verbandes gesagt haben. Es ließe sich daraus, so verschieden die drei Darstellungen unter sich auch sein mögen, schließlich doch ein einheitliches Gesamtbild entwerfen, dessen Grundzüge der Wahrheit bereits sehr nahe kommen. „Aufgerichtet ist der Holzstoß zum Weltbrande von Mächten der Entente. Deutschland hat die Scheite nicht zugetragen" (Beth-

[1]) Die sonstigen von ihnen preisgegebenen Geheimdokumente bieten für die Verhandlungen der dreizehn Tage so gut wie nichts. Um so größer ist ihr Wert für die Vorgeschichte im weiteren Sinne.

mann). Freilich werden durchweg mehr Urteil, Räsonnement und Charakteristik geboten als neues Material oder neue Gesichtspunkte. Trotzdem befindet man sich hier bereits auf einem einigermaßen festen Boden, und es sind nicht die bisher behandelten Teile dieser Bücher, die in erster Linie zur Kritik herausfordern.

Die schwierigsten Probleme berühren sie vielmehr erst da, wo sie als Anwälte oder auch als Kritiker der Politik der Mittelmächte auftreten. Nur die Politik des Kaisers erscheint ihnen insofern nicht als problematisch, als sie von Anbeginn ehrliche und überzeugte Friedenspolitik gewesen ist. Darin sind diese Zeugen völlig einig. Jagow hat das an dem Depeschenwechsel mit dem Zaren von neuem eindringlich gezeigt. Helfferich, dem es noch am meisten um die Bekanntgabe neuen Materials zu tun ist, verweist treffend auf sein Coblenzer Gespräch mit dem Kaiser vom 28. August 1914. Nicht minder tritt Bethmann Hollweg jetzt für seinen Herrn ein. Wer in die feindlichen Gedankengänge eingedrungen ist, kann ihm nur zustimmen, wenn er schreibt: „Es hat einer durch Kriegspsychose erklärlichen Unwahrhaftigkeit bedurft, um der Welt das haßerfüllte Zerrbild eines nach Weltherrschaft, Krieg und Blut lechzenden Tyrannen vorzutäuschen." Auch andere Äußerungen des Kanzlers über den Kaiser berühren sympathisch, und es ist eine gute Charakteristik kaiserlichen Strebens, wenn es von ihm heißt: „Stark und wehrhaft wollte er sein Volk; aber deutsche Mission, die ihm innerster Glaube war, sollte eine Mission der Arbeit und des Friedens sein." Auch gibt es im Rahmen der späteren Kriegsverhandlungen eine Aktion der deutschen Regierungen, die sich bereits an der Hand der bisherigen Veröffentlichungen klar erkennen läßt, und über die die Akten bald geschlossen werden können: das ist die deutsche Vermittlungspolitik, die sich keineswegs darauf beschränkt hat, englische Anregungen zusatzlos nach Wien weiterzugeben, sondern die auch aus eigenem Antriebe aussichtsvolle Vermittlungswege gezeigt hat. Noch der letzte durchaus gangbare vom 30. Juli deckte sich mit einem englischen fast ganz und hätte ohne das grausame Dazwischentreten der russischen Mobilmachung einen Ausgleich anbahnen können. Die deutschen Politiker, die jetzt wieder das Wort ergriffen haben, sind deshalb vollkommen im Rechte, wenn sie das Wesen, den Verlauf, die Ziele und die wenigstens vorübergehenden Erfolge dieser von den Feinden planmäßig verlästerten oder totgeschwiegenen deutschen Vermittlungspolitik eingehend darlegen. Wiederum bietet Bethmann Hollweg hier eine einleuchtende Rechtfertigung. Auch Jagow, der hier im besonderen Sinne als Mithandelnder zu bezeichnen ist, berücksichtigt die einschlägigen Maßnahmen sehr ausführlich. Ähnlich verhält sich Helfferich, dessen zusammenfassendes Urteil der Lage durchaus gerecht wird: „Es war also der Bemühung Deutschlands am Nachmittag des 30. Juli gelungen, die Wiener Regierung zu einem Schritt des Entgegenkommens zu veranlassen, der den bereits verschlossen scheinenden Weg zum Frieden wieder öffnete." Abgesehen davon, daß ein gründlicher Einblick in die Stärke dieser deutschen Vermittlungspolitik für eine Beurteilung der Schuldfrage unerläßlich ist, weshalb er auf feindlicher Seite geradezu unmöglich gemacht wird, gehört diese Vermittlungspolitik auch zu den für die reichsdeutsche Diplomatie und ihre Leiter besonders bezeichnenden Maßnahmen, und es ist deshalb gewiß kein Zufall, daß sich die drei Politiker so eifrig mit ihr

und ihren wenn auch nur vorübergehenden Erfolgen beschäftigen.

Alles andere aber in der Politik der Mittelmächte während der Kriegsausbruchsperiode ist stark umstritten. Trotzdem bemühen sich diese deutschen Politiker, die selbst zu einem Teile für diese Politik verantwortlich sind, ihren allgemeinen Geist und ihre einzelnen Wendungen zu rechtfertigen. Hier steht die Frage nach der Berechtigung des am 23. Juli 1914 von Österreich-Ungarn in Belgrad überreichten Ultimatums an der Spitze einer langen Reihe von Streitfragen, die seit Kriegsbeginn mit unermüdlicher Zähigkeit und wachsender Erbitterung behandelt worden sind. Bethmann Hollweg trägt jetzt kein Bedenken, die Schärfe des Ultimatums herzhaft zu verteidigen: „Sachlich konnte Österreich-Ungarn die serbische Gefahr nur meistern, wenn es scharf zupackte. Sammethandschuhe hätten die großserbische Propaganda nicht beseitigt und Rußland doch gereizt. Dann hätte man besser die Hände in den Schoß gelegt." Damit vergleiche man Jagows Satz: „Einer Anstiftung des Verbrechens [von Sarajevo] wird man die serbische Regierung nicht beschuldigen können, aber sie trug unzweifelhaft die moralische Mitschuld durch die von ihr genährten Tendenzen." Gegenüber all den außerordentlich schiefen Parallelen, die besonders von angelsächsischer Seite zwecks angeblicher Aufhellung des austroserbischen Konfliktes zugunsten der Zaren- und zuungunsten der Donaumonarchie ausgegraben worden sind, wirkt es geradezu befreiend, daß Jagow einmal ein wirklich treffendes Gegenbeispiel heranzieht: die vorsichtige Zurückhaltung, die Gortschakoff ungeachtet der damals in ihrer Maienblüte stehenden großrussischen Hetze gegenüber dem griechischen Schützling bekundet, verglichen mit der hart durchgreifenden, friedebrecherischen Interventions- und Protektoratspolitik Ssasonoffs gegenüber dem serbischen Vasallen. Auch Helfferich vermeidet eine Kritik der Serbienpolitik des Verbündeten. Der Historiker wird demgegenüber die Fehler der österreichisch-ungarischen Politik gewiß schärfer herausstellen, sowohl auf dem Gebiete der äußeren Handelspolitik gegenüber den Serben des Königreichs wie auf dem Gebiete der inneren Nationalitätenpolitik gegenüber den ungarländischen Serbokroaten. Aber auch er wird sich doch hüten müssen, die Schuld nur auf seiten des großen Staates zu suchen und den Satz ‚in dubio pro reo' nun einfach dahin zu verfälschen, daß er sich zum kritiklosen Anwalte der „kleinen Staaten" aufwirft, wie das auf angelsächsischer Seite seit alters gang und gäbe ist. Gerade wenn er seine vielfältige wissenschaftliche Erfahrung in den Dienst einer möglichst sachlichen Prüfung der Schuldfrage stellt, wird er darauf hinzuweisen haben, daß Österreich-Ungarn mit dem Statusquo auch sein Dasein und damit den Frieden verteidigte. Der unglückliche Ausgang des Krieges und die Zertrümmerung des habsburgischen Staates haben zur Genüge bewiesen, daß es keine Phrase war, wenn die Doppelmonarchie in der südslawischen Bedrohung eine Gefährdung ihres Daseins erblickte und danach handelte. Sie kämpfte tatsächlich um ihr Dasein, als sie sich zu dem Ultimatum entschloß. Darin liegt, wie auch der Reichskanzler jetzt wieder mit Recht betont, der grundstürzende Unterschied zwischen österreichisch-ungarischer Friedens- und russischer Kriegspolitik. Und ähnlich steht es mit der reichsdeutschen Politik: „Wir hatten", sagt Jagow, „höhere (weil auch durch

eigene Lebensinteressen bedingte) Pflichten zum Schutze Österreichs als diejenigen, die Rußland aus dem angemaßten Protektorate über den unruhigen Balkanstaat und seine slawischen Aspirationen für sich geltend machen konnte." Hier stimmt auch D. Schäfer trotz seiner sonstigen kritischen Haltung gegenüber der deutschen Diplomatie zu, wenn er schreibt: „Die Ententemächte... wollten erobern,... die Mittelmächte nur behaupten." Auch die politische Rechtfertigung der Nibelungentreue bei Bethmann Hollweg ist doch auf den gleichen Ton gestimmt. Ingleichen ist für Helfferich das „lâchez les Autrichiens" eine unmögliche Forderung.

Nicht minder heiß umstritten ist die weitere Taktik der deutschen Diplomatie während des letzten diplomatischen Kampfes vor Kriegsausbruch. Sie läßt sich in den beiden Formeln Nichtintervention und Lokalisierung zusammenfassen. Auch heute noch sind diese deutschen Politiker bestrebt, (nicht nur) jede dieser beiden Richtungen an und für sich als berechtigt, wenn nicht als einzig möglich hinzustellen. So bemüht sich insbesondere Helfferich, diese manchem Kritiker nur schwer verständliche Taktik als die folgerichtige Weiterbildung der während der letzten beiden Orientkrisen von 1908/09 und 1912/13 verfolgten und für die Aufrechterhaltung des Weltfriedens damals so förderlichen Taktik nachzuweisen. Damit aber nicht genug, wird beispielsweise vom Kanzler auch die noch weitergehende Anschauung vertreten, daß beide Grundgedanken, der der Nichtintervention Deutschlands in dem austroserbischen Konflikt und der der Lokalisierung dieses selben Konflikts sich gegenseitig bedingt, ja gefordert hätten. Der eine ohne den anderen wäre unausführbar gewesen und hätte alle Friedenspolitik unmöglich gemacht. „Wir hätten", meint der Kanzler, „den österreichisch-serbischen Konflikt von vornherein internationalisiert [europäisiert: nach dem treffenden Ausdrucke des Grafen Pourtalès], wenn wir aus der österreichischen Aktion eine deutsch-österreichische gemacht hätten. Jede Möglichkeit, den Streit zu lokalisieren, und wenn das nicht gelang, international zu vermitteln, hätten wir damit selbst aus der Hand gegeben. Denn von Inhalt und Form eines einmal ausdrücklich gebilligten Ultimatums hätten wir uns nicht wieder loslösen, wir hätten dann die ganze Vermittlerarbeit nicht verrichten können, die wir tatsächlich verrichtet haben, und die erfolgreich gewesen wäre, wenn sich die Gegenseite nicht kalt verschlossen hätte." — Aber hier eben setzt der Zweifel ein. Ist das nicht eine später ausgeklügelte Motivierung? Ist das Verhalten der deutschen Diplomatie wirklich so folgerichtig und geschlossen gewesen, wie es hiernach den Anschein hätte? War es zu verantworten, dem Verbündeten bei dieser Tat wenn auch nicht völlig, so doch in weitgehendem Maße freie Hand zu lassen, ihm für diese Tat wenn auch nicht eine Blanko-, so doch eine Eventualvollmacht auszustellen, deren Benutzung die schwersten internationalen Stürme entfesseln mußte? Der Beweggrund für diese sich in Nichtintervention und Lokalisierung erschöpfende Politik zuwartender Passivität lag doch nicht nur in der Rücksicht auf eine wirksame Durchführung der an sich gewiß nur zu billigenden Vermittlungspolitik, sondern auch in dem unklaren Verhältnisse zwischen der Wilhelmstraße und dem Ballplatz. Man scheute sich in Berlin vor schwarzgelber Empfindlichkeit. Man schwor

und hielt dem Verbündeten zwar die Nibelungentreue; aber man glaubte kein Mittel zu haben, ihn zur restlosen Aufdeckung seiner Karten zu zwingen. So kam es, daß nicht alle Pfeile im Wiener Köcher in Berlin vorgelegt wurden, daß ein Dokument wie die erwähnte Wiesnerdepesche dem Auswärtigen Amte unbekannt bleiben, daß die serbische Antwortnote mit unbegreiflicher Verspätung nach Berlin mitgeteilt werden konnte. Für die Aufdeckung solcher und ähnlicher Mängel leisten diese neusten Veröffentlichungen der an leitender Stelle mithandelnden, verantwortlichen Persönlichkeiten kaum eine Beihilfe. Hier rächt es sich, daß man mehr auf Räsonnement als auf tatsächliche neue, besonders die Technik der diplomatischen Geschäftsführung betreffende Mitteilungen bedacht gewesen ist. Was etwa Jagow über die Schwierigkeiten des von ihm Anfang 1913 übernommenen Staatssekretariats oder über die Geheimdiplomatie in gedrängter Kürze, oder was er über sein Gespräch mit Szögyeny am 28. Juli 1914 anführt, kann dafür nicht entschädigen. Es nimmt wunder, daß sich besonders der ehemalige Reichskanzler über diese Dinge fast völlig ausschweigt.

Die letzten Bemerkungen würden zu einer Kritik der drei Bücher hinüberführen, die hier jedoch im einzelnen nicht mehr gegeben werden kann, zumal sie so lange im Dunkeln tappt, solange die sonstigen Akten des Auswärtigen Amtes noch nicht veröffentlicht sind. An mehr als einer Stelle bieten die Betrachtungen des Reichskanzlers und seines Helfers einer solchen Kritik Angriffsflächen dar. Was Bethmann Hollweg zu den am meisten kritisierten seiner Aussprüche wie zu dem Worte vom Unrecht gegen Belgien und vom Fetzen Papier zu sagen hat, befriedigt vielleicht am wenigsten. Wer die feindlichen Gedankengänge kennt, wird den Schaden, den diese Aussprüche angerichtet haben, kaum überschätzen können. Ihm wird sich auch die Unterlassungssünde, daß der gegen Belgien geführte militärische Schlag diplomatisch nicht vorbereitet war, als solche immer wieder aufdrängen. Wie bei der u. a. von Falkenhayn und Helfferich scharf kritisierten Kriegserklärung an Rußland, der politischen Antwort auf die russische Mobilmachung, so versucht der Reichskanzler auch für den Durchmarsch durch Belgien sich durch den Chef des Generalstabs zu decken. Es heißt das erste Mal nur: „Seiner Ansicht habe ich mich angeschlossen“, und das zweite Mal mit einem etwas anderen Untertone: „Ich habe meine Ansicht der seinigen anpassen müssen.“ Das Ultimatum an Belgien ist für ihn weiter nichts als „die politische Ausführung eines militärisch als notwendig erkannten Entschlusses“. Auch heute noch scheint der Schreiber an dieser Rolle eines unselbständigen politischen Mandatars der Militärgewalt keinen Anstoß zu nehmen. Was aber den offenkundigen Schaden anlangt, den das Wort vom Unrecht gegen Belgien angerichtet hat, so existiert er seines Erachtens „nur in der Vorstellung derer, die darin ein Kampfmittel gegen mich gesehen haben“. Nur gegen den Reichskanzler? War es nicht auch ein Kampfmittel gegen das Reich? Zur „geschicktesten Regie“, das bekennt er jetzt selbst, sei er nicht fähig gewesen. Es sei ihm „nicht vollkommen verständlich..., wie man einen wirklichen Verteidigungskrieg überhaupt soll inszenieren können“... Daß er sich über Rußland und England getäuscht hat, wird von ihm jetzt ebenfalls zugestanden: „Daß

selbst russisches Denken davor zurückschrecken werde, ohne äußerste Not den furchtbaren letzten Schritt zu tun, habe ich zu Beginn der Krise ebenso angenommen, wie ich glaubte, daß auch England... die Erhaltung des Weltfriedens höher schätzen werde als seine Freundschaften." Man mag über die diesen und ähnlichen Sätzen zugrunde liegenden allgemeinen politisch-diplomatischen Anschauungen des fünften Kanzlers denken, wie man will; aber der Geist des ersten Kanzlers ist es jedenfalls nicht, der aus ihnen zu seinem Volke spricht. So führt eine Kritik des Buches zu einer Kritik des Mannes hinüber (ähnlich bei Jagow und Helfferich), für die die Zeit noch nicht gekommen ist. Anerkennung verdient aber, daß diese besiegten deutschen Politiker ihre Bekenntnisse in würdigem Tone vortragen. Am wenigsten Jagows Ausführungen vermögen hinzureißen oder auch nur zu erheben. Aber am Schlusse findet sich doch ein Satz, der in seinem tiefen Ernste sich einprägt: „Es ist unsre Pflicht, die Stunde des Unglücks mit Würde und Mut zu tragen, damit unsre gefallenen Helden sich ihres Volkes nicht zu schämen brauchen, und damit wir unsern Enkeln ein Erbe hinterlassen."

* * *

Von Anfang an ist es die deutsche These gewesen, daß die russische Mobilmachung letztlich den Krieg hervorgebracht habe. Diese These besteht noch heute, darüber sind auch alle deutschen Neuerscheinungen einig, in allen wesentlichen Punkten zu Recht. Schlechterdings auf keine deutsche Herausforderung konnte sich Rußland berufen Die Generalmobilmachung war sachlich unter keinen Umständen zu rechtfertigen. Es ist bezeichnend, daß die vom Petersburger Kabinette in Aussicht gestellte Note Explicative niemals verschickt worden ist. Auch abgesehen von den belastenden Enthüllungen des Ssuchomlinoffprozesses erweist sich die russische Mobilmachung immer wieder als diejenige Maßregel, die letztlich für den Ausbruch des Krieges verantwortlich zu machen ist. Von dem österreichisch-ungarischen Ultimatum an Serbien gilt dasselbe keineswegs in gleichem Maße; denn die Verhandlungen über seine Auslegung und Anwendung hätten auf Grund des seit dem 30. Juli im Werden begriffenen austrorussischen Ausgleichs friedlich und befriedigend weitergeführt werden können, wenn sie nicht durch die russische Mobilmachung zur Erfolglosigkeit verurteilt worden wären. In der Epoche von Agadir schrieb ein französischer Historiker, es sei nicht zu entschuldigen, wenn von zwei Verhandelnden der eine plötzlich einen Revolver auf den Verhandlungstisch lege. Dasselbe gilt, nur in unendlich verstärktem Maße, von der russischen Mobilmachung, die trotz aller Warnungen von deutscher und sogar von englischer Seite ihren unheilvollen Weg gegangen ist.

Wie in sich zwangsläufig, wie rein aggressiv-militärisch, wie ganz unabhängig von den Wendungen der diplomatischen Verhandlungen dieser Weg war, haben erst die neusten über alle einzelnen Etappen dieses Weges unterrichtenden deutschen Publikationen gezeigt: neben Eggeling die außerordentlich übersichtliche vom Großen Generalstabe veranstaltete Zusammenstellung: „Rußlands Mobilmachung für den Weltkrieg" und die sorgfältige Spezialstudie Hoenigers.

Schon die Untersuchungen über den Ssuchomlinoffprozeß und über die Tundutoffenthüllungen, die Hoeniger im April- und Augusthefte der Deutschen

Rundschau 1918 veröffentlichte, hatten neue Aufschlüsse geboten. Weitere findet man in seiner neusten Arbeit, die formal freilich im Stadium der Materialsammlung steckengeblieben ist. Ihr Wert liegt besonders in den neu erschlossenen und hier zum ersten Male benutzten archivalischen Quellen. Es sind die während des Krieges von den Deutschen erbeuteten „Geheimakten des Warschauer Militärbezirks [d. h. Armeeinspektion] und des ihm unterstellten VI. Korps aus den Jahren 1912—1914". Mit Recht verweist der Verfasser auf zwei Eigenschaften seines Aktenmaterials, die für den vorliegenden Zweck zu seinen Gunsten sprechen. Einmal handelt es sich um militärische, nicht um diplomatische Akten. Ihnen gegenüber hat der Verfasser deshalb Grund zu folgender Randbemerkung: „Die nackten Tatsachen militärischer Rüstung geben Anhaltspunkte, die ein zuverlässigeres Urteil über die obwaltenden Absichten gestatten als der oft mehrdeutige Wortlaut diplomatischer Kundgebungen [das gilt besonders von manchem Stücke des englischen Blaubuchs]... Selbst was in solchen diplomatischen Äußerungen als Wesen gelten darf, ist, soweit es in die Zukunft weist, noch nicht handfeste Wirklichkeit, sondern nur Zielsetzung. Der militärische Befehl, dem unweigerlich die Ausführung folgt, ist Tat." Freilich machen sich auch in diesen militärischen Akten, wofür viele Beispiele angeführt werden, manche Verschleierungen bemerkbar, öfters mit Rücksicht auf den zu hintergehenden Zaren. Andererseits sind diese Beuteakten lückenhaft, aber nicht nur in dem Sinne, wie es alle Beuteakten sind; sondern man hat Beweise dafür, daß die kompromittierendsten Stücke auf höheren Befehl sofort, wenn sie ihre Schuldigkeit im Geschäftsgange getan hatten, beseitigt worden sind. Die zivilen Stellen sind seit Ende 1912 sogar angewiesen worden, die Mobilisierungsakten samt und sonders zu vernichten. Den militärischen Stellen wurde auferlegt, die betreffenden Aktenbände wenigstens zu bereinigen.

Während der Mobilisierungsplan (das sog. Rospissanje) von 1910 nur einen defensiven Aufmarsch vorsieht, trägt bereits das Rospissanje Nr. 20 von 1912, das 1914 in Kraft tritt, einen ausgesprochen offensiven Charakter. Außerdem wird als neuer Begriff die sog. Kriegsvorbereitungsperiode eingeführt, d. h. „die der Eröffnung der Feindseligkeiten vorausgehende Periode diplomatischer Verwicklungen, in deren Verlauf alle Behörden die notwendigen Maßregeln treffen müssen für Vorbereitung und Sicherstellung des Erfolges bei der Mobilmachung". Diese neue Einrichtung umfaßt schon eine Reihe von Maßregeln, die in anderen Staaten erst der eigentlichen Mobilmachung angehören. Diese russische Mobilmachungspolitik der letzten Jahre vor dem Kriege ist aber nicht nur durch die wohlüberlegte und planmäßige Herausarbeitung des Angriffsgedankens, sondern auch durch eine bewußte Verschleierungstaktik ausgezeichnet. Erst dadurch erhält sie ihr charakteristisches Gepräge. Dies ist das wichtigste Ergebnis Hoenigers; für den Nachweis der Schuld Rußlands am Kriege gibt es den Ausschlag. Während nämlich das Warschauer Korps noch am 13. Oktober 1912 den klaren Befehl erhält, „daß die Verkündung der Mobilisation zugleich auch die Verkündung des Krieges gegen Deutschland ist", wird dieser Befehl schon einen Monat später — als sich inzwischen infolge des Ausbruchs des ersten Bal-

kankrieges die Weltlage wesentlich bedrohlicher gestaltet hat, weshalb sich auch Grey und Paul Cambon eben damals, am 22. und 23. November, zu ihrem vielberufenen, einen förmlichen Vertrag ersetzenden, freundlichen Meinungsaustausche veranlaßt sahen — in außerordentlich interessanten Verhandlungen der Chefs der Armeebezirksstäbe, die am 19. beginnen, ausdrücklich zurückgenommen und zugleich den diplomatischen Schritten die Rolle von Scheinmanövern zuerteilt, die nur den Zweck haben, den Fortgang der Mobilmachung zu verschleiern und dafür Zeit zu gewinnen. Es heißt in dem Protokolle der Petersburger Verhandlungen: „Die Anordnung, daß die Verkündung der Mobilmachung auch die Verkündung des Krieges ist, muß notwendigerweise aufgehoben werden. Eine solche Anordnung kann zu groben Mißverständnissen in den Beziehungen zu denjenigen Mächten führen, mit denen... die Eröffnung der Feindseligkeiten wenigstens nicht gleich beabsichtigt ist. Andererseits kann es sich als vorteilhaft erweisen, die Konzentrierung zu vollziehen, ohne die Feindseligkeiten zu beginnen, damit dem Gegner nicht... die Hoffnung genommen wird, der Krieg könne noch vermieden werden. Unsere Maßnahmen müssen hierbei durch diplomatische Scheinverhandlungen [wörtlich: künstliche diplomatische Verhandlungen] maskiert werden, um die Befürchtungen des Gegners möglichst einzuschläfern." Erst diese unerhört offenherzigen Sätze eines Geheimdokumentes geben zur Beurteilung der russischen Kriegsverhandlungen im allgemeinen und der aus Brutalität und Konnivenz so seltsam gemischten Diplomatie Ssasonoffs den richtigen Beurteilungsmaßstab. Es waren Scheinverhandlungen, die nicht im Interesse des Friedens, sondern im Interesse der den Frieden rettungslos gefährdenden russischen Mobilmachung geführt wurden.

So tut man bei Hoeniger tiefe Blicke in alle einzelnen Etappen der russischen Kriegsvorbereitungen. Zugleich wird der Nachweis geführt, daß Rußland noch nicht ganz fertig war, und die Gelegenheit wahrgenommen, den ursprünglich für den Losbruch ins Auge gefaßten Zeitpunkt genauer zu bestimmen. Bei keiner der kriegführenden Mächte, am wenigsten bei einer der Mittelmächte, gibt es irgend etwas, was mit dieser aufs peinlichste verschleierten und doch mit rücksichtsloser Tatkraft durchgeführten russischen Kriegsvorbereitung irgendwie den Vergleich aushalten könnte. —

Allgemeiner, aber leider in einen allzu engen Rahmen eingespannt ist D. Schäfers Schrift. Auch in ihr ist beinahe die Hälfte der Vorgeschichte im weiteren Sinne gewidmet, wobei auf die Kritik der deutschen Orientpolitik besonderes Gewicht gelegt wird. Bei der Darstellung der Kriegsverhandlungen bemüht sich Schäfer, den großen Schwierigkeiten, mit denen die deutsche Diplomatie zu ringen hatte, gerecht zu werden. Eine Reihe von Maßregeln der deutschen Regierung werden anerkannt und als berechtigt begründet, so die Ablehnung des Greyschen Konferenzvorschlages. Mit Recht macht der Verfasser auf die Widersprüche aufmerksam, die sich in der Beurteilung der Diplomatie des deutschen Botschafters in Wien, Freiherrn v. Tschirschky, in den feindlichen Veröffentlichungen finden. In ihrer Kritik müßte man freilich noch viel weitergehen. Besonderen Eifer verwendet Schäfer auf eine Verteidigung des deutschen Durchmarsches durch Belgien: „Nur vollendete Toren

können sagen, daß es [Deutschland] seine Armeen an der Grenze hätte aufstellen und so den Angriff des Feindes hätte abwarten sollen"; denn „jeder Krieg, der sich von vornherein auf die Verteidigung der Grenzen beschränkt, muß verloren gehen." Im übrigen wird die Bethmannsche Belgienpolitik verurteilt. Besonders unnachsichtig geht der Verfasser mit durch Sachkenntnis nicht getrübten Tagesströmungen wie der Hetze gegen den sog. Präventivkrieg ins Gericht. Im übrigen kann man gegenüber seinen skizzenhaften, oft geradezu etwas abgerissenen Ausführungen den Wunsch nicht unterdrücken, daß er sich insbesondere über die dreizehn Tage noch ein zweites Mal und dann wesentlich ausführlicher aussprechen möge. —

Aus der Schweiz war im ersten Kriegsjahre ein besonders gehässiger Angriff auf Deutschland in Sachen der Schuldfrage erfolgt. Richard Grelling hatte mit seiner ordinären Schmähschrift „J'accuse" einen weithin sichtbaren Holzstoß zur Verbrennung des deutschen Schädlings aufgeschichtet. Daß er damit der Entente einen unschätzbaren Dienst leistete, ergibt sich schon aus der Tatsache, daß sein Buch in Taschenformat den Besuchern britischer Konsulate im Auslande ausgehändigt wurde. Der Verfasser selbst verrät in edler Bescheidenheit, daß es „selbst in Norwegen in jedem Bauernhaus" zu finden sei. Habent sua fata libelli! Auch wenn man die deutsche Regierung mit der Schuld, den Krieg gewollt und hervorgerufen zu haben, belastet, wird man, wenn anders man noch sachlich zu urteilen vermag, das seichte Machwerk dieses Schweizer Dilettanten zu den Akten legen.

Der Krieg ist inzwischen beendet worden, und abermals erscheint ein Schweizer als Rufer im Streit. Diesmal vernimmt man jedoch einen anderen Ton. Wiederum heißt es: „J'accuse"; aber auf der Anklagebank sitzen diesmal nicht die Vertreter der Mittelmächte, sondern die verantwortlichen Leiter der Verbandspolitik. Der Verfasser des neuen Buches ist Dr. Ernst Sauerbeck in Basel, seines Zeichens Geschichtsphilosoph, also wie der Rechtsanwalt Grelling kein Fachmann, aber ein Mann, der erfüllt ist von wissenschaftlichem Verantwortlichkeitsgefühl und vom Streben nach deutscher Gründlichkeit. Durch den großen Umfang des Werkes darf man sich nicht abschrecken lassen Er erklärt sich zumeist daraus, daß der Verfasser fast die ganzen von den verschiedenen Regierungen veröffentlichten Dokumentensammlungen mit aufgenommen hat. Damit hat er aber auch das erste deutsche Monumentalwerk über die diplomatischen Kämpfe vor Kriegsausbruch geschaffen, und man kann nur bedauern, daß es nicht eher erschienen ist.

Die Behandlung der Schuldfrage ist von Anfang an ein Kriegsmittel zur Bekämpfung Deutschlands gewesen. Von Anfang an auch wurde dafür die Parole ausgegeben, mit zweierlei Maß zu messen: alles Licht für den Verband und allen Schatten für die Mittelmächte! Nach dieser Richtlinie ist im Lager der Feinde und ihrer kläglichen deutschen Mitläufer mit solchem Erfolge gearbeitet worden, daß ein alter Erfahrungssatz „Der Sieger hat immer Recht" darüber nachgerade in Vergessenheit zu geraten scheint. Jedenfalls hatte man sich stillschweigend oder nach sorgfältiger Verabredung darauf geeinigt, jede ernstliche Kritik an der Haltung des Verbandes zu vermeiden. Diesem papierenen und doch so einflußreichen Konzern gegenüber wahrt Sauerbeck seine volle Selbständigkeit.

Er ist mutig genug, sich nicht auf die Defensive zu beschränken, sondern zur Offensive überzugehen: er verteidigt nicht nur mit Erfolg die Mittelmächte gegen feindliche Vorwürfe; sondern er wagt es auch, die Kriegspolitiker des Verbandes vor den Richterstuhl der Geschichte zu laden. Dabei ist er, was seiner Arbeit einen besonderen Wert verleiht, nicht nur „östlich orientiert". Gewiß kommt die russische Gesamtmobilmachung als vornehmster Kriegsgrund auch bei ihm stark zur Geltung, und auf die russische Diplomatie fällt wieder manch kritisches Streiflicht. In diesem Zusammenhang werden auch die Akten des Ssuchomlinoffprozesses umsichtig verwertet, wobei mit Recht hervorgehoben wird, daß sie trotz ihres belastenden Zeugnisses noch zugunsten der Entente gefärbt sein müssen, da sie ja noch nicht im Zeichen der Leninschen Völkerverbrüderung, sondern gerade noch während des kurzen Intermezzos desperater Kerenskijscher Ententepolitik entstanden sind. Der Verfasser richtet nun aber seinen Angriff auch gegen die andere, die westliche Seite. Er enthüllt zunächst ebenfalls den wahren, einen dauernden Frieden gefährdenden Charakter der französischen Diplomatie, und zwar in einem Umfange, wie es bisher noch in keiner deutschen Darstellung geschehen ist. Schließlich wagt er sich auch noch an den großen Unparteiischen in London, an Grey, heran. Er macht der von Grey verantwortlich geleiteten englischen Politik den begründeten Vorwurf, daß sie gegenüber den russischen Wünschen ein erkleckliches Maß von wohlwollender Kritiklosigkeit bekundet habe und so trotz aller gegenteiligen Versicherungen beinahe von Anfang an nicht unparteiisch, sondern parteiisch gewesen sei, und zwar sowohl gegen die Mittelmächte wie gegen den Frieden. Dabei ist zu berücksichtigen, daß der Verfasser nicht einmal alles gedruckte Material benutzt, sondern sich vornehmlich auf die Farbbücher beschränkt. Aber er hat sich in ihre Welt wirklich eingelebt und ist so in der Lage, die mannigfachen Auslassungen, Verschweigungen, Färbungen, Schiebungen der feindlichen Veröffentlichungen scharfsinnig aufzudecken. Man hat bei dem Verfasser stets das beruhigende Gefühl, daß er sich durch keine feindliche Behauptung imponieren läßt, sondern im Gegensatze zu manchem leichtgläubigen Landsmanne einer jeden mit dem kritischen Geiste wahrer Wissenschaftlichkeit gegenübertritt.

Ein Vorzug dieser wichtigen Neuerscheinung liegt ferner darin, daß sie auch die Vorgeschichte des Krieges im weiteren Sinne hineinzieht. Aus Raumgründen geschieht es zwar nur kurz, aber unter Aufstellung fruchtbarer und teilweise neuer Gesichtspunkte. Die Urteile in diesen Einleitungskapiteln fallen noch mehr zuungunsten der Entente aus, deren Verfehlung, wie der Verfasser es ausdrückt, vor allem darin bestand, daß sie seit langem „Machtpolitik" trieb, ohne sich zu ihr zu bekennen. Der Verfasser hat sich deshalb auch nicht dazu verstehen können, die englische Einkreisungspolitik mit Anführungsstrichen zu versehen und sie so als ein Gebilde deutscher Angstzustände hinzustellen. Auch die Vorgeschichte des austroserbischen Konflikts kommt zu ihrem Rechte. Für die Zwangslage der Donaumonarchie hat der Verfasser alles Verständnis.

Sauerbecks Arbeit ist keine oberflächliche Tendenzschrift. Der Verfasser steht gewiß auf seiten der Mittelmächte. Es ist seine heilige Überzeugung, wenn er, was Maria Stuart



von der Königin Elisabeth sagt, auf Deutschland gegenüber der feinlichen Koalition anwendet: „Ermorden lassen kann sie mich, nicht richten!" Auf der anderen Seite ist er aber weit davon entfernt, nun überall den Anwalt der Mittelmächte zu machen. Technische und politische Mängel ihrer Diplomatie werden nicht verschleiert, sondern offen zugegeben; Mißgriffe und Unterlassungssünden werden als solche gekennzeichnet. Der Verfasser ist ernsthaft bemüht, sich über die Parteien zu erheben und, soweit das heute, bei so geringem zeitlichen Abstande, schon möglich ist, eine gerechte Beurteilung anzubahnen, Licht und Schatten angemessen zu verteilen. Die Arbeit eines so aufrechten Wahrheitssuchers trägt ihren Wert in sich selbst: sie wird nicht so bald vergessen werden, wenn sie auch, wie ihre kleineren Vorgängerinnen, von der Gegenseite totgeschwiegen werden wird. Die Wahrheit wird doch einmal siegen. Auf dem Wege zu ihr hat uns der Verfasser einen Schritt weiter geführt. Dafür gebührt ihm der Dank jedes unvoreingenommenen Wahrheitsfreundes.

Altertum und Gegenwart.

Von Alfred Körte.

II.

Meiner im vorigen Heft veröffentlichten Besprechung des von Alfred Giesecke angeregten Werkes „Das Gymnasium und die neue Zeit" lasse ich heute die Würdigung eines zweiten im gleichen Verlag erschienenen Buches folgen, das ein ergänzendes Seitenstück zu jenem ist.[1]) Hatten dort Männer der verschiedensten Lebenskreise ihre Überzeugung dargelegt, daß auch die neue Zeit das humanistische Gymnasium nicht entbehren kann, wenn unsere Kultur nicht unrettbar verarmen soll, so decken hier Gelehrte der verschiedensten Wissensgebiete das dichtmaschige Netz der ungezählten Fäden auf, welche unser gesamtes Kulturleben unlösbar mit dem Altertum verknüpfen. Stand dort die praktische Frage der Gestaltung unseres höheren Jugendunterrichtes im Vordergrund, so liegt hier der Schwerpunkt durchaus in der voraussetzungslosen wissenschaftlichen Forschung; aber wenn dort die Erörterung des Wertes und der Aufgaben unseres humanistischen Gymnasiums unwillkürlich immer wieder zu tiefgründigen kulturhistorischen Untersuchungen führte, so bricht hier bei den wissenschaftlichen Darlegungen nicht selten fast ungewollt die praktische Forderung durch, daß wir die mehr als tausendjährigen Zusammenhänge nicht durch Ausschaltung des Humanismus aus unserer Jugendbildung zerreißen dürfen. Dies Hin und Her praktischer und theoretischer Ausführungen ist keineswegs eine Schwäche beider Bücher, sondern ein großer Vor-

1) Vom Altertum zur Gegenwart, Die Kulturzusammenhänge in den Hauptepochen und auf den Hauptgebieten, Skizzen von F. Boll, A. Curtius, A. Dopsch, E. Fraenkel, W. Goetz, E. Goldbeck, P. Hensel, K. Holl, J. Ilberg, W. Jäger, H. Lietzmann, E. v. Lippmann, A. v. Martin, E. Meyer, L. Mitteis, L. Müller, E. Norden, J. Partsch-Freiburg i. Br., J. Partsch-Leipzig, A. Rehm, G. Roethe, W. Schulze, E. Spranger, H. Stadler, M. Wundt, J. Ziehen. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1919, 8°, VIII 306 S.

zug, denn es zeigt, wie fest unsere höhere Jugendbildung in der Wissenschaft verankert ist, und wie enge Fühlung unsere historische Wissenschaft mit den Lebensfragen unserer modernen Kultur hat. Auch eine andere Tatsache beweist in erfreulicher Weise die innige Verbindung unserer humanistischen Gymnasien mit der Wissenschaft: hatten in dem ersten Buche neben praktischen Schulmännern viele Hochschullehrer Zeugnis für das humanistische Gymnasium abgelegt, so finden wir unter den wissenschaftlichen Forschern des zweiten neben den überwiegenden Universitätsprofessoren auch praktische Schulmänner vertreten.

Es ist wieder eine stattliche Schar sachkundiger Männer, die dem Rufe Eduard Nordens und Alfred Gieseckes gefolgt sind. Freilich den 88 Mitarbeitern des ersten Buches entsprechen in dem zweiten, fast um die Hälfte stärkeren, nur 26, weil ja ausschließlich wissenschaftliche Forscher zu Worte kommen, und die Beiträge der einzelnen im Durchschnitt wesentlich länger sind. Naturgemäß beanspruchen die Vertreter der klassischen Altertumswissenschaft im weitesten Sinne hier erheblich mehr Raum als in dem Gymnasiumsbuch, aber sie machen doch nur die kleinere Hälfte der Mitarbeiter aus, neben ihnen stehen neuere Historiker (Dopsch, Goetz, v. Martin), Theologen (Holl, Lietzmann), Philosophen (Hensel, Spranger, Max Wundt), Juristen (Mitteis, Partsch-Freiburg), Germanisten (Roethe), Geographen (Partsch-Leipzig), Mathematiker (Konrad Müller), Naturwissenschaftler (v. Lippmann, Stadler); eine Anzahl Mitarbeiter hat zu beiden Werken Beiträge geliefert (Goldbeck, Hensel, Ilberg, Lietzmann, Eduard Meyer, Rehm, Roethe, Spranger), und es ist interessant zu sehen, wie scharf gerade diese ihre Aufgabe in beiden Fällen geschieden haben.

1.

Wie zu erwarten, ist der Aufbau des zweiten Werkes viel einheitlicher und geschlossener; glich das erste einem bunten Strauß, aus vielen Blüten nicht wahllos, aber doch ohne festen Plan zusammengebunden, so ist hier der reiche Stoff mit bewußter Kunst logisch gegliedert. Daß sich nicht alle Beiträge mit gleicher Bereitwilligkeit in das Kompositionsschema fügen, ist bei der großen Zahl der Mitarbeiter selbstverständlich. Im ganzen muß man bewundern, wie gut sich die einzelnen Aufsätze gegenseitig ergänzen und zugleich dem Gesamtplan unterordnen, stärkere Wiederholungen sind mir fast nur in den beiden an sich vortrefflichen Beiträgen von Holl über Staat, Kirche und Kultur und Lietzmann über Religion aufgefallen.

Die Gliederung des gesamten Stoffes ist kunstvoll, ohne künstlich zu sein. Voransteht ein allgemeiner einleitender Aufsatz von Werner Jaeger „Der Humanismus als Tradition und Erlebnis“, dann folgen als erster Hauptabschnitt „Die Zusammenhänge im allgemeinen“. Dieser Teil ist in sich chronologisch gegliedert, er beginnt mit dem Übergang von der Antike zum Mittelalter — wieder eingeteilt in „Äußere Kultur, Wirtschaft“, „Staat, Kirche und Kultur“, „Die Literatur des Übergangs der Antike zum okzidentalischen Mittelalter“ — dann schließen sich an „Die Wiederaufnahme der Antike im Mittelalter und in der Renaissance“, „Der Neuhumanismus“ und „Das 19. Jahrhundert und das Altertum“.

Der nächste, mehr als zwei Drittel des ganzen Buches einnehmende Hauptteil trägt die Überschrift „Die Zusam-

menhänge auf den einzelnen Gebieten". In nicht weniger als 17 Abschnitten, von denen der zweite noch wieder in sich geteilt ist, werden Staat und Wirtschaft, Recht, Pädagogik, Sprachwissenschaft, Geschichte, Literatur, Kunst, Religion, Philosophie und Weltanschauung, Mathematik, Weltbild und Physik, Geographie, Biologie, Chemie, Medizin, Technik, Astronomie behandelt. Einen letzten Abschnitt „Vom Werte der Übersetzung für den Humanismus" von Eduard Fraenkel vermag ich in den Grundplan des Werkes nicht recht einzugliedern, er wirkt als ein kurzes anorganisches Schwänzchen an dem stattlichen Körper; da der Aufsatz aber an sich sehr fein und beachtenswert ist, wird man sich dies Schwänzchen gern gefallen lassen.

2.

Als Leser denken sich die Herausgeber, wie sie in dem schönen wohl von Eduard Norden verfaßten Geleitwort sagen, „die große Masse der Gebildeten, denen daran gelegen ist, sich unter Leitung von Fachleuten ein Urteil über die Frage zu bilden, ob das Vermächtnis des Altertums wert ist, von der Gegenwart weitergehütet sowie zu ihrem eigenen und der Zukunft Nutzen gemehrt zu werden". Es ist zu wünschen, daß recht viele gebildete Laien sich der vortrefflichen Führung durch die Entwicklung unserer Kultur in mehr als zwei Jahrtausenden anvertrauen werden, aber es wird auch kaum einen Fachmann geben, der nicht aus der Gesamtheit der Einzelbilder reiche Belehrung schöpfen könnte. Fast alle Mitarbeiter haben es sehr gut verstanden, die Ergebnisse streng wissenschaftlicher Forschung so darzustellen, daß ein gebildeter Laie sie ohne übergroße Mühe aufnehmen kann, wenn auch natürlich manche Abschnitte, wie etwa Conrad Müllers Behandlung der Mathematik ziemlich hohe Ansprüche an Wissen und Aufnahmefähigkeit des Lesers stellen. Nicht ganz glücklich trifft es sich, daß gerade der erste Aufsatz, Werner Jaegers tiefe und eigenartige Betrachtung über den Humanismus als Tradition und Erlebnis, zu den schwierigsten Abschnitten des Buches gehört. Es ist dem Verfasser nicht überall gelungen, seine wahrhaft fruchtbaren Gedanken in eine so schlichte, kristallklare sprachliche Hülle zu kleiden, daß sie jedem Leser unmittelbar einleuchten werden, für mein Gefühl wenigstens steht die Fülle fremdsprachiger Kunstausdrücke und mitunter eine zu starke Bildermischung dem bezwingenden Eindruck im Wege.[1]) Die leichten Schlacken, die dem reinen Metall von Jaegers Gedankengängen anhaften, werden aber, denke ich, den Widerhall der tiefen Glockentöne nicht hemmen, die hier zuerst machtvoll angeschlagen werden, um dann in den Einzeluntersuchungen immer wieder als Untertöne mitzuklingen. Ich hebe einiges heraus: „Ein Zeitalter ohne alle Tradition hat es nirgendwo gegeben und wird es nie geben. Es wäre die grauenhafteste Verödung und Verarmung des Menschenlebens, die sich niemand auch nur vorstellen kann. Die Geschichte lehrt uns, daß die Tradition hin und her geht zwischen passiver Hinnahme und lebendigem Schaffen und Ringen, je nach der inneren Kraft der verschiedenen Zeitalter. Nach der Vorstellung der Geschichtsmechaniker, die sich in diesem Wahn für äußerst frei und aufgeklärt halten mögen, müßten die kraftvollen, selbstschöpferischen Perioden sich von der Tradition am freiesten gefühlt und

1) Auf S. 13 ist ein Satz durch ein Druckversehen unverständlich geworden.



sich daher am weitesten vom Altertum abgewandt, und nur die schläfrigen toten Zeiten könnten ihm angehangen haben. Die Geschichte zeigt etwas anderes, sehr Merkwürdiges. Gerade die Perioden, die als Weltenscheiden aus der Ebene des historischen Geschehens hervorragen, die am bewußtesten ihr eigenes Sein in ihrem Schaffen verkörpern, und alles, was bloße Tradition heißt, abzustoßen versuchen, sind die Zeitalter der Wiedererweckung des Altertums und der großen Renaissancen gewesen." Und, wie Jäger an anderer Stelle betont, diesen Zeiten hoher Kultur erscheint die Antike niemals „als Tradition, sondern umgekehrt als Gegengift und Schutzwehr gegen die Tradition", das Griechentum wird jugendlichen revolutionären Zeiten immer wieder „zum weithin leuchtenden Symbol des Schöpferischen überhaupt". „Nicht um glatte Nachahmung eines Ideals geht es, sondern um weit Größeres, um Zielrichtung des eigenen neuen Strebens, um Weihe und Abklärung des eigenen, tief beunruhigten Schaffens."

3.

Es ist ganz unmöglich, im Rahmen dieser Besprechung allen einzelnen Untersuchungen gerecht zu werden. Auch viele Leser werden die 17 Kapitel des zweiten Hauptteils, deren jedes ja eine Einheit für sich bildet, nicht hintereinander durchlesen wollen, sie werden sie zunächst vornehmen, wie man einen Teller voll schöner reifer Kirschen vornimmt, man sucht sich bald hier bald da eine heraus, die besonders saftig und süß ausschaut, und schließlich wird es, denke ich, dem Leser gehen wie dem Kirschenesser —, ehe man sich's versieht, ist die letzte Kirsche aufgespeist, und auch diese letzte war süß. —

Mehr Anspruch darauf, im Zusammenhang gelesen zu werden, erheben die vier Kapitel des ersten Hauptteils, welche in chronologischer Folge die allgemeine Stellung der verschiedenen Epochen zum Altertum vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert hindurch verfolgen. Im Interesse der geschlossenen künstlerischen Komposition mag man es bedauern, daß der erste Abschnitt vom Übergang der Antike zum Mittelalter nicht auch wie die drei folgenden einem Bearbeiter anvertraut, sondern auf drei verteilt worden ist, aber sachlich ist es durchaus berechtigt, daß diese entscheidende Epoche von einem Historiker, einem Kirchenhistoriker und einem klassischen Philologen behandelt wird. Alle drei Forscher gelangen auf verschiedenen Wegen zu demselben Ergebnis, daß nämlich der Bruch zwischen Altertum und frühem Mittelalter bei weitem nicht so schroff, die Fülle der aus jenem in dies hinübergeretteten Kulturgüter wesentlich größer ist, als Laien anzunehmen pflegen, und gerade die Übereinstimmung im Ziel bei so verschiedenen Ausgangspunkten sichert den Aufsätzen von Dopsch, Holl und Norden eine erhöhte Wirkung. Ich persönlich habe wohl am meisten aus Dopsch' Aufsatz über äußere Kultur und Wirtschaft gelernt, der in höchst glücklicher Ausnutzung der römisch-germanischen Forschung des letzten Menschenalters lehrt, wie in fast allen wirtschaftlichen Dingen die Germanen unmittelbar auf den römischen Grundlagen weiterbauen. Das gilt nicht nur vom Städtebau — „die ganze Anlage der frühmittelalterlichen Städte, der Stadtplan, der Verlauf der Hauptstraßen, folgt den antiken Grundlinien, nicht nur in den



großen rheinischen Emporen, sondern ebenso auch im Süden und an der Donau" —, es gilt ebenso von Gewerbe und Landwirtschaft: Die frühmittelalterliche Keramik ist von der spätrömischen manchmal kaum zu unterscheiden, die Glasfabrikation wird mit freilich vergröberter Technik fortgesetzt, der Schmuck an Fibeln, Ohrringen, Gürtelbeschlägen und Schnallen zeigt den gleichen Charakter von Konstantin bis Karl den Großen, die römischen Werkzeuge der Weinkultur gleichen durchaus den im Mittelalter verwendeten, und Hausgeräte von der Saalburg stimmen oft mit den noch heute in Westdeutschland verwendeten überraschend überein. Wichtiger noch ist, daß die spätrömische Boden- und Flureinteilung bis auf den heutigen Tag in der Wetterau teilweise erhalten ist, und daß manches, was man früher als Eigenart der fränkischen Agrarverfassung aufgefaßt hat, z. B. das Gemeineigentum der Markgenossen an Grund und Boden, jetzt als unmittelbare Fortführung römischer Institutionen erkannt ist.

Aus Holls meisterhaftem Aufsatz über Staat, Kirche und Kultur, der auf 12 Seiten eine erstaunliche Fülle von Belehrung zusammendrängt und dabei doch in jedem Satze klar und verständlich bleibt, möchte ich den bedeutungsvollen Eingang hierhersetzen: „Die Geschichte der Antike mündet in die Geschichte der christlichen Kirche. Denn die Kirche war bereits zu Ausgang der alten Zeit die dem Staat an innerem Zusammenhalt und an Selbstgefühl überlegene Macht geworden, sie hatte zugleich alle Kräfte der Kultur in ihren Dienst gestellt, und sie war die einzige Einrichtung, die aufrechtstehend aus der alten in die neue Zeit hinüberging. So ist sie das weltgeschichtlich bedeutsame Zwischenglied zwischen unserer Gegenwart und der Vergangenheit geworden." Was sich die Kirche als brauchbar für ihre Zwecke aus den Gebieten der antiken Philosophie, Geschichtschreibung, Redekunst, Philologie aneignete, freilich nur ein dürftiger Ausschnitt aus der alten reichen Fülle, das blieb unmittelbar lebendig, und so hat die Antike im Mittelalter „wirklich gelebt, so gut wie die lateinische Sprache im Mittelalter eine lebende Sprache war". Zu den hinübergeretteten Kulturgütern gehören, wie Eduard Norden im folgenden Aufsatz vortrefflich ausführt, auch die festen Literaturformen; „sie gelangten als unverlierbare Größen ins Mittelalter, das sie wohl umschuf und verprägte, aber doch wie Münzen, die dauernd ihren Kurs behielten, der Neuzeit übermittelte". Es wird manchen Laien sehr überraschen, bei Norden festgestellt zu sehen, daß unser protestantisches Kirchenlied eines Martin Luther und Paul Gerhardt nicht nur aufs engste mit den Hymnen des Ambrosius zusammenhängt, sondern sich formell bis ins 5. Jahrhundert v. Chr. zurückverfolgen läßt.

Wie das frühere Mittelalter die Antike angeschaut hat, finde ich bei Walter Goetz treffend ausgedrückt: „Mit der Völkerwanderung war das Ende aller schöpferischen Kultur in der Antike erreicht. Seitdem war hier ein abgeschlossenes Ganzes, versunken in dichten Nebel, von allen wohl geahnt, von den wenigsten noch irgendwie deutlich gesehen. In dieser Ahnung aber lag zugleich eine schrankenlose Bewunderung und eine Bereitwilligkeit zur Unterordnung — man empfand das eigene Nichts im Vergleich mit der einstigen Vollkommenheit." In immer erneuten Anläufen sucht das Mittelal-



ter sich der versunkenen Welt voll Größe und Herrlichkeit zu bemächtigen, zuerst in der Zeit Karls des Großen, dann in der Ottos des Großen, endlich in der Scholastik, die Goetz sehr richtig den „Schrittmacher der Renaissance" nennt. „Die Geschichte der Antike im deutschen Mittelalter ist eine Folge von Herübernahmen der Antike in das deutsche Geistes- und Kunst- und Staatsleben. Aber diese Rezeptionen vollziehen sich im Verhältnis zur Aufnahmefähigkeit der neuen Kulturen — bei jeder Rezeption verstärkt sich der geistige Gehalt und die Wirkung des Gegebenen."

Es könnte auffallen, daß die stärkste und nachhaltigste dieser Rezeptionen, die Renaissance, die zu dem bisher fast allein herrschenden Römertum nun auch das Griechentum der Menschheit zurückerobert, in dem Buche verhältnismäßig kurz behandelt ist; es erklärt sich das daraus, daß diese Bewegung weiten Kreisen der Gebildeten ungleich bekannter ist als die vorangegangenen Strömungen gleicher Art und deshalb knapper gewürdigt werden konnte.

In weitem Sprung führt Paul Hensels Aufsatz von der Renaissance zu dem Neuhumanismus eines Winckelmann und Lessing, Herder, Goethe und Humboldt, Wolff und Boeckh, in dem er mit Recht „eine vorwiegend deutsche Angelegenheit" sieht, denn „so mächtig auch seine Wirkung außerhalb Deutschlands später geworden ist", hat er sich doch in anderen Ländern niemals so entschieden durchsetzen können wie in dem seiner Entstehung. Bei den Neuhumanisten geht „der eigentliche Erkenntnisweg zu den Hellenen, und damit wird zurechtgerückt und nachgeholt, was in der ersten Renaissance nicht vollständig geleistet worden war". Von größter Bedeutung ist es, daß diese Neuhumanisten bei aller Bewunderung des Hellenentums doch der Antike wesentlich freier und selbständiger gegenüberstehen als die Humanisten der Renaissancezeit. Die Gefahr, im Altertum den Kanon zu sehen, nach dem sich alles geistige Schaffen richten müsse, wird allmählich überwunden, weil die Zeit vor allem in Goethes Dichtungen Werte hervorbringt, die sich neben die höchsten Leistungen des Altertums stellen dürfen. Eine Fortsetzung der neuhumanistischen Linie von Goethe und Humboldt bis auf Nietzsche, Rohde, Burckhardt und Wilamowitz gibt dann Sprangers Schlußkapitel dieses Hauptteils, und gewiß wird man ihm zustimmen, wenn er es als Ziel der modernen Altertumswissenschaft hinstellt „aus fortschreitender Selbstbesinnung über unser Leben die Antike zu verstehen, und aus diesem Verständnis wieder unser eigenes Leben seelisch auszuweiten, zu läutern und zu erhöhen".

4.

Die 18 Bearbeiter der Zusammenhänge auf den einzelnen Gebieten haben ihre Aufgabe sehr verschieden aufgefaßt, und gerade diese Verschiedenheit macht das Gesamtbild bunt und reizvoll. Zwei Grundtypen, die durch mannigfache Übergänge miteinander verbunden sind, lassen sich scheiden: Die einen legen das Hauptgewicht auf eine Darstellung der tatsächlichen Verhältnisse, die auf ihrem Gebiet im Altertum geherrscht haben, und zeigen dabei, daß die meisten der unsere Zeit beschäftigenden Fragen auch schon dem Altertum vorlagen und mit mehr oder minder Glück zu lösen versucht worden sind, das Altertum wird dabei gleichsam eine Parallelerscheinung zur



Gegenwart. Die anderen behandeln zwar auch die antiken Leistungen in den Grundzügen, aber sie schildern vornehmlich, wie die neuere Zeit zu ihnen Stellung genommen, sie sich angeeignet oder abgelehnt, sie fortgesetzt und überboten hat; hier erscheint die moderne Kultur als die Fortsetzung der Antike. Beide Behandlungsweisen haben ihre Berechtigung und ihren Reiz. Als charakteristisches Beispiel der ersten Art führe ich Eduard Meyers Aufsatz „Staat und Wirtschaft" an, der mit knappen klaren Strichen, wie Meyer sie so meisterhaft zu ziehen weiß, ein Bild der staatlichen und wirtschaftlichen Probleme des Altertums und ihrer Lösungsversuche entwirft. Der Staat als Träger der Macht und Schirmer des Rechts, Aristokratie, Plutokratie und Demokratie in ihren reinsten Formen, Agrarstaat und Industriestaat, die Vernichtung der Landwirtschaft durch den Industrialismus, der die Arbeit großer Sklavenmengen nicht entbehren kann und zu ihrer Ernährung auf das überseeische Getreide angewiesen ist, staatlicher Partikularismus und Einheitsbestrebungen, Nationalismus und Weltbürgertum, theoretische Gesetzgebung und praktische Staatsgründung, alles wird uns am Altertum erläutert, und immer wieder klingt aus der historischen Betrachtung die ernste Mahnung an den Leser heraus: „Tua res agitur".

Als besonders gutes Beispiel der zweiten Behandlungsart nenne ich den ungemein fesselnden Aufsatz über Geschichtswissenschaft von A. v. Martin. Auch er skizziert zunächst die Leistungen und Methoden der alten Historiker und führt dabei mit Recht Seecks Ausspruch an: „Es dürften sich sehr wenige Gesichtspunkte in der allerneuesten Geschichtschreibung finden, deren erste Keime sich nicht schon bei Thukydides nachweisen ließen"; aber viel eingehender bespricht er die Stellung, welche die späteren Historiker zu den antiken einnehmen. Die ängstliche Anlehnung der mittelalterlichen Historiker an ihre römischen Muster bezeichnet v. Martin als das natürliche Verhalten einer kindlichen Kulturstufe gegenüber ihrer Erzieherin und Lehrerin. „Und indem die mittelalterlichen Geschichtschreiber die antiken nachahmen — im Großen wie im Kleinen, in der Anlage und Anordnung wie in Beschreibungen, eingeflochtenen Reden, Exkursen über Länder und Völker und allgemeinen Betrachtungen, bis zur Entlehnung ihrer Ausdrucksweise, ihrer Bilder und Gleichnisse, Phrasen und Wendungen — bilden sie sich an ihnen bis zu einer erst teilweisen, dann allmählich sich steigernden Selbständigkeit." In der Renaissance wird dann Wetteifer mit der Antike nicht Nachahmung die Losung. Die im Mittelalter schlummernde Kritik erwacht und wendet sich auch gegen die antiken Vorbilder, und an der Vergleichung — „das Mittelalter verglich noch nicht — schulte sich wie die Kritik so auch die gesamte Geschichtsauffassung". Immer bleibt neben der Erfahrung die Antike die Lehrmeisterin, selbst eines Macchiavelli. Erst in der Zeit der Aufklärung „werden dann die inhaltlichen Vorzüge der antiken Geschichtschreibung endgültig Allgemeingut; in formaler Beziehung schafft die Zeit sich ihren eigenen modernen Stil" (Voltaire).

Ganz auf diesen zweiten Behandlungstypus eingestellt ist auch eine der glänzendsten Perlen des Werkes, Roethes köstliche Behandlung der deutschen Literatur im Verhältnis zur Antike. Von hoher Warte läßt er uns un-



ser ganzes deutsches Schrifttum überschauen von den Anfängen unter Karl dem Großen an bis zu den antikisierenden Dramen eines Werfel und Hasenclever, und für jede Zeit und jede Richtung findet er das schlagend charakterisierende Wort. Es ist ergreifend zu lesen, wie gerade dieser glühende Patriot, der Vertreter der germanischen Philologie an Deutschlands erster Hochschule, am Schluß seines Aufsatzes das Griechentum zu Hilfe ruft für den Kampf um unser Volkstum: „Unseres Volkes bester Teil ist heute schwer gefährdet. Noch vor Monaten hätten wir für unmöglich gehalten, daß die rohen Lehren der Weltbeglückung, die für dumpfes Slawentum passen mögen, in Deutschland irgendwo offene Ohren und Herzen finden könnten. Wir haben uns bitterlich überzeugt, daß die Deutschen das reine adlige Volk nicht mehr sind, das sie einst uns schienen. Der griechische Geist, der schon zwei- oder dreimal unser feinstes und eigenstes Sein entbinden half, tut uns wieder dringend not. Aber auch der „Römerpatriotismus", der feste Sinn für strenge staatliche Ordnung, den Goethe an den Römern und an den — Preußen schätzte, muß wieder stark in uns werden. Wie dürften wir daran denken, uns und unser geistiges Schaffen vom Altertum zu lösen? Wir brauchen die Alten mehr denn je, um uns selbst wiederzufinden."

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über die Aufsätze, welche die exakten Wissenschaften und die Technik behandeln. Es wird manchen Laien erstaunen, daß auch die Leistungen des Altertums auf diesen Gebieten von kundigen Beurteilern in ihrer Bedeutung für die moderne Entwicklung so hoch gewertet werden. Selbst eine Wissenschaft, die das Altertum noch gar nicht besaß, die Chemie, ist nach dem Urteil v. Lippmanns auf antiken Fundamenten aufgebaut. In der Afterwissenschaft der Alchemie, aus der die Keime der modernen Chemie sich entwickelten, lebten unter aller abstrusen Phantastik doch auch wahrhaft fruchtbare Gedanken der alten Philosophen und Naturforscher fort, die zur vollen Wirkung kamen, als die Zeit für sie reif war. Das, was einsichtige Vertreter der modernen Naturwissenschaften an ihren griechischen Vorgängern schätzten, drückt besonders glücklich Boll in seinem Aufsatz über Astronomie aus: „Es ist der Geist der echten Wissenschaft selbst, der den heutigen Forscher aus den Leistungen seiner griechischen Vorgänger als etwas Verwandtes anspricht und ihm die Gewißheit gibt, ihre Arbeit fortzusetzen."

Die mittellateinische Philologie.

Von Karl Vossler.

Der mittellateinischen Philologie ergeht es wie einem sehr schönen Mädchen ohne Mitgift. Von vielen wird sie hofiert, aber kaum einer will sie zur Herrin seines ganzen geistigen Strebens erheben. Welcher Germanist, Romanist, Anglist, welcher Theologe oder Historiker des Mittelalters und seiner Kultur wäre nicht bereit, ihr gelegentlich einen kleinen Dienst zu erweisen, oder, noch lieber, sich einen großen von ihr gefallen zu lassen. Und doch erkennt man sie eigentlich nicht als eine vollwertige selbständige Philologie mit eigenen Aufgaben und Arbeitsnotwendigkeiten an, wenigstens nicht im praktischen und erzieherischen Verstande des Wortes. Grundsätzlich und in der Theorie wird freilich niemand ihr diesen Rang bestreiten wollen. Denn warum sollte nicht, so gut wie es innerhalb oder neben der germanischen Philologie eine englische und skandinavische gibt, neben der klassischen auch eine mittellateinische Philologie sich aufbauen dürfen? Besonders wer sich gewöhnt hat, in den Philologien überhaupt nur eine Gruppe von geschichtlichen Hilfswissenschaften zu sehen, wird jeder beliebigen Spezialphilologie aufs bereitwilligste ihr Plätzchen gönnen. Aber nicht um diese passive und gutmütige Art der Anerkennung ist uns zu tun. Eine solche braucht in unserer geduldigen Gelehrtenwelt nicht erst erkämpft zu werden.

Die e c h t e Anerkennung, um die von den wenigen Vertretern der mittellateinischen Philologie seit Jahrzehnten schon mit großer Mühe, aber unter ungünstigen äußeren Bedingungen und daher mit sehr spärlichen Erfolgen gerungen wird, ist die aktive: sie will lebendige Mitarbeit haben und tatkräftige Förderung und richtigen Blick vor allem für die Eigenart der Aufgaben und Probleme dieser Philologie. Der außerordentliche Professor Dr. Paul Lehmann, Privatdozent der mittellateinischen Philologie in München, hat mit seinem ersten Vortrag in der bayerischen Akademie der Wissenschaften um diese t ä t i g e Anerkennung seines Faches zu werben verstanden.

Lehmanns „Aufgaben und Anregungen der lateinischen Philologie des Mittelalters" (Sitzungsberichte der bayer. Akad. d. Wiss. Philosoph.-philol. Kl. **1918, 8. Abhandlg. 59 SS. 8⁰)** sind zunächst eine persönliche Schrift, aber im guten, d. h. bescheidenen Sinne des Wortes. Er maßt sich nicht an, das ganze Arbeitsfeld abzustecken, er will nur diejenigen Aufgaben herausheben, die ihm als einem Schüler von Ludwig Traube die nächsten und vordringlichen scheinen. Es entspricht denn auch ganz dem scharfen und tiefen Geiste dieses Meisters, wenn alles, was sich vorerst nur als Hilfswissenschaft darstellt, seinen wissenschaftlichen Eigenwert durch nichts anderes gewinnt als durch die Gründlichkeit, mit der es angefaßt wird.

So die p a l ä o g r a p h i s c h e n A u f g a b e n, die zunächst auf zeitliche und örtliche Bestimmung der Handschriften zielen, die aber alsbald den Verfasser zu einer Reihe gedankenreicher und origineller Darlegungen über die Entstehung der karolingischen Minuskel weiterführen, über den dabei tätigen Einfluß des irischen und angelsächsischen Schreibgebrauches in Fulda, in St. Gal-

len, Echternach, Westfalen; sodann über die Ausbildung der humanistischen Schrift, der sogenannten Antiqua, die in Nachahmung der Minuskel des 9. und 10. sowohl wie auch des 11. und 12. Jahrhunderts entstanden sei. Und damit deutet Lehmann, ohne es eigentlich auszusprechen, von den Fragen der Nachahmung und Entlehnung aus auf ein Psychologicum hin, das in der Schriftgeschichte nicht weniger wirksam ist als in der Sprachgeschichte. Denn auch hier stehen seelische Einfühlungen und Impulse mit den Überlieferungen und Erstarrungen der Formen in einem Widerspiel und in jenem Wechselverhältnis von Individuum und Gemeinschaft, das dem der psychologischen und grammatischen Kategorien in der Sprachwissenschaft durchaus analog ist. Erst sofern dieses erfaßt wird, kann die Paläographie zu wissenschaftlicher Selbständigkeit gedeihen. Und wo wäre das Material für eine solche Wissenschaft so reich und günstig in zeitlicher und räumlicher Lagerung hingebreitet wie in den Schreibstuben des Mittelalters, in denen das Schreiben noch eine ehrsame Kunst war, die ihren Charakter und ihre Stile hatte?

Daß Lehmann, der durch sein mustergültiges, monumentales Werk über „Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz" (I. Band, die Bistümer Konstanz und Chur), München, C. H. Beck, 1918, 599 S. groß 8⁰, der Gelehrtengeschichte einen unschätzbaren Dienst erwiesen hat, über Buchwesen u. dgl. die feinsten Bemerkungen zu machen und die fruchtbarsten Anregungen zu geben hat, versteht sich beinahe von selbst.

Was die sprachwissenschaftlichen Aufgaben des Mittellateiners betrifft, so hält Lehmann das Unternehmen eines *Thesaurus linguae latinae medii aevi* wohl mit Recht noch für verfrüht. Wir dürfen hinzufügen, daß für semasiologische und onomasiologische Wortforschung hier noch so gut wie alles zu tun bleibt. Denn es gibt, wie ich zum Teil im Gespräch mit dem Verfasser selbst erfahren habe, spezifisch mittellateinische „Wörter und Sachen", z. B. auf dem Gebiet des klösterlichen Schreibwesens, der mönchischen Gemütszustände *(acidia, meditari)*, des Vagantentums u. dgl., Dinge, deren sprachlich-sachliche Sondergeschichte gewiß nicht weniger anziehend und wichtig ist als jene vielbetriebenen Forschungen über das Sägen, Dreschen, Melken, Fischen, Spinnen und Haspeln im Galloromanischen usw.

Über das „barbarische, pedantische, muffige, küchenmäßige" Gerüchlein des mittelalterlichen Latein die Nase zu rümpfen, gilt zwar heute nicht mehr als geschmackvoll. Aber noch immer wird die ganze Literatur dieses unantiken Latein von unsern Gymnasien ferngehalten. Offenbar zittert man für die Reinheit des grammatikalischen Sprachgewissens unserer klassizierenden Jünglinge und ahnt nicht, wieviele wertvolle erzieherische Kraft man damit dem Gemüt, der Phantasie und einer modernen Geistesbildung vorenthält. Von der gewaltigen seelischen Arbeit, die aus der Verflachung der späten Antike die Menschheit wieder in die Tiefe geführt, die alten Werte zerbrochen und neue Tafeln aufgerichtet hat, von den großen Denkern und Dichtern, von Augustin und Boethius, von der *Regula Sancti Benedicti*, von Hymnen und Sequenzen, von so kernigen Deutschen, wie es der Dichter des Ruodlieb, oder der des Ludus de Antichristo, oder Otto von Freising waren, von Dantes tiefsinnigem Buch über Volkssprache und Mundart, von der Imitatio Christi, von Erasmus

bekommen sie keine Zeile zu lesen. Es klafft im Bildungsplan unserer Gymnasien zwischen antikem und modernem Geist eine riesenhafte Lücke, die durch Staaten- und Kriegsgeschichte und durch einige mittelhochdeutsche und neusprachliche Lektüre notdürftig und eilfertig überbrückt wird. Mit Recht fordert Konrad Burdach in seinen beherzigenswerten „Betrachtungen über unsere künftige Bildung" (Deutsche Renaissance, 2. Aufl. Berlin 1918), daß „der griechische und lateinische Unterricht auf dem deutschen Gymnasium der Zukunft den alten Grundzug der gesamten sogenannten klassischen Philologie endlich mit voller Entschlossenheit abstreife", nämlich den Zug der lediglich rückwärts gewandten Betrachtung, bei der die Antike immer nur in sich selbst gespiegelt wird, während ihre fortzeugende Wirkung und Umbildung ins Mittelalterliche und Moderne zu kurz kommt. Das erste, was hier geschehen müßte, wäre die Herstellung von brauchbaren mittellateinischen Lesebüchern und Chrestomathien für Gymnasien sowohl wie für Hochschulen. Lehmann macht auch in dieser Richtung beachtenswerte Vorschläge. Hat man einmal solche Bücher, dann wird von den Unterrichtsstunden, in denen ciceronianische Redekünste grammatikalisch aufgezwirbelt oder stilistisch wieder zusammengeflochten werden, sich doch vielleicht die eine oder andere frei machen lassen für das biedere Latein eines jener großen mittelalterlichen und christlichen Menschenherzen.

Wenn aber eines unserer neuesten Ministerien für Volksbildung in aufklärerischem Übereifer etwa befürchten sollte, daß durch die mittellateinische Lektüre unsere Jugend zu reaktionären Romantikern verbildet werde, so zeugte das von einseitiger Kenntnis dieser Literatur. Denn gerade in ihr liegen die Keime und Frühlingssäfte, die das Bewußtsein der Persönlichkeit, die Kritik des blinden Dogmenglaubens, die philosophische Selbstbesinnung zutage getrieben haben. In ihr sind die wirksamsten Gegengifte und Sprengstoffe gegen Gewissenszwang und gedankenlose, gewinnsüchtige Frömmelei destilliert worden. Man denke an Abälard, an die Goliarden, an die vielen mittellateinischen Satiriker, von denen die Waffen der Ironie und des Pessimismus gegen Philistertum und heuchlerische Selbstzufriedenheit schon lange geschmiedet wurden, bevor die Schriftsteller der Volkssprachen sie zur Hand nahmen.

Dank den neuesten Forschungen der Germanisten und Romanisten wird es mit jedem Tage uns klarer, wie tief die Nationalliteraturen der Deutschen, der Franzosen, der Italiener in dem gemeinsamen Nährboden des mittellateinischen Schrifttums und Bildungswesens verwurzelt sind. Um die zähen, verästelten Zusammenhänge aufzudecken, kraft deren uns das Nibelungenlied und die Chanson de Roland, der Reineke Fuchs und der Roman de Renart, Walter von der Vogelweide und Dante als Kinder einer und derselben Mutter erscheinen, kann die Arbeit der Germanisten und Romanisten allein nicht genügen. Wenn sich unser Auge für die Verwandtschaft und geistige Gemeinsamkeit der abendländischen Kulturnationen wieder schärfen soll, so brauchen wir Gelehrte, die sich die Erforschung der mittellateinischen Überlieferungsgeschichte zur Lebensaufgabe machen. Wie viel hier zu tun bleibt, und welches etwa die vordringlichsten Fragen sind, darüber mögen die Meinungen geteilt sein. Lehmann hat auch hier seine zielbewußten Vorschläge gemacht. Darin jedenfalls sind alle Sachverständigen sich einig.



daß das mittellateinische Schrifttum und Bildungswesen die europäischen Völker zu einer Einheit der Gesinnungen, Denkgewohnheiten und Gefühle verbrüdert und zu einem unsichtbaren Bunde zusammengeführt hat, der haltbarer war als eine durch Wirtschaftsverbände, Verkehrswege und Schlafwagengesellschaften gewährleistete Internationalität. Sich ernstlich wieder auf jene Geistesgemeinschaft von ehedem besinnen, das wäre in unserer heutigen Lage kein weltfremdes Geschäft mehr. Einige Unterrichtsstunden im Gymnasium, und wenigstens an den größeren Universitäten eine etatmäßige Professur für Mittellatein, so wenig aktuell es klingen mag, so gehörte es doch als ein kleines, natürliches, nicht unwichtiges Glied in das System einer deutschen Politik der Völkerversöhnung.

Unter dem Druck der letzten Kriegsjahre haben die Unterrichtsverwaltungen der deutschen Bundesstaaten miteinander gewetteifert in der Bereitstellung von Mitteln für Auslandsinstitute aller Art. Lehrstühle für osteuropäische und überseeische Angelegenheiten, besonders auch Lektorate für Ungarisch, Bulgarisch, Serbisch, Ukrainisch, Polnisch, Türkisch, Rumänisch mußten uns für diese oder jene Universität als wünschenswert erscheinen. Heute hat manche unserer Forderungen an Dringlichkeit verloren. Inzwischen ist in Göttingen das Ordinariat für mittellateinische Philologie, das ein so bedeutender Gelehrter wie Wilhelm Meyer aus Speyer inne hatte, verwaist und in München seit zwölf Jahren die Professur des tiefsten Forschers auf diesem Gebiete, Ludwig Traubes, ohne Nachfolge geblieben. Nur die Universität Berlin hat das Extraordinat für Mittellatein, das der opferfreudige Enthusiasmus eines Paul von Winterfeld ihr mühsam hatte erringen müssen, heute das einzige im ganzen Großdeutschland, sich zu erhalten vermocht. Wir sind im Begriff, eine gediegene Tradition, um die uns französische und italienische Gelehrte beneidet haben, in Vergessenheit sinken zu lassen. Wenn man sich nun fragt, was für unsere akademische Jugend ersprießlicher ist: die Erlernung kulturarmer Balkansprachen oder die Befruchtung ihres Geistes und Gemütes mit mittellateinischem Universalismus, so sollte, meine ich, nach den Erfahrungen des Weltkriegs, die Wahl uns nicht schwer fallen.

Expressionistisches Drama.

Von Oskar Walzel.

Walter Hasenclevers neueste Schöpfung, das Schauspiel in fünf Aufzügen „Die Menschen", geht in seiner sprachlichen Formung und in den Bräuchen, die es der Bühne vorschreibt, völlig ab von seinen ersten beiden großen Dramen, dem „Sohn" und „Antigone". Schon „Antigone" hatte ganz andere Ausdrucksmittel verwertet als der „Sohn". Der Unterschied war so beträchtlich, daß wenigstens nach der Seite dramatischer Formung die zwei Stücke auch von zwei verschiedenen Verfassern herrühren könnten. Noch mehr bezeugen die „Menschen", wie rasch Hasenclever sich von einer Art der Gestaltung zur andern wendet.

Die Sprache der „Menschen" erinnert an die letzten Versuche August Stramms. In meiner Darstellung der deutschen Dichtung seit Goethes Tod (S. 325) verzeichne



ich, wie Stramm von den ekstatischen Sätzen seiner „Sancta Susanna" weiterschritt zu einer Wortgebung, die neben jähen Gebärden bloß noch einzelne Wörter wie bange Schreie seinen Gestalten zuweist. In den „Menschen" hat gleichfalls jeder und jede immer nur ein Wort oder zwei oder drei zu sagen. Häufig verlangt wie bei Stramm eine Bühnenanweisung nur Mimik.

Hasenclever sucht also noch nach einem Stil, der den geistigen Gehalten seiner Werke entspricht. Ebenso sucht der ganze sogenannte Expressionismus noch immer nach seiner rechten sprachlichen Ausdrucksform. Es ist wichtig, daß ihm weit rascher und unmittelbarer seine geistigen Ziele sich auftaten als deren künstlerische Formung.

Gerade umgekehrt war es seinerzeit beim Werden des Naturalismus. Eine naturalistische Form prägte sich zwingender aus als ein naturalistischer Gehalt. Mindestens entdeckte man bald, daß es nicht unbedingt notwendig war, naturalistischen Dichtungen nur das Elend der Armen zuzuweisen, daß mehr dank einem Zufall als vermöge innerer Notwendigkeit der Naturalismus in seinen Anfängen wesentlich Armeleutepoesie war.

Die bildende Kunst des Expressionismus läßt ihre Formabsichten leichter erkennen als die Ausdrucksdichtung. Und wären sie auch nur zu empfinden dank dem Befremden, das sie wachrufen. Wieder einmal bewegen uns gut horazisch die Seheindrücke viel stärker als die Eindrücke des Gehörs. Oder wehrt sich das Wort, der Träger eines gedanklichen Inhalts, gegen die Unwirklichkeiten, die von der Ausdruckskunst vorgebracht werden, kräftiger als die Farbe und die Linie?

Der große Anteil, den an der Ausdruckskunst und an ihren Absichten Verneinung hat, macht es den Ausdruckskünstlern überhaupt schwer, eine einheitlich bejahende und zielweisende Gebärde zu finden. Doppelt schwer wird ihnen, aus solch unverkennbarer Neigung zum Verneinen eine feste Sprachformung bejahend zu erreichen. Auch der Naturalismus barg viel Verneinung in sich. Er verneinte die Kunst und die Lebensanschauung seiner nächsten Vergangenheit, ganz wie die Künstler von heute. Aber im Gegensatz zu der damals herrschenden Richtung suchte er der Wirklichkeit um jeden Preis näherzukommen. Das gab ihm ein festes und eindeutiges Ziel. Heute gilt es, die Wirklichkeit um jeden Preis zu überwinden. Stete und unentwegte Annäherung an die Wirklichkeit vollzieht sich wesentlich auf einer einzigen Linie. Auf unzähligen Wegen kann von der Wirklichkeit abgegangen werden. Darum war der Naturalismus verhältnismäßig einheitlich, während der Expressionismus, zunächst der dichterische, eine Fülle von Möglichkeiten weist.

Eine der älteren Begriffsbestimmungen des Expressionismus lautet: grundsätzliche Umbildung der Wirklichkeit auf dem Wege intellektueller Erzwingung. Heute dürfte an dieser Begriffsbestimmung der Ton, den sie auf das Intellektuelle legt, schon befremden. Nicht aus dem Verstand, sondern aus der Ekstase will jetzt die Ausdruckskunst schaffen. Allein die grundsätzliche Umbildung der Wirklichkeit ist bestehen geblieben. An Bildern des Expressionismus verspüren wir sie mühelos. An Werken der Wortkunst fällt sie, soweit das künstlerische Mittel der Wortkunst, das Wort, mitzusprechen hat, fast nur durch eine unverkennbare Neigung zu ungewohnter, also auch vielfach unverständlicher Gestaltung der Sprache auf. Daß die neuesten Dichter unverständlich seien, ist ein beliebter Vorwurf ihrer Gegner.



Auch der Naturalismus und in weiterm Verlauf die Eindruckskunst überhaupt griffen nach einer neuen Sprache. Die Formel und Losung hieß damals: neues Sprachblut der Dichtung zuführen. Lange ehe der deutsche folgerichtige Naturalismus diese Losung ausgab, hatte man sich in Paris von der Sprache der Akademie freizumachen versucht und der Mundart den Eingang in die Dichtung eröffnet, vor allem der Sprache der Gasse. Fortan aber bot die Eindruckskunst wirklich Außerordentliches in einer ungemeinen Bereicherung der Ausdrücke, die den einzelnen Eindruck immer genauer und lebendiger in Worte umsetzten. Wendungen erstanden, die so haarscharf trafen, daß neben ihnen alle überlieferte Art der Wiedergabe von Sinneneindrücken wie ganz äußerlich und unzureichend erschien. Es war als hätte man jetzt erst gelernt, seine Sinne zu gebrauchen.

Der Kunst von heute liegt gar nichts daran, Züge der Wirklichkeit zu treffen. Wenn sie daher neues Sprachblut zuführt, so dient es keineswegs einer gerechteren Wiedergabe der Welt. Es soll nur seelisch tiefer aufwühlen. Darum wirkt Erneuerung und Bereicherung des Wortschatzes jetzt weit weniger wie ein zweckvolles Mittel, den eigentlichen künstlerischen Absichten nahezukommen. Besser ist, was heute gesucht wird, durch neuartiges Verknüpfen der Wörter, durch ungewohnte Wortstellung und Satzbildung zu erreichen. Schon seit recht langer Zeit bereitet sich das vor. Schon Rilke fügt Wort an Wort, ohne sich an die Bindungen zu halten, in denen Wörter uns geläufig sind. Daß Klopstock und Hölderlin zu den Ahnherren solcher überraschender und schwerübersehbarer Verknüpfung von Begriffen zählen, sei nur flüchtig angedeutet. Oskar Kokoschkas neuestes Drama „Orpheus und Eurydike“ bietet auf jeder Seite Belege erregender und aufpeitschender Seltsamkeiten im Ablauf der Worte. So sagt am Eingang zum Orkus zu Beginn des zweiten Aufzugs Orpheus:

Was hast du gieriger Orkus Deinen Schatten umgeworfen schon
übers ganze Leben ihnen, die Du aufnimmst, allen.
Jetzt mehr um mich!
Nun kein, nicht ein letzter Augenblick in Schmerzen mehr?
Nachdem, wie vielmal, die Selbstsucht ihn abgrundtief durchmessen.
Ein Glied, ein Zug an mir verräterisch noch?
Kein Zucken vor dem letzten Handel!
Eurydike! Orpheus ist zum Sterben aller Hoffnung bar.

Da ist kein Wort neu und ungewohnt. Dennoch wirkt das ganze fremd und darum neuartig. Ursache ist auch die Art, in der ein Satz eingebettet wird in die Verse, die einen wenig fühlbaren Rhythmus, dafür aber am Ende starke Pausen haben. Nur mit mächtiger seelischer Erregung vorgetragen, gewinnen diese Verse ihr künstlerisches Leben, rechtfertigt sich vor dem lauschenden Ohr die Umstellung der Worte, das Abgehen von der gewohnten Wortabfolge.

Kokoschka ist heute natürlich nicht der einzige, der solche Sätze wagt. Der neusten Lyrik sind sie geläufig. Ich nenne Albert Ehrenstein oder Johannes R. Becher. Sternheim neigt zu eigenwilliger Wortstellung und Wortverbindung mehr noch in seinen Erzählungen als in seinen Dramen.

Kokoschka aber ist ein vorzüglich wichtiger Fall, weil sicherlich der gleiche Formwille seiner zeichnenden Hand ihre Striche und seiner Wortdichtung ihre krausen Linien vorschreibt. Der expressionistische Maler und Zeichner Kokoschka legt wie seine nächsten Kunstgenossen seine Kraft nicht in die Fülle und die Abstufung der Farben, sondern in die Führung der Linie. Seine und über-

haupt expressionistische Dichtung überläßt ebenso der Eindruckskunst das vielgestaltige Kolorit und gefällt sich nur in starken Strichen.

Aus solchem Formgefühl ergibt sich die Neigung zum Typischen, die der Ausdruckskunst anhaftet. Als einer der ersten Deutschen verzichtete Kokoschka auf die individualisierenden Namen des Personenverzeichnisses und begnügte sich mit der Reihe: Mann, Frau, Jungfrau, Mutter und Knabe, Männer, Weiber. Folgerichtig verschwinden die ausgetüftelten seelischen Verwicklungen der Eindruckskunst. Zugleich wird alles sprunghafter, überstürzter. Das langsame Vorrücken des Eindrucksdramas, die langwierige Erörterung des Drum und Dran ist aufgegeben.

Wiederum hatte der wirklichkeitsfrohe Naturalismus eine leichtere Aufgabe zu lösen. Ihm war nur vorgeschrieben, der Wirklichkeit näher und immer näher zu kommen. Wie rasch, mögen auf diesem Wege immerhin auch Schwierigkeiten zu überwinden gewesen sein, sich ein Kanon naturalistischer Bühnenkunst ergab, bewährte einst die erste Aufführung von Hauptmanns „Versunkener Glocke", bewährte das Staunen, mit dem man sie aufnahm und ihre Versuche, einzelne Bräuche des Naturalismus abzutun und zu älterer Übung zurückzukehren.

Selbst ein echter Künstler wie Ibsen konnte meinen, daß nicht nur für den Augenblick, sondern für alle Zeiten Vers, Monolog und Beiseitesprechen auf der Bühne erledigt seien. Er erblickte im Vers nur noch etwas wie eine Tierart, die im Aussterben ist. Doch sogar nach solcher Einseitigkeit war es denkbar, eine noch naturalistischere Bühnenform zu erbringen, die wie etwas völlig Neues und wie ein vollkommenes Abweichen von dem bisher Üblichen empfunden werden konnte. Holz und Schlaf vollbrachten diese Leistung in ihrer „Familie Selicke" von 1890. Nun konnte Fontane von eigentlichem Neuland reden. Nicht länger ging es nur hinaus auf eine Fehde gegen gang und gäbe Anschauungen von Anstand und Zulässigkeit. Jetzt war die Bühnenform des Naturalismus bis ins kleinste festgelegt. Oder vielmehr: ein letztes und äußerstes Ziel war bestimmt, bis zu dem der naturalistische Dramatiker gehen mochte. Nun kam zu dem Verzicht auf Vers, Monolog und Beiseiterede noch die Beschränkung auf einheitlichen Ort und einheitliche Zeit. Die alten vielbekämpften Regeln des Aristoteles, wie die Franzosen des 17. Jahrhunderts sie faßten, gelten mehr oder minder auch für Ibsens „Rosmersholm" und für Halbes „Jugend", sie gelten unbedingt für die „Familie Selicke".

Die „Versunkene Glocke" aber setzt ein mit einem Selbstgespräch in Versen. Als bei der Uraufführung am 2. Dezember 1896 der Vorhang des Deutschen Theaters in die Höhe ging, stand eine einzige Gestalt auf der Bühne und sprach in gebundener Rede. Mit Staunen, ja mit Schrecken erkannte man, daß Hauptmann sich nicht länger an die strengen Vorschriften des Naturalismus, noch weniger an die Form der „Familie Selicke" binden wolle. Zaghaft genug ist das Selbstgespräch Rautendeleins gestaltet. Zuerst spricht sie die „Sumserin von Gold", die Biene an, die sie beim Kämmen ihres rotgoldenen Haares stört. Dann ruft sie nach Nickelmann, endlich unterhält sie sich mit ihrem Spiegelbild im Brunnen. Und wie hier am Eingang ist auch im weitern Verlauf des Dramas das Selbstgespräch immer noch Ansprache, also zur Not geschützt gegen den naturalistischen Vorwurf der Unmöglichkeit und Unwirklichkeit. Allein trotz solchen Zugeständnissen bleibt in der „Versunkenen Glocke" genug übrig, was nur wie bewußter Ver-

zicht auf naturalistische Form gefaßt werden kann und auch in diesem Sinn wirkte.

Lange dürfte es noch dauern, ehe die Vorstellung von expressionistischer Bühnengestaltung so feste Umrisse gewinnt, daß eines Tags ein Drama, in dem die expressionistische Form beiseitegeschoben wird wie die naturalistische einst durch die „Versunkene Glocke", eine ähnliche Überraschung bedeuten kann wie dieses Märchendrama Hauptmanns. Die expressionistische Bühnenform ist auch vorläufig noch viel zu unbestimmt, als daß Parodien, wie sie dem naturalistischen Drama rasch erstanden, schon sich eingestellt hätten.

Nur begreiflich ist, daß der Ausdrucksdichter im allgemeinen das Gegenteil naturalistischer Griffe übt. Vers, Selbstgespräch, das Beiseite sind ihm geläufig. Allein das Versdrama ist seit der „Familie Selicke" schon längst wieder im Gange. Und das Selbstgespräch setzte sich nach der „Versunkenen Glocke" bald wieder, und zwar ohne jede Verschleierung, im Versdrama durch. Neu ist bestenfalls im Drama der Ausdruckskunst, daß es Selbstgespräch und Beiseite noch in ungebundener Rede und bei Darstellung der unmittelbaren Gegenwart zuläßt.

Ferner geht der Ausdrucksdramatiker ab von der Einheit der Zeit und des Orts. Er legt größere zeitliche Zwischenräume zwischen die Aufzüge. Er läßt nur selten durch alle Aufzüge ein einziges Bühnenbild bestehen. Dramen, die solche Vereinheitlichung jetzt noch anstreben, bezeichnen sich selbst als Übergangserscheinungen.

Die Eindruckskunst hatte Schritt für Schritt einen Ablauf seelischer Vorgänge vorzuführen. Sie konnte zwischen den einzelnen Haltpunkten dieses Ablaufs um so weniger größere Zwischenräume ansetzen, als ihr ja viel daran lag, den seelischen Vorgang aus kleinsten und unwägbaren Nebenumständen abzuleiten. Die Stimmung des Augenblicks oder wenigstens einer kurzen Zeitspanne, diese Stimmung überdies begründet auf die Umwelt, also auch auf das Reinörtliche: solche Bedingungen sind den Menschenseelen der Eindruckskunst von entscheidendem Wert. Ganz anders meint es der Ausdruckskünstler. Er arbeitet mit größeren Zügen, mit weitschichtigerer Linienführung. Er schwingt sich ohne Bedenken von einer Stufe seelischer Entwicklung zu einer andern, mag sie noch so entfernt sein. Ihm ist der Mensch, ist dessen Seelenleben nicht Ergebnis einer Menge kleiner Anlässe, sondern der gewaltigen, alle Alltagsübel und alle Kleinlichkeiten des Lebens überwältigenden Tat des menschlichen Geistes.

Auf der Bühne wirkt sich die Absicht der Ausdruckskunst aus im Verzicht auf die wenigen Aufzüge des Eindrucksdramas. Es ging nicht gern über vier Aufzüge hinaus. Eine längere Reihe von Bildern oder „Spielplätzen" tritt jetzt an die Stelle des festeren Gerüsts der Aufzüge. Ernst Barlachs „Armer Vetter" wahrt in seinen zwölf Abschnitten immer noch eine gewisse Einheitlichkeit der Zeit. Von einem Ostertag geht es weiter bis zum nächsten Morgen. Ein guter Teil der Handlung spielt während der Nacht. Volle vierundzwanzig Stunden werden nicht erreicht. Fast jeder Abschnitt beansprucht ein besonderes Bühnenbild, aber weit ist der Umkreis nicht; Heide an der Oberelbe, ein Wirtshaus zu Lüttenbargen.

Viel beweglicher ist in seinen acht Bildern Hanns Johsts „Junger Mensch". Größere zeitliche Zwischenräume liegen zwischen den Bildern. Von einer deutschen Universitätsstadt geht es in die Schweiz. Reinhard Goering, dessen „Seeschlacht" Zeit und Ortseinheit in ungewöhnlich strengem Sinn durchführen konnte, leiht seinem Schauspiel „Der

Erste“ in elf Bildern nicht nur volle Freiheit der Bewegung. Eine gewisse Zeitlosigkeit entfernt das Stück von aller Vereinheitlichung, mag immer eines der Bühnenbilder fünfmal erscheinen. Rolf Lauckner benötigt für die neun Bilder von „Christa die Tante“ nur ein einziges Haus und ein paar Zimmer dieses Hauses. Desto freier schaltet er mit der Zeit. Sein „Sturz des Apostels Paulus“ ist in zwölf Abschnitten auch örtlich minder gebunden. Julius Maria Beckers „Passion in vierzehn Stationen“, die er „Das letzte Gericht“ nennt, läßt so Ort wie Zeit ins Grenzenlose verschwimmen.

Ganz neu ist die Technik der vielen Bühnenbilder mit reichem Wechsel des Schauplatzes und mit großen Zeitzwischenräumen nicht. Strindberg dürfte zum Vorbild dienen. Aber schon Grabbe, besonders in seiner Spätzeit, pflegt diese Bühnenform. Büchners „Wozzeck“ mit seinen fünfundzwanzig Abschnitten läßt vollends alle neueren Versuche hinter sich. Am denkwürdigsten jedoch ist, daß ein Stück aus der Frühzeit des Naturalismus trotz seiner Einteilung in drei Aufzüge eine beträchtlichere Zahl von Bildern umfaßt als die Dramen des Expressionismus. Überhaupt erstaunt man, sooft man es in die Hand nimmt, wieviel es in Gehalt und Formung, in Stimmung und sittlicher Haltung den Dichtern der Gegenwart vorweggenommen hat. Es ist Wedekinds Spiel von 1891: „Frühlings Erwachen“. Es zerfällt in neunzehn Abschnitte.

Entscheidend wichtig ist bei solcher Technik der vielen Bilder, ob gleichlange Abschnitte hergestellt oder auch Bilder von wenigen Zeilen eingefügt werden. Lauckner machte in „Christa die Tante“ ein Bild ungefähr so groß wie das andere. Im „Sturz des Apostels Paulus“ bot er schon einen „Spielplatz“ von nur etwa einer halben Seite. „Frühlings Erwachen“ geht nicht ganz so weit. Da hatte Büchner schon mehr gewagt. Noch viel mehr aber in Goethes Jugendzeit sein Genosse Lenz. Goethes „Götz“ und der „Urfaust“ (in Auftritten, von denen einer in die endgültige Gestalt des „Faust“ überging) sind fast, aber nicht ganz so kühn wie Lenz.

Das Bild von wenig Zeilen gab einer grundsätzlich unnaturalistischen Bühnengestalt den letzten und wichtigsten Anstoß. Das ist ja überhaupt die Bedeutung der vielen Bühnenbilder: sie machen der tiefeingewurzelten und daher ungemein widerstandsfähigen und schwerbekämpfbaren naturalistischen Bühneneinrichtung ein Ende. Viel stärker als der gedruckte Wortlaut eines naturalistischen Stücks bezeugte der umständliche und schwerbewegliche Apparat, den die naturalistischen Bühnendichter für die Aufführung benötigten, ihre Formabsichten. Bekannt, um nicht zu sagen berüchtigt sind die endlosen Szenenangaben des Naturalismus, die besonders Innenräumen so viel Einrichtungsstücke zumuteten, daß nur langwierige Arbeit diesen ganzen Kleinkram immer wieder aufbauen konnte. Hier lag vielleicht der wichtigste Anlaß für die naturalistische Vereinheitlichung des Orts. Der Bühne und der Aufführung konnte es nur dienen, wenn der vielgestaltig umständliche Aufbau während des ganzen Abends stehenbleiben durfte. Die Bühnenmaler, Bühnenmechaniker und Requisitenmeister aber fanden an naturalistischer Einrichtung so viel Gefallen, daß sie sich gewöhnten, Dramen völlig unnaturalistischer Richtung, nicht nur Schiller, auch Shakespeare, mit naturalistischen Mitteln darzustellen. Gerade weil solche Versuche schweres Geld kosten, führen sie immer wieder dazu, den kostspieligen Apparat, der für ein Stück beschafft wurde, für andere Stücke zu verwerten. Und so drängt er sich immer noch auf, sogar wenn die Spiel-



leitung längst von den Zielen des Naturalismus abzugehen gesonnen ist.

Stücke mit vielen Bildern, Stücke vor allem mit sehr kurzen Bildern rufen dringend nach andern und einfacheren Bühnenmitteln. Max Reinhardt, der einst zu den kraftvollsten Förderern der naturalistischen wirklichkeitsechten Bühne, dann aber bald auch der Technik einfacherer Mittel zählte, fand für die lange Bilderreihe von „Dantons Tod“ im Jahre 1915 eine Darstellungsform, die den raschen Wechsel des Schauplatzes schier hemmungslos durchführte. Büchner verlangt in „Dantons Tod“ vielleicht noch mehr vom Maschinisten als in „Wozzeck“. Reinhardt hob durch Lichtkegel, die er auf den Mittelpunkt der Bühne lenkte und die alles übrige im Dunkel beließen, immer nur einen eng umgrenzten Umkreis heraus, groß genug, daß notwendigste Andeutung des Orts sich ergab, Die technische Aufgabe war glänzend gelöst. Der Gesamteindruck aber gewann etwas Traumhaftes und Unwirkliches, was auch dem expressionistischen Streben nach Unwirklichheit entspricht.

Tatsächlich forderte schon eine verwandte Gestaltung der Bühne der Dichter, der am Eingang des deutschen Ausdrucksdramas stand, aber zu früh abgerufen wurde, um in mehr als einem einzigen Stück seine vorwärtsführenden Absichten zu verwirklichen. Wenn überhaupt ein Drama die letzten Ziele der Ausdruckskunst so genau bestimmt, wie einst die „Familie Selicke“ das bindende Muster naturalistischer Bühnendichtung mit den starken Zügen eines Paradigmas bot, so ist es Reinhard Sorges Spiel „Der Bettler“ von 1912.

Schon der erste Aufzug arbeitet mit neuen Mitteln, die verwandt sind den Griffen Reinhardts bei der Aufführung von „Dantons Tod“. Ein Berliner Kaffeehaus ist der Schauplatz. Aber nur selten ist der ganze Raum beleuchtet. Vielmehr fällt das Licht eines Scheinwerfers jetzt auf diesen, dann auf einen andern Teil der Bühne. Zuweilen dient auch ein Beleuchtungskörper, der auf der Bühne selbst angebracht ist, zur Erhellung eines Ausschnitts. Immer aber bleibt dann alles übrige im Dunkel. Und wenn einmal die ganze Bühne belichtet ist, so lenkt Sorge doch wieder die Blicke der Zuschauer nur auf einen kleineren Umkreis, indem er etwa vorschreibt, daß nur eine einzige Gruppe volle Aufmerksamkeit hat, während das übrige Publikum des Kaffeehauses gedämpft spreche und nur Dekoration sei. Zu dämpfen sei auch das Geräusch der Geschirre.

Deutlich läßt sich erkennen, daß Sorge die Gefahren naturalistischer Darstellung eines Kaffeehauses ausschalten will, die aus bloßer Freude an treffender Wiedergabe der Wirklichkeit die sogenannte Komparserie zu laut werden läßt.

Ehe das Licht auf eine andere Stelle der Bühne gerichtet wird, tritt Verdunklung ein. Oder aber ein Vorhang schließt sich und ein Auftritt spielt vor diesem Vorhang. Gleich zu Beginn des ersten Aufzugs, und ehe der Kaffeehaussaal zu erblicken ist, wird Spiel vor dem Vorhang vorgeschrieben. Der Kaffeehaussaal ist hinter dem Vorhang gedacht. Sehr gedämpfter Stimmenschall läßt sich hinter dem Vorhang vernehmen.

Spiel vor dem Vorhang, das wechselt mit Auftritten bei offener Bühne, stört jederzeit die Bühnentäuschung. Denn die Entfernung von Wirklichkeit und Schauspiel verändert sich dabei. Und jede Verschiebung solcher Art erschüttert unsere Fähigkeit, der Illusion teilhaftig zu bleiben. Die Romantik und verwandte Richtungen lieben es, diese Erschütterung mit Absicht zu wecken. Gern wird das zu einem mutwilligen Scherzspiel weitergetrieben. Sorge aber meint es ganz anders.

Er arbeitet grundsätzlich mit einem steten Wechsel in der Entfernung von Wirklichkeit und Bühnenvorgang. Schon im ersten Aufzug läßt sich das noch an anderm spüren als an dem Nacheinander von Auftritten bei geschlossenem und bei offenem Vorhang. Neben Auftritten, die unverkennbar die Züge der Wirklichkeit wahren, bestehen Auftritte von deutlich fühlbarer Unwirklichkeit, mindestens von einer Stilisierung, die nur Typen und nicht Persönlichkeiten zuläßt. Einmal sitzen drei Herren und unter ihnen die Hauptgestalt des Stückes an einem Tische und speisen. Sie führen ein ernstes Gespräch. Es ist wichtig für den Gang der Handlung. Der Kellner geht ab und zu. Ein andermal tobt sich eine Schar von Kokotten, bloß typisch gefaßt und nur episodenhaft eingefügt, in wildem Gerufe und Geschrei aus. Ihre Stimmen kommen dem grellen und nackten Eindruck des Scheinwerfers zu Hilfe. So verlangt es Sorge. Oder im Dämmerdunkel sitzen fünf Flieger, Einheit in ihrer starren Haltung, Einheit in den harten und furchtbaren Gesichtszügen. Ihre Worte klingen erdenferner und unwirklicher als die wirren Rufe der Kokotten und ihrer Herren. Auch das ist nur Episode.

Der Wechsel im Abstand von der Wirklichkeit nimmt im zweiten und dritten Aufzug neue Formen an. Der Dichter, der im ersten Aufzug vergeblich seinen Gönner um eine entscheidende Förderung bittet, dem jedoch gerade wegen der Worte, die er vorbringt, die Liebe eines lauschenden Mädchens ersteht, setzt im zweiten und dritten Aufzug dem häuslichen Elend, das ihn umgibt, ein Ende. Der Vater ist geisteskrank, die Mutter durch jahrelanges seelisches Leid völlig zermürbt. Der Sohn reicht dem Vater, der sich nach dem Tode sehnt, Gift. Ein Zufall spielt der Mutter das Glas mit dem tödlichen Trunk in die Hand. Und auch sie stirbt. Der Vorgang dieses Elternmordes setzt in beiden Aufzügen ganz naturalistisch ein. Aber in seelischer Steigerung geht es empor zu Versen. Sorge schafft sich eine neuartige Gestaltung im Nacheinander von ungebundener und gebundener Rede. Sie ist verschieden von den Bräuchen Shakespeares und seiner Nachfolger. Sie ist seither zu einem Lieblingsbrauch des Expressionismus und der Dichter geworden, die sich dem Expressionismus nähern. Wieder zielt das auf Wechsel im Abstand von der Wirklichkeit.

Allein Sorge hat noch ein anderes Mittel, diesen Wechsel durchzuführen. Schon im Personenverzeichnis des „Bettlers“ kündigen sich neben den „Menschen“ des Stücks, neben den Gruppen- und Nebenpersonen und den stummen Personen auch „Gestalten des Dichters“ an: „die drei Personen der Zwiesprache“, „die Gestalt des Dichters“, „die Gestalt des Mädchens“. Es sind Gestalten von Gesichten des Helden. Ähnlich wie sonst im Drama ein Traum oder eine dichterische Vision Gestalten erstehen läßt, und doch wieder ganz anders führt Sorge diese Gebilde ein. Im zweiten Aufzug erscheinen ihrer drei, und zwar als dichterische Steigerungen des Vaters, der Mutter und des Mädchens, das sich an den Dichter angeschlossen hat. Sie sprechen zu ihm. Sie entscheiden seinen Entschluß, dem Vater Gift zu reichen. Im vierten Aufzug erscheint der Dichter sich selbst: neben ihm steht als stumme Gestalt das Mädchen. Er sieht sich am Grabe seiner Eltern, er besät das Grab. Diese Vorgänge aus der übersinnlichen Welt künstlerischer Phantasie sind wichtig für den Zusammenhang des Ganzen. Sie ersetzen an bedeutsamer Stelle die ausführliche seelische Begründung, die vor allem das Drama der psychologischen Eindruckskunst, die vielleicht überhaupt der Zu-



schauer verlangt, die jedoch für Sorge wie für den ganzen Expressionismus wenig wichtig ist. Daß die ungeheure Tat des Elternmordes begangen werden kann, daß der Mörder über sie hinweg zu neuen Zielen fast reuelos zu schreiten vermag: das wird durch die beiden Gesichte nicht restlos erklärt und begründet. Allein sie deuten in künstlerischer Zusammendrängung lange und umständliche innere Vorgänge an. Sie sollen dem Drama das Recht erkämpfen, nach dem Formwillen des Expressionismus nicht langsames, schrittweises Vorwärtsschreiten seelischer Abläufe, sondern die entscheidenden Stufen allein der Bühne zuzuführen. „Der Vater bat von mir den Tod. Ich fühle mit seine Bitte." So faßt der Held des Stücks das Ergebnis des ersten Gesichts auf. Im zweiten spricht er am Grabe die Worte: „Seht, ich tilgte euch eure große Qual in diesem Bett. Zärtlich bettet Kinderliebe!"

Wie hier die Entscheidungen vor und nach der Tötung der Eltern ist im fünften Aufzug der innere Kampf, durch den der Dichter, der Held des Stückes, die Zweifel an seiner Berufung zum Dichter besiegt und die Aufgabe seines Dichterdaseins erkennt, auf wenige Seiten zusammengedrängt. Abermals gilt es, nach dem Formwillen der Ausdruckskunst nicht viele kleine Striche, sondern ein paar große und kräftige anzubringen. Ebenso verhält sich alles, was die Liebe des Dichters und des Mädchens und die Schicksale und Entschlüsse des Paares vergegenwärtigt.

Goethe führt zu Beginn des zweiten Teils nicht einen Faust vor, der in langer und banger Seelenqual dem Tode Gretchens nachhängt. Die Eingangsszene des zweiten Teils läßt durch das künstlerische Mittel des Elfenchors in wenigen Minuten sich abspielen, was bei realistischer Darstellung viel Zeit beansprucht und Wichtigerem den Raum genommen hätte. Verwandt sind die Zusammendrängungen seelischer Vorgänge in Sorges Drama. Sorges Mittel ist aber nicht Ariel mit seinen Elfen. Er benötigt nicht die Größe der Alpenlandschaft. Er bleibt dem Stil seines Stückes getreu, wenn er das dichterische Gesicht verwertet.

Immer wieder und auch in den Auftritten der dichterischen Selbstbesinnung und der Gespräche des Dichters mit dem Mädchen wechselt die Entfernung zwischen Wirklichkeit und Bühnenvorgang. Dieser Wechsel bewegt sich zwischen den Gegensätzen: naturalistische Treue (sogar mit ausführlicher naturalistischer Bühnenanweisung!) und dichterischer Traumvorgang. Dazwischen liegen die verschiedenen Abstufungen der Vorgänge im Kaffeehaus oder der Auftritte, in denen der Dichter mit sich ringt oder mit dem Mädchen Zwiesprache hält.

Welche Bedeutung für das Drama des Expressionismus dieser dauernde Wechsel in der Stellung zur Wirklichkeit hat, bewährt Hasenclevers „Sohn", bewährt besonders die Dramenreihe „Armut", „Liebe" und „Dies irae" von Wildgans. Bei Wildgans scheint solcher Wechsel nachgerade zu einer Manier zu erstarren.

Hasenclever aber geht nicht nur auf diesen Spuren Sorges weiter. Seine „Menschen" nehmen auch die Technik der Beleuchtung jetzt eines Teils der Bühne, dann eines andern auf. Die erste Szene setzt ein mit der Anweisung: „Keller: Über dem Keller eine Stube. Im Hintergrund Fenster, Straße." Dann heißt es. „Der Keller wird hell." Zur zweiten Szene wird bemerkt: „Die Stube wird hell." In der vierten Szene erhellen und verdunkeln sich abwechselnd das Sprechzimmer des Arztes, das „linke Kabinett" und das „rechte Kabinett". Gleiche Beleuchtungstechnik wird auch sonst von Hasenclevers „Menschen" verwertet.

Am fernsten steht Georg Kaiser solchen Griffen. Er bleibt gern bei wenigen Aufzügen. Ausnahme für ihn ist schon der Bau des Stückes „Von Morgens bis Mitternachts“, das in zwei Teilen zusammen sieben Räume und ebensoviel Abschnitte hat. Zugleich trägt dieses Drama am kenntlichsten die Züge der Kinodramatik, die man dem Dichter Kaiser vorhält. Ohne Zweifel aber gemahnt die Technik der wechselnden Beleuchtung mit ihrer jähen Bewegtheit gleichfalls an das Kino. An dieser Stelle berühren sich Sorge und Kaiser.

Der stärkste Gegensatz zwischen Kaiser und einem grundlegenden expressionistischen Drama von der Art des „Bettlers“ liegt an anderer Stelle. Der „Bettler“ hat so wenig eine strenggeschlossene Handlung wie ein echtes naturalistisches Stück. Die festen Bindungen klassischer Baukunst sind beiden Richtungen gleich fremd. Aber im naturalistischen Drama liegen die einzelnen Glieder des Vorgangs weit näher beieinander, weil es nur langsam Schritt vor Schritt setzt. Das Ausdrucksdrama hingegen eilt vorwärts in raschen Sprüngen. Da wie dort indes fehlt meist der vereinheitlichende Konflikt. Es ist im „Bettler“ wie bei Johst oder bei Lauckner ein stetes neues Ansetzen. Ein Stück Leben und dann wieder ein anderes. Und nach den Gesetzen menschlichen Werdens, nicht nach den Wünschen einheitlicher dramatischer Wirkung reihen sich die Teile aneinander. Man könnte das Nacheinander ein episches nennen.

Kaiser trennt sich da ebenso vom Naturalismus wie vom Expressionismus. Er läßt seine Stücke nicht in kleine Teile zerfallen. Er ballt sie zu einheitlichen Wirkungen zusammen. In kühnem Bogen schwingt es sich wie eine Brücke vom Anfang bis zum Ende. Daneben erscheinen Werke von der Art des „Bettlers“ wie ein Nebeneinander kleiner Bögelchen. Das Mittel, den Bogen so weit und so sicher zu spannen, ist die Noch-nicht-Technik, mit der Kaiser ebenso wie Sudermann arbeitet. An Sudermanns Stücken wies Alfred Kerr einst diese Noch-nicht-Technik auf. Kaiser übertrumpft sogar Sudermann in der Fähigkeit, eine bange Spannung von Aufzug zu Aufzug weiterzuspinnen, sie besonders am Schluß des Aufzugs neu anzufachen.

Wenn einmal Kaiser zum Sudermann des Expressionismus gestempelt werden sollte, er hätte es seinen Spannungskünsten zu danken, dann aber noch einem zweiten Grundzug seines Schaffens. Wie Sudermann läßt er gern die Schlagworte des Tages in seine Stücke hineinspielen, ohne sie auszuschöpfen. Er nimmt sie in Anspruch, soweit sie dem Stück und seiner Wirkung dienen. In der „Koralle“ verwertet auch Kaiser das Lieblingsmotiv neuerer Dichter (wir fangen an, seiner herzlich überdrüssig zu werden), den Gegensatz zwischen Vater und Kindern, die Abwendung der Kinder vom Vater. Aber es steht nicht im Vordergrund. Es fügt sich nur als Steigerungsmittel der verzwickten seelischen Frage ein, die von dem ganzen Stück aufgeworfen wird. Sie steht den seelischen Sonderfällen der Eindruckskunst näher als den großzügig typischen Vorgängen des Expressionismus.

Gewiß hat die Ausdruckskunst ihre festen Glaubensartikel. Sie ficht für das Kind gegen die Eltern, für den Heiligen gegen den Helden, sie bekämpft die bürgerliche Weltanschauung und den Materialismus, sie spielt gegen alle Mechanisierung die Heilslehre des Geistes aus. Allein wenn die Kinder des Milliardärs in der „Koralle“ dem Vater zum Trotz die Bahn des heiligen Franziskus einschlagen und auf Reichtum verzichten, um nur noch mit leidenden Menschen



mitzuleiden, so bewiese all das für den Expressionismus Kaisers sehr wenig, wie die umfängliche Durchführung desselben Motivs in dem Roman „Christian Wahnschaffe" den Dichter Jakob Wassermann nicht zum Träger des Formwillens der Ausdruckskunst stempelt. Züge der Gestaltung fallen, wie immer angesichts künstlerischer Arbeit, auch diesmal schwerer ins Gewicht als das Gedankliche. Und vollends noch viel mehr als das Stoffliche.

Darum lege ich auch hier keinen Wert darauf, von den leitenden Gedanken des Expressionismus Ausführlicheres zu sagen. Das habe ich ja auch an anderer Stelle schon oft genug besorgt. Über die Grenzen des Gedanklichen und der Weltanschauung aber greift hinaus ins Gebiet der künstlerischen Form der unverkennbare Wunsch der Ausdrucksdramatiker, in vollem Gegensatz zum Brauch einer wenig älteren Kunst zwischen Gut und Böse zu scheiden und den Bösewicht wieder auf die Bühne zu stellen.

Seitdem Hebbel mit Hegel gefordert hatte, daß nicht Sittlich und Unsittlich, sondern gleichberechtigte sittliche Mächte auf der Bühne zusammentreffen sollten, war es freilich weitergegangen zu einer Tragik, die auch noch das Unsittliche bloß verstehen und nicht verurteilen wollte. Der Ausdruckskünstler nimmt nicht nur wieder die Gebärden des sittlichen Bekenners und Verurteilers an. Er greift auch noch zu anklagender und strafender Rede. Das widerspricht unbedingter den Kunstanschauungen, die uns seit Goethe geläufig sind, als die Wiederaufnahme des Bösewichts. Wer von Goethes Glaubensbekenntnis nichts aufgeben will, muß folgerichtig beide Ansprüche der Ausdruckskunst verurteilen. Die Ausdruckskunst führt zu ihrer Verteidigung ins Feld, daß sie auch durch diese beiden Ansprüche ihren Grundgegensatz gegen relativistische, bloß beschauende und begreifende, nicht aber wertende Weltanschauung betätigt.

Sorges „Bettler" erhebt diese Ansprüche noch nicht oder mindestens nicht in der ausgeprägten Gestalt, in der sie jetzt sich bemerklich machen. Noch an Wildgans' „Dies irae" verrät die Zeichnung des angeklagten Vaters, der seinen Sohn in den Tod treibt und gleichwohl mit einer Reihe menschlich anziehender Merkmale ausgestattet ist, daß Wildgans selbst, ein Führer der rednerhaft bekennenden Dramatik, noch nicht zu voller künstlerischer Vereinheitlichung gelangt ist und Altes neben Neuem bestehen läßt.

Vielleicht am unzweideutigsten klagt Hasenclever den Bösewicht an. Er hat Genossen längst gefunden. Ich will nicht verschweigen, daß die Gefahr eines künstlerischen, wenigstens eines kulturellen Rückschritts hier lauert. Starke und echte künstlerische Werke besitzen wir, die aus dem Zusammenprall sittlich Gleichberechtigter schwere Konflikte erbrachten. Dann aber hatten wir endlich gelernt, Redekunst von Poesie zu scheiden und das Unkünstlerische von Reden zu fühlen, die sich für Poesie ausgeben. Soll das heute alles geopfert werden? Zugegeben sei, daß neue Kunst immer nur aus der Preisgabe, ja sogar aus der Vernichtung älterer Werke erstehen kann. Um so entschiedener indes erhebt sich der Wunsch, für das Preisgegebene immer mehr wirkliche neue Werte zu erhalten. Dieser Forderung wird die Ausdruckskunst gerecht werden müssen, wenn sie nicht bei vielen den Anschein wachrufen will, nur die Tat Herostrats zu wiederholen.

Akademisches Fortbildungswesen.

Von Heinrich Hoeniger.

I.

Mehr als je denkt der Studierende jetzt nach dem Kriege an den möglichst schleunigen Abschluß seiner Studien. Besondere Einrichtungen zu rascher Studienbeendung werden geschaffen. Viele hat der Krieg mitten aus dem Studium herausgerissen. Man wird für sie bei den Abschlußprüfungen besondere Erleichterungen schaffen müssen. Es ist aus diesen und manchen andern Gründen kein Zweifel: die große Zahl der gegenwärtig Studierenden wird die Universität nicht mit der gleichen abgerundeten Vorbildung verlassen wie vor dem Kriege. Dasselbe gilt für alle, die während des Krieges mit Notprüfungen ihr Studium beendet haben. Sie werden die Lücken ihrer Ausbildung später ergänzen müssen; sonst werden sie großenteils mindertüchtig bleiben. Es wird für sie eine Art Nachstudium geschaffen werden müssen. Akademische Fort- und Weiterbildungskurse werden für sie erforderlich werden.

Viele jüngere Angehörige der akademischen Berufe sind kurz nach ihren Prüfungen ins Feld gezogen. Sie waren mehrere Jahre hindurch der wissenschaftlichen Tätigkeit entfremdet. Sie haben naturgemäß viel vergessen. Sie sind aus dem Gedankenkreise ihrer Wissenschaft herausgekommen. Früher Gelerntes bedarf bei ihnen der Auffrischung und Ergänzung. Auch hier muß die nachträgliche Fort- und Weiterbildung eingreifen. Damit rückt das akademische Fortbildungswesen in den Vordergrund des Interesses. Die Zeitverhältnisse fordern dringend seinen Ausbau.

Andere und weitere Kreise unseres Volkes drängen zu diesem akademischen Fortbildungswesen. Für die heranwachsende Generation der führenden Männer des praktischen Wirtschaftslebens erwachsen ganz neue Bildungsbedürfnisse. Die veränderte Struktur unserer Privatwirtschaften verlangt eine neuartige Ausbildung der leitenden Männer des privaten Wirtschaftslebens. Der Einzelunternehmer verschwindet immer mehr. Der Großbetrieb breitet sich aus. Damit wächst die Verbeamtung im privaten Wirtschaftsleben. Es hebt sich eine Schicht der Privatbeamten höheren Grades ab. Aufgaben und Pflichten dieser Männer stehen denen höherer Staatsbeamten keineswegs nach. Der Aufgabenkreis etwa eines Leiters einer örtlichen Zweigstelle einer Großbank ist, volkswirtschaftlich betrachtet, nicht minder wichtig, wie der des örtlichen staatlichen Verwaltungsbeamten. Die Privatbeamten höheren Grades werden mehr und mehr die führenden Männer des Wirtschaftslebens. Sie wachsen auch mehr und mehr in die leitende Schicht unseres ganzen Volkslebens hinein.

Für diese leitenden Männer des Wirtschaftslebens genügt die rein praktische Ausbildung nicht mehr. Der Großbetrieb verliert an Bildungskraft. Der Betrieb zerlegt sich in zu viele Einzelabteilungen. Der im Betrieb Lernende kann die Gesamtheit des Betriebes nicht mehr übersehen. Dazu bedarf es theoretischer Unterweisung. Das hat man aus der Praxis des Wirtschaftslebens heraus bereits erkannt. In „Recht und Wirtschaft" 1918, S. 152 f. u. 193 habe ich auf einige Stimmen der Praxis, die solche vermehrte Unterweisung des Nachwuchses für die leitenden Stellen des Wirtschaftslebens



fordern, hingewiesen. Die Ausbildung dieser leitenden Männer in Bankwesen, Handel und Industrie ist — wie ich zu erweisen suchte — Sache der Universitäten, wenn diese ihren neuzeitlichen Aufgabenkreis richtig erfassen. Was für die Privatbeamten in leitender Stellung gilt, muß ebenso für die hervorragenderen Einzelunternehmer gelten.

Für die Männer des praktischen Wirtschaftslebens und für die jungen Akademiker der Rechts- und Staatswissenschaften wird sich das Fortbildungswesen auf den gleichen Gebieten bewegen. Ob und wie weit für die Akademiker anderer Fakultäten ein ähnliches Fortbildungswesen erforderlich erscheint, das zu erörtern übersteigt meine Zuständigkeit. Medizinische Fortbildungskurse sind ja seit langem in Übung. Sie haben wohl jetzt nach Kriegsende noch in vermehrtem Umfange stattgefunden. Vielleicht ist auch für den akademisch gebildeten Lehrer der Mittelschulen eine gewisse Fortbildung erforderlich. Es liegt nahe, hierbei vornehmlich an das Gebiet der Pädagogik zu denken. Weiter könnte für solche Lehrer und etwa für praktische Theologen eine Fortbildung auf sozialem Gebiete angebracht erscheinen. Hier gerade wird das Allerneueste, das im Getriebe des Tageslebens Stehende, durch die Universitätslehrer in größeren Zusammenhang zu bringen sein. Der jetzt vielfach eingeführte Bürgerkunde-Unterricht macht eine besondere Ausbildung des Lehrerstandes erforderlich. An manchen Universitäten wurden auf Regierungsanregung Fortbildungs-Einrichtungen hierfür geschaffen. Abgesehen vielleicht vom medizinischen Fortbildungswesen scheint mir aber all das an Bedeutung an die Fortbildung der jüngeren Juristen, Nationalökonomen und der Praktiker des Wirtschaftslebens nicht heranzureichen.

II.

Die Frage der Fortbildung der jungen Juristen stand vor dem Kriege schon auf der Tagesordnung. Einiges war schon geschehen. Die Vorbereitung ausschließlich im praktischen Justiz- und Verwaltungsdienst hat man allgemein nicht mehr für ausreichend erachtet. Die Justizverwaltungen hatten den Assessoren in Anrechnung auf ihre Wartezeit den Besuch der Universitäten, Handelshochschulen oder ähnlicher Institute wie etwa Verwaltungsakademien oder die Beschäftigung in praktischen Betrieben des Handels oder der Industrie frei gestellt. Von der Möglichkeit des Universitätsbesuches wurde freilich kaum Gebrauch gemacht. Die rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten boten auch in der Tat den Assessoren zu wenig. Ihr Lehrbetrieb ist mehr auf den in die Rechtswissenschaft erst einführenden Unterricht zugeschnitten.

Die juristische Ausbildung fällt nur zur Hälfte, und zwar in den meisten Bundesstaaten nur zur kleineren Hälfte, der Universität zu. Nur 3 bis $3^1/_2$ von 7 Ausbildungsjahren verbringt der Jurist auf der Universität. Was soll er da nicht alles schon in sich aufnehmen. Er ist für sein Fach unvorbereitet wie kein anderer Studierender. Philologen, Theologen, Naturwissenschaftler haben auf der Mittelschule einen für ihr Fach vorbereitenden Unterricht erhalten. Mediziner sind für die vorklinischen Semester naturwissenschaftlich vorbereitet. Nur dem jungen Juristen fehlt jedwede auch nur flüchtige Vertrautheit mit der Denkweise seiner künftigen Wissenschaft. Er steht ihr völlig fremd gegenüber. Er kommt auch schwer an sie heran.

Das juristische Denken ist nach einem bekannten Ausspruche Wundts besonders schwierig. Der juristische Universitätsunterricht muß sich mehr als in andern Wissenschaften mit den Elementen

befassen. Er muß den Studierenden erst zum juristischen Denken erziehen. Dazu kommt ein recht erheblicher Lehrstoff. Mit Einarbeitung in das juristische Denken und mit Aneignung dieses Rechtsstoffes hat der junge Jurist in seinen Studienjahren vollauf zu tun. Daneben muß er noch die Wirtschaftswissenschaften studieren. Ferner soll er die sonstigen Bildungsmöglichkeiten der Universität benutzen. Gerade auf letzteren Punkt wollen wir nicht verzichten. Manche Bundesstaaten schreiben das Hören von philosophischen Vorlesungen vor. Immer lauter ertönt daneben der Ruf nach Ausbildung der Juristen in vielen Spezialgebieten, die für die Praxis wichtig sind. Solche Ausbildung aber kann der Universitätsunterricht in der kurzen Zeitspanne, die kaum zur wirklichen Grundlegung ausreicht, nicht leisten. Hier muß die akademische Fortbildung während der Vorbereitungszeit eingreifen.

Die juristischen Fakultäten müssen sich dieser Fortbildung annehmen. Sonst werden sie mehr und mehr bloße juristische Elementarunterrichtsanstalten. Sonst wird die Kluft zwischen Universitätslehre und praktischer Rechtsanwendung immer breiter. In dem Maße, in dem die Fortbildung der jungen Juristen auf andere Institute wie Handelshochschulen, Verwaltungsakademien usw. übergeht, in diesem Maße muß die Bedeutung der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten der Universitäten sinken. Zitelmann hat dem schon 1912 in der „Deutschen Juristenzeitung“ (S. 1423f.) anläßlich der erwähnten Ministerialverfügungen über die Fortbildung der Assessoren beredten Ausdruck gegeben. „Eine Schicksalsstunde“, so führt er aus, „schlägt den juristischen Fakultäten.“ Konrad Hellwigs Erwiderung darauf in „Recht und Wirtschaft“ (Jahrg. 2 S. 1) beschäftigt sich nur mit einer Zweckmäßigkeitsfrage in einem einzelnen Punkte. Die Schicksalsstunde schlägt noch; die Uhr ist noch nicht abgelaufen. Der Krieg hat hier verzögernd gewirkt. Das Gebot der Stunde ist aber dringlicher geworden. Die Lehren der Kriegszeit verlangen gebieterisch eine vertiefte Ausbildung der Juristen.

Ähnlich wie bei den jungen Juristen steht es mit den Studierenden der Nationalökonomie. Auch sie werden während ihres gewöhnlichen akademischen Trienniums kaum zu ergiebigem und vertieftem Spezialstudium der weitverzweigten Materien des modernen Wirtschaftslebens kommen. Freilich haben sie keinen genau vorgeschriebenen Studiengang und keine festgelegte Studienzeit. Die Möglichkeit zu ausgiebigen Spezialstudien bei Verlängerung der Studienzeit wäre hier schon eher gegeben. Aber erfahrungsgemäß hat sich auch bei Nationalökonomen ein ziemlich regelmäßiger Studiengang herausgebildet. Das Triennium wird gewöhnlich nicht viel überschritten. Der junge Nationalökonom erstrebt den Abschluß seines Studiums durch das Doktorexamen, um dann in die Praxis zu gehen. Nur wenige, insbesondere vermögliche Studierende werden ihr Studium von vornherein der speziellen und vertiefteren Ausbildung wegen verlängern.

Die Schaffung der Fortbildungsmöglichkeiten für Juristen und Nationalökonomen sowie für die Männer des praktischen Wirtschaftslebens ist nicht nur eine Schicksalsfrage der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten. Sie ist vielmehr eine Schicksalsfrage der Universität selbst. Andere Unterrichtsanstalten wie Handelshochschulen, Verwaltungsakademien und ähnliche Institute bemühen sich um diese Fortbildung. Geht diese tatsächlich auf sie über, so werden sie bald im ganzen Volksleben eine hohe Stellung bekommen. Der gereiftere Mann

wird sie aufsuchen. Der Anfänger wird zur Universität gehen. Die rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten werden zu juristischen Elementarunterrichtsanstalten herabsinken. Die anderen Institute werden eine Art Oberfachschulen werden, wie sie Zitelmann genannt hat. Das dann eintretende unvermeidliche Herabsinken der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten muß notwendig auf die Stellung der ganzen Universität Rückwirkung haben. Es wird dann Hochschulen geben, die, gemessen an der Stufe des Lehrstoffes, einen höheren Rang einnehmen als die Universitäten.

Adolf von Harnack hat in seinem Gutachten für das preußische Kultusministerium über die Zukunft des orientalischen Seminars und den Plan einer Auslandshochschule (Jahrg. 12 dieser Zeitschr. Sp. 182f.) schon eindringlich auf diese Gefahren hingewiesen. Er betont die Notwendigkeit einer weitgehenden hochschulmäßigen Fachausbildung. Der Deutsche bedarf der Schulung, wo andere Nationen mit der Treffsicherheit ihres Instinktes handeln. „Die Universität muß jede wissenschaftliche Fachausbildung, und zwar von Anfang bis zur letzten Höhe, leisten, sonst wird sie eine wissenschaftliche Anstalt zweiter Ordnung" (Sp. 195; vgl. auch Sp. 205). Besondere staats- und volkswirtschaftliche Fortbildungsakademien bedrohen die Stellung der Universitäten. Diese dürfen hinter den wissenschaftlichen praktischen Aufgaben der fortschreitenden Zeit nicht zurückbleiben. Sie müssen daher dieses Fortbildungswesen in ihren Aufgabenkreis einbeziehen (Sp. 194).

Vor dem Kriege stand das juristische Fortbildungswesen noch in den allerersten Anfangsstadien. Nach dem Kriege erst wird es sich auf breite Grundlage stellen. Auch für Nationalökonomen wird es nunmehr dringlich gefordert. Man unterschätze die Gefahr für die Universitäten nicht, wenn wirklich breite Schichten der Juristen und Nationalökonomen ihre weitere Ausbildung und Fortbildung nicht an der Universität werden finden können. Der schon gereiftere, wissensdurstige junge Mann wird in der neuen Unterrichtsanstalt seine eigentliche Ausbildungsstätte sehen; er wird der Universität vergessen.

III.

Die Universität ist nach deutscher Auffassung Stätte der Forschung und der Lehre zugleich. Der Universitätslehrer muß auch wissenschaftlicher Forscher sein. Das muß Grundsatz auch für diejenigen Universitätslehrer bleiben, die sich mit der hier geforderten Fortbildung zu befassen hätten. Im übrigen ist hier von der wissenschaftlichen Forschung nicht zu reden. Die Universität als Lehrstätte steht hier zur Erörterung. Als solche soll sie alle diejenigen Glieder der Nation ausbilden, die zu führenden und leitenden Stellungen später berufen sind. Nun tritt in unseren Tagen sichtbar eine Verschiebung in diesen leitenden Kräften ein. Männer des Wirtschaftslebens beanspruchen mehr und mehr den Platz in der führenden Schicht. Sie fühlen deutlich, daß sie dazu einer gehobenen theoretischen Ausbildung bedürfen. Weist sie die Universität zurück oder schafft sie ihnen nicht genügend Möglichkeit zur Ausbildung, so werden sie sich gar bald selbst andere Institute ausbauen. Dies wird zunächst den Universitäten selbst abträglich sein. Vor allem aber ist es dem Wohl des Volksganzen entgegen.

Die auf der Universität vermittelte Bildung soll auf der Höhe der Kultur stehen. Sie hat sich bisher immer stark mit idealistischen Momenten durchsetzt, auch dort, wo sie auf praktische Berufe abzielt; sie wird diesen Geist — so hoffen

wir — weiter pflegen. Die Verschiebung des Schwerpunktes unseres nationalen Daseins nach der wirtschaftlichen Seite ist offenbar. Um so dringlicher ist die Forderung, daß die leitenden Männer dieser wirtschaftlichen Seite des Volkslebens durch die mit idealistischen Traditionen erfüllte hohe Schule hindurchgegangen sind.

Die Universität hat die Pflicht, sich auf den Aufgabenkreis der Neuzeit einzustellen. Schmollendes Beiseitestehen und bedauerndes Achselzucken über die größer werdende Materialisierung des Volkslebens tut es wirklich nicht. Die Universität muß an ihrem Teile dieser Materialisierung idealistische Kräfte entgegensetzen. Den nach vermehrter Bildung drängenden Männern des Wirtschaftslebens darf sie nicht die Pforten verschließen.

Die geforderte wissenschaftliche Fortbildung für Praktiker des Wirtschaftslebens hat nichts mit dem Luxusstudium zu tun, das gelegentlich wohl von den Söhnen der vermögenden Kreise aus Handel und Industrie betrieben wird. Diesen ist es vielleicht manchmal nur um die Erwerbung des Doktortitels zu tun. Doch wird man dies nicht als Regel bezeichnen können. Auch hier findet man wirklich ernstes Studium. Jedenfalls handelt es sich immer dabei um reguläres akademisches Studium im unmittelbaren Anschluß an die Mittelschule. Bei dem Fortbildungswesen steht etwas ganz anderes in Frage. Männer, die schon in der Praxis gestanden und sich dort bewährt haben, sollen weitergebildet werden. Das werden sehr häufig vermögenslose, aber intelligente junge Männer sein, die sich heraufgearbeitet haben.

Unsere Großunternehmungen haben, wie sich in mancherlei Äußerungen zeigt, ein großes Interesse an der Heranbildung geeigneter junger Männer aus ihren eigenen Betrieben für leitende Stellungen. Sie werden, wenn die Zeichen nicht trügen, diesen begabten und erprobten jungen Männern die Mittel zur akademischen Fortbildung gewiß zur Verfügung stellen. So wird dieses Fortbildungswesen sozial ausgleichend wirken. Es wird jungen Männern zur akademischen Bildung verhelfen, die sonst nach ihren Vermögensverhältnissen diese nicht hätten erlangen können.

Zur wissenschaftlichen Fortbildung werden aus dem Wirtschaftsleben sorgsam ausgewählte junge Männer in schon etwas gereifterem Alter an die Universitäten kommen. Diese werden zusammen mit den fortzubildenden jungen Praktikern der Jurisprudenz und der Nationalökonomie an Übungen und Seminaren teilnehmen. Männer des Wirtschaftslebens und Staatsbeamte, künftige Richter usw. werden einander schon als junge Leute näher treten. Sie werden einander verstehen lernen. Der Jurist wird Art und Denkweise des Praktikers des Wirtschaftslebens kennen lernen. Dieser letztere wird sich mit manchen Notwendigkeiten der ihm ja sonst so fremden juristischen Denkweise vertraut machen. Gegenseitige Befruchtung und Anregung ist sicher zu erwarten.

Die Gegenstände, in denen die jungen praktischen Juristen und die Männer des Wirtschaftslebens fortzubilden sein werden, sind im wesentlichen dieselben. Zunächst kommen speziellere Gebiete der Wirtschaftswissenschaften in Frage. Mit den üblichen zusammenfassenden Vorlesungen über theoretische und praktische Nationalökonomie ist diesen Männern nicht gedient. Es werden sehr viel spezialisiertere Gegenstände behandelt werden müssen. Nur beispielsweise seien einige genannt: das Kreditbankwesen, das Aktienwesen, das Hypothekenwesen usw. Ähnlich liegt es bei der Jurispru-



denz. Fast über dieselben Gebiete, wie in der Nationalökonomie, werden juristische Spezialvorlesungen und Übungen geschaffen werden müssen: so z. B. über Bank- und Börsenrecht, über Aktienrecht, über Bilanzwesen und Bilanzrecht usw. Dem Sozialrecht und dem Rechte des Arbeitsvertrages wird Aufmerksamkeit gewidmet werden müssen. Versicherungsrecht und Transportrecht wird zu behandeln sein. Es ist hier nicht auf eine erschöpfende Aufzählung abgesehen.

Das Fortbildungswesen wird über den Kreis der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten hinausgreifen. Bedürfnis nach vermehrter Unterweisung in Wirtschaftsgeographie und Wirtschaftsgeschichte wird entstehen. Die Wirtschaftspolitik der neuesten Zeit wird ausführlich zu betrachten sein. Vorlesungen über das Zeitungswesen des In- und Auslandes werden in vermehrtem Maße Bedürfnis werden. Soweit solche Vorlesungen da und dort schon stattfinden, wird sich ein vermehrter und interessierter Hörerkreis einfinden. Manche andere Vorlesung oder Übung namentlich aus dem Kreise der historisch-philosophischen Fakultät wird für die Fortzubildenden in Betracht kommen.

All das zuletzt Aufgeführte soll nur ungefähre Beispiele geben. Einzelheiten des Ausbaues des Fortbildungswesens in den rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten zu erörtern, ist zunächst noch nicht an der Zeit. Auf das Grundsätzliche kommt es hier allein an. Die Bedeutung dieser vielleicht auf den ersten Blick als technische Fachfrage erscheinenden Sache für Gesamtuniversität und Volksleben ist hier hervorzuheben. Eines kann dabei allgemein gesagt werden: die Dozenten für den Fortbildungsunterricht sollen regelmäßig keine andern sein als die Universitätslehrer, die auch den Studierenden die mehr einführenden Vorlesungen halten. Gerade diese Personalunion der Lehrenden soll eine Brücke sein für eine mehr anzustrebende Verbindung der wissenschaftlichen Rechts- und Wirtschaftslehre der Universitäten mit der Praxis des Lebens. Nur so wird auch eine unerwünschte Scheidung der Universitätslehrer vermieden.

An einzelnen Universitäten sind neuestens Einrichtungen getroffen oder im Entstehen, die auf solche Fortbildung abzielen. Heidelberg hat ein Institut für Rechtswirtschaft begründet, Breslau Fachkurse für Wirtschaft und Verwaltung. In Bonn wird eine Professur für Handels- und Industrierecht errichtet. In Freiburg i. Br. sind Handelshochschulkurse im Rahmen der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät im Werden. Mancherlei Ähnliches ist wohl anderwärts noch in Vorbereitung. Als Lernende bei diesen neuen Studieneinrichtungen kommen doch wesentlich Fortzubildende in Betracht. Anfänge des akademischen Fortbildungswesens in den rechts-staatswissenschaftlichen Fakultäten sind also zu erkennen.

Das akademische Fortbildungswesen hat auch enge Beziehung zu den geplanten und zum Teil schon eingerichteten Auslandsstudien. Die weitere Ausgestaltung dieser Auslandsstudien ist ja freilich jetzt wohl etwas ins Ungewisse gerückt. Darum soll hier nur auf einen Gesichtspunkt hingewiesen werden. Ohne gleichzeitige Verbindung mit einem reichausgestalteten Fortbildungswesen wird den Auslandsstudien die breite Basis der Lernenden fehlen. Wer kommt denn als solcher überhaupt in Betracht? Die große Menge der im regelmäßigen Studium Begriffenen doch wohl nur in sehr geringem Maße. Die jungen Juristen, die in ihrer elementaren Ausbildung stehen, wohl überhaupt nicht. Während des re-



gelmäßigen Studiums fehlt es doch zu den speziellen Auslandsstudien an genügender Zeit. Auch sind wohl die meisten jungen Leute noch nicht reif und noch nicht vorgebildet genug dafür. Die große Menge der Fortzubildenden dagegen wird ohne weiteres den geeigneten Kreis der Lernenden auch für das Auslandsstudium abgeben. Vermehrte und speziellere Kenntnisse auf dem Gebiete unseres Inlandsrechts und unserer Inlandswirtschaft sind wohl auch eine Voraussetzung für ein ergiebiges Auslandsstudium. Doch wie dem auch sei, die Forderung der Schaffung von Universitätseinrichtungen zur Fortbildung der jungen Praktiker der Rechts- und Staatswissenschaften sowie der heranwachsenden führenden Männer des Wirtschaftslebens ist in sich selbst gegründet. Ohne solche Einrichtungen läuft die Universität Gefahr, die führende Rolle im deutschen Volksleben zu verlieren.

Zeitschriftenschau.

Rechtswissenschaft.

II.[1])

Wie sich aus dem brodelnden Kessel des werdenden Rechts allmählich Gebilde mit festeren Konturen abzuheben beginnen, so werden auch im Stimmgewirr der Meinungen über Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit des gewordenen Neuen allmählich einige feste Grundtöne vernehmbar.

Niemand bestreitet mehr der neuen Regierung den Vollbesitz der Reichsgewalt. Zwar hat die Nationalversammlung unter dem 11. Februar 1919 ein Gesetz über die Reichsgewalt angenommen und damit die Revolutionsregierung endgültig legalisiert. Aber es entspricht der im Vorbericht wiedergegebenen Auffassung des Referenten, wenn die einzige Veröffentlichung, die sich im Berichtszeitraum noch mit dieser Frage befaßt, die ganz vortreffliche und trotz ihrer Kürze eigentlich abschließende Untersuchung von Schwalb: Das Gesetzgebungsrecht der revolutionären Reichsregierung in der Deutschen Juristen-Zeitung 1919 Heft 7/8, dieses Gesetz wohl als klarstellend begrüßt, aber im übrigen der Meinung ist, auch ohne dieses Gesetz könnte der Reichsregierung der rechtmäßige Besitz der vollen Reichsgewalt nicht abgesprochen werden.

Das ist wichtig für die Gültigkeit des im Vorbericht genannten Amnestieerlasses, dessen Wirkungen sich noch lange in die Zukunft erstrecken werden. Die Gültigkeit dieses Erlasses wird nunmehr gleichfalls nicht mehr in Zweifel gezogen. Allerdings ist diese Gültigkeit nicht allein von der Rechtmäßigkeit der Reichsregierung abhängig. Der Erlaß von Amnestien ist nach der Reichsverfassung Sache der Einzelstaaten. Mit ihrem Erlaß hat also die Reichsregierung unstreitig die Grenzen der Reichskompetenz zum Nachteil der Einzelstaaten überschritten. Indes auch das steht, wie Schwalb darlegt, ihrer Gültigkeit nicht im Wege. Da das Reich nach der Reichsverfassung die Kompetenz-Kompetenz hatte, so konnte es auch Gesetze erlassen, die über die dem Reich in der Reichsverfassung gezogenen Grenzen hinausgingen. Die Gültigkeit solcher Gesetze ist von der Doktrin nie in Zweifel gezogen worden. So und nicht anders verhält es sich auch mit dem Amnestieerlaß.

Schon im Vorbericht wurde darauf hingewiesen, daß die Anwendung des preußischen Tumultgesetzes auf Revolutionsschäden wirtschaftlich zum Zusammenbruch der gemeindlichen Finanzen führen müsse, und daß der einzig mögliche Ausweg eine Übernahme dieser Schäden auf den Staat sei. Der Referent war allerdings der Meinung, daß sich diese Übernahme nur durch ein Gesetz ad hoc würde ermöglichen lassen. Für die soziologischen Juristen nun wird es eine interessante Beobachtung sein, daß die Wissenschaft anscheinend von selbst ohne gesetzliche Hilfe auf diesen praktisch allein möglichen Ausweg kommt; allerdings wird es sie umgekehrt betrüben zu sehen, daß dieser Ausweg nicht mit der Begründung gefunden wird, daß er der einzig mögliche und zweckmäßige sei, sondern daß die Wortinterpretation den Vorwand dazu bietet. Damit soll natürlich niemandem

1) Siehe Heft 7.

der Vorwurf bewußter Unaufrichtigkeit gemacht werden, wie ja auch der Hinweis auf die von den Soziologen sogenannte Kryptosoziologie nach ihrer vielfach wiederholten Versicherung einen solchen Vorwurf nicht enthält.

Um zu dieser zweckmäßigen Lösung zu gelangen, ist zunächst die Anwendbarkeit des Tumultgesetzes, das die Gemeinden ersatzpflichtig machen würde, zu beseitigen. Nach dieser Richtung bewegen sich die Ausführungen von Ernst Wolff in der Juristischen Wochenschrift 1919 Heft 5. Er scheidet aus: den Schaden durch obrigkeitliche Anordnungen, durch Individualverbrechen, weil beiden das Moment der offenen Gewalt fehle; den Schaden durch Unternehmungen geschlossener Militärverbände (nicht meuternder Soldaten) und durch Bürgerkrieg (wobei er das politische Motiv des Kampfes als entscheidend ansieht), weil das Moment der Unordnung fehle, das im Begriff des Auflaufs enthalten sei. Er kommt damit zu dem Ergebnis, daß das Tumultgesetz von vornherein nicht Anwendung zu finden habe auf die Schäden: 1. der Revolutionstage des November 1918; 2. des Aufruhrs im Januar 1919; 3. des Aufruhrs im März 1919. Es bedarf einer Lupe, um festzustellen, was nun noch für die Haftpflicht der Gemeinden bleibt.

Wie man umgekehrt zu einer Haftpflicht des Staates kommt, das zeigt Caro im selben Heft der Juristischen Wochenschrift unter dem Titel: Haftung des Staates für Plünderungsschäden. Nach dem preußischen Gesetz über die Haftung des Staates für seine Beamten (dem ein Reichsgesetz gleichen Inhalts entspricht) haftet der Staat für Verschulden seiner Beamten. Diese Haftung erstreckt sich auch auf schuldhafte Unterlassungen und nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts auch auf Kompetenzüberschreitungen. Caro meint nun, der Begriff des Beamten habe durch die Revolution eine Ausdehnung erfahren, insofern als auch derjenige als Beamter anzusehen sei, der sich eine (öffentliche) Stellung angemaßt, eine (öffentliche) Gewalt usurpiert habe, wenn er nur als Machthaber von dem herrschenden Rechtsbewußtsein anerkannt sei. Auch für Verschulden dieser neuen Kategorie Beamter hafte der Staat. Wie er sich die Folgerungen denkt, sieht man aus dem Schluß der Ausführungen. Caro macht die Regierung für die Waffenverteilung durch den früheren Berliner Polizeipräsidenteu Eichhorn verantwortlich, und da er den Gedanken nicht von der Hand weist, daß der ganze Spartakistenputsch ohne diese Waffenverteilung nicht möglich gewesen sei, so wäre damit allen Geschädigten mit einem Schlage geholfen, denn alle vorgenannten Beschränkungen auf offene Gewalt und dergleichen kommen bei einer Haftung auf Grund des Beamtenhaftpflichtgesetzes nicht in Frage.

Eine andere interessante Revolutionsfrage behandelt Holbeck unter dem Titel: Das Streikrecht der Beamten in Preußen in der Deutschen Juristen-Zeitung 1919 Heft 9/10. Die Arbeiter können streiken, da sie jederzeit kündigen können. Die Beamten können zwar auch — nach ungeschriebenem Recht — jederzeit ihre Entlassung fordern, aber das ALR verpflichtet sie, ihre Amtsgeschäfte bis zur Entlassung weiterzuführen. Indes meint der Verfasser, es sei ein Eintritt in den Streik gar nicht als Forderung der Entlassung aufzufassen. Der Beamte unterlasse nur, sein Amt auszuüben, ohne es doch aufzugeben. Nun ist nach dem preußischen Disziplinargesetz ein Beamter nur dann strafbar, wenn er sein Amt ohne besondere Entschuldigungsgründe nicht wahrnimmt. Solche Entschuldigungsgründe aber können nun nach Auffassung des Verfassers sehr wohl vorliegen, so wenn die Regierung es unterläßt, den Beamten den zur Ausübung ihres Amtes notwendigen Schutz zu gewähren. Der Beamte darf also streiken, wenn er einen triftigen Grund hat. Eine Kritik dieser Ausführungen ist hier nicht am Platze; immerhin verdienen sie Beachtung.

Zur Sozialisierungsfrage bringt die Juristische Wochenschrift im Heft 5 des laufenden Jahrgangs einen Aufsatz von Reier über das Sozialisierungsgesetz vom 13. März 1919. Das Gesetz stellt einerseits eine Vorwegnahme von Verfassungsbestimmungen dar, andererseits bedarf es noch der Ausführung durch Spezialgesetze. Diese werden sich nach zwei Grundrichtungen zu bewegen haben: der Vergesellschaftung und der Überführung in Gemeinwirtschaft.

Außerdem sind aus der zahlreichen Literatur über die Sozialisierung noch zwei Aufsätze hervorzuheben, die über den Rahmen der Tagesliteratur hinausgehend bleibenden Wert besitzen: ein Aufsatz von Giesberts über Sozialisierung, Unternehmer-



gewinn und Arbeitslohn in „Recht und Wirtschaft", Märzheft 1919 und ein Aufsatz im Recht 1919 Heft 5/6 über die Sozialisierung des Versicherungswesens. Der Verfasser dieses letzteren Aufsatzes wird nicht genannt, weil er — wie eine Redaktionsnotiz beifügt — ein hohes Staatsamt bekleidet, worauf er bei der öffentlichen Diskussion Rücksicht zu nehmen hat. Mit gründlichster Sachkenntnis wird hier an der Hand umfassenden Materials die Schädlichkeit einer Sozialisierung des Versicherungswesens dargelegt. Niemand, der sich statt von Phrasen von sachlichen Gründen leiten lassen will, wird an diesen vortrefflichen überzeugenden Darlegungen vorübergehen können.

Neben der Sozialisierung gehört zu den wichtigsten Aufgaben der neuen Regierung die Verwaltungsreform. Einen Auszug aus einer hierüber erstatteten Denkschrift veröffentlicht der frühere Staatsminister Drews in der Deutschen Juristen-Zeitung 1919 Heft 9/10. Danach würde sich der preußische Staat künftig zusammensetzen aus lauter Selbstverwaltungskörpern, die zwar die materiellen Anordnungen der Zentralstelle auszuführen haben, im übrigen aber lediglich der verwaltungstechnischen Rechtskontrolle der Zentrale unterliegen. Preußen wird künftig eingeteilt in Provinzen und Kreise unter Fortfall der Regierungsbezirke, wie überhaupt der gesamte unmittelbare staatliche Behördenapparat beseitigt wird. Ausnahmen sind dabei natürlich nicht ausgeschlossen. Ein ungeheuer kühner und doch nicht utopischer Gedanke!

Es sei an dieser Stelle gestattet, einen Hinweis einzuschalten auf zwei Aufsätze, die zwar außerhalb des Rahmens der großen Tagesereignisse liegen, aber doch auch über die Fachkreise hinaus Interesse beanspruchen dürften. Richard Meyer macht im Archiv für bürgerliches Recht XLIII, 2 Vorschläge zur gesetzgeberischen Förderung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs. Tatsächlich ist die Gesetzgebung auf diesem Gebiete ebenso rückständig geblieben, wie die Propaganda fortgeschritten ist. Man hat Plakate statt Gesetze gemacht. An allgemeinen Vorschriften über Wesen, Zulässigkeit und Wirkung der bargeldlosen Zahlung fehlt es noch vollständig. Mit lästiger Aufdringlichkeit wird allen Schuldnern geraten, doch bargeldlos zu zahlen, aber niemand hat daran gedacht, dafür zu sorgen, daß der Gläubiger nun auch zur Annahme eines Schecks verpflichtet werden müsse. Hat der Gläubiger entgegenkommenderweise den Scheck angenommen, so ist der Schuldner damit nicht befreit. Alle Verzögerungen, die bei der Einlösung entstehen, muß er vertreten. Was das bedeutet, sieht man, wenn man sich z. B. erinnert, daß nach den formularmäßigen Mietverträgen der Vermieter bei dem geringsten Verzug der Mietzahlung ein sofortiges Kündigungsrecht hat. Der Mieter muß also mindestens eine Woche vorher seinen Scheck abliefern, und auch dann ist er nicht sicher. Daß ihm seinerseits die Bank haftet — was durchaus nicht in allen Fällen zutrifft —, ist ihm ein geringer Trost, denn die Weitläufigkeiten, die er hat, wenn er plötzlich mit allen seinen Sachen aus der Wohnung gesetzt wird, kann ihm die Bank mit einigen Mark Schadensersatz nicht wieder gutmachen. — Die Vorschläge, die der Verfasser mit genauester Sachkenntnis und wirtschaftlichem Verständnis darlegt, können hier im einzelnen nicht wiedergegeben werden. Am weitgehendsten ist die Anregung einer gesetzlichen Vorschrift, wonach Zahlungen über eine gewisse Summe — der Verfasser nennt 100 Mark — nur bargeldlos geleistet werden dürfen. Hiergegen dürften Bedenken bestehen. Die Kriegsgesetzgebung hat zur Genüge gezeigt, daß man mit einfachen Befehlen nicht weit kommt. Wenn man will, daß der Schuldner sich des Schecks bediene, so muß man sorgen, daß er seinen Vorteil, wenn auch nur in Gestalt einer Vereinfachung der Zahlung dabei finde. Fehlt dieser Anreiz des eigenen Interesses, so nützen alle gesetzlichen Vorschriften auf die Dauer nichts.

Der zweite Aufsatz ist von Rundstein (Warschau) und behandelt den Widerspruch mit dem eigenen Verhalten in der Theorie des französischen Privatrechts im Archiv für bürgerliches Recht XLIII, 3. Riezler hat schon 1912 das „Venire contra factum proprium" für das römische, deutsche und englische Recht rechtsvergleichend untersucht. Der Verfasser ergänzt dies durch eine gleiche Untersuchung für das französische Recht. Von den Punkten, die er behandelt, seien einige Stichworte genannt: Bindung an die Offerte, Bindung an die Bestätigung anfechtbarer Rechtsgeschäfte, Unzulässigkeit der Berufung auf eigene Scheingeschäfte, die Sätze:

Protestatio non valet contra actum und *turpitudinem suam allegans non auditur.* — Die Resultate im einzelnen interessieren weniger. Es handelt sich hier indes um ein Problem allgemeinster Art. Sollte der Satz: „Ein Mann, ein Wort" nicht ein Eckstein allen Rechts sein? Ist es nicht die erste Aufgabe des Rechts, die Wandelbarkeit menschlichen Willens durch Festlegung auf das gegebene Wort aufzuheben? Beruht nicht gerade hierauf die wichtigste Funktion, die das Recht in unserem Wirtschaftsleben zu erfüllen hat? Unsere modernen Gesetzgebungen kennen grundsätzlich nur die Bindung an das *angenommene* Versprechen, an den Vertrag. Im übrigen kann man — vom strafbaren Betrug abgesehen — schwindeln, soviel man will. Welche unheilvolle Verwirrung aber muß es stiften, wenn die Menschen sich daran gewöhnen, das, was sie einmal gesagt, für nichts zu achten, gerade in einer Zeit, wo Rechtlichkeit und Anständigkeit der Gesinnung in weiten Volkskreisen einen Tiefstand erreicht haben, den man sich ehedem nicht hätte träumen lassen? Da müßte das Recht eintreten und ausfüllen, was die Moral heute nicht mehr zu leisten vermag und jeden gewaltsam festhalten, der sich unter nichtigem Vorwande seines Wortes zu entziehen strebt. Natürlich ließe sich das nicht überall durchführen, natürlich sind diese Gedanken nicht neu, sondern so alt wie die Rechtswissenschaft selbst. Unsere heutigen Gesetze beruhen gewiß auf anderen gewichtigen Erwägungen, die man nicht einfach beiseite schieben kann und soll. Aber könnte man nicht zu praktisch den gleichen Resultaten kommen, wenn man statt, wie heute, die Nichtverpflichtung des einseitig gegebenen Wortes umgekehrt dessen Bindung ausspräche und das, was heute als Ausnahme erscheint, damit zur Regel machte? Es würde gewiß auf die Allgemeinheit nicht ohne Eindruck bleiben.

Der Verfasser hat das Problem in dieser Allgemeinheit nicht aufgeworfen. Seiner Lösung müssen auch die eingehendsten Untersuchungen voraufgehen. Zu diesen einen wichtigen Beitrag geleistet zu haben, ist das Verdienst des Verfassers.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zurück zu den Tagesfragen, so bleiben diejenigen, die sich aus der Neugestaltung der Welt auf Grund des Kriegsausganges ergeben.

Sollte sich in absehbarer Zeit der Anschluß Deutsch-Österreichs vollziehen, so entsteht die Frage, inwieweit in dem neuen Reiche Rechtseinheit herzustellen wäre. Diese Frage behandeln Peter Klein unter dem Titel: Die Rechtsausgleichung zwischen Deutschland und Deutsch-Österreich im Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie XII, 3 und Adler unter dem Titel: Der Anschluß Deutsch-Österreichs an das Deutsche Reich und die Rechtsausgleichung in „Recht und Wirtschaft", Maiheft 1919. Beide sind sich darüber einig, daß die bisherigen Rechte nicht unangeglichen nebeneinander bestehen bleiben können, und daß umgekehrt die Ausdehnung etwa des deutschen Rechts auf Deutsch-Österreich ohne weiteres nicht angängig ist. Es muß also eine allmähliche Angleichung erfolgen. Klein verlangt zu diesem Zwecke für alle wesentlichen Rechtsgebiete — außer dem Verfassungsrecht, das eine Frage für sich bildet, — eine „karge monumentale auf die Dauer berechnete Gesetzgebung", also formell eine vollständige Neubearbeitung unseres Rechts. Adler will einzelne deutsche Gesetze mit geringen Modifikationen herübernehmen, wie das Gesetz über das Urheberrecht, den unlauteren Wettbewerb, das Seerecht, den Verlagsvertrag, das Wechselrecht. Für das bürgerliche Recht ist nach Meinung beider Verfasser das deutsche BGB zugrunde zu legen, aber neu zu bearbeiten, besonders gegen die Übernahme des Familienrechts haben beide Bedenken. Die österreichische Zivilprozeßordnung ist der deutschen anerkanntermaßen überlegen. Adler will sie so übernommen haben, wie sie ist, Klein will sie erst noch überarbeitet sehen. Strafrecht und Strafprozeß stehen in beiden Staaten zur Zeit im Zeichen der Reform, so daß hier eine Neubearbeitung auf alle Fälle notwendig wird.

Über den Völkerbund als Rechtsinstitut spricht Strupp im Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie XII, 3. Aufgaben des Völkerbundes sind nach ihm die Schaffung einer internationalen Gerichtsbarkeit, einer internationalen Gesetzgebung und einer internationalen Verwaltung mit Zwangsvollstreckungsmöglichkeit. Für die Gerichtsbarkeit soll das Haager Schiedsgericht in seiner bisherigen Gestalt bestehen bleiben. Daneben wird zur Entscheidung von Rechtsfragen ein ständiger Gerichtshof verlangt. Für politische Interessenstreitigkeiten soll als drittes richterliches Organ ein



Vermittlungsrat geschaffen werden, der Gutachten und Ratschläge — also ohne bindende Kraft — erteilt. Der internationalen Gesetzgebung dienen periodische Konferenzen aller Staaten, die etwa aller drei, fünf oder sieben Jahre zusammentreten. Für die Verwaltung endlich werden Verwaltungsorgane geschaffen nach Analogie der bereits bestehenden internationalen Büros und Kommissionen. Die Zwangsvollstrekkung wird mit allen hergebrachten Mitteln völkerrechtlicher Pression betrieben, unter denen der Krieg gegen den Rechtsbrecher nur als ultima ratio erscheint. Zu diesem Zwecke bilden die Staaten aber nicht einen Kampfbund, wie es die bisherigen Bündnisse waren, sondern einen Kampfverhütungsbund; ein Unterschied, der manchem problematisch erscheinen mag.

Zu den jüngst mitgeteilten Friedensvorschlägen liegt wegen der Kürze der Zeit erst eine Äußerung vor. Niemeyer, der anerkannte Altmeister des Völkerrechts, spricht in der Deutschen Juristen-Zeitung 1919 Heft 11/12 über die rechtliche Tragweite der Friedensbedingungen von Versailles. Ausgehend von den juristisch-technischen Mängeln des Entwurfs übt er an ihrem Inhalt eine vernichtende Kritik, die er mit den Worten schließt: „Die Friedensbedingungen von Versailles bedeuten nicht nur den Umsturz des geltenden Völkerrechts, sondern die Verneinung des auf Völkerversöhnung, Völkerfrieden und internationale Arbeitsgemeinschaft gerichteten Willens. Sie enthalten die Sünde wider den heiligen Geist des Völkerrechts. Indem sie sich in erster Linie gegen Deutschland richten, wirken sie darüber hinaus gegen die ganze Menschheit, deren Hoffnung auf Frieden und Arbeit, Gesittung und Gerechtigkeit in diesem Buche eingesargt wird, wenn es das Gesetzbuch der Welt werden sollte."

Berlin, Juni 1919. ...t...

Nachrichten und Mitteilungen.

Deutschland und Armenien 1914—1918. Sammlung diplomatischer Aktenstücke, herausgegeben und eingeleitet von Dr. Joh. Lepsius. Der Tempelverlag zu Potsdam, 1919. LXXX, 541 S. Preis 15 M.

Schon der Untertitel zeigt, um was es sich handelt, und daß der Obertitel zu weit gefaßt ist; denn nicht den deutsch-armenischen Beziehungen während des Weltkrieges im allgemeinen ist der Band gewidmet, sondern nur dem Verhalten der deutschen Vertreter im Osmanischen Reiche gegenüber den Armeniermassakers und -deportationen. Der Verfasser führt an der Hand des aus den Beständen des Auswärtigen Amts und der deutschen Botschaft in Konstantinopel sorgfältig veröffentlichten, 444 Stücke umfassenden Aktenmaterials den zwingenden Nachweis, daß die Behauptung von der Mitschuld Deutschlands an den Armeniergreueln zu einer der vielen böswilligen ententistischen Verleumdungen, d. h. bewußten Lügen gehört. Auch was das englische Blaubuch von 1916 an einzelnen Fällen nennt, ist unhaltbar. Die hier belasteten Deutschen haben sich um den Armenierschutz sogar besonders verdient gemacht.

Der Herausgeber hat seiner wertvollen, durch gute Register erschlossenen Aktensammlung einen kurzen Bericht über ihren wesentlichen Inhalt vorausgeschickt, worin der äußere Verlauf und die innere Bedeutung der von den türkischen Behörden unter jungtürkischem Drucke ergriffenen Maßnahmen kritisch gewürdigt wird. Ein Versuch, diese verhängnisvollen Maßnahmen in die allgemeine Geschichte der armenischen Frage einzuordnen, wird jedoch nicht gemacht. Der Verfasser verzichtet vielmehr ausdrücklich darauf, was nicht nur deshalb zu bedauern ist, weil Lepsius als einer ihrer besten Kenner gilt, sondern auch weil die feindliche Propaganda dies Thema von jeher — schon lange vor dem Kriege — mit Eifer und Erfolg behandelt hat, wofür der zweite Band von S. Zurlindens großem deutschfeindlichen Werke über den Weltkrieg (1918) neben vielen andern ein Beispiel ist. Im Interesse der geschichtlichen Wahrheit und Gerechtigkeit muß aber betont werden, daß ein Urteil über das in diesen Akten zutagetretende dunkle Bild so lange in der Luft schwebt, solange man nicht die Vorgeschichte heranzieht und sich durch sie von der grundlegenden Tatsache überzeugen läßt, daß in der Gesamtgeschichte der armenischen Frage keineswegs alle Schuld allein auf seiten der türkischen Regierung liegt. Die Mitschuld der Armenier selbst und der Entente kann nicht geleugnet werden. J. H.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.


Princeton University Library
32101 064062183



